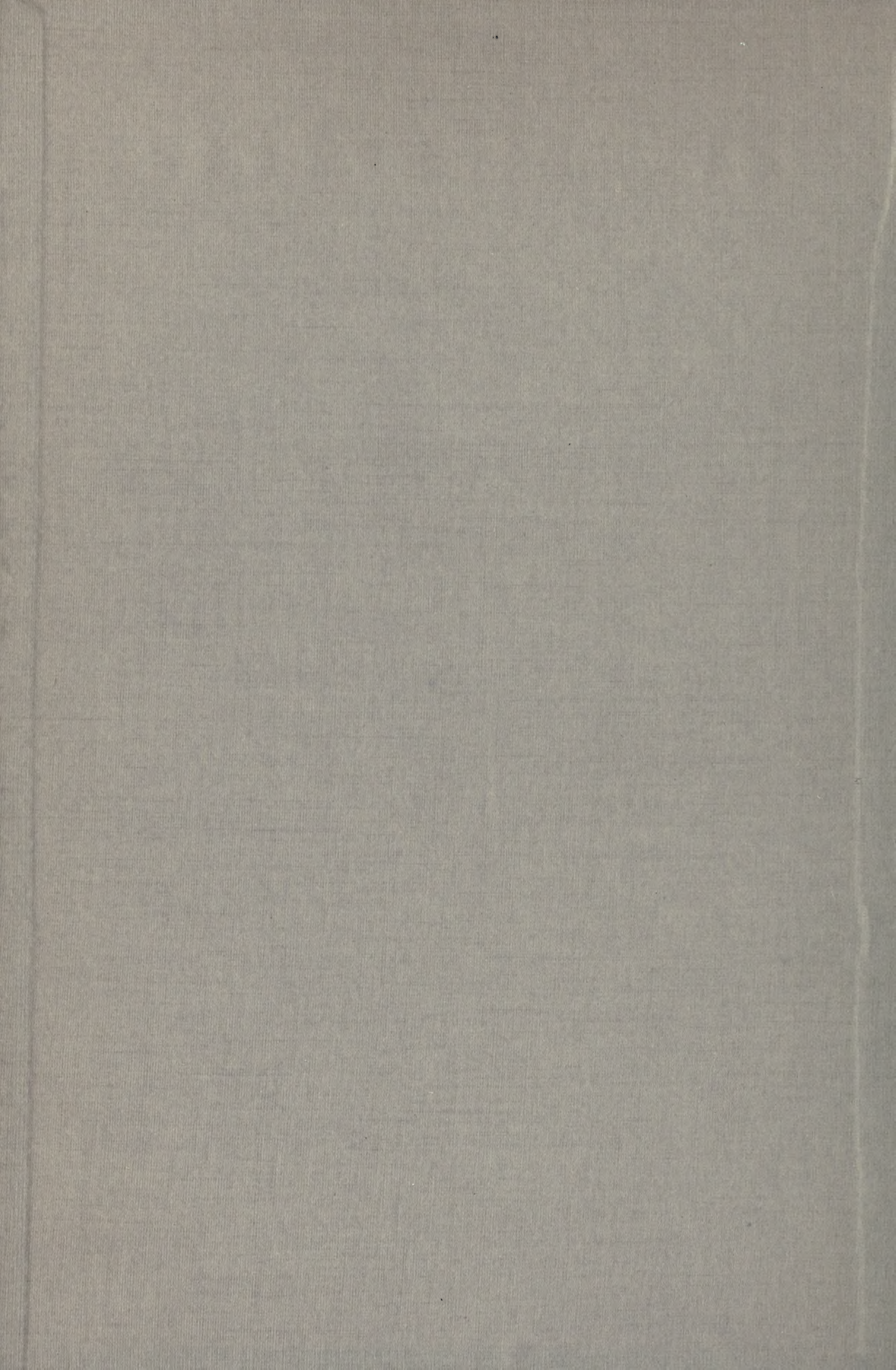
Der Völkerkrieg





Meckling

Zu Weihnachten 1915 von Else



Der Völkerkrieg



Der Völkerkrieg

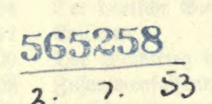
Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914

Herausgegeben von

C. H. Baer

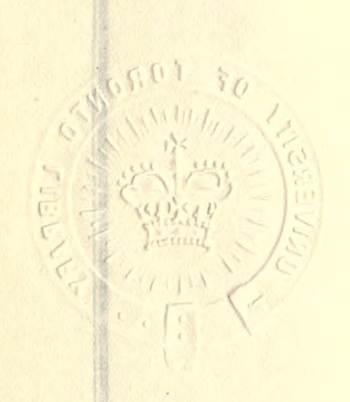
Dritter Band





Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart





Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Inhalts-Uebersicht des dritten Bandes

Das deutsche Reich während des ersten Kriegshalbjahres

Die österr.-ungar. Monarchie während des ersten Kriegshalbjahres

Die Ereignisse an der Westfront bis Mitte Januar 1915

Inhalts-Uebersicht des dritten Bandes

Frankreich während des ersten Kriegshalbjahres

Großbritannien während des ersten Kriegshalbjahres

Abbildungen

Inhalts-Uebersicht des dritten Bandes

Karten



Phot. Friedrich Müller, München

König Ludwig III. von Bayern
im Felde



Phot A. Meyer, Inh. Arthur Schulz, Berlin

General d. Inf. Erich von Falkenhayn
seit 25. Okt. 1914 Chef des Generalstabs der deutschen Armee
Preußischer Kriegsminister Juli 1913 bis 20. Januar 1915

Das deutsche Reich während des ersten Kriegshalbjahres

Morgendämmerung

Von Legationsrat Hermann vom Rath

Der gewaltige Schwung, der das ganze deutsche Volk mit elementarer Kraft bewegt, ist die große, vielleicht die größte Errungenschaft dieses Krieges. Aehnliches erlebt keine andere Nation. In jedem einzelnen vollzog sich ein Wechsel; was klein und verkümmert war, fiel ab, was groß und gesund, entfaltete sich, und in neuer heißer Liebe entbrannte jeder Deutsche zu solchem Volk und Land.

Der Kriegsbegeisterung war der Boden wohl vorbereitet, bewußt und unbewußt. Seit geraumer Zeit schon bewegte die Nation ein idealistischer Trieb, der Drang, Körper und Geist tüchtig zu machen, um klare Köpfe, gesunde Glieder in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Zugleich war ein metaphysisches Verlangen der im Materialismus Verhungernden erwacht, das seltsame Blüten trieb; bei den Ungebildeten Sektierertum, Bildungen nach Art der Heilsarmee. Stärker noch war bei den geistig Höherstehenden die Reaktion gegen die Oede eines selbstgefälligen, schnell befriedigten Materialismus. Die minderbemittelten Geister suchten Zuflucht in Aeußerlichkeiten, Gesundbeten, Christian Science und ähnlichem, während die tiefer veranlagten die Schranken der Reflexion durchbrachen. Selbst Koryphäen der Naturwissenschaften begannen, vom magnetischen Strome angezogen, sich dem übersinnlichen Schauer zu erschließen, der einen Du Bois-Reymond Ignorabimus aussprechen ließ. Das religiöse Gefühl ist neuerwacht, tagtäglich drängen sich in den Kirchen andächtige Hörer, und durch die Vertiefung der Empfindung glätten sich die Unterschiede der Konfessionen.

Eine elementare Reaktion gegen den stumpfen Materialismus des letzten Geschlechtes, dessen Füße noch in der heroischen Zeit standen, machte sich in unserer wundervollen Jugend geltend. Ihre Vorhut darf bereits in diesen gewaltigen Krieg ziehen, ihr Hauptheer aber wird uns noch die schönsten, wir hoffen friedlichen Siege kraftvoll und klarbewußt erringen. Diese Jugend will nichts mehr wissen von Kneipendunst und nervenpeitschenden Reizmitteln, von papierenen Phrasen und verstaubter Bücherwurmexistenz. Lufthungrige Lungen, schönheitsdurstige Augen, die Natur und Welt in sich aufsaugen, hat sie. Staunend erleben wir's, diese Jugend hat nach einer Zeit der Verweichlichung des satten Lebensgenusses in sich soldatische Tugenden ausgebildet. Millionärssöhne entsagen bewußt dem weichlichen Luxus, fühlen sich wohl auf dem Strohlager nach stundenlangem Marsche und kochen ihr frugales Mahl. Zersplitterung in die äußersten Extreme hatte man dem heranwachsenden Geschlechte prophezeit, aber statt dessen zeigten sich die einigenden, Kasten überbrückenden Empfindungen, die in der jetzigen Volksbewegung so elementar, alles Parteiwesen hinwegschwemmend, hervorgebrochen sind. Instinktiv fühlt es die Jugend: nicht bei den Geldraffern, nicht bei den Papiermenschen liegt die Zukunft, sondern bei den unermüdlichen Arbeitern, die Schutz und Wehr dem Reiche schufen. In klarer Erkenntnis sahen unsere Militärs die Katastrophe heraufziehen, indes die Diplomaten und Zunftpolitiker vom Dunst kosmopolitischer Träume, vom Aberglauben befangen waren, die tiefe Verstrickung internationaler wirtschaftlicher Beziehungen mache einen Weltkrieg unmöglich.

Wer von uns Alten hatte diese richtige Spürkraft der Jugend?! Gewiß vermeinten wir, der selbstlosen Arbeit unseres Offizierkorps gerecht zu werden, aber wir ahnten doch

nicht im vollen Umfange die Unsumme planvoller, bis ins kleinste Detail gewissenhafter Arbeit, die von diesen Männern geleistet wurde. Aber diese Erkenntnis gebiert das kategorische Verlangen: das Werk dieser Männer, der starke, wehrhafte Geist, der es schuf, er darf nicht wieder zerstieben im Siegesrausch, in der Ernte der goldenen Saat, die auf blutgedüngtem Anger aufgehen wird. Darum müssen wir bleiben ein Volk von Kriegern und geistigen Ringern.

Eine Gründerzeit darf Deutschland nicht wieder nahen. Wenn unser Volk jetzt so schön und stark die Parallele zwischen den gewaltigen Jahren 1813, 1870 und 1914 empfindet, 1917/18 darf nicht 1873/74 ähneln. Ernte wollen wir halten, aber dem ganzen Volke. Ihm wollen wir den Weg freimachen zu der Höhe, auf der England so lange einsam thronte, nicht zu einer verschwommenen weltpolitischen Fata Morgana, sondern zur Herrschaft über die Ozeane und Küsten, nicht im Dienste des goldenen Kalbes, sondern für eine vertiefte Weltkultur, nicht andere Völker ausbeuten und bluten lassen, um überfrachtete Schiffe Krämergewinns heimzuführen, sondern um eine national genährte Weltmacht zu errichten. Dazu soll uns die Jugend, die wir werden sahen, helfen, dahin wollen wir Alten den Strom der Begeisterung, der Tatkraft leiten, der so herrlich in diesem Kriege emporrauscht.

Ein großer Unterschied zwischen 1870 und 1914 darf nicht außer acht gelassen werden. Damals hatte die uralte Sehnsucht nach Deutschlands Einheit sich fast verblutet, ehe die Erfüllung des Traumes unter Bismarcks genialer Führung gelang. Heute haben wir eben erst ein Wellental moralsatten, sich überschätzenden Philistertums überwunden, und das neue Geschlecht schickt sich gerade erst zum Sturmlauf gegen neue Höhen an. Darum ist, so darf man hoffen, die Gefahr nicht so groß, daß dieser nie erahnte Aufschwung so bald in Krämerglück erlahmen könne. Die Zuversicht ist vielmehr berechtigt, daß die fast übermenschliche Kraftleistung unseres Volkes in Waffen ihren geistigen und sittlichen Lohn in idealistischen Großtaten finden werde.

Die zweite Kriegstagung des deutschen Reichstags am Mittwoch den 2. Dezember 1914

Der Eindruck der ersten Kriegssitzung des Reichstags vom 4. August (vgl. I, S. 39 ff.) ist am 2. Dezember 1914 in vielem noch überboten worden. Schon das äußere Bild des Reichstags war von einer überwältigenden Großartigkeit. Nicht bloß alle Tribünen einschließlich der für den Hof und die Diplomaten bestimmten Logen waren überfüllt. Selbst in den Sitzungssaal, der sonst auf das strengste ausschließlich für die Abgeordneten reserviert wird, drängte eine große Zahl von Damen und Herren, die bei dieser einzigartigen Gelegenheit auch mit dabei gewesen sein wollten. Und wie in diesen äußerlichen Beziehungen die herkömmliche Ordnung durchbrochen wurde, so nahm auch niemand daran Anstoß, daß sich an den Schluß der Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg ein langdauernder Beifallssturm von Bravos und Händeklatschen schloß, an dem sich außer den Abgeordneten auch das Tribünenpublikum beteiligte. Vor dem Reichstagsgebäude scharte sich in dichten Reihen eine kaum übersehbare Menge, auch sie von einer nicht geringeren Zuversicht getragen als die Teilnehmer der Sitzung. Drinnen und draußen gab es, von einem Einzigen abgesehen, nur den einmütigen Willen, den Krieg durchzuhalten bis zu seinem glückhaften Ende.

Die Sitzung nahm nach dem stenographischen Bericht folgenden Verlauf:

Am Bundesratstische waren der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in feldgrauer Generalsuniform, Dr. Delbrück, v. Jagow, Großadmiral v. Tirpitz, Graf Hertling, Kraetke, Kühn, Solf, Dr. Sydow, v. Wandel, Beseler, v. Loebell, Havenstein und eine Menge von Bevollmächtigten zum Bundesrat und Kommissarien erschienen.

Präsident Dr. Kaempf eröffnet die Sitzung um 4¼ Uhr mit folgender Ansprache:

Meine Herren! Nach viermonatlicher Vertagung heiße ich Sie alle zu treuer Arbeit in diesem Hause willkommen, diejenigen aber unter uns, die mit in das Feld haben ziehen können und die aus dem Felde herbeigeeilt sind, um an den wichtigen Arbeiten des Reichstages teilzunehmen, begrüße ich auf das allerherzlichste. (Lebhafte Zustimmung.) Seitdem wir uns am 4. August unter dem gewaltigen Eindruck der auf uns einstürmenden Ereignisse getrennt haben, sind wichtige welthistorische Ereignisse eingetreten. Vor allem aber hat sich gezeigt, daß alle Gedanken des deutschen Volkes auf diesen gewaltigen Krieg gerichtet sind in dem Vertrauen, daß die Einigkeit des deutschen Volkes alle Hindernisse überwinden werde, in dem Bewußtsein des Sieges, das getragen wird von der Stärke der militärischen Macht Deutschlands zu Wasser und zu Lande und von dem Bewußtsein der wirtschaftlichen Stärke des deutschen Vaterlandes. (Erneuter lebhafter Beifall.) Weit über zwei Millionen Kriegsfreiwilliger haben sich gestellt, und doch hat nur ein kleiner Teil von ihnen in die Armee eingereiht werden können. Aus unserer Mitte sind 65 Abgeordnete und 27 unserer Beamten zu den Fahnen gerufen, und der Erste aus unseren Reihen, der auf dem Schlachtfelde (sämtliche Mitglieder des Hauses und des Bundesrats erheben sich von den Plätzen) den Tod für das Vaterland gefunden hat, war ein Kriegsfreiwilliger. (Beifall.) Alle diejenigen im Deutschen Reich, denen es nicht vergönnt ist, mit in den Krieg zu ziehen, wetteifern in den Werken, die dazu bestimmt sind, die Leiden des Krieges zu lindern, für die Familien unserer Soldaten zu sorgen, unsern tapferen Kriegern dort draußen ihre schwere Arbeit zu erleichtern und den Verwundeten, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als wieder in das Feld zu ziehen, Hilfe, Beistand zu leisten und die Wiederherstellung von ihren Wunden zu ermöglichen. Eine Opferfreudigkeit sondergleichen zieht durch das Land. Fürsten und Volk ohne Unterschied, alt und jung, Frauen und Männer haben keinen anderen Gedanken, als sich werktätig zu beteiligen an dem Kriege, der ein Volkskrieg ist im wahrsten Sinne des Wortes, ein Volkskrieg, an dem jeder für seinen Teil an der Stelle, an die er gestellt ist, verantwortungsvoll teilnimmt, mit der Verantwortung für das, was auf dem Spiele steht. Noch eine andere Aufgabe ist denjenigen zugefallen, die zu Hause geblieben sind, Sorge um Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens. Verständnisvoll ist die Bevölkerung dem Rufe gefolgt, durch Selbsthilfe den Gefahren des Krieges, die drohen, zu begegnen und durch weise Selbstbeschränkung dafür zu sorgen, daß die Gefahren nicht wachsen. Die großartige Organisation des Kredit- und Geldwesens, die durch die Reichsbank herbeigeführt worden ist, findet ihren Gipfelpunkt in der erfolgreichen Zeichnung der Kriegsanleihe, die nicht weniger als 4½ Milliarden Mark in die Kassen des Reichs geführt hat. (Beifall.) Manch schwere wirtschaftliche Wunde ist für den einzelnen geschlagen, aber die Gesamtheit trägt auf starken Schultern das Gebäude unseres wirtschaftlichen Lebens. (Beifall.) Alles dieses zusammen bildet den Hintergrund, vor dem sich das gewaltige Drama dieses Krieges abspielt. Nur vier Monate sind seit dem Beginn des Krieges verflossen, und welche Fülle von kriegerischen Ereignissen hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit zusammengedrängt. Zu unseren Gegnern hat sich das japanische Reich gesellt, das für seinen Undank nur anführen kann, Beutegier nach den Wahrzeichen deutscher Kultur, die wir im fernen Osten aufgerichtet haben, zum Besten der Kultur. (Beifall. Sehr richtig!) Dagegen ist den treuverbündeten Reichen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ein Bundesgenosse entstanden in dem Osmanischen

Reiche (Beifall), das in gleicher Weise wie die anderen Länder mit moslemitischer Bevölkerung entschlossen ist, die Bedrohung durch das englische Joch abzuschütteln, und das durch die islamitische Bewegung die Grundfesten der Kolonialreiche unserer Gegner zu erschüttern droht. In den vier Monaten haben wir ganz Belgien bis auf wenige Quadratkilometer im Westen besetzt und einen nicht unbedeutenden Teil des nördlichen und östlichen Frankreichs auf der Linie Verdun—Lille bis zum Meere. Starke Festungen, die als uneinnehmbar galten, sind überwunden worden, Lüttich, Namur, Antwerpen und Maubeuge. In jeder Feldschlacht hat unser Heer den Feind geschlagen. Ich erinnere nur an die Schlachten von Mülhausen, in Französisch-Lothringen, im Osten bei Tannenberg nördlich der Masurischen Seen, bei Lodz und bei Lowitsch, und alle diese Schlachten haben bewiesen, daß alle unsere Truppen, vom Ersten bis zum Letzten, daß unsere Linientruppen, wie unsere Reserven, unsere Landwehr, unser Landsturm, daß Kavallerie, Artillerie, Pioniere und alle Spezialwaffen von dem gleichen Geiste beseelt sind. Mehr als einmal ist uns gesagt worden, daß unsere Truppen unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" die feindlichen Stellungen gestürmt haben (Beifall). Unserem Heere steht ebenbürtig zur Seite unsere Flotte. (Lebhafter Beifall.) Das Herz geht uns auf, wenn wir uns an die Kreuzer „Göben" und „Breslau" erinnern, die, gezwungen den neutralen Hafen zu verlassen, unter den Klängen der Wacht am Rhein hinausgezogen sind in das von den feindlichen Flotten erfüllte Mittelmeer. Das Herz geht uns auf bei dem Gedanken an unseren Kreuzer „Emden" (lebhafter Beifall), der alle Meere unsicher gemacht hat, obgleich er selbst nur ein einzelnes verhältnismäßig kleines Schiff war, vor dem die Flotten unserer Gegner gezittert haben. Ich erinnere an die Schlacht bei Coronel, wo eine überlegene Strategie zur See den Sieg davongetragen hat. (Beifall.) Ich erinnere an die glorreichen Taten unserer Unterseeboote (lebhafter Beifall), die heute den Schrecken der ganzen britischen Flotte und des ganzen britischen Volkes bilden. (Lebhafter anhaltender Beifall und Händeklatschen.) Leider ist unser heimatlicher Boden nicht von den Schrecken des Krieges verschont geblieben. Teile von Elsaß-Lothringen, Teile von Ostpreußen zeigen nur zu deutlich die Spuren der kriegerischen Verheerung. Aber wir können nicht dankbar genug sein, daß im großen und ganzen der Krieg sich abspielt auf dem Gebiete unserer Feinde. (Beifall.) Wahrlich, wenn wir alles dieses uns vergegenwärtigen, drängt sich uns das Gefühl der Bewunderung auf für unser Heer und unsere Flotte (Beifall), deren Taten sich ebenbürtig den kriegerischen Ereignissen aller Zeiten und aller Völker zur Seite stellen. (Lebhafter Beifall.) In dieser Bewunderung bringen wir unsern Dank dar der obersten Leitung des Heeres und der Flotte, den Generalen und Admiralen, den Offizieren und den Mannschaften, die alle vom Ersten bis zum Letzten mit unvergleichlichem Mute gekämpft haben und denen die feindlichen Stellungen selten haben standhalten können. (Beifall.) Wir schließen in diesen Dank ein die tapferen Bewohner unserer Kolonien, die in schwieriger Lage heldenmütig für das Deutschtum kämpfen. Wir danken nicht minder denen, die an höchster Regierungsstelle stehen, die eine ungeheure Verantwortlichkeit mit ihren Mitarbeitern tragen und eine gleich große Arbeitslast bewältigt haben und täglich bewältigen, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann im Interesse des deutschen Vaterlandes. (Beifall.) Wir danken allen den Deutschen, die freiwillige Arbeit mitübernommen haben, die Leiden des Krieges zu mildern und für unsere Verwundeten zu sorgen. (Beifall.) Schwer sind die Verluste an Verwundeten von vielen Tausenden, die für ihr ganzes Leben ein schweres Schicksal infolge des Krieges zu tragen haben, dieses Schicksal aber heldenmütig tragen. Schwer sind auch die Verluste an Menschenleben, die der Krieg fordert. Manch Frauenherz verzehrt sich in Kummer um den gefallenen Gatten und Bruder, manch Vater- und Mutterherz verzehrt sich in Gram um die ihm entrissenen Söhne. Wir ehren



Phot. Klinkhardt & Eyssen, Dresden

König Friedrich August III. von Sachsen
im Felde



Phot. Theodor Andersen, Stuttgart

König Wilhelm II. von Württemberg
im Felde

ihren Schmerz und tragen ihn mit ihnen, das Vaterland aber dankt ihnen und ist stolz auf seine gefallenen Heldensöhne, die ihr Blut vergossen und ihr Leben hingegeben haben in dem Weltkriege, den wir um unsere Existenz zu führen haben, ein Weltkrieg, denn aus allen Weltteilen, Asien, Afrika, Australien, Amerika haben unsere Feinde ihre Vasallenheere auf den europäischen Kriegsschauplatz gezogen, um uns zu vernichten. Meine Herren, das schreckt uns nicht! Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache wehren wir uns, wenn es sein muß, gegen die ganze Welt. Unter der Fahne unseres Heeres, unter der Flagge unserer Flotte werden wir siegen. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, ich habe Ihnen dann noch einige Mitteilungen trauriger Natur zu machen. (Der Reichstag und die Mitglieder der Regierung erheben sich.) Seit der letzten Tagung des Reichstags sind die Abgeordneten Dr. Semler, Ritter, Metzger und Dr. Braband gestorben. Am 3. September wurde unser Kollege, Herr Dr. Frank-Mannheim, der beim Ausbruch des Krieges sich als Kriegsfreiwilliger gestellt hatte, von einer Kugel in den Kopf getroffen und starb so in dem ersten Gefecht, das er mitgemacht hat. An dem Platz, an dem wir sonst seine markige Gestalt zu sehen gewohnt waren, liegt ein Lorbeerkranz, den der Reichstag seinem den Heldentod gestorbenen Kollegen gewidmet hat. Ich habe, nachdem ich die Nachricht von dem tragischen Ende unseres Kollegen erhalten hatte, der sozialdemokratischen Fraktion das Beileid des Reichstags ausgesprochen. Seitens des Herrn Stellvertreters des Reichskanzlers ist mir folgendes Schreiben zugegangen: „Im Kampfe um Deutschlands Verteidigung ist als erstes Mitglied des Reichstags der Abgeordnete Dr. Ludwig Frank auf dem Felde der Ehre gefallen; er hat damit die Gesinnung, die er durch seinen Eintritt als Kriegsfreiwilliger bekundet hatte, mit seinem Tode besiegelt. Ich habe die Ehre, im Namen des Reichskanzlers dem Reichstag den Ausdruck des aufrichtigen Mitgefühls auszusprechen und bitte, diesen Ausdruck ihm zu übermitteln.“ Ich danke dem Herrn Reichskanzler für den Ausdruck seiner warmen Anteilnahme an unserem tragischen Verlust. Meine Herren, Sie haben sich sowohl zu Ehren der in ihrer Heimat verstorbenen Mitglieder wie auch zu Ehren unseres auf dem Felde der Ehre gefallenen Kollegen Dr. Frank von Ihren Plätzen erhoben, ich stelle dies fest und danke Ihnen dafür.

Der Präsident Dr. Kaempf teilt darauf mit, daß er Ihrer Majestät der Kaiserin zum Geburtstage die Glückwünsche des Reichstags übermittelt habe, und verliest das darauf eingegangene Danktelegramm der Kaiserin. Er verliest ferner das von ihm aus Anlaß des Falles von Tsingtau an Seine Majestät gerichtete Telegramm, in welchem er die Gefühle des Reichstags aus diesem Anlaß kundgibt, und teilt die darauf eingegangene Antwortdepesche des Kaisers mit (vgl. II, S. 294).

Der Präsident gibt ferner den Wortlaut der Depesche bekannt, die er aus dem gleichen Anlaß an den Staatssekretär des Reichsmarineamts gerichtet hat, sowie die von letzterem an ihn gerichtete telegraphische Antwort.

Der Präsident läßt sodann die telegraphische Solidaritätskundgebung verlesen, die der Vizepräsident des Ungarischen Abgeordnetenhauses ihm hat zugehen lassen, und ebenso die von ihm darauf namens des Reichstags gegebene Antwort.

Die Abgeordneten Dr. Beck-Heidelberg (nl.) und Speck (Zentr.) haben ihre Mandate niedergelegt. Neugewählt in den Reichstag sind die Abgeordneten Stiegle (Zentr.), Dr. Obkircher (nl.) und Geck (Soz.).

Das Verzeichnis der inzwischen eingegangenen Vorlagen und der im Bundesrat eingetretenen Veränderungen wird verlesen. Darauf tritt das Haus in die erste Lesung des Gesetzentwurfs, betreffend die Feststellung eines zweiten Nachtrags zum Reichshaushaltetat für 1914, ein, durch welchen weitere fünf Milliarden an Kriegskrediten gefordert werden.

Sofort ergreift der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg das Wort:

Meine Herren, Seine Majestät der Kaiser, der draußen bei der Armee ist, hat mich beauftragt, der deutschen Volksvertretung, mit der er sich in Sturm und Gefahr und der gemeinsamen Sorge für das Wohl des Vaterlandes bis zum Tode eins weiß, seine besten Wünsche und herzlichen Grüße zu überbringen (lebhafter Beifall), und zugleich in seinem Namen von dieser Stelle aus der ganzen Nation Dank zu sagen für die beispiellose Aufopferung und Hingabe, für die gewaltige Arbeit, die draußen und daheim von allen Schichten des Volkes ohne Unterschied geleistet worden ist und weiter geleistet wird. (Erneuter lebhafter Beifall.)

Auch unsere Gedanken gelten zuerst dem Kaiser, der Armee, der Marine, unseren Soldaten, die draußen auf dem Felde und auf hoher See für die Ehre und die Größe des Reiches kämpfen. (Bravo!) Voller Stolz und mit felsenfestem Vertrauen blicken wir auf sie (stürmischer Beifall im ganzen Hause), blicken wir zugleich auf unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder, die treu mit uns vereint in glänzend bewährter Tapferkeit den großen Kampf kämpfen. (Wiederholter stürmischer Beifall.)

Noch jüngst, meine Herren, hat sich uns in dem aufgedrungenen Kampfe ein Bundesgenosse zugesellt, der genau weiß, daß mit der Vernichtung des Deutschen Reiches es auch mit seiner eigenen staatlichen Selbstbestimmung zu Ende wäre; das ist das osmanische Reich. Wenn unsere Gegner auch eine gewaltige Koalition gegen uns aufgeboten haben, so werden sie hoffentlich erfahren müssen, daß der Arm unserer mutigen Verbündeten bis an die schwächsten Stellen ihrer Weltstellung reicht. (Lebhafter Beifall.)

Am 4. August 1914 bekannte der Reichstag den unbeugsamen Willen des gesamten Volkes, den ihm aufgezwungenen Kampf aufzunehmen und seine Unabhängigkeit bis zum äußersten zu verteidigen. Seitdem ist Großes geschehen! Wer will die Ruhmes- und Heldentaten der Armeen, der Regimenter, der Kompagnien und Schwadronen, der Kreuzer und Unterseeboote aufzählen in einem Kriege, der seine Schlachtlinien durch Europa, ja durch die Welt zieht! Erst eine spätere Zeit wird davon erzählen können. Aber fassen wir nüchtern, was ist.

Die unvergleichliche Tapferkeit unserer Truppen hat, trotz der ungeheuren Uebermacht unserer Feinde, den Krieg in Feindesland getragen. Dort stehen wir fest und stark da und können mit aller Zuversicht der Zukunft entgegensehen. (Lebhafter Beifall.) Aber, die Widerstandskraft des Feindes ist nicht gebrochen. Wir sind nicht am Ende der Opfer. Die Nation wird diese Opfer weiter tragen mit demselben Heroismus, mit dem sie es bisher getan hat, denn wir müssen und wollen den Verteidigungskrieg, den wir, von allen Seiten bedrängt, für Recht und Freiheit führen, bis zum guten Ende durchkämpfen. (Lebhaftes Bravo.) Dann wollen wir auch der Unbill gedenken, mit der man sich an unseren in Feindesland lebenden wehrlosen Landsleuten, zum Teil in einer jeder Zivilisation hohnsprechenden Weise, vergriffen hat. (Stürmischer, wiederholter Beifall.) Die Welt muß erfahren, daß niemand einem Deutschen ungesühnt ein Haar krümmen darf. (Stürmisches, wiederholtes Bravo und Händeklatschen.)

Meine Herren, einige Augenblicke, nachdem jene Sitzung vom 4. August zu Ende gegangen war, erschien der großbritannische Botschafter, um uns ein Ultimatum Englands, und nach dessen sofortiger Ablehnung die Kriegserklärung zu überbringen. Da ich mich damals zu dieser endgültigen Stellungnahme der britischen Regierung noch nicht äußern konnte, will ich jetzt einige Ausführungen dazu machen.

Die Verantwortung an diesem größten aller Kriege liegt für uns klar. (Sehr richtig!) Die äußere Verantwortung tragen diejenigen Männer in Rußland, die die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee betrieben und durchgesetzt haben. (Sehr richtig!) Die innere Verantwortung liegt bei der großbritannischen Regierung. (Wieder-

holte lebhafte Zustimmung.) Das Londoner Kabinett konnte den Krieg unmöglich machen, wenn es unzweideutig in Petersburg erklärte, England sei nicht gewillt, aus dem österreichisch-serbischen Konflikte einen kontinentalen Krieg der Großmächte herauswachsen zu lassen. (Sehr richtig!) Eine solche Sprache hätte auch Frankreich gezwungen, Rußland energisch von allen kriegerischen Maßnahmen abzuhalten. (Erneute Zustimmung.) Dann aber gelang unsere Vermittlungsaktion zwischen Wien und Petersburg, und es gab keinen Krieg. England hat das nicht getan. England kannte die kriegslüsternen Treibereien einer zum Teil nicht verantwortlichen, aber mächtigen Gruppe um den Zaren. (Allgemeine Zustimmung.) Es sah, wie das Rad ins Rollen kam, aber es fiel ihm nicht in die Speichen. Trotz aller Friedensbeteuerungen gab London in Petersburg zu verstehen, England stehe auf Seite Frankreichs und damit auch Rußlands. (Hört, hört!) Das zeigen klar und unwiderleglich die inzwischen erfolgten Publikationen der verschiedenen Kabinette, insbesondere das Blaubuch, das die englische Regierung herausgegeben hat. (Sehr richtig!) Nun gab es in Petersburg kein Halten mehr. Wir besitzen darüber das gewiß unverdächtige Zeugnis des belgischen Geschäftsträgers in Petersburg. Er berichtet — Sie kennen seine Worte, aber ich will sie hier wiederholen — er berichtet am 30. Juli 1914 an seine Regierung: Heute ist man in Petersburg fest überzeugt und man hat selbst die Gewißheit davon, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand ist von enormem Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Militärpartei die Oberhand zu verschaffen. (Lebhafte Rufe: Hört, hört!)

Bis in den Sommer hinein haben die englischen Staatsmänner ihrem Parlament versichert: kein Vertrag, keine Abmachung binde das schrankenlose Selbstbestimmungsrecht Englands, falls ein Krieg ausbrechen sollte. Frei könne Großbritannien sich entscheiden, ob es an einem europäischen Kriege teilnehmen wolle oder nicht. Also, meine Herren, war es keine Bündnispflicht, kein Zwang, es war auch keine Bedrohung des eigenen Landes, die die englischen Staatsmänner veranlaßte, den Krieg entstehen zu lassen und dann sofort selbst in ihn einzutreten. Dann bleibt nur übrig, daß das Londoner Kabinett diesen Weltkrieg, diesen ungeheuerlichen Weltkrieg kommen ließ, weil ihm die Gelegenheit gekommen schien, mit Hilfe seiner politischen Ententegenossen den Lebensnerv seines größten europäischen Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu zerstören. (Stürmische Zustimmung im ganzen Hause.)

So, meine Herren, tragen diese beiden Staaten England und Rußland zusammen — über Rußland habe ich mich am 4. August ausgesprochen — vor Gott und der Menschheit die Verantwortung für diese Katastrophe, die über Europa, die über die Menschheit hereingebrochen ist. (Lebhafte Zustimmung.)

Die belgische Neutralität, die England zu schützen vorgab, ist eine Maske. Am 2. August 1914, abends um 7 Uhr, teilten wir in Brüssel mit, die uns bekannten Kriegspläne Frankreichs zwängen uns, um unserer Selbsterhaltung willen durch Belgien zu marschieren. Aber schon am Nachmittage dieses 2. August, also bevor in London das geringste von unserer Demarche in Brüssel bekannt war und bekannt sein konnte, hatte England Frankreich seine Unterstützung zugesagt (hört, hört!) und zwar bedingungslos zugesagt für den Fall eines Angriffs der deutschen Flotte auf die französische Küste. Von der belgischen Neutralität war dabei mit keinem Wort die Rede. Diese Tatsache ist festgestellt durch die Erklärung, die Sir Edward Grey am 3. August im englischen Unterhaus abgab, und die mir am 4. August infolge des erschwerten telegraphischen Verkehrs nicht in extenso bekannt war, und bestätigt durch das Blaubuch der englischen Regierung selbst. Wie hat da England behaupten können, es habe das Schwert gezogen, weil wir die belgische Neutralität verletzt hätten? (Lachen.) Und wie konnten die englischen Staatsmänner, denen doch die Vergangenheit genau bekannt war, überhaupt von bel-

gischer Neutralität sprechen? (Lebhaftes Sehr richtig!) Als ich am 4. August 1914 von dem Unrecht sprach, das wir mit dem Einmarsch in Belgien begängen, stand noch nicht fest, ob sich die Brüsseler Regierung nicht in der Stunde der Not dazu entschließen würde, das Land zu schonen und sich unter Protest auf Antwerpen zurückzuziehen. Sie erinnern sich, daß ich auf den Antrag unserer Heeresverwaltung nach der Einnahme von Lüttich eine erneute Aufforderung in diesem Sinne an die belgische Regierung gerichtet habe, aus militärischen Gründen mußte die Möglichkeit zu einer solchen Entwicklung am 4. August unter allen Umständen offengehalten werden.

Für die Schuld der belgischen Regierung lagen schon damals mannigfache Anzeichen vor. Positive schriftliche Beweise standen mir noch nicht zu Gebote, den englischen Staatsmännern aber waren diese Beweise genau bekannt. (Lebhaftes Sehr richtig!) Wenn jetzt durch die in Brüssel aufgefundenen, von mir der Oeffentlichkeit übergebenen Aktenstücke festgestellt worden ist, wie und in welchem Grade Belgien seine Neutralität England gegenüber aufgegeben hat, so ist nunmehr alle Welt über zwei Tatsachen im klaren: Als unsere Truppen in der Nacht vom 3. zum 4. August 1914 das belgische Gebiet betraten, da befanden sie sich auf dem Boden eines Staates, der seine Neutralität selbst längst durchlöchert hatte. (Lebhaftes Sehr richtig!) Und die weitere Tatsache: nicht um der belgischen Neutralität willen, die England selbst mit untergraben hatte, hat uns England den Krieg erklärt, sondern weil es glaubte, zusammen mit zwei großen Militärmächten des Festlandes unser Herr werden zu können. (Lebhaftes Sehr richtig!) Schon seit dem 2. August, seit seinem Versprechen der Kriegsfolge an Frankreich, war England nicht mehr neutral, sondern tatsächlich im Kriegszustand mit uns. (Lebhaftes Sehr richtig!) Die Motivierung seiner Kriegserklärung am 4. August mit der Verletzung der belgischen Neutralität war nichts als ein Schaustück, geeignet das eigene Land und das neutrale Ausland über die wahren Beweggründe zum Kriege irrezuführen. Jetzt, wo der bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete englisch-belgische Kriegsplan enthüllt ist, ist die Politik der englischen Staatsmänner vor der Weltgeschichte für alle Zeiten gekennzeichnet. (Sehr richtig!) Die englische Diplomatie hat selbst ja auch noch ein Uebriges dazu getan. Auf ihren Ruf entreißt uns Japan das heldenmütige Kiautschou und verletzte dabei die chinesische Neutralität. (Sehr wahr!) Ist England gegen diesen Neutralitätsbruch eingeschritten? Hat es da seine peinliche Fürsorge für die neutralen Staaten gezeigt? (Sehr gut!)

Meine Herren, als ich vor fünf Jahren auf diesen Platz berufen wurde, stand dem Dreibund festgefügt die Tripleentente gegenüber, ein Werk Englands, bestimmt dem bekannten Prinzip der balance of power zu dienen, das heißt ins Deutsche übertragen: der seit Jahrhunderten befolgte Grundsatz englischer Politik, sich gegen die jeweils stärkste Macht auf dem Kontinent zu wenden, sollte in der Tripleentente sein stärkstes Werkzeug finden. Darin lag von vornherein der aggressive Charakter der Tripleentente gegenüber den rein defensiven Tendenzen des Dreibundes, darin lag der Keim zu gewaltsamer Explosion. Ein Volk von der Größe und Tüchtigkeit des deutschen läßt sich nicht in seiner freien und friedlichen Entwicklung ersticken. (Lebhafter Beifall.) Angesichts dieser Kombination war der deutschen Politik der Weg klar vorgeschrieben: sie mußte versuchen, durch Verständigung mit den Mächten der Tripleentente die Kriegsgefahr zu bannen, sie mußte gleichzeitig unsere Wehrkraft so stärken, daß sie dem Kriege, wenn er doch kam, gewachsen war. Sie wissen, meine Herren, wir haben beides getan.

In Frankreich begegneten wir immer wieder dem Revanchegedanken. Von ehrgeizigen Politikern genährt, erwies er sich stärker als der unzweifelhaft von einem Teil des französischen Volkes gehegte Wunsch, mit uns in nachbarlichen Verhältnissen zu leben. Mit Rußland kam es zwar zu einzelnen Vereinbarungen, aber eine feste Allianz mit Frankreich, sein Gegensatz zu dem mit uns verbündeten Oesterreich-Ungarn und ein von pan-

slawistischen Machtgelüsten gezüchteter Deutschenhaß machten jede Vereinbarung unmöglich, die für den Fall politischer Krisen die Kriegsgefahr ausgeschlossen hätte. Verhältnismäßig am freiesten stand noch England da. Ich habe schon vorhin daran erinnert, mit welcher Emphase die englischen Staatsmänner immer wieder aufs neue ihrem Parlament das ganz ungebundene Selbstbestimmungsrecht Großbritanniens gerühmt haben. Hier konnte am ersten der Versuch zu einer Verständigung gemacht werden, die tatsächlich den Weltfrieden garantiert hätte. (Sehr richtig!)

Danach habe ich gehandelt, danach mußte ich handeln. Der Weg war schmal, das wußte ich wohl, die insulare englische Denkart hat im Laufe der Jahrhunderte einen politischen Grundsatz mit der Kraft eines selbstverständlichen Dogmas ausgestattet, den Grundsatz nämlich, daß England ein arbitrium mundi gebühre, das es nur aufrecht erhalten könne durch die unbestrittene Seeherrschaft einerseits und durch das vielberufene Gleichgewicht der Kräfte auf dem Kontinent andererseits. Ich habe niemals gehofft, diesen alten englischen Grundsatz durch Zureden zu brechen. Was ich für möglich hielt, war, daß die wachsende Kraft Deutschlands und das wachsende Risiko eines Krieges England nötigen könnten, einzusehen, daß dieser alte Grundsatz unhaltbar, unpraktisch geworden ist, und ein friedlicher Ausgleich mit Deutschland vorzuziehen sei. Jenes Dogma aber, meine Herren, lähmte immer wieder die Möglichkeit einer Verständigung.

Einen neuen Anstoß erhielten die Verhandlungen durch die Krisis des Jahres 1911. Ueber Nacht war dem englischen Volk klar geworden, daß es vor dem Abgrund eines europäischen Krieges gestanden hatte. Die Volksstimmung zwang die englischen Machthaber zu einer Annäherung an Deutschland. In langwieriger Arbeit gelang es schließlich, sich über verschiedene strittige wirtschaftliche Interessenfragen, die Vorderasien und Afrika betrafen, zu verständigen. Damit sollten die möglichen politischen Reibungsflächen vermindert werden. Die Welt ist weit, sie bietet, wenn man nur nicht die freie Entfaltung unserer Kräfte hindern will, beiden Völkern Raum genug, im friedlichen Wettbewerb ihre Kräfte zu messen. Das war der Grundsatz, den unsere Politik von jeher vertreten hat. (Sehr richtig!)

Aber, meine Herren, während wir so verhandelten, war England unablässig darauf bedacht, seine Beziehungen zu Rußland und Frankreich immer enger zu gestalten. Das Entscheidende dabei war, daß über das politische Gebiet hinaus immer weitere militärische Abkommen für den Fall eines Kontinentalkrieges getroffen wurden. England betrieb diese Verhandlungen möglichst geheim. Wenn etwas davon durchsickerte, wurde ihre Bedeutung in Presse und Parlament als durchaus harmlos hingestellt. Verborgen sind sie uns nicht geblieben, wie Sie aus den Veröffentlichungen wissen, die ich veranlaßt habe. Die gesamte Situation, meine Herren, war eben die: England war zwar bereit, sich über Einzelfragen mit uns zu verständigen, oberster und erster Grundsatz der englischen Politik aber blieb ihm: Deutschland muß in der freien Entfaltung seiner Kräfte im Schach gehalten werden durch die balance of power. Das ist die Grenzlinie für freundschaftliche Beziehungen mit Deutschland. Zu dem Zwecke: Stärkung der Tripleentente bis aufs äußerste!

Als die Freunde militärische Zusicherungen dafür verlangen, sind die englischen Staatsmänner sofort bereit, sie zu geben. Der Ring ist geschlossen: England ist der Gefolgschaft Frankreichs und damit auch der Rußlands sicher, aber freilich auch England selbst bindet seinen Willen. Wollen Frankreich oder Rußland, wo die in beiden Ländern vorhandenen chauvinistischen Kreise in der militärischen Konnivenz Englands ihre stärkste Stütze finden, wollen Frankreich oder Rußland losgehen, England ist moralisch in den Händen seiner Freunde, und das alles zu welchem Zweck: Deutschland muß niedergehalten werden. Wir haben es an Warnungen bei der englischen Regierung

nicht fehlen lassen; noch zu Anfang Juli dieses Jahres habe ich der englischen Regierung andeuten lassen, daß mir ihre geheimen Verhandlungen mit Rußland über eine Marinekonvention bekannt seien. Ich habe auf die ernsten Gefahren aufmerksam gemacht, die diese englische Politik für den Weltfrieden berge. (Lebhafte Rufe: Hört, hört!) Vierzehn Tage später schon trat das ein, was ich vorausgesagt hatte.

Wir haben, meine Herren, aus dieser gesamten Lage der Dinge die Konsequenzen gezogen. Schnell hintereinander habe ich Ihnen die größten Rüstungsvorlagen gebracht, die die deutsche Geschichte kennt, und Sie haben in voller Erkenntnis der Gefahr einmütig und opferbereit bewilligt, was für unsere Selbstverteidigung notwendig war.

Und als nun der Krieg ausgebrochen ist, läßt England jeden Schein fallen. Laut und offen verkündet es: England will kämpfen, bis Deutschland wirtschaftlich und militärisch niedergezwungen ist. Panslawistischer Deutschenhaß stimmt jubelnd, jauchzend zu. Frankreich hofft, mit der ganzen Kraft einer alten soldatischen Nation, die Scharte von 1870 auszuwetzen.

Meine Herren, darauf haben wir nur die eine Antwort an unsere Feinde: Deutschland läßt sich nicht vernichten! (Stürmischer Beifall.)

Und meine Herren, wie unsere militärische, so hat sich auch unsere finanzielle Kraft glänzend bewährt, sich rückhaltslos in den Dienst des Vaterlands gestellt. Das wirtschaftliche Leben wird aufrechterhalten, die Zahl der Arbeitslosen ist verhältnismäßig gering. Deutschlands Organisationskraft und Organisationskunst sucht in immer neuen Formen Uebeln vorzubeugen, Schäden auszugleichen. Kein Mann, keine Frau entzieht sich der freiwilligen Mitarbeit. (Lebhafte Zustimmung.) Keine Werbetrommel braucht gerührt zu werden. Und alles zu dem einzigen großen Zwecke für das Land der Väter, für die Hoffnung der Kinder und Enkel alles hinzugeben an Gut und Blut! Wenn dieser Geist, diese sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht gekannt hat, wenn der millionenhaft bewährte Heldenmut unseres Volkes in Waffen gegenüber einer Welt von Feinden von unseren Gegnern als Militarismus geschmäht wird, wenn sie uns Hunnen und Barbaren schelten, wenn sie eine Flut von Lügen über uns auf dem Erdenrund verbreiten, meine Herren, wir können stolz genug sein, uns darum nicht zu grämen. (Stürmisches Bravo!) Dieser wunderbare Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht in nie gesehener Einigkeit, er muß und wird siegreich bleiben.

Und, meine Herren, wenn ein ruhmvoller, wenn ein glücklicher Frieden erkämpft sein wird, dann wollen wir diesen Geist hochhalten als das heiligste Vermächtnis dieser furchtbar ernsten und großen Zeit. (Lebhafter, wiederholter Beifall.) Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeit lang die Glieder des Volkes trennten, die wir gegeneinander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißgunst und in Mißtrauen. Eine Befreiung und eine Beglückung ist es, daß nun einmal dieser ganze Wust und Unrat weggefegt ist (lebhaftes Bravo!), daß nur noch der Mann gilt, einer gleich dem andern, einer dem andern die Hand reichend für ein einiges, heiliges Ziel. (Stürmisches Bravo!) Ich wiederhole noch einmal das Wort, das beim Ausbruch des Krieges der Kaiser gesprochen hat: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Wenn der Krieg vorüber ist, werden die Parteien wiederkehren. Denn ohne Parteien, ohne politischen Kampf kein politisches Leben, auch für das freieste und einigste Volk. (Sehr richtig!) Aber kämpfen wollen wir dafür — und ich an meinem Teile verspreche es Ihnen — kämpfen wollen wir dafür, daß es in diesem Kampfe nur mehr Deutsche geben darf. (Lebhaftes Bravo!)

Meine Herren, ich schließe meine Ausführungen. Es ist nicht die Zeit für Worte. Nicht über alle Fragen, die das Volk und die auch mich im Tiefsten bewegen, kann ich

sprechen. Nur noch eins! In Treue und mit heißem Danke gedenken wir der Söhne Deutschlands, die auf den Schlachtfeldern in Ost und West, auf hoher See, an den Gestaden des Stillen Ozeans und in unseren Kolonien für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. (Der Reichstag erhebt sich.) Vor ihrem jetzt verstummten Heldenmute einigen wir uns in dem Gelöbnis, auszuharren bis zum letzten Hauche, damit Kinder und Enkel in einem stärkeren Deutschland frei und gesichert gegen fremde Drohung und Gewalt an der Größe des Reiches weiter bauen können, und dieses Gelöbnis soll hinausschallen zu unseren Söhnen und Brüdern, die weiter kämpfen gegen den Feind, zu dem Herzblut Deutschlands, das in zahl- und namenlosem Heldentum aufwallt, für das wir bereit sind, alles herzugeben, was wir haben, hinausschallen auch zu unseren Landsleuten im Ausland, den draußen für uns Sorgenden, den von der Heimat Abgeschnittenen und Gefährdeten, den widerrechtlich Gefangenen und Mißhandelten.

Wir halten durch, meine Herren! Und ich bitte Sie, durch die Annahme unserer Vorlagen es zu bekräftigen: wir halten durch, bis wir Sicherheit haben, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören — einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten und entwickeln wollen — als freies Volk! (Stürmisches, langanhaltendes Bravo und Händeklatschen auf allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen.)

Abg. Haase-Königsberg (Soz.): Im Anschluß an die Ausführungen des Herrn Reichskanzlers über Belgien will ich namens meiner Fraktion feststellen, daß die nachträglich bekanntgewordenen Tatsachen nach unserer Ueberzeugung nicht ausreichen, um von unserem Standpunkt am 4. August 1914 abzugehen. Die sozialdemokratische Fraktion steht auch heute noch auf dem Standpunkt ihrer Erklärung vom 4. August über den Krieg, dessen tiefere Ursachen ökonomische Gegensätze bilden. Noch sind die Grenzen unseres Landes von feindlichen Truppen bedroht. Daher muß das deutsche Volk auch heute noch seine ganze Kraft für den Schutz des Landes einsetzen. Die Sozialdemokratie billigt deshalb die geforderten neuen Kredite. In dankbarer Erinnerung gedenken wir aller derer, die ihr Leben und ihre Gesundheit für das Wohl des Vaterlandes hingegeben haben. Wie am 4. August stehen wir auch heute noch in Uebereinstimmung mit der Internationalen auf dem Standpunkt, daß ein jedes Volk ein unvergängliches Recht auf Integrität und Unabhängigkeit hat. Diese bei fremden Nationen anzutasten, hieße den Keim zu neuen Kriegen zu legen. Wir bleiben deshalb dabei, was wir am 4. August gesagt haben. Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel erreicht ist und der Gegner zum Frieden geneigt ist, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der geeignet ist zur Freundschaft mit den anderen Völkern zu führen. Wir verlangen, daß für alle Angehörigen und Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer in ausreichendster Weise gesorgt wird und daß den Arbeitslosen und den wirtschaftlich in Bedrängnis Geratenen Arbeitsgelegenheit und Hilfe zuteil wird. Ferner muß dafür Vorsorge getroffen werden, daß das Volk hinreichend mit Nahrungs- und Gebrauchsgegenständen versorgt wird. Die Anregungen der Gewerkschaften über soziale Maßnahmen sind ja bei der Reichsregierung zum Teil auf guten Boden gefallen. Aber es muß noch mehr geschehen. Wir bedauern bei dem einmütigen Zusammengehen aller Volksgenossen die Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte. Ganz besonders die Einschränkung der Presse ist durch nichts gerechtfertigt. Sie ist geeignet, Zweifel an die Reife und Entschlossenheit des deutschen Volkes zu legen. Die Zensur führt zu Mißgriffen und wirtschaftlichen Schädigungen. Wir fordern schleunigst Abhilfe im Interesse der geschlossenen Verteidigung des Ansehens und der Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes.

Abg. Dr. Spahn (Zentr.): Namens sämtlicher übrigen Parteien des hohen Hauses (lebhafter Beifall) habe ich folgende Erklärung abzugeben. Auch wir haben zahlreiche Wünsche der Gesetzgebung zu unterbreiten. Wir sind fest entschlossen, die soziale

Fürsorge für alle Kriegsteilnehmer und für die durch den Krieg Geschädigten sorgsam auszubauen. (Beifall.) Dankbar gedenken wir auch derer, die durch den Feind schwere Wunden erlitten haben. (Beifall.) Aber heute kommt es darauf nicht an, heute gilt es in Rücksicht auf das Wohl des deutschen Vaterlandes alles andere hintan zu stellen. (Beifall.) In dem uns freventlich aufgedrungenen Kriege wollen wir durchhalten, bis ein Sieg errungen ist, der den ungeheuren Opfern entspricht und der uns dauernden Schutz für alle Zeit gewährleistet. Zu unseren braven Soldaten in Heer und Flotte, die Schulter an Schulter mit den verbündeten Truppen kämpfen, haben wir das dankerfüllte Vertrauen, daß der Kampf bis zu diesem Ziele geführt wird.

Der Nachtragsetat wird hierauf auch in zweiter Lesung ohne Debatte angenommen.

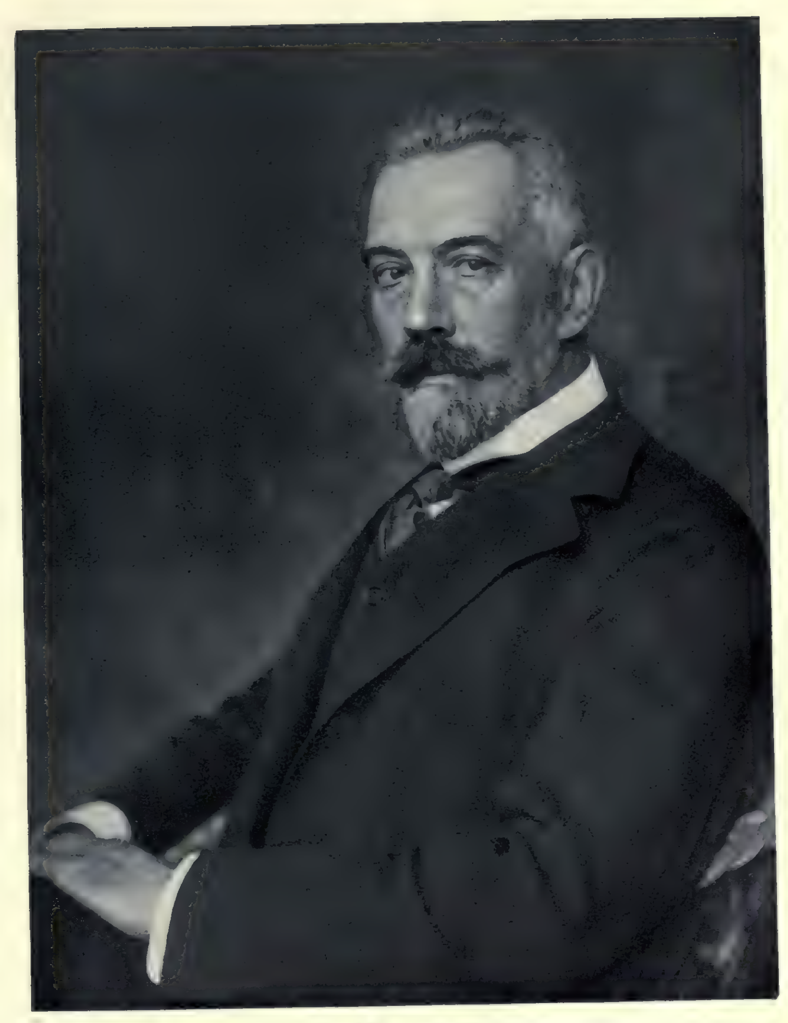
Auf Antrag des Abg. Dr. Spahn (Zentr.) tritt das Haus sofort in die dritte Lesung ein und nimmt unter lebhaftem Beifall und Händeklatschen den gesamten Nachtragsetat debattelos an. Dagegen stimmt nur der Abgeordnete Liebknecht (Soz.).

Auf Antrag des Abg. Dr. Spahn (Zentr.) tritt das Haus auch sofort in die Beratung des inzwischen eingegangenen Antrages auf Vertagung des Reichstags bis zum 2. März 1915 ein. Der Antrag auf Vertagung des Reichstags wird einstimmig angenommen.

Abg. Graf Westarp (dkons.): Es liegen eine Reihe von Petitionen vor, die sich mit den Maßnahmen zur Linderung der Kriegsnot befassen. Darunter verdienen in erster Linie diejenigen besondere Berücksichtigung, die darauf hinzielen, Hilfe für die elsaß-lothringischen und ostpreußischen Flüchtlinge zu schaffen, damit sie möglichst bald ihre Heimat im alten Glanze und neuer Blüte erstehen sehen. Ich beantrage, alle eingegangenen Petitionen dem Herrn Reichskanzler zu übergeben.

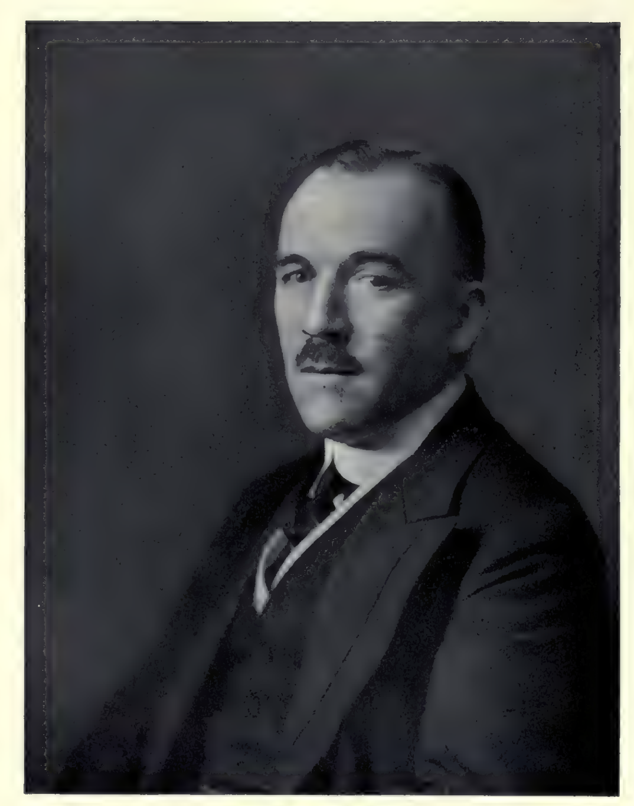
Der Antrag Westarp wird ebenfalls einstimmig angenommen.

Präsident Dr. Kaempf: Wir sind am Ende unserer heutigen Arbeit angelangt. Ich darf mit besonderer Genugtuung feststellen, daß die Einmütigkeit des deutschen Volkes, die sich in der Annahme der Kreditvorlage bekundet hat, durch nichts geschwächt worden ist und daß das deutsche Volk dadurch zu erkennen gibt, daß es den Krieg, der uns aufgezwungen worden ist, fortsetzen will bis zum Ende, das wir uns gesetzt haben. Niemals in der Weltgeschichte ist dem deutschen Volke eine Koalition gegenübergetreten wie jetzt. Sie hat eine derartige Kraftanstrengung veranlaßt, wie sie das deutsche Volk hat in die Erscheinung treten lassen, einig in allen Parteien, einig in allen Ständen, einig unter der Führung des Heeres und der Marine unter der obersten Heeresleitung Seiner Majestät des Kaisers. Dies ist ein erhebendes Moment. Ich freue mich, daß wir alle nach dem 4. August auch den 2. Dezember erlebten, der für uns das Gefühl der Größe des Deutschen Volkes zum Ausdruck bringt wie nie zuvor. Den großen Anstrengungen, die wir bisher gemacht haben, werden weitere folgen. Wir haben aus der Rede des Herrn Reichskanzlers ersehen, daß auch er der Ansicht ist, daß der Kampf weitergeführt werden muß, daß er noch nicht zu Ende ist. Wir vertrauen darauf, daß die Kraft des Deutschen Volkes alles besiegen und alle Hindernisse aus dem Wege räumen wird, um das Ziel zu erreichen, das wir uns gesetzt haben, nämlich das Ziel, zu einem Frieden zu gelangen, der uns die Möglichkeit gibt, für unsre Kinder und Enkelkinder dafür zu sorgen, daß wir in Frieden und Ruhe unserer Aufgabe in der Welt gerecht werden können, und daß wir nicht gestört werden durch den frevelhaften Uebermut irgend eines unserer Nachbarn. (Beifall.) Den Dank, den wir alle schuldig sind denen, die an diesem großen Werke mitgearbeitet haben, habe ich bereits in meiner ersten Ansprache zum Ausdruck gebracht. Aber man kann ihn nicht oft genug wiederholen. Den Dank für die Kraftanstrengungen unseres Heeres und unserer Marine, für die Anstrengungen aller derjenigen, die mitgeholfen haben. Diese Anstrengungen sind so großartig, daß es nicht möglich ist, mit Worten den Dank abzustatten, den wir alle ihnen schuldig sind. (Leb-



Phot. E. Bieber, Berlin

Theobald v. Bethmann Hollweg
Kanzler des Deutschen Reiches



Phot. E. Bieber, Berlin

Gottlieb E. G. v. Jagow
Staatssekretär des deutschen auswärtigen Amtes

hafte Zustimmung.) Ich glaube, es wird allen von Ihnen klar sein: Das deutsche Volk kann nicht besiegt werden, solange es einig ist, und auf diese Einigkeit bauen wir als auf dem sichersten Palladium unseres Volkes. (Lebhafter Beifall.)

Reichskanzler von Bethmann Hollweg: Ich habe dem hohen Hause eine Allerhöchste Verordnung mitzuteilen. (Das Haus erhebt sich.) Sie lautet:

Wir Wilhelm von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser und König von Preußen, verordnen auf Grund der Art. 12 und 26 der Verfassung mit Zustimmung des Reichstags im Namen des Reichs, was folgt: § 1. Der Reichstag wird bis zum 2. März 1915 vertagt. § 2. Der Reichskanzler wird mit der Ausführung dieser Verordnung beauftragt.

Urkundlich unter Unserer Höchst Eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichem Insiegel gegeben im Großen Hauptquartier, am 2. Dezember 1914. Wilhelm, gegengezeichnet: von Bethmann Hollweg.

Ich habe die Ehre, die Urkunde dieser Schrift Ihrem Herrn Präsidenten zu überreichen.

Präsident Dr. Kaempf erbittet und erhält die Ermächtigung, den Parlamenten der mit uns treu verbundenen Länder Oesterreich-Ungarn und des Ottomanischen Reiches namens des Reichstags eine Sympathiekundgebung zugehen zu lassen und die Tagesordnung für die nächste Sitzung, die man ja noch nicht ganz genau wisse, selbst festzustellen. Er fährt dann fort: Somit sind wir am Schlusse unserer heutigen Sitzung angelangt und trennen uns nun in dem erhebenden Gefühl, für das Vaterland getan zu haben, was in diesem Augenblicke zu tun unsere Pflicht war. Mit dem Rufe: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, das Volk, unser Volksheer und unsere Marine und unser Vaterland, sie leben hoch! (Das ganze Haus stimmt dreimal begeistert in diesen Ruf ein.)

Schluß gegen 6 Uhr.

* * *

Der Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion stellt in einer im „Vorwärts" veröffentlichten Erklärung fest, daß der Genosse Karl Liebknecht entgegen dem Beschluß der Fraktion gegen die Kriegskreditvorlage gestimmt hat. Der Vorstand bedauert diesen Bruch der Disziplin, der die Fraktion noch beschäftigen werde, aufs tiefste.

Die Rede des Reichskanzlers fand auch außerhalb des Hauses lebhaften ungeteilten Beifall, „Er hat uns allen aus dem Herzen gesprochen," sagt die „Kölnische Zeitung". „Wir danken ihm, daß er unserm Stolz auf unsere heldenmütigen Truppen den rechten Ausdruck verliehen hat, daß er mit dem Herzblut Deutschlands fühlt, das draußen „in namenlosem Heldenmut aufwallt", das ungeheure Leiden und Entbehrungen erträgt, damit wir daheim in Frieden und Sicherheit leben können. Wir danken ihm auch, daß er mit so warmer Empfindung unserer Verbündeten gedacht hat, die jetzt mit ihrem Blute die Treue besiegeln, die sie uns im Frieden gelobt haben."

Vor allem aber fand das Gelöbnis, daß der Geist der Einigkeit und des gegenseitigen Sichverstehens als heiligstes Vermächtnis dieser furchtbar ernsten und großen Zeit in aller Zukunft hochgehalten werden solle, in ganz Deutschland freudige Zustimmung.

„Wir haben es erlebt," schreibt die „Kölnische Zeitung" weiter, „wie groß Deutschland sein kann, wenn es einig ist, und wir wollen es nie, nie wieder vergessen. Wir hatten uns so tief eingefressen in Parteihader und Parteigegensätze, daß wir an uns selbst irre wurden und vor lauter Unterschieden und Unterschiedchen das Große, Gemeinsame nicht mehr sahen. Da ist der Krieg gekommen und Not und Tod, und sie haben unsere Köpfe gereckt. Wir erkennen den Bruder wieder in dem andersgesinnten Deutschen, und wir lieben ihn, weil er in dieser entscheidenden Stunde so ganz und gar einig mit uns ist. Das kann, das soll nicht wieder verschwinden, wenn der Alltag zurückgekehrt ist. Weil sich jeder in der Gefahr als Deutscher bewährt hat, soll auch jeder im Frieden als Deutscher gelten. So dachten ja die andern Völker der Erde immer voneinander, und darum

waren sie uns an nationaler Entschiedenheit überlegen. Wir wissen jetzt endlich auch, daß uns der einfachste Landsmann näher steht als der berühmteste Fremde, und wir werden danach unser Verhalten in Zukunft einrichten. Und so halten wir weiter aus in dem furchtbaren Kampfe, der uns aufgezwungen ist, einig mit unsrem Kaiser und seinem bewährten Kanzler, einig mit unseren Volksgenossen, entschlossen zum Sieg oder Tod. Wer will uns überwinden? Er beweise erst einmal, daß er so groß ist wie das deutsche Volk in seiner Schicksalsstunde."

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Berchtold, richtete an den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg folgendes Telegramm:

„Zu der bedeutsamen Rede Ew. Exzellenz in der vorgestrigen Sitzung des Reichstages bitte ich Hochdenselben, meine wärmsten Glückwünsche entgegennehmen zu wollen. Der Geist der mutigen Entschlossenheit zu den schwersten Opfern und der gottvertrauenden Zuversicht, der die heldenmütige und ruhmreiche uns verbündete deutsche Armee und Flotte zu immer neuen Erfolgen führt und den das ganze deutsche Volk in bewunderungswürdiger Einmütigkeit mit seinen Söhnen und Brüdern teilt, findet einen machtvollen Ausdruck in dem Gelöbnis, bis zum letzten Augenblick auszuharren, damit dieser opferreiche Krieg nicht vergeblich geführt werde. Diese denkwürdige Kundgebung erweckt bei allen Völkern Oesterreich-Ungarns, die von dem gleichen unerschütterlichen Willen zum Sieg erfüllt sind und auf den Erfolg unserer gerechten Sache zuversichtlich vertrauen, einen starken Widerhall. Besonders aber wird unsere tapfere Armee, die mit Stolz an der Seite der deutschen Waffenbrüder kämpft, die warme Anerkennung ihrer Leistungen mit freudiger Genugtuung vernehmen. Berchtold."

Maßnahmen der Regierung und Personalien

Von August 1914 bis Mitte Januar 1915 (vgl. I., S. 19–26 u. 79–83)
(Die wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den S. 33 u. ff. zusammengefaßt)

Anfang August 1914.

Mit Zustimmung der deutschen Regierung ist der Schutz der Russen, Franzosen und Belgier in Deutschland von dem spanischen Botschafter in Berlin und den spanischen Konsuln im Reich übernommen worden, derjenige der britischen Staatsangehörigen von dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin und den amerikanischen Konsuln, der der Montenegriner von den Vertretern der italienischen Regierung.

12. August.

Der deutsche Kaiser empfing den österreichisch-ungarischen Botschafter v. Szögyényi-Marich zur Ueberreichung seines Abberufungsschreibens und verlieh ihm die Brillanten zum Schwarzen Adler-Orden.

Ladislaus v. Szögyényi-Marich, ist am 12. November 1842 in Wien als Sohn des bekannten gleichnamigen konservativen ungarischen Staatsmannes geboren. Er studierte in Wien und trat 1861 in die ungarische Verwaltung in seinem Heimatskomitat Stuhlweißenburg ein, ward 1869 in den Reichstag gewählt und schloß sich der Partei Sennyeys, später der liberalen Partei Deáks, an. Im Jahre 1882 wurde Szögyényi-Marich als Nachfolger des zum gemeinsamen Finanzminister ernannten Kállay zweiter und bald darauf erster Sektionschef im Ministerium des Aeußern, wo er namentlich den Verkehr mit der ungarischen Delegation erfolgreich führte. Im Dezember 1890 übernahm er dann im Kabinett Szapáry die Stelle am Hoflager und wurde 1892 Botschafter Oesterreich-Ungarns in Berlin. Szögyényi-Marich verwaltete diese hohe Vertrauensstelle mit außerordentlichem Erfolge und erfreute sich namentlich auch vielfacher persönlicher Beziehungen zu Kaiser Wilhelm II.

Gleichzeitig wird Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, zum österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin ernannt.

Prinz Gottfried zu Hohenlohe-Schillingsfürst ist als Sohn des Prinzen Konstantin und der Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Babelsburg vom Schlosse Friedstein in der Steiermark am 8. November 1867 in Wien geboren. Dort besuchte er auch das Gymnasium, die Kadetten- und Kriegsschule, um dann als Leutnant im Oedenburger Husaren-Regiment Nr. 9 einzutreten und die Laufbahn des Militärdiplomaten zu ergreifen. Nachdem er zwei Jahre im Generalstab beschäftigt war, wird er 1902 als 35jähriger Major Militärbevollmächtigter in Petersburg mit dem Rang eines Kaiserlichen Flügeladjutanten und kam fünf Jahre später von der Newa als Legationsrat erster Klasse und Stellvertreter des Botschafters Szögyényi an den Kaiserlichen Hof nach Berlin. Seine Verwandtschaft mit der deutschen Kaiserin, deren Mutter eine Prinzessin Hohenlohe-Langenburg war wie seine Großmutter, wiesen ihn dahin. Nach abermals fünf Jahren verließ er den Berliner Posten, wurde Oberst und blieb dann zwei Jahre zur Disposition, um 1913, im Jahre des Balkankrieges in besonderer Mission nach Petersburg geschickt zu werden. Darnach wird er zum Geheimen Rat ernannt und Mitte Juni 1914, als Graf Szögyényi-Marich vor Ausbruch des Weltkrieges seinen Berliner Posten verließ, zu dessen Nachfolger ernannt. Er ist der Bruder des früheren österreichischen Ministerpräsidenten und Minister des Inneren Prinzen Konrad Hohenlohe, der als Statthalter in Triest und im Küstenland und als scharfer Gegner der Irredenta mit dem Grafen Berchtold zurücktrat.

Vermählt ist Prinz Gottfried seit sieben Jahren mit der dritten Tochter des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich, die für die Dauer der Berliner Amtseigenschaft ihres Gemahls auf ihren Rang als kaiserliche Prinzessin von Oesterreich verzichtet hat. Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst selbst ist einer der angesehensten Diplomaten der Donaumonarchie und durch Herkunft und Verwandtschaft ein Bindeglied zwischen der protestantischen preußischen Aristokratie und dem in Oesterreich gleich einflußreichen katholischen Hochadel.

13. August 1914.

Der bisherige deutsche Botschafter in Paris, Frhr. v. Schön (vgl. I, S. 20), hat die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft in München übernommen, da der preußische Gesandte am bayrischen Hof, v. Treutler, ins Hauptquartier des Kaisers als Vertreter des Auswärtigen Amts abberufen worden ist.

27. August.

Von dem Kriegsminister, dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und dem Minister des Innern in Preußen wird ein Erlaß betreffend die militärische Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes veröffentlicht, in dem es u. a. heißt: „Eine eiserne Zeit ist angebrochen, welche die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit jedes Einzelnen stellt. Auch die heranwachsende Jugend vom 16. Lebensjahr ab soll nötigenfalls zu militärischem Hilfs- und Arbeitsdienst nach Maßgabe ihrer körperlichen Kräfte herangezogen werden. Hierzu und für ihren späteren Dienst im Heere und in der Marine bedarf sie einer besonderen militärischen Vorbereitung. Zu diesem Zwecke werden am besten in den größeren Orten oder für mehrere kleine gemeinsam die jungen Leute aller Jugendpflege-Vereine vom 16. Lebensjahr ab gesammelt, um nach den vom Kriegsministerium gegebenen Richtlinien unverzüglich herangebildet zu werden."

31. August.

Amtliche Meldung: Der Bedarf an Kriegsfreiwilligen ist zur Zeit gedeckt. Ueberweisungen an die Ersatztruppen sind daher bis auf weiteres nicht mehr möglich.

16. September.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wendet sich in einer halbamtlichen Erklärung mit aller Deutlichkeit gegen die von der Dreiverbandspresse verbreiteten Meldungen über ein deutsches Friedensbedürfnis. Der Wortlaut der Erklärung ist bereits früher veröffentlicht worden (I, S. 321), im Zusammenhang mit dem Uebereinkommen der Tripleentente vom 5. September 1914, wonach sich die Verbündeten verpflichteten, keinen Sonderfrieden abzuschließen.

19. September.

Der preußische Minister des Innern erläßt folgende Verfügung: „Der gegenwärtige Krieg hat das deutsche Volk ohne Unterschied des Standes und der Partei zur

einmütigen Erhebung entflammt. Gegenüber dieser gewaltigen Kundgebung nationaler Geschlossenheit tritt alles zurück, was das Gefühl der Einheit des ganzen Volkes beeinträchtigen könnte, und es erscheinen viele Streitfragen des öffentlichen Rechts, mag ihre Klärung in Friedenszeiten noch so bedeutsam sein, in den gegenwärtigen Zeitläuften unwesentlich. Der Minister des Innern hat daher die Verwaltungsbehörden darauf hingewiesen, daß es jetzt von größerem Wert sein müsse, die Einheit der Nation und ihr großzügiges Streben ungestört zu lassen, als in unbedeutenderen Einzelfragen dem Rechte zum Siege zu verhelfen. Demzufolge sind die Behörden ersucht worden, in allen geeigneten Fällen die bei den Verwaltungsgerichten anhängigen Streitsachen dadurch zur Erledigung zu bringen, daß die angefochtenen polizeilichen Verfügungen zurückgenommen oder auf andere Weise die Beteiligten klaglos gestellt werden. Ebenso hat der Minister des Innern veranlaßt, daß die bei dem Oberverwaltungsgerichte anhängigen Ordnungsstrafen und alle sonstigen noch nicht vollstreckten Strafen, die gemäß § 15 des Disziplinargesetzes gegen unmittelbare und mittelbare Staatsbeamte seines Ressorts wegen einer vor dem 1. August begangenen Verfehlung verhängt sind, niedergeschlagen werden. Alle diese der Größe und dem Ernst der Zeit Rechnung tragenden Maßnahmen lassen natürlich nicht die Deutung zu, daß in den betreffenden Einzelfällen der von den Behörden bisher vertretene Rechtsstandpunkt nunmehr aufgegeben ist.

10. Oktober 1914.

Die deutsche Regierung hat den neutralen Mächten eine Denkschrift über die Stellung Englands und Frankreichs zu der Londoner Seekriegsrechtserklärung überreicht, in der sie u. a. erklärt:

„Nach einer Order in Council vom 20. August 1914 will die britische Regierung während des gegenwärtigen Kriegs die Londoner Seekriegsrechterklärung vom 26. Februar 1909 mit einigen Zusätzen und Abänderungen beobachten. Diese Zusätze und Abänderungen sind aber derart, daß sie die Londoner Erklärung in wesentlichen Punkten aufheben und dadurch gleichzeitig in das geltende Völkerrecht eingreifen. Weitere sehr erhebliche Abweichungen von der Londoner Erklärung sind in einer britischen Proklamation vom 21. September 1914 enthalten" ....

„Nach einem im Journal officiel vom 26. August 1914 veröffentlichten Dekret des Präsidenten der französischen Republik hat sich Frankreich auf denselben Standpunkt gestellt wie Großbritannien in seiner Order in Council. Trotzdem haben die französischen Seestreitkräfte in gleicher Weise wie die britischen, wehrpflichtige Deutsche von neutralen Schiffen, insbesondere von niederländischen und spanischen, weggenommen. Die Verordnungen und darüber hinausgehend die Seestreitkräfte Großbritanniens und Frankreichs setzen sich hiernach über die in der Londoner Seekriegsrechterklärung niedergelegten Regeln in willkürlichster Weise hinweg. Sie verfolgen ausgesprochenermaßen den Zweck, durch Lahmlegung des neutralen Handels nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft ihrer Gegner zu treffen, und greifen dabei in unzulässiger Weise sowohl in den legitimen Handel der Neutralen mit dem Gegner, als auch in den Handel der Neutralen untereinander ein. Die Londoner Erklärung ist zwar bisher nicht ratifiziert worden; wie indes die Bevollmächtigten der Signatarmächte mit Einschluß der britischen und französischen in der einleitenden Bestimmung ausdrücklich festgestellt haben, entsprechen die Regeln der Londoner Erklärung im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts. Die von Großbritannien und Frankreich beliebten Verletzungen der Londoner Erklärung stellen sich daher zugleich als Verletzungen des Völkerrechts dar, die um so schwerer ins Gewicht fallen, als Großbritannien in Kriegen, in denen es neutral war, wie beispielsweise im russisch-japanischen Krieg, gegen solche Rechtsverletzungen auf das nachdrücklichste Einspruch erhoben hat..."



Karl Th. Helfferich
Staatssekretär des deutschen Reichs-Schatzamts



Phot. E. Bieber, Berlin

Rudolf Havenstein
Präsident der deutschen Reichsbank

„Die Kaiserlich deutsche Regierung hat bisher die Bestimmungen der Londoner Erklärung streng beobachtet, auch deren Inhalt in der deutschen Prisenordnung vom 30. September 1909 (Reichsgesetzbl. S. 275) sinngetreu wiedergegeben; an dieser Haltung hat sie sich selbst durch die flagranten Rechtsverletzungen ihrer Gegner nicht irre machen lassen. Sie muß sich indes die Frage vorlegen, ob sie an diesem Standpunkt noch länger festhalten kann, wenn die feindlichen Mächte das von ihnen eingeschlagene Verfahren fortsetzen und die neutralen Mächte sich solche Neutralitätsverletzungen zu Ungunsten deutscher Interessen gefallen lassen. Für die deutsche Regierung würde es daher von Wert sein, zu erfahren, welche Stellung die neutralen Mächte zu dem völkerrechtswidrigen Verhalten Großbritanniens und Frankreichs einzunehmen gedenken und ob sie insbesondere gegen die an Bord ihrer Schiffe vorgenommenen Gewaltakten an deutschen Personen und deutschem Gut einschreiten wollen."

2. November 1914.

Amtliche Mitteilung: Die englische Regierung soll nach Besprechung mit den verbündeten und neutralen Mächten beschlossen haben, die Londoner Deklaration von 1909 nicht mehr als Grundlage für ihre Handlungsweise in Angelegenheiten des internationalen Rechts anzusehen. Eine Bestätigung für diese Lossagung Englands von der Londoner Deklaration scheint noch nicht vorzuliegen. Es wird aber wohl festgestellt werden müssen, ob eine solche Lossagung erfolgt ist. Sollte dies der Fall sein, so würden wir daraus den selbstverständlichen Schluß zu ziehen haben, daß auch Deutschland England gegenüber an die Londoner Deklaration nicht mehr gebunden wäre.

5. November.

Amtliche Mitteilung: Seit längerer Zeit schweben Verhandlungen zwischen Deutschland und England wegen der Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen, die sich bei Ausbruch des Kriegs im Gebiet des anderen aufhielten. Dabei stand die deutsche Regierung auf dem Standpunkt, daß nach den völkerrechtlichen Grundsätzen diese Personen, soweit sie sich nicht verdächtig gemacht hätten, in ihrer Freiheit zu belassen seien, auch ungehindert in ihre Heimat abreisen dürften, daß jedoch den Engländern in Deutschland selbstverständlich keine bessere Behandlung zu teil werden könne wie den in England befindlichen Deutschen. Als daher die britische Regierung zunächst so gut wie sämtlichen Deutschen die Erlaubnis zur Abreise versagte, sind die in Deutschland befindlichen Engländer in gleicher Weise behandelt worden. Den deutschen Vorschlag, die beiderseitigen unverdächtigen Staatsangehörigen abreisen zu lassen, lehnte die britische Regierung ab, doch wurde eine Vereinbarung dahin getroffen, daß alle Frauen und alle männlichen Personen bis zu 17 und über 55 Jahren, sowie ohne Rücksicht auf ihr Alter Geistliche und Aerzte ungehindert abreisen dürfen. Die männlichen Personen zwischen 17 und 55 Jahren wurden nicht in die Vereinbarung einbezogen, weil die britische Regierung alle Wehrfähigen zurückhalten wollte und als solche auch die Männer zwischen 45 und 55 Jahren ansah. Inzwischen wurden die in England zurückgehaltenen Deutschen in nicht unerheblicher Anzahl festgenommen und als Kriegsgefangene behandelt. Nach zuverlässigen Nachrichten ist diese Maßnahme in den letzten Tagen auf fast alle wehrfähigen Deutschen ausgedehnt worden, während in Deutschland bisher nur verdächtige Engländer festgenommen worden sind. Die völkerrechtswidrige Behandlung unserer Angehörigen hat der deutschen Regierung Anlaß gegeben, der britischen Regierung zu erklären, daß auch die wehrfähigen Engländer in Deutschland festgenommen werden würden, falls nicht unsere Angehörigen bis 5. November 1914 aus der englischen Gefangenschaft entlassen werden sollten. Die britische Regierung hat diese Erklärung unbeantwortet gelassen, so daß nunmehr die Festnahme der englischen Männer zwischen 17 und 55 Jahren angeordnet worden ist. Die Anordnung erstreckt sich

vorläufig nur auf die Angehörigen Großbritanniens und Irlands, würde aber auch auf die Angehörigen der britischen Kolonien und Schutzgebiete ausgedehnt werden, falls die dort lebenden Deutschen nicht auf freiem Fuß gelassen werden sollten.

Alle männlichen Engländer innerhalb der angegebenen Altersgrenzen, abgesehen von den Aerzten und Geistlichen, denen das Ausreiserecht zusteht, sind infolgedessen in Schutzhaft in das Lager Ruhleben bei Berlin überführt worden.

11. November 1914.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gibt eine Uebersicht der von der Reichsregierung veranlaßten Vergeltungsmaßnahmen gegen feindliche Länder. Die Regierung steht dabei auf dem Standpunkt, daß Vergeltungsmaßnahmen erst nach einwandfreier Feststellung der Maßnahmen unserer Gegner angeordnet werden können, auch nicht über den Rahmen dieser Maßnahmen hinausgehen dürfen. Es handelt sich

I. um Vergeltungsmaßnahmen wegen Verletzung deutscher wirtschaftlicher Interessen 1. Zu Beginn des Kriegs erließen England, Frankreich und Rußland Moratorien, die namentlich Deutschen gegenüber mit großer Härte durchgeführt wurden. Der Bundesrat hat darauf zunächst ein sogenanntes Gegenmoratorium erlassen und sodann die Fälligkeit im Ausland ausgestellter Wechsel hinausgeschoben. 2. Wie die britische und die französische Regierung die deutschen, so hat der Bundesrat die hiesigen feindlichen Unternehmungen unter amtliche Ueberwachung genommen. 3. Nachdem England und Frankreich jeden Handelsverkehr von diesen Ländern nach Deutschland und umgekehrt unter strenge Strafen gestellt hatten, sind durch den Bundesrat Zahlungsverbote gegenüber England und Frankreich, sowie ihren Kolonien erlassen, auch die übrigen Vertragsverpflichtungen gestundet worden. 4. Die französische und die englische Regierung haben deutsche Waren, die noch nicht in den freien Verkehr übergegangen waren, eingezogen, um sie für den Staatsschatz zu verkaufen. Die innerhalb Deutschlands unter Zollaufsicht befindlichen französischen und britischen Waren sind deshalb vorläufig festgehalten worden, um gegebenenfalls im Wege der Vergeltung zugunsten des Reichs eingezogen zu werden. 5. Aehnliche Maßnahmen sollen nach Privatnachrichten auch von Rußland getroffen worden sein, konnten aber bisher noch nicht amtlich festgestellt werden.

II. sind Vergeltungsmaßnahmen wegen völkerrechtswidriger Behandlung von Deutschen im feindlichen Ausland getroffen worden: 1. Neuerlich haben sich England, Frankreich und Rußland bereit erklärt, die deutschen Frauen und die nicht als wehrfähig angesehenen männlichen Deutschen ungehindert abreisen zu lassen. Infolgedessen wird auch in Deutschland im entsprechenden Alter stehenden Angehörigen der drei Mächte die Abreise gestattet. 2. Die in England und Frankreich zurückgehaltenen wehrfähigen Deutschen sind anfangs in nicht unerheblicher Anzahl und in letzter Zeit fast ausnahmslos festgenommen worden und werden als Kriegsgefangene behandelt, während in Deutschland bisher nur verdächtige feindliche Staatsangehörige festgenommen wurden. Nunmehr haben die wehrfähigen Engländer in Deutschland das gleiche Schicksal erfahren. Die französische Regierung ist gleichfalls zu einer Erklärung über die Behandlung der wehrfähigen Deutschen aufgefordert worden. Von ihrer Antwort wird die Behandlung der wehrfähigen Franzosen in Deutschland abhängen. Betreffs Rußland sind Ermittlungen im Gang. 3. Nach zuverlässigen Nachrichten werden die Deutschen im feindlichen Ausland, abgesehen von der Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, zum Teil einwandfrei, zum Teil aber mit unnötiger Härte, ja geradezu unwürdig behandelt. Auf Ansuchen der deutschen Regierung sind die Vertreter der Vereinigten Staaten mit der Untersuchung dieser Mißstände betraut worden. Sollte dieser Weg nicht zum Ziele führen, so würden auch die feindlichen Ausländer in Deutschland strenger behandelt werden müssen. Dabei würde allerdings nicht ein Wettstreit in der Brutalität gegen

feindliche Staatsangehörige eröffnet werden können, wohl aber würde Deutschland es sich vorbehalten, seinerzeit die feindlichen Regierungen und Organe für das, was sie gegen unsere Angehörigen gesündigt haben, zur Verantwortung zu ziehen.

21. November 1914.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza, der am 20. November 1914 nachmittags im deutschen Großen Hauptquartier eingetroffen war, wurde vom Kaiser in längerer Audienz empfangen und nachher zum Frühstück geladen. Graf Tisza hatte verschiedene Unterredungen mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und stattete auch dem Chef des Generalstabs seinen Besuch ab.

4. Dezember.

Da der kaiserliche Botschafter in Rom v. Flotow aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub antreten muß, hat Se. Majestät der Kaiser den Fürsten v. Bülow mit der Führung der Geschäfte der kaiserlichen Botschaft in Rom beauftragt.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht eine kaiserliche Verordnung, durch die der aus dem Landsturm ersten Aufgebots übergetretene Landsturm zweiten Aufgebots zur Anmeldung zur Landsturmrolle aufgerufen wird. Gleichzeitig wird bekanntgegeben, daß der Aufruf des Landsturms zunächst nur zur Aufstellung der Listen erfolge.

20. Dezember.

Alle männlichen Franzosen zwischen dem 17. und 60. Lebensjahr, die sich seit Kriegsbeginn in Deutschland aufhalten, werden in Sicherheitshaft genommen. Amtlich ist bestimmt worden, daß sie in das Gefangenenlager von Holzminden zu bringen sind.

12. Januar 1915.

Dem „Hamburger Fremdenblatt" wird von maßgebender Seite über das vorläufige Ergebnis der deutschen Landsturmrekrutierung folgendes mitgeteilt: Bei der Stellung des unausgebildeten Landsturms im Bezirk des 9. Armeekorps hat die ärztliche Untersuchung rund 200 000 dienstfähige Männer festgestellt. Wenn man nun auch nicht für alle 23 deutschen Armeekorpsbezirke dasselbe Ergebnis annehmen will, und selbst wenn von der genannten Zahl ein gewisser Prozentsatz bei der Einstellung wieder zurückgestellt wird, so reicht das Ergebnis immer noch hin, um den Eindruck der Neutralen, wie auch unserer Feinde von der Unerschütterlichkeit der deutschen Armeereserven zu rechtfertigen. Selbst wenn man mit der Einstellung von nur 60% rechnet, würde sich für das Gebiet des Deutschen Reiches eine Zahl von 2½ Millionen vollkommen frischer und bisher nicht einberufener Leute ergeben. Dabei ist der ausgebildete Landsturm zweiten Aufgebots nicht einmal mitgerechnet. Aehnliches vermag kein anderer Staat.

* * *

Die Maßnahmen zum Wiederaufbau der vom Feind besetzten Gebiete Ostpreußens und Elsaß-Lothringens sollen später zusammenfassend behandelt werden.

Kundgebungen deutscher Reichsfürsten

29. November 1914.

Der Kaiser und König hat an den Reichskanzler anläßlich dessen Geburtstag folgendes Telegramm gerichtet: „Ich komme an der Spitze des Deutschen Reiches heute zu Ew. Exzellenz mit Glückwünschen besonderer Art! Um das Staatsschiff durch die Stürme der Welt glücklich in den Kampf zu steuern, dazu gehört Glück, und dazu bedient sich die Vorsehung der Männer, welche, fest und unerschütterlich das Wohl des Vaterlandes vor Augen, zu kämpfen wissen, bis das große Ziel erreicht ist. Unter diesen nehmen Ew. Exzellenz den ersten Platz ein. Das weiß das deutsche Volk, das weiß Ich. Gott segne Ihre Arbeit."

Wilhelm I. R.

3. Dezember 1914.

Auf die Geburtstagsglückwünsche der Vorstände des Badischen Frauenvereins hat Großherzogin Luise von Baden (geb. 3. Dez. 1838) mit einem Dankschreiben geantwortet, in dem es nach den „Blättern des Badischen Frauenvereins" u. a. heißt: „Auf einer hohen Altersstufe angelangt, war es mir beschieden, den größten Weltkrieg mitzuerleben, den die Geschichte gesehen. In dem friedlichen Arbeiten und im steten Rückblick auf das Jahr 1870 hatte ich gehofft, meine letzten Kräfte nur Friedenswerken widmen zu dürfen. Gott hat es anders bestimmt. Ich klage nicht. Ich erhebe meine Seele im Dankgebet zu Ihm, für die Gnade, die Er mir gewährt hat, Zeugin dieser unermeßlich großen Zeit zu sein: Unermeßlich in der noch nie erlebten Einheit unseres großen Vaterlandes, unermeßlich in dem patriotischen Heldengeist unserer unvergleichlichen Armeen, unermeßlich in der allgemeinen, nie wankenden Glaubenszuversicht, in nie wankendem Gottvertrauen, daß Er unsere gerechte Sache zu Sieg und Frieden führen wird, trotz der ebenso unermeßlichen Opfer und Verluste, die uns umgeben. So stehe ich in stiller, weihevoller Andacht in Betrachtung des mich Bewegenden und spreche in festem Glaubensmut über die kommenden Zeiten das Ihnen wohlbekannte Wort, das Lieblingswort unseres teuren, heimgegangenen Großherzogs, dessen großes Werk wir nun vollendet schauen dürfen, — das feste, starke Glaubenswort: Wie Gott will!"

18. Dezember.

Der Kaiser hat dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg nach der Reichstagssitzung vom 2. Dezember 1914 das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen.

27. Dezember.

Folgender Erlaß der Kaiserin und Königin wird veröffentlicht:

„Beim Jahreswechsel gedenke ich mit besonderer Innigkeit und Dankbarkeit aller, die im Vaterlande in Einmütigkeit und größter Opferwilligkeit mitgeholfen haben, unsern tapfern Kriegern durch Liebesgaben und den Verwundeten durch sorgsame Pflege Erleichterung zu verschaffen. Staats- und Gemeindebehörden haben Hand in Hand mit Vereinen und Einzelnen in nie rastender Arbeit sich bemüht, auch für die zurückgebliebenen Frauen und Kinder zu sorgen und den vor dem Feinde stehenden Soldaten damit die Zuversicht zu geben, daß in liebevoller Weise ihrer gedacht wird. Ich bitte, von der sonst üblichen Absendung von Glückwünschen an meine Person im Hinblick auf den Ernst der Zeit diesmal freundlichst abzusehen und in deutscher Treue auszuharren und weiterzubauen an unsern Liebeswerken zum Segen des teuern Vaterlandes bis zu einem ehrenvollen Frieden, zu dem uns Gott bald führen möge." Auguste Viktoria I. R.

31. Dezember.

Dem Staatsminister v. Breitenbach, dem Reichsbankpräsidenten Havenstein und dem Vizepräsidenten des Staatsministeriums Staatsminister und Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück ist das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande verliehen worden.

31. Dezember.

Der deutsche Kaiser hat an Heer und Marine folgendes Manifest gerichtet:

„Nach fünf Monate langem schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr. Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Uebermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk, in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Ueberfall verteidigen.

Viel ist im alten Jahr geschehen: noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen: immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist; voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volke.

Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland." Wilhelm I. R.

1. Januar 1915.

Anläßlich des Jahreswechsels richtete der Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich an Kaiser Wilhelm folgendes Glückwunschtelegramm:

„Durch monatelanges Ringen für die gemeinsame gerechte Sache inniger denn je verbunden, kämpfen deutsche und österreichisch-ungarische Armeen in unerschütterlicher Zuversicht mit vereinten Kräften gegen den wiederholt geschlagenen, aber noch nicht niedergezwungenen Feind.

Wie meinen allergnädigsten Kaiser, König und Herrn, bitte ich im Namen der mir unterstellten Streitkräfte auch Eure Majestät, von Allerhöchstseinen treuen Verbündeten, den alle beseelenden Wunsch, endgültig zu siegen, dem die Erfüllung mit Gottes Hilfe nicht versagt bleiben kann, als Wunsch für das kommende Jahr huldvollst entgegenzunehmen." Erzherzog Friedrich, Feldmarschall.

Hierauf langte folgende Antwortdepesche ein:

„Eurer kaiserlichen Hoheit sage ich meinen aufrichtigen Dank für die mir gleichzeitig im Namen der unterstellten Streitkräfte ausgesprochenen Neujahrswünsche.

Auch ich sende Eurer kaiserlichen Hoheit meine herzlichsten Wünsche und bitte dieselben auch den braven österreichisch-ungarischen Truppen zu übermitteln, die im verflossenen Jahre so feste Kriegskameradschaft mit den deutschen bewiesen haben.

Weiter mit vereinten Kräften und dem Willen zum Siege, im Aufblick zu Gott! Dann wird der endgültige Erfolg unserer gerechten Sache nicht fehlen." Wilhelm.

3. Januar.

König Ludwig III. von Bayern hat dem Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Jagow, das Großkreuz des Militärverdienstordens für Kriegsverdienst verliehen.

6. Januar.

Kaiser Wilhelm hat an König Ludwig nachstehendes Telegramm gerichtet:

„Du vollendest heute Dein siebentes Jahrzehnt in ernster, erhebender Zeit. Ich hätte es mir unter anderen Umständen nicht nehmen lassen, Dir zu diesem Tage meine Glückwünsche persönlich darzubringen. Da es leider nicht angängig war, so fahre ich zu Deinem Sohn, um mit ihm und im Kreise Dir nahestehender Männer Dein Geburtsfest zu begehen, einfach und schlicht, wie der Krieg es erheischt. Aber so einfach und schlicht die äußerliche Feier sein wird, so aufrichtig und herzlich sind die Wünsche, die ich für Dich hege. Außer solchen für Dein persönliches Wohlergehen und das der Deinen, ist es ja besonders der eine große Wunsch, das eine heiße Gebet, in dem ich mich heute mit allen Deutschen innerhalb und außerhalb Bayerns eins weiß: Möge Dir und uns allen in Deinem neuen Lebensjahre der endgültige Sieg und ein ruhmvoller Friede beschieden sein. Das walte Gott. In treuer Freundschaft Wilhelm."

Schon zwei Tage vor seinem 70. Geburtstage hatte König Ludwig von Bayern einen Erlaß in der Form eines Handschreibens an den Staatsminister des Innern, v. Soden, ergehen lassen, in dem er den dringenden Wunsch aussprach, es möchte von allen Festlichkeiten Abstand genommen werden und dann fortfährt: „Es liegt mir

aber am Herzen, gerade am Vorabend meines Geburtstages den Empfindungen Ausdruck zu geben, die mich in dieser großen Zeit bewegen:

Mit Stolz und freudiger Anerkennung blicke ich auf die tapfere bayerische Armee, die in heldenmütigem Kampfe und herrlichen Waffentaten ihren alten Ruhm befestigt und sich als würdiges Glied der deutschen Heere erwiesen hat. Mit stiller Wehmut gedenke ich der Helden, die in dem gewaltigen Ringen ihr Blut für das Vaterland vergossen haben, und der Familien, die den Verlust teuerer Angehöriger beklagen. Herzlichen Dank sage ich dem ganzen bayerischen Volke, das in dieser ernsten Zeit seine Treue zum Vaterlande und zum Königshause so glänzend bewährt und unter Zurückstellung aller trennenden Gegensätze nur das eine Ziel vor Augen hat, dem Vaterlande zu dienen.

In einem langen Leben war mein Bemühen darauf gerichtet, das Land und seine Bedürfnisse kennen zu lernen und mir Erfahrungen darüber zu sammeln, was dem Volke frommt. Erst seit kurzer Zeit von der Vorsehung zur Regierung berufen, ist es mein stetes Bestreben, diese reichen Erfahrungen zum Wohle des Landes zu verwerten. Felsenfest ist meine Zuversicht, daß ein siegreiches Niederringen unserer Feinde uns einen dauernden Frieden sichert, der wert ist der schweren Opfer und der mir die Möglichkeit gibt, Land und Volk weiter vorwärts zu führen auf dem Wege wirtschaftlicher Erstarkung und kultureller Entwicklung. Gott schütze mein liebes Bayern, er schirme den Kaiser und das Reich und verleihe den Deutschen und den in treuer Waffenbrüderschaft verbündeten österreichisch-ungarischen Heeren den Sieg über unsere Feinde! Das ist der innigste Wunsch, mit dem ich zu meinem 70. Geburtstage meine lieben Bayern grüße.

Ich ersuche Sie, mein lieber Herr Staatsminister, diesen Erlaß zu veröffentlichen und gleichzeitig bekanntzugeben, daß ich aus Anlaß meines Geburtstages eine Spende von 100 000 Mark zur Verfügung stelle mit der Bestimmung, daß sie zur Fürsorge für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer und zur Linderung durch den Krieg verursachter Notlagen verwendet werde."

13. Januar 1915.

Der Reichskanzler bringt folgenden Erlaß des deutschen Kaisers zur öffentlichen Kenntnis:

„Im Hinblick auf den Ernst der Zeit ist auf Meinen Wunsch bereits angeordnet, daß aus Anlaß Meines bevorstehenden Geburtstages neben den kirchlichen und Schulfeiern von den sonst üblichen festlichen Veranstaltungen abgesehen wird. In den langen Jahren Meiner Regierung bin Ich daran gewöhnt, daß an diesem Tage Meiner in Tausenden von Telegrammen und Schriftstücken von Behörden, Vereinen und einzelnen Patrioten freundlich gedacht wird. Eine ähnliche Fülle teilnahmsvoller Kundgebungen könnte aber diesmal bei Meinem Aufenthalt in Feindesland leicht zu Störungen des telegraphischen und postalischen Dienstverkehrs im Felde führen und die Mir und dem Großen Hauptquartier obliegenden Arbeiten beeinträchtigen. Ich bin daher zu der Bitte gezwungen, in diesem Jahre von einem besonderen Ausdruck von Glück- und Segenswünschen Mir gegenüber abzusehen. Es bedarf auch eines solchen in der über unser Vaterland so unvermutet hereingebrochenen Zeit der Heimsuchung nicht. Habe Ich doch mit inniger Befriedigung vielfach erfahren, welches starke Band der Liebe und des Vertrauens Mich und das Deutsche Volk in kraftvoller Einmütigkeit umschlingt. Ich danke im voraus jedem Einzelnen, der an Meinem Geburtstage treue Fürbitte für Mich vor den Thron des Höchsten bringt und Meiner freundlich gedenkt. Ich weiß Mich eins mit dem gesamten Deutschen Volk und seinen Fürsten in dem unser aller Herzen bewegenden Gebetswunsche, dessen Erhörung Gott der Herr uns in Gnaden gewähren wolle: Weiterer Sieg über unsere Feinde und nach ehrenvollem Frieden eine glückliche Zukunft unseres teueren Vaterlandes Wilhelm I. R."

Das deutsche Volk

Stimmungen und Wandlungen

Deutschlands innere Kraft und Geschlossenheit hat auf viele Angehörige neutraler Staaten, die unser Land besuchten, tiefen Eindruck gemacht. So berichtet ein weltkundiger Schweizer in den „Neuen Zürcher Nachrichten": „Was ich in diesen ersten vierzehn Kriegstagen in Deutschland gesehen und erlebt — gleichviel, ob im Norden oder im Süden — das übertrifft alles. Das sind Eindrücke, die ich mein Leben lang nie vergesse. In einer solchen sittlichen Größe, in diesem ernsten Kraftbewußtsein, in dieser stillen und doch unverrückbaren Siegeszuversicht, in der gleichen einigen Geschlossenheit des Denkens und des Handelns habe ich noch nie ein Volk gesehen. So groß, so gewaltig und doch ruhig. Das ist einfach überwältigend..."

„Daneben eine Liebestätigkeit, die ergreifend ist. Alles spendet, spendet mit leuchtendem Auge wie für eine heilige und geheiligte Sache: arm und reich. Ueberall peinlichste Ordnung, peinlichste Gewissenhaftigkeit. Jetzt habe auch ich den Eindruck, ein Volk von solcher Kraft und Seelengröße ist nicht zu besiegen, und würde es besiegt, wäre es eine Katastrophe für die Welt."

Und doch hat in ganz Deutschland in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht einer. „Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich," schreibt Houston Stewart Chamberlain, der England und Frankreich ebenso nahesteht wie Deutschland, in der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik".

Und dann hebt auch er die Friedensliebe des Kaisers mit Nachdruck hervor: „Nur er könnte als einzelner eine ausschlaggebende Wirkung ausgeübt haben. Aber Deutschlands Macht — die seiner Fürsorge so viel verdankt — sollte nicht Krieg heraufbeschwören, vielmehr den Mißwollenden Frieden aufzwingen. Seine Taten beweisen es ja: denn wo auch in den letzten zehn Jahren die Situation für Deutschlands Ehre fast unerträglich ward — und dafür sorgte England nach Möglichkeit — er war's, der Kaiser, der immer wieder den Frieden durchsetzte. Nicht etwa, daß es in Deutschland eine Kriegspartei gegeben hätte; das ist eine „Times"-Lüge, wohl aber gab es verantwortungsvolle Staatsmänner und Soldaten, die mit Recht sagten: wenn England und seine Kumpane Krieg um jeden Preis wollen, dann lieber sofort. Der Kaiser aber konnte bei seinem Gott dieses Argument nicht durchsetzen; er stieß das Schwert immer wieder in die Scheide zurück."

Ein anderer Besucher Deutschlands während des Krieges äußert sich über die inneren Quellen deutscher Kraft und Siegeszuversicht in der Wiener „Reichspost":

„Noch erhabener als die deutsche Kriegskunst erscheint die deutsche Seelenzucht. Der Patriotismus wird nicht zum Selbstbetrug, nicht zum unterschiedslosen Haß gegen den Gegner. Eine gewaltige religiöse Woge durchflutet Deutschland. Nur die ganz Großen und ganz Ernsten, welche Deutschland besaß und besitzt, haben heute Schüler und Gläubige. Der Deutsche Kaiser, welcher in jeder Ansprache, jedem Telegramm Gott gibt, was Gottes ist, ist heute ein Beispiel für das ganze völkische Empfinden, nicht zuletzt für das des deutschen Heeres. Bismarck, welcher 1866 seiner Frau schrieb: „Es muß doch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein", könnte heute denselben Seelenzustand feststellen. Auch heute ist Gottesfurcht dem deutschen Krieger der Hauptquell der Kraft und des Opfersinnes."

Ueber die realen Grundlagen der deutschen Siegeszuversicht schreibt v. S. im „März": „Ueber nationale Einheitlichkeit, über Patriotismus, über das Bewußtsein,

daß es populär gesagt, um die Wurst geht — verfügen die Gegner zweifellos auch. In keinem der uns feindlichen Staaten aber ist deren intelligenter Teil unerschütterlich davon überzeugt, daß was nur menschenmöglich in organisatorischer und technischer Vorbereitung des Krieges vorgekehrt werden konnte, auch tatsächlich in die Einzelheiten hinein durchgeführt ist. Das Durchhalten, die rastlose Durcharbeitung des Werkes — macht keiner den Deutschen nach. Frankreich verfügt über vielleicht oft genialere, jedenfalls auf höchste Kraftleistungen gestimmte Organisationen. Führt sie aber niemals auch nur annähernd so durch wie Deutschland. England sieht den Krieg als eine zeitliche, hohe Sportleistung an und glaubt mit trainierten Muskeln und vielem Geld über Nacht ein Heer zusammentrommeln zu können, kommt also kaum zum Zug. In Rußland hemmen verschiedenartige Reibungen, Intelligenzmangel, Korruption, überwiegendes Vertrauen auf Masse anstatt auf Qualität, jede den Deutschen ähnliche Durcharbeitung.

Dieses Gefühl, daß alles klappen müsse, daß jeder auf seinem Posten stehe, daß für alle Fälle Ersatz und Nachschub zur Stelle sein werden, daß sowohl der militärisch vorzüglich ausgebildete und ausgerüstete, eigentliche Kampfteil der deutschen Armee seine Tüchtigkeit einsetze, wie auch die ganze technische Intelligenz des Deutschtums, bildet die Hauptquelle der Siegeszuversicht.

Die Zuversicht ist demnach kein Produkt von verfliegender Hurrabegeisterung und auf gegenseitiges Mitreißen zielender Nervenpeitschung. Sie kommt aus dem festen ruhigen Vertrauen, daß wir Deutsche, ohne Selbstüberhebung, den Vorzug besitzen, eine Organisation nicht nur zu entwerfen und im Großen festzulegen, sondern auch bis ins letzte Glied durchzuhalten."

* * *

Ein besonderes Gepräge hat der Krieg dadurch erhalten, daß sich der deutsche Haß mit einer kaum jemals erlebten Gewalt gegen England erhob. Das hat Ernst Lissauer in seinem „Haßgesang gegen England" unvergleichlich zum Ausdruck gebracht.

Was schiert uns Russe und Franzos'!
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß!
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, —
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:

Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
Voll Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht.
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht.
Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und Kindeskind,

Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserem Haß,
Wir haben alle nur einen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England.

In der Bordkajüte, im Feiersaal,
Saßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
Wie ein Säbelhieb, wie ein Segelschwung,
Einer riß grüßend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Ruderschlag,
Drei Worte sprach er: „Auf den Tag!"
Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß:
England.

Nimm Du die Völker der Erde in Sold,
Baue Wälle aus Barren von Gold,
Bedecke die Meerflut Bug bei Bug,
Du rechnetest klug, doch nicht klug genug,
Was schiert uns Russe und Franzos',
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl,
Und schließen den Frieden irgendeinmal, —
Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von siebzig Millionen,
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie haben alle nur einen Feind:
England.

Aus dem ersten von Lissauers Flugblättern „Worte in die Zeit", bei Otto Hapke, Göttingen und Berlin.

Vom christlich-sittlichen Standpunkt aus betrachtet der protestantische Stadtpfarrer in Nürnberg, Julius Schiller, in der „Vossischen Zeitung" den deutschen Haß:

„Vordem hielten wir es für unmoralisch, zu hassen. Wer an diesem Grundsatz rütteln wollte, den hätten wir mit Entrüstung zurück- und zurechtgewiesen. Heute wissen wir es nicht anders, als daß wir hassen dürfen, hassen müssen. Alle Vorstellungen dagegen stoßen auf taube Ohren, alle abwehrenden Hände schlagen wir nieder. Wir können nicht anders. Wir müssen die Lügenbrut hassen. Man hat unseren Haß herausgefordert. Nun ist er da. Und der Deutsche versteht zu hassen wie keine andere Nation. Ein Gefühl davon durchdringt auch Englands Kreise. Noch verbirgt man dort die Furcht vor dem deutschen Haß. Aber sie ist da trotz aller Ausreden. Mag auch Lord Curzon das phlegmatischere Temperament seiner Landsleute für unfähig des deutschen Hasses erklären. Ein Wahrheitskern liegt darin. Wir Deutsche hassen anders als die Söhne Albions. Wir Deutsche hassen ehrlich, fußend auf dem Recht. England haßt verlogen, von Neid und Mißgunst und Eifersucht getrieben. Es war höchste Zeit, daß wir England die Maske vom Gesicht herabrissen, daß wir endlich England in seiner wirklichen Gestalt sahen...

Denn wenn wir England hassen, vergelten wir nur Haß mit Haß. Englands Haß war noch immer und überall gepaart mit Lug und Trug, mit Seeraub und Menschenraub, mit kühler Ruhe und Ueberlegung, mit eisiger Berechnung und Bedachtsamkeit. Der Korsarenunfug der englischen Flotte, die vergifteten Messer der Gurkas, Dumdumgeschosse und Pilzkugeln und hundert andere Dinge zeigen uns zur Genüge, wessen wir uns von diesem Feinde zu versehen haben. Wir wären des Lebens nicht wert, wir verdienten nicht die Armee, die für uns blutet, wenn wir nicht von einem heiligen Zorn erfüllt wären gegen diese Nation...

Dennoch: bedarf es dazu des Hasses? Ist heiliger Haß nicht eine Paradoxie? Haben die Stimmen nicht recht, welche den Haß für eine seelische Entgleisung erklären, weil er zügellos, menschenunwürdig sei und es nur auf Vernichtung abgesehen habe?

Wir ersparen uns die Antwort. Bismarck soll sie geben. Von seinem Arzt nach dem Grund einer schlaflos verbrachten Nacht gefragt, erwiderte der Fürst: „Ich habe die ganze Nacht hindurch gehaßt." Diese Stimmung ist heute die Grundstimmung des deutschen Volkes. Wir können um dieses Gefühl gar nicht herum. Bei ernster Selbstprüfung müssen wir sagen: Wir hassen mit reinem Gewissen, so befremdlich dies klingen mag, so sehr die Religion alles, was Haß heißt, als unethisch abzulehnen scheint.

Haß bedeutet tiefste Antipathie, wie Liebe höchste Sympathie. Der sittlichen Liebe entspricht notwendig ein sittlicher Haß, d. h. ein Haß aus sittlichem Grund für sittliche Zwecke. Der Haß, der dem natürlichen Selbst entsproßt, ist ein anderer, als der aus dem Geist kommt. Ja, es gibt sogar einen Haß aus heiligem Geist, das ist der geistige Haß, der Antipode des fleischlichen-selbstischen Eifers und Hasses. Wenn ein Mensch, ein Volk durch fluchwürdiges Beginnen das Innerste unserer Seele aufwühlt oder gar durch ein schamloses, alles Wahre und Gerechte mit Füßen tretendes, durch nichts zu entschuldigendes Vorgehen unsere Seele verwundet und tödlich trifft, dann entsteht der sittlich berechtigte Haß. Wird dem verbrecherischen Tun dann noch die Maske des Heiligen vorgebunden, dann wird das Verbrechen doppelt hassenswert."

* * *

Wie die innere Wandlung, die sich im deutschen Volk vollzog, auch die unanfechtbar scheinenden Skeptiker und Snobs ergriff, schildert Paul Block an einem ergötzlichen Beispiel im „Berliner Tagblatt":

„Noch größere Wandlungen hat diese Zeit in der Seele eines jungen Mannes zustande gebracht, der von seinen Bekannten vor dem Kriege den Beinamen „Dr. Schon faul!" erhalten hatte. Wie jener ältere Skeptiker, der das Aufziehen des Vorhangs vor

dem ersten Akt eines neuen Stückes mit diesem klassisch gewordenen Ausspruch begrüßt haben soll, fand auch dieser moderne Jüngling nur wenig auf dem Erdenrund, was ihm erfreulich schien. Eigentlich war er nur von der Nützlichkeit einer einzigen Schöpfung überzeugt: seines eigenen werten Ichs, alles andere ließ er „nur bedingt“ gelten. Jede Schwärmerei erschien ihm als lächerlich, für jede Begeisterung hatte er nur ein mitleidiges Achselzucken, und Worte wie Vaterland, Freiheit, Weltanschauung und Frömmigkeit sprach er mit einem mümmelnden Kauen seiner sarkastischen Mundwinkel aus, weil er sich schämte, solche feuilletonistischen Klischees in seiner Unterhaltung anzuwenden.

Dann kam der Krieg — und der Platz des Doktors im Kaffeehaus blieb plötzlich leer. Er hatte sich unter den ersten zum freiwilligen Dienst gemeldet, und die paar blutarmen Jünger, die er zurückgelassen hatte, wußten nicht, ob sie den Entschluß ihres Meisters als geistige Fahnenflucht verachten oder als Heroismus bewundern sollten. Bis ein Feldpostbrief, mit dem Bleistift in einem Schützengraben im Osten geschrieben, ihnen einen Hinweis gab. Er brachte Antwort auf die Frage, weshalb denn seit dem Siege von Tannenberg aus dem Osten „keine größere Sache“ mehr zu melden sei.

„Es geht Euch also nicht schnell genug, Ihr Ritter vom Apfelkuchen mit Schlagsahne! Ihr lest die französischen Zeitungen und die englischen Kriegsberichte und die russischen Siegestelegramme und wundert Euch ... Ich wundere mich auch, aber nur über den impotenten Stumpfsinn der Nörgler, die einen Krieg wie eine Sammlung lyrischer Gedichte kritisieren wollen und über die ungeduldige Angst der Junker Bleichenwangs, die sich die Hosen beschmutzen, wenn ihnen nicht an jedem Morgen eine siegreiche Völkerschlacht als Stärkungsmittel in den Kaffee gerührt wird. Nichts ist mir verhaßter, als dieser jämmerlich feixende Zweifel, der — das glaubt mir! — die Mode von vorgestern war. Jawohl, ich weiß: auch ich gehörte zu Euch und mein Maul war noch größer als Eure Gebißbehälter. Jedoch, ich habe mich geschämt und meine Dummheit mit Blut abgewaschen, und seit gestern hab ich das Kreuz. Unerhörtes Glück! Zehn andere aus meinem Zuge hätten es eher verdient. Daß mir keiner gratuliert von Euch — ich kann „Geist“ nicht mehr schmecken.““ ...

Auch den Stimmungsumschlag in den Kreisen, die den eben erwähnten so ziemlich entgegengesetzt sind, schildert Paul Block an der gleichen Stelle.

„Vor mir liegt die Karte eines Landwehrmannes, die er aus einem Ort in Flandern an seine Frau in Berlin geschrieben hat. Der Mann ist ein tüchtiger Arbeiter und organisierter Sozialdemokrat. Er ist kein Fanatiker, aber, da er während seiner Militärzeit allerlei Unangenehmes erfahren hat, kann er die Soldaten und besonders die jungen Leutnants nicht leiden und hat diese Abneigung allmählich zu einem kleinen Haß emporgezüchtet, der ihm schon oft Verdruß bereitet hat.

Dann kam der Krieg — er wurde einberufen und zog ab, ohne große Begeisterung, aber mit der ruhigen Pflichterfüllung, die für jeden Deutschen selbstverständlich ist. Allmählich aber ist mit jeder Woche des Krieges seine Empfindung für die eiserne Notwendigkeit dieser Zeit gewachsen. Nicht, als ob er seine politischen Anschauungen geändert hätte — aber das mag er mit seinen eigenen Worten sagen:

„Liebe Frau, ich bin gesund und kann auch etwas Geld schicken. Wir haben, was wir brauchen. Ordnung ist, da mag einer sagen, was er sonst will. Ich bleibe, was ich bin, das ist ganz natürlich, kannst Du dem Herrn B. bestellen, aber wenn einem so die Augen aufgemacht werden, wie jetzt uns, dann bekommt man doch über manches seine Gedanken. Jeder hat die gleiche Gefahr und die gleiche Freude, wenn es vorwärts geht, und zum Redenhalten ist keine Zeit; vielleicht vertragen sich deshalb alle so gut. Ich habe nun schon viele Gefechte mitgemacht, auch den letzten Sturm, dreimal hintereinander in zwei Stunden, und endlich feste hinein und mich gar nicht geniert, Hurra

zu schreien. Im Gegenteil, das kommt ganz von selbst und klingt ganz anders, als in Berlin. Ich muß Dir auch sagen, wir sind alle feste Kerls, aber die Leutnants immer voran. Allerhand Achtung! Schlappwerden gilt nicht, auch nicht bei den Jungen. Du schreibst von Frieden. Jawohl, den möchten wir alle, aber wer läßt halbfertige Arbeit stehen? Erst müssen wir durchhalten, dann kommt alles übrige, für das man jetzt auch gar keine Gedanken hat. Wir denken nämlich alle bloß immer das eine: Vorwärts! Und dabei fällt mir ein, Du hast doch das letzte Quartal bezahlt —?"

Wie schließlich selbst der Landsturm die Erwartungen weit übertraf, die man an ihn zu stellen berechtigt war, wird in der „Magdeburger Zeitung" erzählt:

„Seit acht Tagen bin ich nun beim Landsturm. Ich war doch gespannt auf die militärischen Qualitäten, die die Ueber-Vierzigjährigen entwickeln würden, von deren manchem galt, was Shakespeare seinen Julius Cäsar sagen läßt von „wohlbeleibten Männern" „mit dicken Bäuchen und die nachts gut schlafen". Mir sollte bald ein Licht aufgehen! Der erste Morgen kam, an dem ich zum ersten Male seit fünfzehn Jahren wieder vor einem Zuge stand, ein Zug, dessen Mannschaft zum Teil seit zwanzig Jahren kein Gewehr mehr in der Hand gehabt hatte. Also, wollen mal sehen — „Stillgestanden! Das Gewehr — über!" Der kurze, rauschende, klappende Ton, den jeder Infanterist von seiner Dienstzeit her kennt, und drin saß das Gewehr in der Schulter, als hätten wir gestern erst die Kompagnieschule beendigt. „Achtung — präsentiert das Gewehr!" — ein Ruck, ein derbes Hineingreifen harter Männerhände in die alte „Knarre", und ein Präsentiergriff ohnegleichen stand da. Ich bin nicht „weichmäudig", aber mir ging doch ein eigenartiges Gefühl durch Leib und Seele, als ich in diesen zwei Griffen sah und begriff, was selbst in unseren ältesten Jahrgängen steckt, welche militärische Qualitäten diese alten Leute noch mitbringen. Wir haben seitdem natürlich noch manches andere schon getrieben, Felddienstübungen haben diese Landsturmmänner gemacht, daß einem das Herz im Leibe lacht. Unser Hauptmann etwa 60, der von der anderen Kompagnie 65 Jahre, aber alle lebhaft und schnell . . . Man muß gesehen haben, wie diese Leute zwischen 40 und 45 über den tiefen Sand des großen Exerzierplatzes sprungweise vorgehen, muß sie haben exerzieren sehen, um zu erkennen, daß das Wort von dem „Volk in Waffen" plötzlich eine ganz andere, viel konkretere und tiefere Bedeutung für einen gewonnen hat."

Diese ganz besondere Art von Heldentum, die unsere Feldgrauen erfüllt, charakterisiert Hermann Bahr im „Berliner Tageblatt" vortrefflich:

„Es ist aber ein Heldentum, das sich vom antiken wie vom ritterlichen wesentlich unterscheidet. Nicht bloß durch die Menge: Leonidas tritt massenhaft auf, ein Tag enthält mehr Heldentum als alle punischen Kriege.

Auch ist es ein Heldentum, für das es nicht genügt, im Augenblick aufzuwallen. Der antike Held und der Kreuzfahrer setzten die ganze Kraft auf einmal ein, unser Held muß mit ihr haushalten, von ihr zurücklegen und mit dem geringsten Aufwand jedesmal die größte Wirkung tun. Einst geschah die Tat im heiligen Rausch, heute verlangt sie Besonnenheit, Wachsamkeit, Nüchternheit; es ist ein Heldentum auf Kommando, nicht im Anfall, sondern als Zustand, kein Heldentum der Leidenschaft, sondern zuwartendes, gehorsames Heldentum, nicht Heldentum als Affekt, sondern Heldentum als Charakter.

Da der Helden jetzt so viele sind, verschwindet der einzelne Held; er kann nicht darauf rechnen, bemerkt zu werden, es ist ein besonderer Zufall, wenn er auffällt...

Der antike Held kam mit natürlicher Rauflust, ungestümer Wildheit und eifernder Ruhmsucht aus, für unseren Held reichen Elan, Bravour, Glorie nicht hin, er braucht eine stehende Tapferkeit, Entsagung, die nicht müde wird, fröhliche Zuversicht, ausharrende Geduld, ein Herz, das nicht verzagt. Es ist ein Heldentum der Pflicht, der

Treue, der Zucht, der inneren Ordnung und der guten Nerven, ein ganz unpersönliches, anonymes, sozusagen feldgraues Heldentum, und gar nicht mehr pittoresk, sondern von einer abstrakten Schönheit, der Schönheit mathematischer Gleichungen oder vollkommener Grundrisse, einer Schönheit des reinen Geistes. Man fühlt sich versucht, zu sagen, daß dieses Heldentum gewissermaßen fast etwas Friedliches hat und vielleicht kann es den Krieg überdauern und sich auch im Frieden bewähren."

Die hanebüchene Kraft

Von Eugen Kalkschmidt

Der zerrissene Lackstiefel und die Genagelten aus braunem Ochsenleder — das sind die Symbole.

Millionen derber Kommißstiefel schreiten in einem ehernen Rhythmus, unaufhaltsam, unwiderstehlich, und gar nicht ritterlich, gefällig oder elegant. Auf diese Art Schritt, den der Lackstiefel so ausgezeichnet versteht, ist unser Kommißstiefel nicht eingeübt.

Auch wird niemand behaupten, daß die militärischen Gestalten in ihren grauen Röcken irgendwelche kavaliermäßige Geschmeidigkeit zu entfalten bestrebt sind. Dem einen ist der Rock des Königs zu weit, dem andern zu kurz. Der eine kommt aus dem Lärm des Maschinensaales, der andere vom rauschenden Sensenschnitt des goldenen Kornes auf heißem Felde. Allen beiden sitzt der Kriegsrock zu Anfang ein bißchen wunderlich. Und die Mütze auch. Sie müssen erst damit verwachsen. So ungefähr, wie sie gleich von Anfang an mit diesen standhaften Kommißstiefeln verwachsen sind. Durch den großen Rhythmus des unwiderstehlichen Marschierens durch Tage, Wochen und Monde.

Das ist die Kraft, die hanebüchene Kraft eines Volkes, das sich zur Wehr setzt mit einem gewaltigen Ruck. Wer wagte es, die Nase zu rümpfen über diese schwere Gangart von Männern auf einem schweren Wege? Wann war das doch, als man sich den Kopf zerbrach über den Tangoschritt, die Furlana und einiges andere?

Worauf kommt es an? Wir wissen es wieder, und sind stolz darauf, daß wir es ohne vieles Nachdenken begriffen haben im Augenblick. In einem weltgeschichtlichen Augenblick.

Die eckige deutsche Kraft, die uns aus Dürers Apostelgestalten markig entgegentritt, die in Luthers mächtigem Bauernschädel unbeugsam die Stirn erhebt, die hinter Bismarcks zuckender Braue mühsam gebändigt die Taten wägt, die rauhe, die hanebüchene Kraft ist es, die in den Schicksalsstunden unseres Volkes entschieden hat und entscheiden wird.

Wir sind kein brauchbares Material für die Aestheten, für die Lebenskünstler aller Grade und Abschattungen, für die dreimal gesiebten Weisen aus dem Morgenlande einer Schönheit um ihrer selbst willen.

Wir müssen alles das, soweit es uns verlockend und förderlich erscheint, mit großer Mühe erkämpfen und erarbeiten. Und müssen uns gefallen lassen, daß die fremden Völker unser Bemühen gar nicht verstehen und über den schwerfälligen Deutschen spotten.

Fortan werden wir uns dieses Mangels, wenn er einer ist, noch weniger zu schämen Ursache haben als bisher. Denn er hat uns offenbar davor bewahrt, ein paar gewichtige Grundsätze des Völkerlebens, die bei unseren Nachbarn in Verlust geraten sind, unsererseits wegzuwerfen wie — nun sagen wir: wie etwa ein paar zerrissene Lackstiefel.

In braunen, derben Kommißstiefeln marschieren unsere Wehrmänner nach Ost und West. Millionenfach dröhnt ihr eiserner Tritt durch die Welt. Die deutsche Kraft, die hanebüchene harte Kraft des Volkes betritt den weiten blutigen Plan der Weltgeschichte.

Die Menschheit aber hält den Atem an und staunt: lebt sie denn immer noch, diese Kraft?

Erntemond 1914

Von Erich Vogeler

Hoch steht die Zeit. Der Schatten einer Riesensense fällt über das Land.

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot"...

Auf der breiten Veranda des Gutshauses steht die Herrin, die Mutter, die deutsche Frau. Zwei Söhne sind längst im Feld. Heute geht der dritte, Kriegsfreiwilliger, zu den Waffen. Die letzten Rosen, rote Dahlien und Malven hat sie auf den Kaffeetisch gestellt, Ihre Hand hat nicht gezittert. Sie wird auch nicht zittern bei dem letzten Lebewohl. Ruhig streicht sie die weiße Kaffeedecke glatt.

Sie lehnt an der Brüstung und schaut hinaus über die weiten Felder, die in der Spätsommersonne liegen, mit den letzten gelbbraunen Roggenmandeln, mit den heißen graugelben letzten Haferhalmen, die vor Reife klirren. Sensen singen das Lied vom Lose alles Sterblichen.

Klaglos liegt die Erde, die alles tragende, nimmer ermattende Erde, stumm das Gesetz erfüllend, mit jedem Sterben nur das Gesetz des Lebens erfüllend. Die Saat ihres Schoßes sah sie wehen im süßen Frühlingswind, sah sie steigen, reifen zu voller, schwerer Frucht, und sieht sie niedersinken unter dem herben Schnitt der Sense. Leer steht die Erde, stumm harrend auf das scharfe Pflugeisen, das ihr das Herz aufreißt, neu zu empfangen Saat, Sorge, Blühen, Duft und Sterben...

Ruhig sehen die Augen der Mutter über die weiten Felder, ruhig, wie nur Mütter sind, wie nur die ewige Natur es ist, die Mutter Erde.

Durch den Garten geht eine Tagelöhnersfrau. Ihr Mann ist mit der Landwehr fort. Hoch trägt sie reife Frucht unter ihrem Herzen.

Da kommt an den Malvenstöcken her mit dem braunen, erhitzten, gesunden Gesicht der Sohn. „Alles geht gut, sie kommt glatt herein, die Ernte; in ein paar Tagen ist kein Halm mehr draußen!" Und zufrieden setzt er sich an den Kaffeetisch. Durch das Laub der weißen Kletterrosen tanzen goldene Sonnenkringel über die roten Dahlien und Malven und über den braunen Erntekuchen, den die Mutter ihm zum Abschied gebacken. Zum Abschied in das große Erntefest des Todes.

Es war ein merkwürdiger Erntemond dieses Jahr.

Rings klangen die Sensen unter der Kuppel des Tages, von Sonnenaufgang bis Niedergang; Mandel an Mandel stand golden und breit der Garben Fülle; schwankend hochbeladen kamen die Wagen auf den Hof gefahren.

Da auf einmal legten die Männer die Sense fort mitten im Fall der Schwaden; ohne Gespann standen die vollen Wagen; der Gesang der Mägde verstummte, sie ließen den Erntekranz aus Weiderich und Königskerzen auf den Boden fallen....

Alle Männer, Gutsherr und Tagelöhner, der Großknecht, der Kleinknecht, Maschinist, Melker und Eleve, Bauer, Kossäthe, Büttner, Häusler, der Schmied, der Stellmacher, und all die schönen starken braunen Ackerpferde, alle zogen sie fort von Haus und Hof und Feld. Und auf der Dorfstraße standen die Frauen mit großen erstarrten Augen und blickten ins Leere; Mütter drückten stumm verängstigte Kinder an das Herz, Bräute jammerten, die blauen Schürzen vor den Augen, und manche gutherzig leichtsinnige Dirne rang verzweiflungsvoll die Hände.

Verlassen, verlassen stand der Hof, verlassen die Straße, verlassen standen die Felder, die vollen, reifen, fruchtbaren Felder. Was wird nun aus der Ernte?

Entschlossen zwang wohl die Jungmagd ein Joch Ochsen ins Gespann, mit der schieren Kraft ihrer Glieder; vom Altenteil humpelte der Großvater, die Sense noch einmal zu proben mit den morschen Knochen. Wie sollten ganze vier Arme die Ernte zwingen?

Drückend lastete die Frucht auf den Feldern. Drückend lag der heiße hohe Himmel auf dem verlassenen Land. Zwei, drei, vier Tage ... Was soll aus der Ernte werden?

Siehe, da kamen sie herbeigeströmt von allen Seiten die neuen Arme, die neuen Kräfte, die Helfer. Was für merkwürdige Erntearbeiter! Gesichter wie Milch und Blut, fünfzehn-, sechzehnjährig, mit Schillerkragen, mit Schülermützen. Da strömten sie herbei aus den Fabriken, aus den grauen, engen, hohen Höfen, die Arbeiter der Großstadt mit den eckigen, asketischen Gesichtern, die Antiagrarier, die Hasser der Schollensitzenden, als Erntehelfer, als Helfer in der Not.

Alle kamen, die ungewohnte, schwere, harte Arbeit der Scholle zu verrichten, diese schwere harte Arbeit, in der doch der ganze wunderbare Segen des Himmels atmet, mit der tauenden Sanftheit des Morgensterns und der zitternden Glut der hohen Sonne, mit der strömenden Luft und dem Schauen in schimmernde Fernen, dieser Segen des Himmels, den keine Schulstube mit all ihrer Weisheit zu spenden vermag und keine Werkstatt hämmernder Eisenhirne.

Hoch auf dem Wagen steht ein Sekundaner, sechzehnjährig, ein Knabe. Heiß liegt das Haar um seine Stirn, das Hemd ist geöffnet, hoch atmet die Brust. Mit dem leichten Erröten noch scheuer Kraft preßt er die Glieder um die Garbe, die ein paar blanke Arme ihm auf der Gabel emporreichen, mit dem ganzen Andrang seines jungen Blutes umfängt er sie, wie eine Geliebte, und drückt sie tief in das schwellende Fuder. Garbe um Garbe, in diesem wundervollen, einfach großen, epischen Rhythmus. Wie aus Versen des Homer, wie aus der wunderbaren biblischen Novelle von der Magd des Boas seltsam in sein Blut gedrungen.

Und die Arbeiter aus den Großstadtfabriken, wie benommen standen sie zuerst, in dieser Luft, in dieser Sonne, wenn sie mit ihren zu Maschinen dressierten Armen in den freien, ganz elementaren, primitiven Rhythmus griffen, wenn sie die Schwaden faßten und den Zugstier regierten. Nun wurden ihre Gesichter braun, ihre Augen weit, und tief atmen sie den ungewohnten Geruch der reifen Erde, wenn sie den durchsonnten Schweiß von der Stirn wischen.

Wagen um Wagen schwankten auf den Hof. Die Mägde fingen wieder an zu schwatzen, wenn's auch mit dem Lachen und Singen nicht recht gehen will. Aber blaue Rade, Maßlieb und Vergißmeinnicht haben sie am Wegrand gepflückt.

Der letzte Halm ist herein. An der Erntekrone wehen diesmal schwarz-weiß-rote Fahnen. „Nun geht das Dreschen los!" Mit Kreide haben sie's beim Schmied, wo noch mit der Hand gedroschen wird, an die Scheune geschrieben. Und darunter eine in herzlichsten Worten gehaltene Einladung an Zar Nikolaus, an diesem Dreschfest teilzunehmen, „als passives Mitglied des Vereins deutscher Drescher."

Die Erntearbeiter des Jahres 1914, die Sechzehnjährigen mit den Schülermützen und die Großstadtarbeiter aus den Fabriken.

Auf der breiten Veranda sitzt die Gutsherrin. Ruhig und aufrecht sitzt sie da. Zwei Söhne haben bei Lüttich gestürmt. Nun ist auch der dritte fort; nachdem er heiter und gelassen noch den Erntekuchen verspeist, bis auf die Krume. Die letzten Rosen, die roten Dahlien und Malven stehen noch unverwelkt auf dem Tisch.

Ruhig und aufrecht sitzt sie in der Abendsonne. Ihre Augen gehen auf den Hof, wo bei den vollen Scheunen die leeren Wagen stehen. Plaudernd sitzt es nach dem Abendessen zusammen, sechzehnjähriges Blut mit den Sekundanermützen, ältere Fabrikarbeiter aus den Gewerkschaften und Mägde, die einen Erntekranz winden.

Ueber sie hin geht der Blick der Frau, der Mutter. Wie lange noch, dann müssen auch diese fort. Auf ihrem Schoß liegt ein kleines schmales Buch. Gedichte des Clemens Brentano. Das Lied vom Schnitter Tod ist aufgeschlagen ...

Was heut' noch frisch und blühend steht,
Wird morgen schon hinweggemäht!
Weh' Rosen, weh' Lilien,
Weh' krause Brasilien!
Selbst auch Kaiserkronen
Wird es nicht verschonen,
Müßt in den Erntekranz hinein...

Wer wird bleiben?

Schwer und langsam geht eine Tagelöhnersfrau durch das Hoftor hinaus. Ihr Mann ist mit der Landwehr fort. Hoch trägt sie reife Frucht unter ihrem Herzen. Still geht sie die Dorfstraße entlang durch den Abendfrieden.

Den Gefallenen

Von Karl Scheffler

Es ist, als sei in der Folge der großen Kriege, die die Geschichte der Völker gliedert, der Rhythmus des Periodischen; es ist, als sei die Erde ein lebendiger Körper unter lebendigen Sternenwesen und jeder Mensch eine winzige Zelle in diesem Riesenorganismus, als müßten die Zellen zeitweise aber gegeneinander wüten, damit sich die Lebenskraft erneuere, als stieße der Planetenkörper in gewissen Zwischenräumen Blutwellen aus, um sich zu reinigen. Diesen Gedanken kann der einzelne in seinem abhängigen Zellendasein freilich nicht zu Ende denken, er kann sein Verhältnis zu dem ungeheuren Ganzen nicht überblicken; in jedem Menschen aber ist doch der Instinkt, daß sein Leben ein absolutes Leben gar nicht ist, sondern nur ein Zellenleben innerhalb einer geheimnisvollen kosmischen Allheit, und daß alles, was man mit Persönlichkeit bezeichnet, sehr wenig bedeutet gegenüber dieser göttlichen Gebundenheit.

Nur ein solcher Instinkt kann die Hingabe erklären, womit in diesem Kriege Millionen von Volksgenossen das Höchste darbieten, was sie haben: das Leben. Gewiß kämpfen sie alle auch für klar erkennbare Ziele, für Haus und Hof, Weib und Kind, Existenz und Staat. Aber dieser Krieg ist mehr noch als eine Abwehr frecher Angriffe, ist mehr noch als eine Handlung des Volkszorns. Ueber das defensive Bedürfnis hinaus werden unerhörte Opfer gebracht. Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust. Das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es nichts.

Und doch will alle Kreatur sonst nichts als leben. Und sei es nur auf eines Quadratfußes Raum, in schwindelnder Höhe und in steter Gefahr abzustürzen, wie jener Priester in Viktor Hugos Roman. Nur leben, atmen und sich des Lichts, des eigenen Herzschlags freuen; und nicht an die schreckliche Nacht des Todes denken! Die bange Lebensgier und Todesfurcht ist auf einen Schlag nun verschwunden. Der beste Teil des Volkes sieht festen Blickes jenem Opfer ins Auge, das nur einmal gebracht werden kann; singend und begeistert geht die Jugend dem Tode entgegen. Es ist nicht wahr, daß die Krieger von der Staatsgewalt, von der Konvention zu ihrem Opfer gezwungen würden; ihr Müssen ist auch ein freies Wollen. Sie sehnen sich nach Wunden, Leiden und Tod und nach dem Sieg, der durch alles dieses erkauft wird, wie nach einem persönlichen Glück. Sie schreckt der Tod nicht mehr, als er die Frau schreckt, die gebären soll. Sollte ihr Opfer vielleicht das höchste Glück sein, das dem Menschen zuteil werden kann? Ist in dieser Sehnsucht nach Leiden nicht ein tiefer Sinn; ist in diesem fanatischen Gehorsam dem Schicksal gegenüber nicht höchstes Herrschgefühl? Es ist nur so vorstellbar, daß hinter diesem allgemeinen Willen zum Lebensopfer ein geheimnisvolles Müssen steht, und daß der Instinkt den göttlichen Befehl deutlich vernimmt, wenn der Verstand ihn sich auch nicht klar machen kann. Zugleich mit dem Gebot, ein Krieger zu sein für ein unbekanntes und unsichtbares Wachstum, flüstert der Erdgeist seinen Kindern die Gewißheit ins Ohr,

daß der Tod gar nicht ein Schrecken ist. Es flammt, während das Riesenopfer dargebracht wird, ein Glaube an Unsterblichkeit, an die Unzerstörbarkeit der Seele empor; ein Glaube ohne Worte, ohne Dogmen, ohne klare Gedanken sogar; und doch ein Glaube, wie er in keiner Kirche jemals frommer bekannt worden ist. In diesem großen Augenblick der Geschichte handelt eine ganze Jugend, wie sonst nur die Bevorzugten des Volkes handeln, wenn sie ihr Leben im Dienste einer Vervollkommnungsidee verschwenden.

Kann man diesem freiwilligen Opfer ein Ziel nennen, das seiner ganz würdig wäre? Das Vaterland, der Staat, die Freiheit — das alles sind große, inhaltsschwere Worte; und doch ist mit ihnen allen ein Nützlichkeitsgedanke verbunden, der zur Erklärung nicht genügt. Der wahre Sinn des großen Opfers läßt sich stammelnd nur mit dem Worte Gott bezeichnen. Der Tod auf dem Schlachtfeld, wie unsere Krieger ihn erleiden und austeilen, ist Gottesdienst. Trotzdem die christliche Kirche sagt: Du sollst nicht töten. Denn der Kriegertod ist eine Handlung jener tieferen, vielleicht gar nicht in Worten zu fassenden Religiosität, der alle Religionen nur als Teilwerk erscheinen. Ihr Sinn ist, daß darin das Verdikt einer kosmischen Lebensethik verwirklicht wird, daß ein urweltliches Müssen wie das freie Wollen begeisterter Seelen erscheint. Es zeigt sich, daß auch die Völker, wie die einzelnen, nur halb bewußt leben, daß sie gelebt werden. „Es" lebt in ihnen.

Denkt an all den Graus dort draußen, an den Tod in seinen schrecklichsten Gestalten, an das Geschrei und Gewimmer des Schmerzes, an das ungeheure Erstaunen, womit sich jetzt unter unbewegten hohen Himmeln, inmitten einer von allem Menschenjammer vollkommen unberührten Natur, Tausende von Verwundeten sterben fühlen, denkt an die Schrecknisse der Verwesung, an den Graus der Massengräber, an all die Verzweiflung der gräßlich gefolterten Kreatur — aber denkt nur daran, um das Opfer in seiner Grandiosität zu fühlen, um mit aller Kraft zu empfinden, wie leidenschaftlich eine ganze junge Menschheit hier dem Gotte des ewigen Lebens entgegenstürmt. Macht euch fähig, das Opfer zu begreifen, indem ihr euch selbst bereitfinden laßt, wann und wo immer der Tod an euch herantritt, indem ihr euch verschwendet für das Wachstum der Menschheit, indem ihr Leben, Wohlstand und Glück unbedenklich für etwas Ueberpersönliches einsetzt. Nur das rechtfertigt den Krieg und den Jubel über die Vernichtung des Feindes.

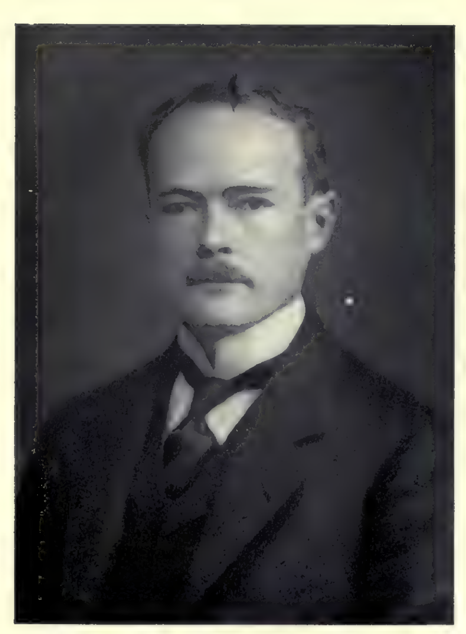
Dieses, ihr teuren Toten, ist die Lehre, die euer Opfer uns erteilt. Ihr habt gezeigt, daß das Leben nichts ist, wenn es nicht irgendwie als Opfer angeboten wird, daß es erbärmlich ist zu atmen, wenn man sich nicht für einen Gedanken, der über das Persönliche hinausweist, hingibt, und daß wir allzumal Krieger sein sollen, zu jeder Stunde, bereit zu kämpfen, zu siegen, zu sterben. Wir wären euer ewig unwürdig, wenn eure Hingabe nicht immer aufs neue Hingabe entzündete, und wenn wir das höchste Gefühl von uns selbst nicht suchten, indem wir überhaupt nicht mehr an unsere kleine Endlichkeit denken. Was so an Dauer verloren gehen sollte, wird an Kraft gewonnen, an Lebendigkeit und Fülle. Ein Volk, das auch im Frieden bereit ist, sich zu verschwenden, wie sich unsere Jugend auf den Kampffeldern nun verschwendet, wird seine Lebenskraft so steigern, daß es wie von selbst das Genie auf allen Stufen hervorbringt.

Mit dem Willen zum Opfer in uns können wir triumphierend sagen: Tod wo ist dein Stachel!, können wir das Leben kräftiger als je bejahen und an den frischen Gräbern der Toten eine Hymne an das Leben singen. Diese feierlich frohe Hymne, ihr jungen Helden, soll euer Tedeum sein. Während ihr nach außen siegtet, habt ihr nach innen einen noch größeren Sieg errungen, denn ihr macht es, daß die Nation Gott in einer neuen Weise fühlt. Wenn auch Tausende noch leichtsinnig abseits stehen, das Große, das vor sich geht, nicht begreifen und uns mit Albernheiten ärgern: von Tag zu Tag erzieht ihr die Nation doch zu einem neuen Leben. Wie ein fruchtbarer Frühlingsregen geht die Trauer um euer junges Heldenleben über das Land dahin.



Phot. Nicola Perscheid, Berlin

Ferdinand Graf v. Zeppelin
K. württ. General d. Kav. z. D.



Phot. E. Bieber, Berlin

Gustav Krupp von Bohlen und Halbach
Oberdirektor der Krupp-Werke A.-G.



Phot. Kosel, Wien

Karl Freiherr von Skoda
Generaldirektor der Skodawerke



Prof. Dr. Fritz Rausenberger
Mitglied des Direktoriums der Krupp-Werke A.-G.
Konstrukteur des 42-Zentimeter-Geschützes

Deutschlands wirtschaftliche und soziale Organisation während des ersten Kriegshalbjahres

Ein Ueberblick von Erich Dombrowski

Das wirtschaftliche Leben Deutschlands verlief im Juli 1914 in durchaus normalen Bahnen. Die leichte wirtschaftliche Depression der vergangenen Monate schien überwunden, und eine neue Aufwärtsbewegung bereitete sich vor. Das österreichische Ultimatum an Serbien schreckte dann aber in der letzten Juliwoche die Gemüter jäh auf, und die Börsen der ganzen Welt, von jeher die feinsten politischen Gradmesser, fingen an bedenklich unruhig zu werden. Diese Unruhe artete schließlich in eine furchtbare Panik aus, als sich die politische Lage von Tag zu Tag verschlechterte. Dadurch, daß das große Publikum kopflos seine Wertpapiere auf den Markt warf, um sie auf alle Fälle los zu werden, fielen die Kurse nicht nur der an sich schon empfindlichen Industriepapiere, sondern auch der stabilen Renten so sprunghaft schnell, wie man es bisher noch niemals erlebt hatte. Gleichzeitig trat eine vorübergehende Panik der Sparer ein, und das erregte Publikum entzog in weitem Umfange das Goldgeld dem Verkehr, um es sich, überängstlich, auf alle Fälle zu Hause aufzubewahren. Die Folge davon war eine Bargeldnot, die durch die überstürzte reichliche Eindeckung des kleinen Publikums mit Lebensmitteln aller Art noch verschärft wurde. Am letzten Julitage brach dann die Katastrophe über Europa herein. Der Krieg aller gegen alle war unvermeidlich geworden.

Die bange Frage tauchte nun auf: Wie wird Deutschland sich den Kriegsverhältnissen wirtschaftlich anpassen? Wird seine Volkswirtschaft gerüstet sein wie sein Militär? Drei Momente sind für die deutsche Volkswirtschaft charakteristisch: Die gewaltige Abhängigkeit vom Auslande, die z. B. im Jahre 1913 in einer Einfuhr von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und sonstigen Waren in einer Gesamtsumme von über zehn Milliarden Mark zum Ausdruck kam; die große kreditwirtschaftliche Grundlage unserer kommerziellen und industriellen Entwicklung und das mächtige sozialpolitische Gebäude, zu dem wir nun schon seit über drei Jahrzehnten Stein an Stein gefügt haben. Der Krieg isolierte Deutschland mit einem Schlage und schnitt es zunächst von aller Welt ab. Die deutsche Volkswirtschaft war ganz auf sich allein gestellt. Millionen von Arbeitskräften wurden ihr durch die Mobilmachung entzogen. Auf der einen Seite kam jetzt durch die Verhängung des Kriegszustandes so etwas wie der Geist des alten absolutistischen Militär- und Polizeistaates vergangener Jahrhunderte wieder zu seinem Rechte, andererseits wurden mit einem Male moderne sozialistische Forderungen wie selbstverständlich in die Tat umgesetzt.

Versuchen wir nun im einzelnen das Chaos der sich überstürzenden Ereignisse der ersten Kriegsmonate auf wirtschaftlichem Gebiete zu entwirren und uns über die völlige Neuorientierung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse klar zu werden. Die Aufregung der ersten ungewissen Tage legte sich sehr bald, und die wirtschaftliche Mobilmachung Deutschlands vollzog sich wie die militärische mit einer überlegenen Ruhe und Sicherheit, wie man es kaum erwartet hatte. Auch das Vertrauen der breiten Masse zu unserem Wirtschaftsorganismus in all seinen Teilen und Teilchen kehrte rasch zurück.

Zunächst galt es, die Ernährung des deutschen Volkes sicher zu stellen. Dem diente ein Erlaß des Bundesrates, der jegliche Ausfuhr von Getreide, Mehl und Futtermitteln sowie Tieren und tierischen Erzeugnissen verbot. Gleich darauf fielen die hohen Schutzzölle auf die wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel, und die Einfuhrverbote oder Einfuhrbeschränkungen von Fleisch wurden aufgehoben. Sodann mußte die Ernte schleunigst eingebracht werden, da infolge der vielen militärischen Ein-

berufungen und des Abzuges der ausländischen Wanderarbeiter ein empfindlicher Leutemangel eingetreten war. Sofort suchte man in allen Bevölkerungskreisen Erntehelfer mobil zu machen. Die Landwirtschaftskammern, die deutsche Feldarbeiterzentrale, der Verein für soziale Kolonisation, die Gewerkschaften, die städtischen Arbeitsnachweise, die Jugendorganisationen (Pfadfinderbund, Jungdeutschlandbund, Wandervogel) und die Schulen taten das ihrige, um das notwendige Menschenmaterial den Landwirten zur Verfügung zu stellen. Die Eisenbahnminister gewährten den Erntehelfern freie Fahrt, und so gelang es, dank der raschen Entschlossenheit aller Volkskreise, die Ernte zur rechten Zeit vollständig einzubringen. Ein rasch angenommenes Gesetz gestattete den Behörden für die Dauer des Krieges Höchstpreise für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art sowie für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe festzusetzen. Von dieser Befugnis ist fast überall Gebrauch gemacht worden, und vielfach hat man sich nicht nur darauf beschränkt, dem Kleinhandel Preise vorzuschreiben, sondern hat sie auch dem Großhandel diktiert. So ordnete der Bundesrat am 4. und 9. November 1914 Höchstpreise für Weizen, Roggen und Hafer an, verbot die Verfütterung des Roggens, sah eine Einschränkung der Brennerei zugunsten des Roggenverbrauchs vor und gestattete den Zusatz von Kartoffelprodukten zum Roggenmehl oder, richtiger, Roggenbrot. Die Landeszentralbehörden und Gemeinden erließen Höchstpreise für Kartoffeln und Backwaren und richteten u. a. ihre Aufmerksamkeit auf eine allgemeine Einschränkung des Verbrauchs von Benzin und Petroleum.

Im Interesse dringender militärischer Bedürfnisse machte sich Mitte Februar 1915 sogar eine umfangreiche Beschlagnahme von Metallen notwendig. Kupfer, Nickel, Zinn, Aluminium, Antimon und Blei mußten von einer bestimmten Vorratsmenge an von sämtlichen in Frage kommenden wirtschaftlichen Betrieben zur Beschlagnahme angemeldet werden. Vorübergehend verbot die Heeresverwaltung im Laufe des Winters auch den Fabrikanten und Händlern von Wollwaren die Veräußerung der bei ihnen lagernden wollenen, halbwollenen und baumwollenen Decken, sowie Filzdecken, um erst einmal die starke militärische Nachfrage zu befriedigen. Schließlich gestattete eine Bekanntmachung des Reichskanzlers vom Anfang Februar 1915 für spätere Eventualitäten Vorratserhebungen jeglicher Art. Danach ist während der Kriegsdauer den Behörden jederzeit Auskunft über Vorräte an Gegenständen des Kriegsbedarfs und an Dingen des täglichen Bedarfs zu geben. Verpflichtet dazu sind alle Handels-, landwirtschaftlichen und gewerblichen Unternehmungen, die derlei erzeugen, verarbeiten oder mit ihnen handeln, ferner die Gemeinden, Körperschaften und Verbände.

Eine spezielle Vorratserhebung über unsere Getreide- und Nahrungsmittelbestände hatte bereits in den ersten Tagen des Dezembers 1914 stattgefunden. Ihr Ergebnis, das erst nach einigen Wochen genau festzustellen war, überraschte einigermaßen. Obwohl es an Warnungen, den Weizenverbrauch nach Möglichkeit einzuschränken, nicht gefehlt hatte, stellte es sich jetzt heraus, daß das deutsche Volk doch im allgemeinen in dieser Hinsicht recht sorglos gelebt und mehr verbraucht hatte, als man vorausgesehen hatte. Denn bekanntlich sind wir in Friedenszeiten darauf angewiesen, 1/3 unseres gesamten Weizenbedarfs vom Auslande zu beziehen. Und diese Möglichkeit ist während des Krieges so gut wie fortgefallen. Kurz, Anfang Januar 1915 stand so viel fest, daß nur 2/3 von der Menge Brotgetreide vorhanden war, die wir in normalen Zeiten bis zur nächsten Ernte gebraucht hätten. Zweierlei wurde nun zur dringenden Notwendigkeit: die Streckung des Brotgetreides durch reichlichen Zusatz von Roggen und Kartoffeln, und die behördliche Einteilung des Brotverbrauches für die ganze Bevölkerung. Damit war die Regierung vor eine gewaltige organisatorische Aufgabe gestellt, die mit dem Reiz der Neuheit die (vorübergehende) Verwirklichung einer

sozialistischen Forderung verband. Am 5. Januar 1915 bestimmte der Bundesrat, daß Roggen fortan mindestens bis zu 82%, Weizen bis zu 80% durchzumahlen sei. Die Vorschriften über das Verfütterungsverbot wurden verschärft und besondere Bestimmungen über die Bereitung von Roggen- und Weizenbrot getroffen. Das Weizenbrot mußte künftighin 30% Roggenmehl enthalten, und das Weizenmehl konnte dabei bis zu 20% durch Kartoffelstärkemehl ersetzt werden. Das Roggenbrot mußte aus 90 Teilen Roggenmehl und mindestens 10 Teilen Kartoffelzusatz gebacken werden. Die nach den neuen Bestimmungen hergestellten Brote trugen die Bezeichnung K-Brote, d. h. Kriegsbrote. Die Kuchenbäckerei wurde außerordentlich beschränkt und von den meisten Landeszentralbehörden nur an zwei Tagen der Woche zugelassen. Vor allem aber wurde die Nachtarbeit in den Bäckereien, eine alte sozialpolitische Forderung, kurzerhand aufgehoben, auch durfte alles Gebäck erst 12—24 Stunden nach Beendigung des Backens abgegeben werden. Verschiedentlich, wie in Württemberg, wurde für ganze Landstriche die Herstellung eines Einheitsbrotes angeordnet.

Zu gleicher Zeit trat eine Kriegsgetreide-Gesellschaft mit beschränkter Haftung unter Führung der preußischen Regierung ins Leben. Daran beteiligten sich nicht nur einige andere Bundesstaaten, sondern auch eine Reihe deutscher Städte mit über hunderttausend Einwohnern, ein Teil der Industrie u. a. m. Preußen und das Reich übernahmen gewisse Garantien, um bei unvorhergesehenen Fällen die Gesellschaft vor Verlusten zu schützen. An Dividende sollen fünf Prozent ausgeschüttet werden. Dagegen sollen die darüber hinausgehenden Beträge gemeinnützigen Zwecken zugeführt werden. Dieser Gesellschaft, die mit dem Recht der Enteignung ausgestattet wurde, ist die Aufgabe zugewiesen, große Mengen von Brotgetreide zu erwerben, zu lagern und vornehmlich für die Sicherung des Bedarfs der letzten Monate des Erntejahrs zu sorgen. Durch eine weitere Verordnung des Bundesrats vom 25. Jan. 1915 wurde die Beschlagnahme der Getreidevorräte im ganzen deutschen Reiche anbefohlen und in Angliederung an die Kriegsgetreide-Gesellschaft eine besondere Reichsverteilungsstelle geschaffen, die den gesamten Verbrauch regeln soll. Die Beschlagnahme aller (in Gewerbebetrieben und in Haushaltungen) vorhandenen Vorräte von Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmehl, abgesehen von den zusammen einen Doppelzentner nicht übersteigenden Vorräten, erfolgte am 1. Februar 1915. Den einzelnen Gemeindeverbänden wurde alsdann von den Landeszentralbehörden aufgegeben, den Brotverbrauch in der Weise zu regulieren, daß jeder Einwohner ohne Ausnahme fortan nur auf 225 g Mehl pro Tag Anspruch hat. Dazu wurden, auf eine Woche oder einen ganzen Monat, Brotmarken ausgegeben, die zum täglichen Bezuge der entsprechenden Brot- oder Mehlmenge berechtigen. So weit die ersten Anordnungen der Reichsverteilungsstelle. Das der Kriegsgetreide-Gesellschaft übertragene Geschäft ist das größte Getreidehandels- und Mehlgeschäft der Welt. Es müssen von ihr in kurzer Frist drei bis vier Millionen Tonnen, also für 700—800 Millionen Mark Getreide, gekauft werden. Mit fünf Millionen Landwirten ist zu verhandeln. Es muß eine Qualitätsabnahme erfolgen, das Getreide gelagert, lombardiert, bezahlt, vermahlen und an die Bedarfsstellen gebracht werden. Dazu machten sich gleich zu Anfang bereits 2—3000 Kommissionäre nötig, und die Reichsdarlehnskasse, die das Lombardgeschäft besorgt, mußte sofort 1100 Pfandhalter in Pflicht nehmen.

Ebenso wie mit dem Getreide hieß es am Ende des ersten Kriegshalbjahres auch mit dem Fleisch, dem andern Hauptfaktor der Ernährung, haushalten. Zwar war ein Mangel an Fleisch nicht vorhanden und für absehbare Zeit nicht zu befürchten. Woran es aber fehlte, waren die notwendigen Futtermittel. Wie bekannt, sind wir in dieser Beziehung bisher stets auf beträchtliche Zufuhr vom Auslande angewiesen gewesen, die nun, zu einem großen Teile, nicht mehr in Frage kam. Eine Reihe von Städten schritt

infolge dieser Futtermittelnot zur Organisierung der häuslichen Abfälle und führte sie, soweit sie noch verwendbar waren, ständig den Landwirten zu. Der Forstfiskus in Preußen öffnete die Staatswaldungen im Interesse der Viehhaltungen. Aber beides war schließlich kein ausreichender Ersatz für das fehlende Futter. So mußte denn zu umfangreichen Schlachtungen vor allem von Schweinen geschritten werden. Gleichzeitig empfahl der Bundesrat den Gemeinden, sich einen der Bevölkerungszahl entsprechenden Vorrat an Fleischdauerwaren anzulegen. Das geschah denn auch so prompt und so reichlich, daß die Schweinefleischpreise im Nu eine noch nicht erreichte Höhe erklommen. In wenigen Wochen wurden Millionen umgesetzt, da auch zahlreiche Privatwirtschaften sich einen Fonds von Dauerwaren anlegten. Infolge dieser aus der Marktlage nicht gerechtfertigten Steigerung der Schweinepreise rief die Zentraleinkaufsgesellschaft im Einverständnis mit dem deutschen Städtetage, eine Zentrale für den Einkauf der von den Städten für die Herstellung von Dauerware benötigten Schweine ins Leben. Eine aus Vertretern der Landwirtschaft, der Städte und der Zentraleinkaufsgenossenschaft zusammengesetzte Kommission stellt die Preise fest, zu denen die Zentrale den Bedarf der Städte einkaufen soll.

Um für das neue Erntejahr auch den der deutschen Landwirtschaft zur Verfügung stehenden Boden zu strecken, begann man in weitgehendem Maße die Moor- und Oedländereien rasch intensiv zu kultivieren. Dazu zog man nicht nur zahlreiche Arbeitslose, sondern auch die Kriegsgefangenen in großem Umfange (Anfang Februar 70 000) heran. Für die Bestellung der Felder im Frühjahr soll, wie seiner Zeit zur Einbringung der Ernte beim Kriegsausbruch die Mitarbeit der Schüler in Anspruch genommen werden, wo Leutemangel besteht. Das bayrische Kultusministerium hat mit einer dahingehenden Verfügung bereits den Anfang gemacht.

Die Sicherung des deutschen Geschäftslebens während des Krieges war eine mindestens ebenso schwierige Aufgabe wie die Versorgung des Volkes mit ausreichenden Nahrungsmitteln.

Am Tage des Kriegsausbruchs stellten die Fondsbörsen ihren Verkehr ein. Amtliche Kurse wurden nicht mehr notiert. Nur ein freier Börsenverkehr fand statt. Die Produktenbörsen blieben jedoch geöffnet, bis die Festsetzung von Höchstpreisen und die Beschlagnahme der Getreidevorräte auch sie überflüssig machte. Die Reichsbank erhöhte ihren Diskontsatz und setzte ihn schließlich auf 6% fest, um den Goldabfluß zu dämmen. Am 7. August 1914 konnte sie einen Goldbestand von fast 1½ Milliarden Mark nachweisen, eine Summe, wie sie so hoch noch kein Ausweis der Reichsbank hatte nennen können. Sie war mithin glänzend finanziell gerüstet, und da auf je hundert Mark Gold dreihundert Mark Banknoten ausgegeben werden dürfen, so konnte sie ihren Notenumlauf derart verstärken, daß es bis auf die ersten Tage der Panik an genügend Zahlungsmitteln nicht gefehlt hat. Am 23. November hatte der Barvorrat bereits die Höhe von 2593 Millionen Mark erreicht. Und um noch einige Zahlen zu nennen: In der Zeit vom 23. Juli bis 7. August 1914 — also in den Tagen der stärksten wirtschaftlichen Erschütterung und Anspannung — gab die Reichsbank, spielend, den Riesenbetrag von 2005 Millionen Mark in Banknoten aus. In derselben Zeit erhöhte sich ihr Wechselbestand von 750 auf 3700 Millionen Mark und sank im Laufe der Zeit auf den nahezu normalen Stand von 1423 Millionen am 23. November 1914.

Eine neue gewaltige Last wurde dem deutschen Geldmarkt durch die Kriegsanleihe von fünf Milliarden Mark auferlegt, die der Reichstag einmütig am 4. August 1914 bewilligt hatte. Wenn auch die dazu ausgegebenen Reichsschatzanweisungen und die eigentliche Reichsanleihe (unkündbar bis zum 1. Oktober 1924) mit fünf vom Hundert verzinst und zu dem verhältnismäßig günstigen Kurse von 97,30, bezw. 97,50 vom Hun-

dert aufgelegt wurden, so fielen doch die Zeichnungen auf die Kriegsanleihe über alles Erwarten glänzend aus. Obwohl die Reichsregierung für den ersten Zeichnungstermin, den 19. September 1914, eigentlich nur zwei Milliarden in Aussicht genommen hatte, ohne indessen die einzelnen Zeichnungen zu beschränken, wurden vom deutschen Volk doch sofort fast 4½ Milliarden Mark, genau 4 460 701 400 Mark gezeichnet. Davon war allein fast eine Million Zeichner, genau 926 059, die kleine Beträge von 100 bis 2000 Mark mit einer Gesamtsumme von 733 776 400 Mark in der Kriegsanleihe angelegt hatten. Im ganzen betrug die Zahl der einzelnen Zeichner 1 117 235. Und dieser gewaltige finanzielle Bedarf des Reiches wurde gedeckt, ohne daß das deutsche Wirtschaftsleben dadurch irgendwie erschüttert worden wäre. Denn in der Hauptsache wurde das Geld aus unserem Sparkapital, aus den Kapitalsreserven der Gemeinden und öffentlich rechtlichen Institute, der Stiftungen, der großen Banken, der Sparkassen, der Korporationen und nicht zuletzt all der kleinen und kleinsten Sparer aufgebracht. Am 15. Januar 1915 hatte die Kriegsanleihe bereits den Parikurs (= 100) erreicht.

Die eigentliche Kriegshilfe für die Geschäftswelt setzte mit der Begründung zahlreicher Kriegsdarlehnskassen ein, die, wie schon 1870/71, Kredite gegen Verpfändung von Waren und Wertpapieren gewähren. Die Verwaltung der Darlehnskassen liegt in enger Anlehnung an die Reichsbank in den Händen des Reiches. Auf Grund der von ihnen verpfändeten Wertstücke geben sie Kassenscheine zu 1, 2, 5 und 20 Mark aus und erleichtern dadurch ebenfalls den Geldumlauf. Am 29. September 1914 waren bereits 217 solcher Darlehnskassen ins Leben getreten. Man war indessen überrascht, daß eigentlich viel weniger Kredit in Anspruch genommen wurde, als man anfänglich geglaubt hatte. Ende September hatten die Darlehnskassen im ganzen 320 Millionen Mark ausgeliehen; der Bestand an erteilten Darlehen erreichte am 7. November 1914 mit 1120 Millionen Mark den Höchstbetrag, ging dann aber beständig zurück und betrug am 23. November 893 Millionen Mark.

Doch die Geschäftswelt griff auch zur Selbsthilfe und gründete in einer Reihe von Städten und ganzen Landstrichen Kriegskreditbanken, und die Kreise des kleinen Mittelstandes errichteten Kriegskreditgenossenschaften. Für diese Banken übernahmen staatliche, kommunale oder genossenschaftliche Verbände eine Zusatzgarantie. Diese Instanzen gewähren den Kreditbedürftigen einen Wechselkredit, der, durch ihre Unterschrift gesichert, bei der Reichsbank flüssig gemacht werden kann. Um den Zusammenbruch zahlreicher Geschäfte infolge der Kriegsverhältnisse zu verhüten, hatte der Bundesrat die Möglichkeit eines gerichtlichen Zahlungsaufschubes oder einer gerichtlichen Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens geschaffen. Darüber hinaus begründeten die Handels- und Gewerbetreibenden vieler Städte besondere Kriegshilfsstellen, um Schuldnern durch Vermittlung der Handels- oder Gewerbekammer eine Einigung mit ihren Gläubigern zu ermöglichen. Dem vielfach laut gewordenen Verlangen nach einem allgemeinen Moratorium hat die Regierung nicht nachgegeben, d. h. sie hat die Verschiebung sämtlicher Zahlungsfristen bis zu einem gewissen Zeitpunkte, bis zu dem dann Forderungen weder im Rechtswege noch durch Zwangsvollstreckung hätten eingezogen werden dürfen, nicht gestattet, ein glänzendes Zeugnis für die Solidität des deutschen Wirtschaftslebens. Wohl aber hat die Regierung alles daran gesetzt, den deutschen Exporthandel, der plötzlich vollständig stockte, neu zu beleben und ihn über die neutralen Häfen zu leiten. Firmen mit Inhabern aus dem feindlichen Auslande wurden zum Teil unter staatliche Aufsicht gestellt.

Die deutsche Industrie- und Handelswelt zeigte nach den ersten Monaten der Ueberraschung sehr bald eine geradezu wunderbare Anpassungsfähigkeit. Zahlreiche Betriebe stellten sich allmählich ganz in den Dienst der Kriegslieferungen. Kaum irgend

ein Gewerbe bis zum kleinsten Handwerksbetriebe gab es, das sich nicht irgendwie für Militärlieferungen zur Verfügung stellte. Bis Anfang Februar 1915 war, wie der Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann in einem Vortrage ausführte, beinahe ebensoviel an Aufträgen des Reiches für Kriegslieferungen auf dem deutschen Wirtschaftsmarkte ausgegeben worden, wie unser gesamter Außenhandel im Jahre 1913 betrug. Das Milliardengeld der Heeresaufträge blieb im Lande. Es fand nur eine Verschiebung der Geldmittel statt: die Reichsschulden stiegen, aber die Volkswirtschaft wurde nicht um einen Pfennig ärmer. Nur so konnte es möglich sein, daß zum Beginn des Jahres 1915 nicht nur keine nennenswerte Arbeitslosigkeit herrschte, sondern vielfach sogar ein empfindlicher Leutemangel bemerkbar war. Gekrönt wurden alle diese wirtschaftlichen Organisationsvorgänge durch eine großartige Kundgebung der Vertreter von Handel, Industrie und Landwirtschaft. Am 20. September 1914 fand in Berlin eine gemeinsame Tagung des deutschen Handelstages, des deutschen Landwirtschaftsrates, des Kriegsausschusses der deutschen Industrie, sowie des deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages statt, in der in einer einstimmig angenommenen Erklärung und in einem Telegramm an den Kaiser der feste Wille ausgesprochen wurde, daß alle Teile des deutschen Wirtschaftslebens den Krieg bis zu einem Ergebnisse durchhalten würden, das den ungeheuren Opfern dieses Krieges entspreche und dessen Wiederkehr ausschließe.

Die wirtschaftliche Organisation scheint also, soweit sich bis jetzt die Verhältnisse übersehen lassen, der plötzlich veränderten Konstellation der deutschen Volkswirtschaft durchaus gerecht geworden zu sein. Als weiterer Faktor kam noch die soziale Fürsorge in Frage, die ebenfalls vor ganz neue, vielleicht noch größere Aufgaben gestellt wurde. Da handelte es sich zuerst um die Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen, da sie durch die militärischen Einberufungen auf einmal viele Tausende, sogar Hunderttausende von Mitgliedern einbüßten. Durch ein sofort in Kraft gesetztes neues Reichsgesetz wurden die Beiträge ganz allgemein auf 4½% des Grundlohnes festgesetzt, während die Leistungen auf die sog. Regelleistungen beschränkt wurden. Danach haben die Kassen die Unterstützung nur für 26 Wochen zu leisten, brauchen die Sonntage nicht zu zahlen und dürfen keine „großen Heilmittel“ mehr gewähren. Die Schwangeren- und Familien-Unterstützung wurde für die Zeit des Krieges abgeschafft, und das Sterbegeld auf ungefähr die Hälfte verringert. Reichen dann die Beiträge noch nicht aus, so muß die Gemeinde eingreifen. Ein weiteres Reichsgesetz regelte für die zu den Waffen Berufenen die Erhaltung der Anwartschaft aus der Krankenversicherung. Die Landesversicherungsanstalten, die Organe für die Invaliden- und Altersversicherung, und die Unfall-Berufsgenossenschaften werden durch den Krieg weniger unmittelbar berührt, da sie über gewaltige Kapitalreserven verfügen und durch die verringerte Zahl der tätigen Arbeiter ein entsprechend vermindertes Risiko tragen. Einige Landesversicherungsanstalten sahen es jedoch als ihre Ehrenpflicht an, den Kriegern oder deren Hinterbliebenen Liebes- und Ehrengaben von 50 bis 70 Mark zuteil werden zu lassen.

Im Vordergrunde des neuen Aufgabenkreises der eigentlichen sozialen Fürsorge stand die Frage der Arbeitslosen, denn durch den Ausbruch des Krieges hatten sich die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte außerordentlich ungünstig gestaltet. Das „Reichsarbeitsblatt“ stellte fest, daß am 12. August 1914 in 306 Arbeitsnachweisstellen 3402 Arbeitsangeboten nicht weniger als 108 124 Arbeitsnachfragen gegenüberstanden, und drei Tage später, wo eine noch größere Anzahl von Arbeitsnachweisen berichtet hatte, war die Zahl der offenen Stellen auf 5400 und die Zahl der Arbeitsgesuche gar auf 127 094 angewachsen. Dabei ist das nur ein Ausschnitt aus der Gesamtlage des deutschen Arbeitsmarktes. Staat und Gemeinde mußten sich nunmehr sofort ins Mittel legen, um neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Es wurde eine Reihe sog. Notstands-

arbeiten in Angriff genommen. Viele Tausende von Arbeitern wurden in die gefährdeten Grenzteile des Reiches geschafft, um Schanz- und Festungsarbeiten zu errichten und die zerstörten Landesteile wieder aufzubauen. Gleichzeitig wurde das Problem der Arbeitslosenversicherung, um das man vor dem Kriege so heftig gestritten hatte, in einer Reihe von Städten, so von Berlin, kurzerhand in die Tat umgesetzt. Die Stadtgemeinde gewährt Angestellten und Arbeitern wöchentliche Unterstützungen oder erhöht die Arbeitslosenunterstützung von Arbeiterorganisationen auf den Kopf um 50%. Mitte November 1914 konnten die freien Gewerkschaften in ihrer Statistik bereits eine erfreuliche Abnahme der Arbeitslosigkeit feststellen. So sank z. B. bei den Metallarbeitern die Zahl der Arbeitslosen in den ersten zwölf Kriegswochen von 75 407 auf 32 078, d. h. von 19,7 auf 9,1 vom Hundert, und bei den Holzarbeitern von 52 019 auf 28 742, d. h. von 43,3 auf 24,7 vom Hundert. Ebenso hatte der Fabrikarbeiterverband einen starken Rückgang der Arbeitslosen zu verzeichnen. In der vierten Kriegswoche waren es 27 768, in der dreizehnten nur noch 10 995. Die Arbeitslosigkeit hat dann im Laufe der nächsten Wochen so rapid weiter abgenommen, daß Ende Januar 1915 von einer nur irgendwie anormalen Arbeitslosenziffer schlechterdings nicht mehr gesprochen werden konnte. Schon im Dezember 1914 kamen auf 100 offene Stellen bloß 131 Arbeitsuchende gegen 195 im Vorjahre. Freilich trugen dazu auch die immer weiter schreitenden militärischen Einberufungen bei, besonders nachdem man auch den unausgebildeten Landsturm nach und nach unter die Waffen zu rufen begann. Nicht ganz so günstig stellte sich der Arbeitsmarkt der Privatangestellten.

Ebenso wichtig aber war die Unterstützung der Familien Einberufener. Wenn ihnen auch durch das Reichsgesetz vom Februar 1888 eine Reichsunterstützung gewährt wird, so reicht der knapp bemessene Satz doch keineswegs aus, um den Lebensunterhalt dieser Familien auch nur einigermaßen sicher zu stellen. Daher wetteiferten die Gemeinden, um durch kommunale Zuschläge zu dieser Unterstützung, die bis zu 300% betrugen, den bedrängten Familien helfend unter die Arme zu greifen. Viele Geschäftsbetriebe sahen es auch als selbstverständlich an, ihren ins Feld gezogenen Angestellten und Arbeitern entweder das ganze Gehalt oder doch wenigstens einen Teil fortzubezahlen. Dazu traten die zahlreichen Vereine aller Art und die großen wirtschaftlichen Organisationen, die ebenfalls Kriegsunterstützungsfonds bildeten, um auch ihrerseits Mittel zur Sicherstellung der zurückgebliebenen Familien laufend zur Verfügung zu stellen.

Vor eine besonders dankbare Aufgabe aber waren vier große soziale Organisationen gestellt: Das Rote Kreuz, der Nationale Frauendienst, die Zentrale für private Fürsorge und die Kriegsnotspende. Mit dem Roten Kreuz gingen die Vaterländischen Frauenvereine Hand in Hand. Seine Tätigkeit umfaßt zwei Gebiete der Fürsorge. Den Kriegern stellt es sich zur Pflege der Verwundeten, zur Unterstützung der Militärärzte, zum Bahnhofdienste für die Versorgung der Militärtransporte mit Lebensmitteln, Erfrischungen u. a. und zur Sammlung und Uebermittlung von Liebesgaben aller Art ins Feld zur Verfügung. Der Fürsorge für die zurückgebliebenen Familien dient ein Ausschuß, der sich der Kinder annimmt, Volksküchen ins Leben ruft, in denen das Mittagessen für nur zehn Pfennige verabreicht wird, Suppenanstalten errichtet, Arbeitsgelegenheit schafft und Hilfskräfte für den Hausstand in Not geratener Familien heranzieht. Bis etwa zur Mitte des Septembers 1914 beliefen sich die Erträgnisse der Sammlungen zugunsten der Verwundeten und der Krankenpflege beim Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz auf ein wenig über drei Millionen Mark. Durch die Opferwilligkeit vieler Vermögender konnten die Bestrebungen des Roten Kreuzes vor allem auch dadurch unterstützt werden, daß zahlreiche Schlösser, Villen, Privathäuser und Hotels verwundeten Kriegern als Lazarette oder Ge-

nesungsheime bereitgestellt wurden. Die zweitgrößte Organisation der Frauen, die neben dem Roten Kreuz arbeitet, ist der Nationale Frauendienst. Er vertritt den Bund deutscher Frauenvereine und hat sich die Organisierung der privaten Kriegshilfe im Anschluß an die Kommunen als Aufgabe gestellt. Dazu hat er eine Reihe von Hilfskommissionen ins Leben gerufen, deren Arbeit in der Erteilung von Auskunft, Rat und Hilfe an alle durch den Krieg in Bedrängnis Geratene besteht. Unterstützungen in barem Gelde geben diese Hilfskommissionen nicht, wohl aber Lebensmittelmarken. Insbesondere haben die Hilfskommissionen, wo es notwendig ist, die Beschaffung von Arbeit, die Einrichtung von Volksküchen, Horten, Kindergärten, Krippen, Wohngelegenheiten, die Fürsorge für Flüchtlinge und die Kontrolle der Lebensmittelpreise ins Auge zu fassen. Dem Nationalen Frauendienst haben sich erfreulicherweise mehrere große soziale und wirtschaftliche Organisationen ohne Unterschied der Partei oder der Konfession angeschlossen, u. a. die Zentrale für Volkswohlfahrt, die Innere Mission und die Frauen der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Als eine weitere große soziale Vereinigung ist in diesem Zusammenhange die Zentrale für private Fürsorge zu nennen, die kameradschaftlich mit dem Nationalen Frauendienst zusammenarbeitet. Endlich ist noch der Kriegsnotspende zu gedenken, die in verschiedenen Städten und Landbezirken ins Leben gerufen ist, um durch große Geldsammlungen den Arbeitslosen und den sonst durch den Krieg wirtschaftlich Bedrängten zu helfen. Besondere Sammlungen ähnlicher Art haben auch die Zeitungen und andere öffentliche Unternehmungen mit Erfolg eingeleitet. Weitere Einzelorganisationen dienen der Versorgung der Soldaten im Felde mit Erfrischungsmitteln und sonstigen Bedarfsartikeln. So ist in Berlin ein besonderer Kriegsausschuß für warme Unterkleidung gebildet worden. Im Königreich Sachsen hat man all diese Einzelorganisationen in einem Landesausschuß für Kriegshilfe zusammengefaßt, um die soziale und wirtschaftliche Fürsorge während des Krieges nach einheitlichen Gesichtspunkten zu leiten. In Groß-Berlin hat man einen ähnlichen Schritt durch die Zentralisierung der kriegswohltätigen Bestrebungen vor allem auf dem Gebiete der Jugendfürsorge, der Volksernährung, der Wohnungs- und Gesundheitspflege unternommen. Dazu ist das ganze Stadtgebiet in sieben große Bezirke eingeteilt und in jedem ein besonderer Wohlfahrtsausschuß begründet worden. Vom 18.—24. Januar 1915 fand in ganz Deutschland eine Reichswollwoche statt, in der alle Hauswirtschaften ihre entbehrlichen Wollsachen und sonstigen Kleidungsstücke hergaben. Der Erfolg der Sammlung war über alles Erwarten groß. Die Sachen wurden zu warmen Kleidungsstücken für die Krieger, zu Decken u. dergl. verarbeitet. Eine Hilfsaktion für die ost- und westpreußischen sowie die elsaß-lothringischen Gebiete, die direkt unter den Kriegswirren gelitten haben, und für die Flüchtlinge aus diesen Gebieten ist ergänzend zu all den sozialen Fürsorgebestrebungen hinzugetreten.

Als letzter Zweig der Fürsorge kommt die Unterstützung der Invaliden in Betracht. Schon nach dem Kriege von 1870/71 hatte sich der „Invalidendank" gebildet, hatte Tausenden eine neue bürgerliche Existenz verschafft und Vielen Unterstützungen gewähren können. Jetzt ist er eifrig dabei, den Anforderungen, die in erhöhtem Maße von neuem an ihn herantreten, gerecht zu werden. Eine ähnliche Aufgabe hat der Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen übernommen, und eine nach dem Kriegsausbruch ins Leben getretene Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen hat diese Bestrebungen vervollständigt. Zuguterletzt sei noch ein Moment registriert, das auch die Kunst in den Dienst der großen Sache stellen will: Der Verband der freien Volksbühnen veranstaltet Volkskunstabende. In allen Nöten, erklärt er, müsse sich die Kunst als seelisches Bedürfnis der Volksgesundheit behaupten, und die daheimgebliebenen Frauen und Männer müßten den Gefahren der Vereinsamung und der Straße entzogen werden.

Der Krieg ist im letzten Grunde eine Frage der Organisierung, eine Machtprobe auf die bessere Art der Organisation unter den streitenden Völkern. Das bezieht sich nicht bloß auf die Organisierung der militärischen Kräfte, sondern ebenso auch auf die Organisierung der gesamten Nation, die durch einen Krieg plötzlich vor ganz neue Aufgaben gestellt wird. Es will scheinen, als ob die jähe Neuorientierung unserer wirtschaftlichen und sozialen Lage sich würdig dem mit wissenschaftlicher Präzision vollzogenen Auf- und Vormarsch unserer Armeen zur Seite stellen darf. Wir sind auf der ganzen Linie gerüstet gewesen. Es bedurfte nur eines Winkes, und automatisch paßte sich unser militärisches, wirtschaftliches und soziales Leben den völlig veränderten Verhältnissen an. Ein Triumph der Disziplin und Opferwilligkeit.

Die deutsche Sozialdemokratie und der Krieg

Zu den großen Ueberraschungen, die der Völkerkrieg, namentlich auch dem feindlichen Ausland gebracht hat, gehört nicht zuletzt die patriotische Haltung der deutschen Sozialdemokratie. Ihre zahlreichen Anhänger bekennen im Heer denselben Geist und die gleiche Ausdauer wie ihre bürgerlichen Kameraden; die Kriegskredite sind in der Reichstagssitzung vom 4. August 1914 von sämtlichen sozialdemokratischen Abgeordneten bewilligt worden, und am 2. Dezember 1914 hat nur Liebknecht dagegen gestimmt. Auch in der Auffassung von den Ursachen und den Endzielen des Krieges herrscht in wichtigen Einzelheiten Uebereinstimmung zwischen den deutschen Sozialdemokraten und dem bürgerlichen Deutschland. So sagt der Reichstagsabgeordnete Dr. Südekum in einer Stockholmer Zeitung vom Krieg: „Um was es sich hier handelt, das ist ein Versuch der drei verbündeten Mächte: Rußland, Frankreich und England, Deutschland zu Boden zu werfen und es aus dem Kreise der Großmächte zu drängen. Es handelt sich um die Zukunft Deutschlands, vielleicht um die Existenz Deutschlands überhaupt. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. Wir in Deutschland, und zwar alle Parteien und alle Volksschichten, sind von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß wir siegen müssen oder untergehen." Und über die Verletzung der Neutralität Belgiens: „Eine Wahl, die nur mit trauerndem Herzen getroffen wurde in der Stunde der ärgsten Notlage! Deutschland mußte die Neutralität Belgiens beiseite schieben, um sich selbst zu retten. Uebrigens: Neutralitätsvorlagen sind Staatsvorlagen wie alle anderen; sie sind nicht heiliger als Handels- und Seeverkehr oder sonstige internationale Vereinbarungen. Nicht bloß im Leben des einzelnen Menschen, auch im Leben der Völker gibt es ein Recht der Notwehr."

Mit besonderem Nachdruck wird von mehreren hervorragenden Sozialdemokraten, so von Scheidemann in der „New-Yorker Volkszeitung" gesagt, daß auf Rußland die Hauptschuld am Kriege lastet, und die „Münchner Post" weist darauf hin, daß die gegenwärtige europäische Katastrophe nur die letzte Folge des Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich von 1891 sei, das Vollmar auf dem Erfurter Parteitag desselben Jahres als „eine unerhörte fortwährende Drohung, die auf dem Reiche nicht nur, sondern auch auf der Partei ruht" bezeichnete. Wie entschlossen und unabänderlich die vaterländische Haltung der deutschen Sozialdemokratie in diesem Krieg ist, geht daraus hervor, daß von ihrer Seite an den Reichstag vor seiner zweiten Kriegstagung ein Ruf zur „Einigkeit in Gefahr" erging, den mehrere angesehene sozialdemokratische Zeitungen veröffentlichten. Es heißt darin: „Es ist nicht so, daß die Kampflust und die Widerstandskraft der Gegner durch die Enttäuschungen, die sie erlebten, gebrochen ist. Es ist nicht so, daß Deutschland jetzt nur noch die Friedenshand auszustrecken brauchte, damit die andern sie ergreifen. Wo sind die Friedenswünsche auf der andern Seite?

Wir wollten sie wären da, aber wir hören von ihnen nichts! Solange in den Reihen der Gegner der Wille zum Sieg lebt, solange es nicht in der Hand Deutschlands liegt, Frieden zu machen, solange soll niemand so vermessen sein, zu behaupten, daß jede Gefahr vorüber ist. Deutschland kämpft nicht gegen schwache, beinahe schon vernichtete Feinde, es kämpft nicht gegen Gegner, die den Frieden wollen, es kämpft auch nicht — trotz mancher vorwitziger Stimmen — um Eroberung und Unterwerfung fremder Völker, sondern es kämpft noch immer darum, daß es selber nicht niedergeworfen wird... Darum gilt noch immer die Parole: Einigkeit in Gefahr!"

Und in der „Bergischen Arbeiterstimme" richtet der Abgeordnete Scheidemann in einem Neujahrswunsch folgenden ergreifenden Mahnruf zum Durchhalten an seine Genossen: „Größer als die Sorgen und Schmerzen müssen unser unbeugsamer Wille, unsere unerschütterliche Entschlossenheit sein. Wir wollen die furchtbare Zeit nicht nur in klarem Bewußtsein mit offenen Augen durchleben, wir wollen auch die Absichten unserer Feinde zuschanden machen: wir wollen siegen! Und so wünsche ich zum Jahreswechsel allen die Kraft, Kummer und Schmerzen niederkämpfen zu können. Ich wünsche allen den unerschütterlichen Willen zum Durchhalten bis zum Siege! Unseren verwundeten und kranken Soldaten wünsche ich baldige und vollkommene Genesung. Ihnen und ihren Kameraden, die in den Schützengräben hausen, zur See oder auf der Wacht dem Vaterlande dienen — ihnen drücke ich herzhaft die Hand! Ihnen ganz besonders rufe ich zu: Haltet aus! Von euch hängt es ab, was aus unserem Lande und was aus der deutschen Arbeiterschaft wird. Möge uns das neue Jahr baldigen Frieden bringen!"

Es fehlt nun freilich auch nicht an mehr oder weniger bedeutenden Außenseitern, die, wie Liebknecht im Reichstag, so in den Landesparlamenten ihr zähes Festhalten am dogmatischen Internationalismus bekunden, oder wie Franz Mehring in der ausländischen Presse behaupten, die Führer hätten den Kopf verloren und die Massen werden sich „die Rückkehr zum Frieden und zu den unerschütterlichen Prinzipien der Internationale" erzwingen. Allein, diese Unverbesserlichen werden von ihren Parteigenossen kräftig abgeschüttelt; nicht minder entschieden wird auch der Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie gegen die aus Enttäuschung entsprungenen Vorwürfe der Genossen im Ausland verfochten, dadurch daß sie ihnen nachweisen, daß die Sozialisten der Länder des Dreiverbands durch ihre Haltung allen Grundsätzen politischer Freiheit entgegenhandeln, so die englische Arbeiterschaft, wenn sie die Kriegspolitik des Londoner Kabinetts nicht minder unterstützt als dessen wirtschaftlichen Vernichtungskampf gegen Deutschland, so die französischen und russischen Sozialisten, wenn sie die Sache der Chauvinisten und Panslavisten besorgen helfen und dem Zarentum vermehrte Macht verschaffen wollen.

Als das „Exekutivkomitee des internationalen sozialistischen Büros" gemeinsam mit dem Vorstand der sozialistischen Partei Frankreichs einen „Aufruf an das deutsche Volk" erließ, antwortete der Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands mit einer Erklärung (vom 10. September 1914), worin er feststellt, daß das Exekutivkomitee mit dem genannten Aufruf seine Befugnisse überschreite, daß in demselben die Ereignisse, die zum Krieg geführt haben, ganz im Sinne der französischen Regierung dargestellt seien und die Bedrohung des deutschen Volkes durch den russischen Despotismus, d. h. diejenige Tatsache, die das deutsche Volk in seiner Gesamtheit am tiefsten erregt hat und für die Beurteilung der politischen Situation von wesentlicher Bedeutung ist, nicht einmal erwähnt wird. Besonders scharf wendet sich die Erklärung gegen den Versuch, die öffentliche Meinung neutraler Länder durch Behauptungen über „die Greueltaten der Deutschen" zu beeinflussen und sagt: Wir fühlen uns aber verpflichtet, festzustellen, daß die deutschen Soldaten, die zu Millionen durch die Schule der deutschen Partei und Gewerkschaften gegangen sind, keine Bar-

baren sind und an Bildung des Geistes und Herzens hinter den Soldaten keines Volkes der Welt zurückstehen. Es ist bezeichnend, daß das Exekutivkomitee des Internationalen sozialistischen Büros wegen der angeblichen Greueltaten der Deutschen die öffentliche Meinung der neutralen Länder anrufen will, während es sich über hinterlistige Ueberfälle belgischer Franctireurs auf deutsche Soldaten ausschweigt und von den Greueltaten der Russen in Ostpreußen nichts zu melden weiß."

In seiner ebenso tiefgründigen als mit warmem deutschen Gefühl geschriebenen Abhandlung: „Der Krieg und die Sozialdemokratie"*) geht Anton Fendrich aus von dem erhebenden Beispiel Ludwig Franks, der sich nach der Reichstagssitzung vom 4. August 1914 als Kriegsfreiwilliger meldete und schon bald darauf bei Baccarat fiel. „Er dachte an seine alten Eltern im schönen Rieddorf am Oberrhein; und er dachte an das bedrohte Leben seiner vielen Freunde, Kameraden und Gefolgsleute und deren Familien in der Stadt seines Wirkens. Das Stück Volk, das er selbst immer war, wachte und stand in ihm auf wie ein Geharnischter."

Und auf Liebknechts Sitzenbleiben in der Reichstagsitzung am 2. Dezember 1914 übergehend, sagte er: „Vom Grab in Baccarat bis zu diesem im entscheidenden Augenblick nicht leer gewordenen Platz im Reichstag baut sich eine gewaltige Brücke mit immer schwächer werdenden Pfeilern. Aus Quadern gefügt ziehen sich die Pfeiler auf neun Zehntel des Brückenverlaufs dahin bis gegen ihr Ende, wo nur noch gebrechliche, aber umfangreiche Gerüste das Ganze zu halten versuchen. Die Quader am Frankschen Brückenkopf sind die klaren, ungekünstelten, dem starken Volksbewußtsein und dem gesunden Menschenverstand entsprungenen Empfindungen der übergroßen Mehrzahl aller Sozialdemokraten Deutschlands; die gebrechlichen Gerüste auf der anderen Seite aber bestehen aus gedanklichen Konstruktionen, in denen eine sehr kleine Anzahl Mitglieder der größten Partei Deutschlands hängen geblieben sind wie Soldaten in einem selbsterrichteten Stacheldrahtverhau."

Der Krieg hat, fährt Fendrich fort, innerhalb der Sozialdemokratie eine Scheidung hervorgerufen, „mit souveräner Uebergehung aller parteipolitischen Bekenntnisse, hat wie ein Schwert die Menschen getrennt in Philister und Helden, in Verzagte und Begeisterte, in Klageweiber und Stürmer. Er hat ferner einen Sieg des seelischen Erlebnisses über die wissenschaftliche Ueberzeugung gebracht. Schon auf dem Parteitag zu Essen, 1907, hat Bebel das nationale Programm der Partei so formuliert: „Wenn wir wirklich einmal das Vaterland verteidigen müssen, so verteidigen wir es, weil es unser Vaterland ist, als den Boden, auf dem wir leben, dessen Sprache wir sprechen, dessen Sitten wir besitzen, weil wir dieses unser Vaterland zu einem Lande machen wollen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit besteht!" Aber erst der Krieg hat die großen Massen erleben lassen, daß auch sie ein Vaterland haben. Und unter der Wucht dieses Erlebnisses erkannte und gestand die Sozialdemokratie manche Irrtümer ein aus der Zeit theoretischer Befangenheit:

Sie hat es erlebt, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung in Deutschland entgegen einer fast unbezweifelten Anschauung innerhalb der Partei bei dem allerstärksten Anprall, der ihr je einmal beschieden sein konnte, nämlich beim Kriegsausbruch, nicht nur nicht in sich selbst zusammenstürzte, sondern mit einer wunderbaren Unerschütterlichkeit weiter arbeitete und sich als höchst leistungsfähig erwies....

Sie hat es erlebt, daß das Heer sich nicht nur als militärische Organisation glänzend bewährt hat, sondern daß auch der Geist des Heeres im Feld, weit entfernt von allem öden Gamaschendienst, ein menschlich großes und schönes Verhältnis zwischen Mann-

*) Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. 25. Heft: Der Krieg und die Sozialdemokratie. Von Anton Fendrich. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin. Preis 50 Pf.

schaft und Offizieren offenbarte, daß die Aktionsfreiheit und Selbständigkeit des einzelnen Soldaten vor dem Feind gerade von diesem selbst und von neutralen Militärsachverständigen als Kennzeichen der deutschen Armee bewundert wurden.

Sie hat es erlebt, daß die Söhne der Fürsten und die Söhne des Volkes, die auf dem Schlachtfelde nebeneinander fielen, mit ihrem Tode die Wahrheit des Wortes vom großen deutschen Volkskrieg besiegelten. Daß der Prinz von Meiningen, der vor Lüttich fiel, als letzten Wunsch auf einen Zettel schrieb, daß er nicht in der Erbgruft, sondern unter den Kriegskameraden begraben sein wolle, habe ich als volkstümlicher empfunden denn den zum Glück nicht gelungenen Versuch, Franks sterbliche Hülle aus seinem schönen Soldatengrab auf den Mannheimer Friedhof zu holen.

Sie hat es erlebt, daß genau so, wie sie selbst von ihren politischen Gegnern unterschätzt worden war, sie selber die ganze bürgerliche Gesellschaft in ihrer inneren Festigung falsch beurteilt hatte. Man hatte sich nicht gekannt, und das Erröten darüber schien auf beiden Seiten gleichgroß zu sein."

Und ferner: „Im gemeinsamen Abrücken der sozialistischen Arbeiterparteien zu den Regierungen ihrer jeweiligen Länder hat sich ein Naturgesetz offenbart, das die dünnen Verbindungsfäden internationaler Ideologie mit einem einzigen wuchtigen Hieb glatt durchschlug. Im Fortschritt der Menschheit auf dem Erdenball hat sich als die Einheitszelle, als entscheidender Organismus nicht die Klasse, sondern das Volk erwiesen."

Gegenüber dem bisherigen „Verrennen in Systeme" und dem „öden Intellektualismus" fordert Fendrich für die Zukunft mit einem Wort von Gottfried Keller „die Unbescholtenheit des Auges", die pupillarische Sicherheit im Schauen. Die Stände sollen sich besser kennen lernen, Deutschland soll in Wahrheit „das Land der Seelenliebe" werden.

Es ist klar, daß diese patriotische Haltung der deutschen Sozialdemokratie auch bei ihren bisherigen Gegnern Anerkennung finden mußte und sie veranlaßte, ihr Verhalten gegen die Sozialdemokratie zu ändern. Schon am 29. August 1914 hat der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie seine Tätigkeit eingestellt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt dazu: „Dieser Entschluß ist angesichts der vom ganzen deutschen Volk ohne jeden Unterschied der Partei bewiesenen Opferfreudigkeit mit Befriedigung zu begrüßen. Er bekundet die aufrichtige Erkenntnis der Lage, daß es keine Parteien, sondern nur ein von dem einmütigen Willen, das Vaterland bis zum letzten Atemzug zu verteidigen, beseeltes Volk gibt. Zugleich ist er für das der Belehrung etwa noch bedürftige Ausland ein neuer Beweis, wie aussichtslos die Rechnung auf parteipolitische Spaltungen in unseren Reihen wären."

In der oben erwähnten Schrift erzählt Fendrich: „Bei uns in Baden erschien der Minister des Innern auf der Redaktion des Parteiblattes, um in aller Form zu Franks Tod zu kondolieren. Die Gewerkschaften arbeiten bei den Armeelieferungen mit der Regierung zusammen. Die Behörden haben den alten Wahn abgelegt, daß es sich mit Sozialdemokraten nur ruppig verkehren ließe". Aehnlich in Norddeutschland: In Berlin fand Mitte November eine Besichtigung von Einrichtungen der sozialdemokratischen Gewerkschaften durch die Minister statt, was als „ein glänzendes Zeugnis für die politische Einigkeit und Geschlossenheit des deutschen Volkes" bezeichnet wurde. Und auch der schärfste parlamentarische Gegner der Sozialdemokratie, v. Heydebrand, hat in Magdeburg bei einer Feier zur Erinnerung an die Gründung des deutschen Reichs offen bekannt: „Die wirtschaftlichen, sozialen und beruflichen Gegensätze werden bleiben, aber ändern kann und muß sich die Art, in der man einander gegenübertritt. Manches, was man nicht für möglich gehalten hätte, ist nun als Wahrheit erkannt. Bei Kritik oder Tadel wird man niemals vergessen können, daß der Gegner einst das deutsche Vaterland mit verteidigt hat."

Die österreichisch-ungar. Monarchie während des ersten Kriegshalbjahres

Die große Stimmung

Von Richard Charmatz

Eine wahnwitzige Hoffnung wurde rasch zu schanden: der Krieg sollte Oesterreich-Ungarn in Trümmer legen, noch ehe er recht begonnen hatte. Das war die eitle Meinung der verblendeten Panslawisten. Ihre Siegesgewißheit stieg nicht aus dem eigenen Kraftgefühle auf, sondern aus der törichten Vorstellung, daß sich zwischen den grünen Sudeten und den glitzernden Wogen der Adria ein morscher Staat ausbreite, zu schwach, um zu leben und reif zu sterben. Nicht mit dem Kampfe gegen Oesterreich-Ungarn, sondern mit dem Bruderkampfe in der Habsburger Monarchie rechneten die eitlen, hochfahrenden Herren an der Newa, Seine und Themse, die da meinten, nur das Signal geben zu müssen, um Oesterreich-Ungarn der Auflösung zuzuführen. Heute aber steht das oft totgesagte Reich in jugendfrischer Kraft da, bereit mit starker Faust, voll unbeugsamer Zuversicht gegen eine Welt von Feinden zu streiten und, mit Deutschland treu und fest vereint, Europa den milden Segen eines dauernden Friedens zu erringen. Alle Völker, alle Schichten, alle politischen Gruppen haben aufgehört, Teile zu sein, ein Sonderdasein zu erstreben, denn es gibt jetzt nur ein Ganzes, wie nur ein Wille, eine Zuversicht die Menschen bewegt. Der Krieg hat einen innerpolitischen Gottesfrieden gebracht und ungeahnte Kräfte, die früher durch kleine Streitigkeiten gebunden waren, für das gemeinsame Vaterland frei gemacht. In dem Reiche der elf Nationen, der hundert Parteien und Parteichen, der Schlaffheit in ruhigen Zeiten, leuchtet und strahlt nun etwas aus Millionen Augen, durchglüht etwas Millionen Menschen, so ungekannt, so mächtig, so wunderbar, daß man erst die Worte suchen muß, um das gewaltige, schöne Erlebnis auszudrücken. Ich möchte es als die große Stimmung bezeichnen.

Oft hat man sich nach ihr gesehnt, oft sind die Ereignisse genug wuchtig gewesen, um Hochgefühle wachzurufen. Nie aber ist der Habsburger Monarchie die große Stimmung beschieden gewesen, die jetzt ihre Gefilde durchströmt. Als Kaiser Josef II. mit edler Begeisterung einen Staat der höchsten Vernunft schaffen wollte, stieß er auf mehr Widerspruch als Zustimmung. Das Jahr 1809, das viel Heldenmut erglühen sah und die Massen zum Sturme gegen die Fremdherrschaft Napoleons aufrief, vermochte nicht alle mit gleicher Hingabe zu erfüllen. Neben viel freudiger Teilnahme gab es viel beklagenswerte Stumpfheit. Die große Stimmung, die heute Wirklichkeit ist, klang damals bloß durch das anfeuernde Lied. Nicht anders war es in den Tagen der Revolution, da der Wunsch nach Freiheit die Bevölkerung hinriß und zugleich spaltete. In einzelnen Städten erstaunliche Regsamkeit und Tatkraft, daneben viel träge Interessenlosigkeit!

Auch keiner der Kriege, die Oesterreich-Ungarn im vorigen Jahrhundert zu bestehen hatte, war imstande, jene prächtige Geschlossenheit, Zuversicht und Bewußtheit der eigenen Sendung auszulösen, die heute die Herzen höher schlagen läßt. Im Jahre 1859 zogen die besten Männer mit der Konkordatsverdrossenheit ins Feld, traten die Magyaren mit den Wunden in den Kampf, die der Absolutismus ihnen geschlagen hatte. Als dann bald nachher die Frage der Vorherrschaft in Deutschland zur blutigen Lösung gebracht wurde, fehlte wieder das Schlagwort, das jedem im Staate gleich verständlich war und alle in demselben Maße zu entzünden vermochte. So ist es erst unserer Generation beschieden, das Wunderbare zu erleben, das in der Einmütigkeit der Gesamtheit liegt

und das noch dadurch verstärkt wird, daß es sich in Oesterreich-Ungarn eigentlich um einen Staat von Staaten, um ein Volk von Völkern handelt.

Die Habsburger Monarchie vermied seit mehr als einem Jahrhundert jeglichen Eroberungskrieg. Zum letzten Male griff Kaiser Josef II. nach fremdem Lande; er ließ sich zu seinem eigenen Unheile von Rußlands philosophischer Kaiserin zum Kampfe gegen die Türkei verleiten. Seither griff Oesterreich-Ungarn bloß dann zum Schwerte, wenn es seinen eigenen Besitz oder seine althergebrachte Stellung in der Welt zu verteidigen hatte. Wohl dachte man zur Zeit des Krimkrieges daran, das heutige Rumänien dauernd an die Erbländer anzuschließen; doch als die kaiserlichen Heere die Grenze überschritten, geschah dies lediglich zu dem Zwecke, Rußland ein Paroli zu bieten. Und das Zarenreich gab wieder unmittelbar den Anstoß zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, ebenso wie es die Annexion dieser Provinzen in feierlichen Verträgen und in verbindlichen Unterredungen zugestanden hat. Nicht vergessen darf auch werden, daß Englands berühmter Staatsmann Lord Salisbury auf dem Berliner Kongresse den Antrag stellte, Oesterreich-Ungarn mit dem „europäischen Mandate" zu betrauen.

Die Habsburger Monarchie war also ein Hort des Friedens. Sie hatte mit sich selbst genug zu tun und brauchte Zeit und Muße, um — ein Europa im Kleinen — sich allmählich ein wohlgeratenes Heim zu schaffen. Auch der Krieg, der jetzt einen ganzen Weltteil in Mitleidenschaft zieht, wurde weder in Oesterreich noch in Ungarn herbeigewünscht. Kaiser Franz Josef durfte in seinem Manifeste an die Völker mit vollem Rechte sagen, daß er sein Alter mit frohen Werken des Friedens schmücken wollte. Die bösen Nachbarn aber, die Neider und Hasser in St. Petersburg, haben ihren Zerstörungstrieb nicht meistern können, ihre wilde Vernichtungsgier nicht zu zügeln vermocht. Das Schicksal hat der Habsburger Monarchie den Krieg aufgezwungen, zugleich aber auch die Möglichkeit gegeben, sich in diesem schweren Ringen um die Existenz, um die Erhaltung der Kulturgüter, um die Freiheit und um die Aussicht auf eine freudvolle Zukunft selbst zu verjüngen und selbst zu finden.

Was von dem russischen Zarismus zu erwarten wäre, das verspürt jeder. Rief der Tscheche Havlicek vor vielen Jahrzehnten aus: „Besser die russische Knute als die deutsche Freiheit!", so mußte auch er zur Erkenntnis gelangen, wie wenig lockend die Moskowiter Art ist. Und Palacky genas von seiner Russenliebe, als er tiefer in die russische Verhältnisse hineinzublicken Gelegenheit fand. Niemand, der Oesterreich-Ungarns reine und freie Luft atmet, kann die Herrschaft der Kosaken, der Popen und der Wundermänner als einen erträglichen Zustand ansehen. Die Kraft des slawischen Zusammengehörigkeitsgefühles mußte deshalb in dem Augenblicke aufhören, in dem es zwischen der österreichisch-ungarischen Kultur und dem nordischen Despotismus ernstlich zu wählen galt und die Gefahr, in die die Habsburgermonarchie geraten war, machte aus den verschieden sprechenden Bürgern gleichempfindende Patrioten.

Der russische Chauvinismus duldet keine fremde Wesensbetätigung, kein anderes Volkstum neben sich. Die Habsburger Monarchie jedoch hat ihren elf Nationen Heimstätten bereitet, in denen es sich immerhin annehmbar wohnen läßt. Wenn für die einzelnen Völker nicht mehr geschehen konnte, wen traf die Schuld? Im letzten und tiefsten Grunde immer den Zarismus. Durch Einschüchterungen aller Art war er stets bemüht, Oesterreich-Ungarn an der vollen, restlosen Verständigung mit seinen Völkern zu hindern. Als Kaiser Franz Josef einmal nach Galizien reisen wollte, um dieses weite Land mit eigenen Augen zu durchforschen, gab man in St. Petersburg Zeichen des Unwillens. Für eine lange Frist unterblieb die Reise. Nichts hat die Spannung zwischen den beiden Mächten so sehr verschärft wie die bessere Behandlung, die den Ruthenen in der letzten Zeit durch Oesterreichs Staatsmänner zu teil ward. Der polnisch-ruthenische Ausgleich

in Galizien ist in gewissem Sinne der Anlaß zu dem Kriege geworden. Was für die Ruthenen galt, war auch für die Polen und Südslawen wirksam. Immer wenn man in Kroatien und Slavonien daran ging, die Serben besser zu stellen, wurde von jenseits der Grenzen eine hochverräterische Bewegung inszeniert, um so den Willen zur Versöhnlichkeit und Milde zu durchkreuzen. Auf dem Wege zur Demokratie fand die Habsburger Monarchie in dem Zarismus stets ein gewichtiges Hemmnis.

Darum ist dieser heldenmütig geführte Krieg so bedeutungsvoll! Gelingt es Oesterreich-Ungarn und Deutschland, vereint Rußland zurückzuwerfen, dann findet die Freiheit eine breite Gasse. Die Habsburger Monarchie wird einer Kette ledig, die unsichtbar an ihr hing und sie an allen Bewegungen hinderte. Kehren erst die reichsdeutschen und die österreichisch-ungarischen Krieger aus diesen schweren Feldzügen mit dem Siegeslorbeer heim, dann braucht einem um die Zukunft der Habsburger Monarchie wahrlich nicht bange zu sein. Die große Stimmung, die jetzt alle ergriffen hat, wird nicht sobald verwehen, denn sie ist mit unauslöschlichen Eindrücken verbunden. Die Jugend, die begeistert ficht und die Zurückgebliebenen, die mit ihren Herzen, mit jeder Faser ihres Seins mit den Kriegern verbunden sind, werden das Gemeingefühl, das diese bewegte Zeit geboren hat, niemals ganz zu vergessen vermögen. Gelang auch in Friedenstagen die scharfe Formulierung dessen, was den Oesterreichern und Ungarn ihr Vaterland sei, nicht recht: der Krieg enthob der Antwort, weil er die Frage überflüssig machte. Nun weiß es jeder: Oesterreich-Ungarn, das ist die Monarchie, für die alle Bürger ihr Leben, ihre Stellung hinopfern, und hinter dieser Tatsache müssen kulturelle, wirtschaftliche und politische Werte liegen, die nicht hoch genug zu veranschlagen sind. Der Kampf um die Ehre, um das Sein hat alle Zweifel niedergeschlagen; er ist die stärkste und leidenschaftlichste Bejahung der Monarchie, deren Lebenswillen, deren Lebenskraft sich auf den Schlachtfeldern so ruhmvoll betätigt.

Die große Stimmung läßt auf eine große Zukunft hoffen. Kommt die gesegnete Stunde, da sie gestaltet werden muß, dann möge man sich der Worte Anastasius Grüns erinnern, der Mahnung, sich ans Höchste zu wagen, die aus dem Verse klingt:

„Sei im Wünschen nicht zu karg,
Wünsche sind der Weg zum Siege;
Des Genügens üpp'ge Wiege
Ist der Tatkraft früher Sarg."

Die Kriegstagung des ungarischen Reichstags

vom 25. November bis 9. Dezember 1914

Die Stimmung, mit der das ungarische Abgeordnetenhaus nach viermonatlicher Pause wieder zusammentrat, um eine Reihe mit den Kriegsverhältnissen zusammenhängender dringender Angelegenheiten zu erledigen, war durch den Ernst und die Größe der weltgeschichtlichen Ereignisse geweiht, die sich vor und während der Tagung abspielten. In der ersten Sitzung vom 25. November 1914 eröffnete Ministerpräsident Graf Tisza durch Verlesung eines königlichen Handschreibens die Session, worauf der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses Karl v. Szasz, der die Verhandlungen an Stelle des im Felde stehenden Präsidenten Paul v. Beöthy leitete, beantragte, das Haus möge Kaiser Franz Josef seine Huldigung und dem Höchstkommandierenden Erzherzog Friedrich Bewunderung, Stolz und Vertrauen zu der ruhmvoll kämpfenden Armee übermitteln. Sodann fuhr der Vizepräsident fort: „Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eingehend das herrliche Beispiel der Bundestreue zu würdigen, in der sich das mächtige Deutsche Reich (bei diesen Worten brach das ganze Haus in stürmische Beifallskundgebungen

aus) mit seinem hochgesinnten Kaiser an der Spitze (erneute stürmische Beifallskundgebungen, an denen sich alle Parteien des Hauses ohne Unterschied beteiligten) bewährt hat. Es kann auch nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen die Waffenbrüderschaft zu würdigen, die mit der Osmanischen Nation zustande gekommen ist. Aber ich darf es wohl namens des ganzen Hauses aussprechen, daß wir von den aufrichtigsten und wärmsten Sympathien für diese Völker erfüllt sind, daß wir ihre Sache als die unsrige ansehen, ihren Triumph aus ganzer Seele herbeiwünschen und sie zu ihren gewaltigen Erfolgen aus tiefstem Herzensgrund beglückwünschen. (Stürmischer Beifall.) Ich beantrage daher, daß wir die herzlichen Gefühle, die uns für die mit uns Schulter an Schulter kämpfenden Nationen beseelen, im Protokoll zum Ausdruck bringen, und bitte um die Ermächtigung, dies in entsprechender Form an die zuständigen Stellen gelangen lassen zu dürfen."

Bei Beginn der Sitzung vom 30. November wurden zunächst unter lebhaften Beifallskundgebungen die Antworttelegramme des Kaisers Franz Josef, des Oberkommandanten Erzherzog Friedrich, des Reichstagspräsidenten Dr. Kämpf und des Präsidenten der türkischen Kammer, Halil, verlesen.

Bei der Beratung des Berichtes über die Verwendung der Honveds und des Landsturms jenseits der Landesgrenzen ergriff Ministerpräsident Graf Tisza das Wort und führte aus: Man kann jetzt auf Grund der Erfahrungen der letzten Monate sagen, daß der Krieg absolut unvermeidlich gewesen ist. Einzelne Staaten neideten Deutschland seine großartige wirtschaftliche Entwicklung. Andererseits wurde unsere Friedensliebe als Schwäche gedeutet und darauf zurückgeführt, daß die Monarchie unfähig und schwach sei, während tatsächlich unsere Politik von der Friedensliebe aller leitenden Faktoren der Monarchie, zumal des friedliebendsten unter allen Monarchen der Welt, diktiert worden ist. (Zustimmung.) Der Krieg ist heute mehr als jemals nicht bloß ein Ringen der Armeen, sondern der Völker und Nationen. In diesem Ringen haben die ungarischen Truppen und die ungarische Nation Außerordentliches geleistet, wie dies auch der Höchstkommandierende, Erzherzog Friedrich, ausdrücklich bezeugt hat. Er selbst könne auf Grund unmittelbarer Eindrücke (vgl. S. 19) sagen, daß auch die leitenden Faktoren der großen deutschen Nation von Anerkennung und Vertrauen für die österreichisch-ungarische Armee erfüllt seien. (Lebhafte Zustimmung.) Der jetzige Krieg ist der erste unter dem dualistischen Regime, das nunmehr die Feuerprobe bestanden und dadurch die Wahrheit erhärtet hat, daß nur eine solche Gestaltung der Monarchie imstande ist, die höchste Leistungsfähigkeit zu gewähren, die Ungarns berechtigten Selbständigkeitsbestrebungen Rechnung trägt und dennoch die Einheit der Anschauungen und Absichten verbürgt. Graf Tisza erklärte schließlich, er glaube den Gefühlen aller Ausdruck zu geben, wenn er sage, das in Strömen vergossene Blut werde für Ungarn Früchte tragen und der Kampf werde ohne Ermatten und ohne Kleinmütigkeit fortgesetzt werden müssen, bis die Bedingungen der künftigen Sicherheit der ungarischen Nation gesichert seien.

Nach dem Ministerpräsidenten erklärte der Abg. Graf Michael Karoly, daß er im Namen der Unabhängigkeitspartei dem Bericht der Regierung zustimme. Im gleichen Sinne äußerten sich Graf Julius Andrassy namens der Verfassungspartei und der Abgeordnete Simonyi Semadan namens der Volkspartei. Hierauf wurde auch die Vorlage betreffend eine der Kriegshilfe gewidmete Sondersteuer von Einkommen über 20000 Kronen angenommen.

Am 9. Dezember 1914 wurden Magnatenhaus und Abgeordnetenhaus, die inzwischen alle zur Verhandlung stehenden Entwürfe erledigt hatten, durch Kgl. Erlaß vertagt. Der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses v. Szasz führte in seiner Schlußrede aus, er blicke mit Stolz und Genugtuung auf die verflossene Tagung zurück, die durch patriotische Einsicht und einheitliche Auffassung gekennzeichnet sei und einen



Phot. C. Pietzner, Wien

Karl Franz Josef von Oesterreich-Este, der Erzherzog-Thronfolger



Phot. Eugen Schöfer, Wien

A. Ritter von Krobatin
K. u. K. österreichisch-ungarischer Kriegsminister

Triumph des nationalen Gemeingefühls bedeute. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß König und Nation durch die Siege der verbündeten Armeen baldmöglichst die reichen Segnungen eines gesunden Friedens genießen möchten und schloß mit Eljenrufen auf den König, die Armee und die Nation, in die das Haus begeistert einstimmte.

Auch außerhalb des Hauses war der Eindruck von dem geschlossenen und einheitlichen Auftreten der Vertreter der ungarischen Nation groß und tief. Der „Pester Lloyd" führt aus, die Hauptsitzung am 30. November 1914 sei eine Vertrauenskundgebung für die Regierung gewesen, von einem Hause, „das einig sei in der Auffassung, daß die Führung der Staatsgeschäfte den besten, sichersten und stärksten Händen anvertraut sei."

Maßnahmen der Regierungen

Verordnungen, Ernennungen und Mitteilungen bis Mitte Januar 1915

(Die wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den S. 54—58 zusammengefaßt)

13. September 1914.

Die Landsturmpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1894, 1892 und 1893, letztere soweit über sie bei der Stellung des Jahres 1914 der Beschluß „Zurückstellen" gefaßt wurde, werden demnächst zur Landsturmmusterung herangezogen und die geeignet Befundenen sodann zum Dienste mit der Waffe einberufen.

14. Oktober.

Der Unterrichtsminister hat angeordnet, daß Staatsangehörige Belgiens, Frankreichs, Großbritanniens, Japans, Montenegros, Rußlands und Serbiens vom Studienjahr 1914/15 an zur Einschreibung an österreichischen Hochschulen nicht mehr zuzulassen sind.

21. Oktober.

Durch ein kaiserliches Handschreiben wird der Leiter des Finanzministeriums Geheimrat Sektionschef Dr. August Freiherr Engel von Mainfelden unter voller Anerkennung seiner in dieser Eigenschaft geleisteten, sehr ersprießlichen Dienste zum Finanzminister ernannt.

Dr. August Freiherr Engel v. Mainfelden, 1855 zu Wien geboren, trat 1878 als Konzipient der niederösterreichischen Finanzprokuratur in den Staatsdienst. Zur Dienstleistung in das Finanzministerium berufen, wurde er dort mit Referaten über den Staatsvoranschlag betraut, bis er 1905 zum Sektionschef ernannt, die Leitung der Budgetsektion des Ministeriums übernahm. Anläßlich der schweren Erkrankung des Finanzministers R. v. Zaleski und nach dessen Tod war Freiherr v. Engel provisorisch zur Leitung des Finanzministeriums berufen worden.

23. Oktober.

Nachdem eine kaiserliche Verordnung die Regierung ermächtigt hatte, anläßlich der kriegerischen Ereignisse Vergeltungsmaßregeln auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiete zu erlassen, verordnete das Gesamtministerium folgendes:

1. Kraft des Vergeltungsrechtes kann die Befriedigung von Ansprüchen, die Angehörigen feindlicher Staaten aus Guthaben und Forderungen gegen im Inlande tätige Unternehmungen, Einzelpersonen, öffentliche Verwaltungskörper und sonstige Körperschaften zustehen, verboten oder von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig gemacht werden.

2. Es wird bis auf weiteres verboten, an Angehörige von Großbritannien und Irland sowie der britischen Kolonien und Besitzungen, ferner von Frankreich und dessen Kolonien sowie an Personen, die in diesen Gebieten ihren Wohnsitz haben, mittelbar oder unmittelbar in bar, in Wechseln oder Schecks, durch Ueberweisung oder in sonstiger Weise Zahlungen zu leisten, sowie Geld oder Wertpapiere mittelbar oder unmittelbar nach diesen Gebieten zu überweisen.

3. Kraft des Vergeltungsrechtes können für solche im Geltungsgebiete dieser Verordnung tätige Unternehmungen oder Zweigniederlassungen von Unternehmungen, welche vom feindlichen Auslande aus geleitet oder beaufsichtigt werden, auf Kosten dieser Unternehmungen Aufsichtspersonen bestellt werden, die unter Wahrung der Eigentums- und sonstigen Privatrechte des Unternehmens darüber zu wachen haben, daß während des Krieges der Geschäftsbetrieb nicht in einer den inländischen Interessen widerstreitenden Weise geführt wird.

26. Oktober 1914.

Kaiser Franz Josef hat an den Ministerpräsidenten Graf Stürgkh ein Handschreiben gerichtet, in dem die Regierung zur Linderung des Notstandes in Galizien und in der Bukowina aufgefordert wird.

27. Oktober.

In einem königlichen Handschreiben an den Ministerpräsidenten Graf Tisza wird die Regierung beauftragt, der durch die nunmehr abgeschlagenen feindlichen Angriffe verursachten Schädigung der Bewohnerschaft von Nordostungarn und Slavonien ihre besondere Sorgfalt zuzuwenden und Maßregeln zu treffen, damit die Bewohnerschaft in den Stand gesetzt werde, ihre wirtschaftliche Tätigkeit wieder aufzunehmen und den erlittenen Schaden wieder wett zu machen.

8. November.

Durch eine Verordnung des ungarischen Ministeriums des Innern wird das Tragen von Farben und Abzeichen, die den ethnographischen Charakter der einzelnen Nationalitäten ausdrücken, bei jeder Gelegenheit erlaubt, falls daneben auch die Anerkennung der ungarischen Staatsidee in entsprechender Weise zum Ausdruck gelangt. Die Erlaubnis bezieht sich auf Farben und Abzeichen, die mit denen eines fremden Staates nicht identisch sind. Die Verordnung wird mit der patriotischen Haltung aller Nationalitäten begründet, die die Annahme ausschließt, daß die Nationalitäten durch den Gebrauch von Farbenabzeichen auf das Zerbröckeln der staatlichen Einheit hinstreben würden.

Das Ministerium veröffentlicht gleichzeitig einen Briefwechsel des Ministerpräsidenten Grafen Tisza mit dem Metropoliten von Hermannstadt Metianu, in dem auf den hingebenden begeisterten Patriotismus der gesamten ungarländischen Rumänen hingewiesen und mitgeteilt wird, daß in der Verständigungsaktion weiter als ursprünglich geplant, gegangen werden könnte. Eine Reform des Volksschulgesetzes wird angekündigt, das die auf konfessionelle Schulen bezüglichen Wünsche der nichtungarischen Bürger berücksichtigt; der Gebrauch der Muttersprache im unmittelbaren Verkehr mit den Staatsbehörden soll durch gesetzliche Verfügungen gesichert und die Wahlrechtsordnung in einer Weise einer Revision unterzogen werden, die die politische Vertretung der Rumänen auf eine billigere Grundlage stellt.

18. November.

Der Aufenthalt des königlich ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza in Wien bot wie stets im bisherigen Verlaufe des Krieges auch diesmal Gelegenheit zu einer eingehenden Besprechung der Lage zwischen dem Minister des Aeußern und den beiden Regierungschefs. Hiebei trat der schon wiederholt erörterte und von der deutschen Regierung sympathisch aufgenommene Gedanke neuerlich in den Vordergrund, das bestehende volle Einvernehmen zwischen den Verbündeten durch eine mündliche Aussprache zu bekräftigen. Auf Wunsch der Konferenz hat sich Graf Tisza zu diesem Zweck über Berlin in das deutsche Hauptquartier begeben (vgl. S. 19).

19. November.

Mit Rücksicht auf die traurige Lage, in der sich die österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen namentlich in England befinden sollen, werden die Maßnahmen gegen

die Angehörigen feindlicher Staaten besonders gegen die Engländer verschärft, indem außer weiteren Internierungen auch verfügt wurde, daß englische Staatsangehörige ohne Unterschied des Alters und Geschlechts in der Zeit von 8 Uhr abends bis 6 Uhr früh die Wohnung nicht verlassen, öffentliche Lokale aber überhaupt nicht besuchen dürfen. Diese Verschärfungen bleiben solange aufrecht, als nicht die Gewißheit besteht, daß auch den österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen in England eine andere Behandlung zuteil wird. Die internierten Ausländer werden im übrigen überall gut behandelt, da in der Monarchie nicht der Ehrgeiz besteht, barbarische Sitten nachzuahmen.

28. Dezember 1914.

Nach Beendigung der Musterung der in den Jahren 1878 bis einschließlich 1890 geborenen Landsturmpflichtigen wird ein Teil der geeignet Befundenen, die Geburtsjahrgänge 1887, 1888, 1889 und 1890, zur Dienstleistung herangezogen.

13. Januar 1915.

Der Minister des k. u. k. Hauses und des Aeußern Graf Berchtold, der den Kaiser schon vor längerer Zeit gebeten hatte, ihn seines Amtes zu entheben, hat diese Bitte nunmehr erneuert. Der Kaiser hat die gewichtigen persönlichen Gründe, welche den Minister des Aeußern zu seinem Rücktritte bewogen haben, gewürdigt und der Bitte entsprochen unter vollster Anerkennung der Verdienste des Ministers und unter Verleihung der Brillanten zum Großkreuz des Stephanordens. Als Nachfolger des Grafen Berchtold wird der königlich ungarische Minister am Allerhöchsten Hoflager Baron Stephan Burian zum Minister des k. u. k. Hauses und des Aeußeren ernannt werden.

Gleichzeitig wird Graf Tisza mit der provisorischen Führung des ungarischen Ministeriums am Allerhöchsten Hoflager betraut.

Leopold Graf Berchtold, Freiherr von und zu Ungarschütz, wurde am 18. April 1863 in Wien geboren. Er begann seine Laufbahn bei der politischen Behörde in Brünn und wurde 1893 zur provisorischen Dienstleistung im Ministerium des Aeußern zugelassen. Noch in demselben Jahre wurde Berchtold als Attaché der Botschaft in Paris zugeteilt. Im Jahre 1895 erfolgte seine Ernennung zum Legationssekretär; 1899 erhielt Berchtold den Titel eines Legationsrats und wurde als solcher der Botschaft in London provisorisch zugewiesen. Nachdem er 1903 nach Petersburg versetzt worden war, ließ er sich 1905 zur Disposition stellen und widmete sich kurze Zeit der Bewirtschaftung seiner mährischen Güter. Im folgenden Jahre erhielt Berchtold Titel und Charakter eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers und wurde als Botschafter nach Petersburg entsandt, wo er im Sinne einer österreichisch-russischen Annäherung mit Erfolg tätig war und so der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn vorarbeitete. Auf seinem Schlosse in Buchlau in Mähren machte Graf Aehrenthal im Jahre 1908 dem russischen Minister Iswolski die Mitteilung von der bevorstehenden Annexion, die offiziell am 5. Oktober 1908 ausgesprochen wurde. Die russische Stellungnahme gegenüber diesem Schritte Oesterreich-Ungarns machte die Früchte der Arbeit Berchtolds, der beide Mächte näher zu führen versucht hatte, zunichte, hielt den Grafen aber nicht davon ab, auch nach seiner Abberufung aus Petersburg weiter im Sinne einer Annäherung an Rußland tätig zu sein. Am 17. Februar 1912 starb Graf Aehrenthal, wenige Stunden nachdem der Kaiser sein Rücktrittsgesuch genehmigt hatte. Wie allgemein erwartet, trat Berchtold als Minister des Auswärtigen an die Stelle des Verstorbenen.

Stefan Burian, Freiherr v. Rajecz, entstammt einer Adelsfamilie im Preßburger Komitat, wo sein Vater eine Reihe von Jahren hindurch als Vizegespan tätig war. Er wurde am 16. Januar 1851 geboren, vollendete seine Studien an der orientalischen Akademie und trat sodann in den diplomatischen Dienst. In den Jahren 1875 bis 1880 diente er bei den Konsulaten in Bukarest, Belgrad und Sofia. In den Jahren 1882 bis 1886 leitete er das Generalkonsulat in Moskau und wurde dann Generalkonsul in Sofia. In der Zeit seiner dortigen Amtswirksamkeit fiel die Wahl des Fürsten Ferdinand von Bulgarien und die Mission des russischen Generals Kaulbars, dessen Versuche, Bulgarien vollständig dem russischen Einflusse zu unterwerfen, Burian zu durchkreuzen hatte. Von Sofia wurde Herr v. Burian in das Ministerium des Aeußern zur Dienstleistung einberufen und später zum Gesandten am württembergischen Hofe

und 1897 zum Gesandten in Athen ernannt. Am 24. Juli 1903 wurde er als Nachfolger Kallays mit der Leitung des gemeinsamen Finanzministeriums und der Verwaltung Bosniens betraut. Unter seiner Amtsführung wurde die Annexion Bosniens und der Herzegowina vollzogen, zu der Baron Burian die Anregung gegeben hat. Am 20. Februar 1912 schied Baron Burian nach zehnjährigem, erfolgreichem Wirken von der Stelle eines gemeinsamen Finanzministers und Verwalters Bosniens. Sein Nachfolger wurde Dr. Ritter v. Bilinski. Nach dem Rücktritt des Herrn v. Lukacs trat Burian als Minister in das Kabinett Tisza ein. (Münch. N. Nachr.)

19. Januar 1915.

Die geeignet Befundenen der restlichen Jahrgänge des ersten Landsturmaufgebots, die Leute von 28—36 Jahren, werden zum Waffendienst einberufen.

Das Urteil gegen die Meuchelmörder von Serajewo

In dem Hochverratsprozeß gegen die Meuchelmörder des Erzherzogthronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, der seit dem 12. Oktober 1914 in Serajewo öffentlich durchgeführt wurde, sind folgende Urteile gefällt worden: Die Angeklagten Ilic, Veljko Cubrilovic, Nedo Kerovic, Jovanovic und Milovic wurden zum Tode durch den Strang verurteilt. Mitar Kerovic wurde zu lebenslänglichem schweren Kerker, Princip, Cabrinovic und Grabez zu je 20 Jahren, Vaso Cubrilovic zu 16 Jahren, Popovic zu 13 Jahren, Kranjcevic und Gjukic zu 10 Jahren, Stjepanovic zu 7 Jahren, Zagorac und Perin zu je 3 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

Die Angaben der ausführlichen Anklageschrift sind durch die Aussagen der Angeklagten bestätigt worden. Darnach haben Princip und Cabrinovic unumwunden zugegeben, bei Ausübung des Verbrechens vom 28. Juni 1914 nach einverständlichem Plan gehandelt zu haben, und daß drei andere Angeklagte auf verschiedenen andern Stellen postiert gewesen seien, um, falls die ersten Anschläge mißlingen sollten, den Anschlag auszuführen. Princip kam als Gymnasiast nach Belgrad, wo er mit Cabrinovic bekannt wurde und gemeinsam mit ihm großserbische Ideen pflegte. Um Ostern, als die Blätter die Nachricht von dem beabsichtigten Besuch des Erzherzogs in Bosnien brachten, wurde der Plan zur Ermordung ausgeheckt. Anfangs Mai weihten beide den Grabez in den Plan behufs der Beschaffung der Waffen und Mordwerkzeuge ein. Cabrinovic wandte sich an den politischen Verein Narodna Odbrana, namentlich an ein führendes Mitglied, den serbischen Major Milan Pribicevic, dessen zwei Brüder Abgeordnete im kroatischen Landtag und Budapester Reichstag sind. Da dieser damals von Belgrad abwesend war, wandten sich die Verschwörer dann an den Bahnbeamten Milan Ziganovic, der aus Bosnien stammt und nach Serbien ging, wo er am Balkankrieg als Komitadschi teilnahm. Ziganovic setzte sich in Verbindung mit Major Tankosic, der an der Ermordung König Alexanders bedeutenden Anteil hatte. Tankosic lehrte die Angeklagten schießen und Bombenwerfen; hernach übergab Ziganovic den Angeklagten sechs Bomben, vier Browningpistolen, 150 Dinar und eine Dosis Zyankali mit der Weisung, sich sofort zu vergiften, falls der Anschlag mißlinge. Am 28. Mai 1914 begaben sich Princip, Cabrinovic und Grabez nach Sabatz, wo ihnen Major Popovic Pässe und Briefe an den Grenzkapitän in Loznitza gab, von wo sie unbehindert nach Bosnien gelangten und Waffen und Bomben in Tuzla bei dem Mitwisser Jovanovic verbargen und sodann nach Serajewo zurückkehrten. Am 14. Juni wurden die inzwischen nach Doboj geschafften Mordwerkzeuge nach Serajewo gebracht, wo die Haupttäter die übrigen Angeklagten für den Plan gewonnen hatten. Am 27. Juni abends wurde der Plan in allen Einzelheiten genau besprochen und festgestellt. Am nächsten Tag ist dann der Anschlag ausgeführt worden. Die Sachverständigen stellten fest, daß die Bomben mit Sprengstoff gefüllte Handgranaten und identisch seien mit den früher in Broka gefundenen Bomben, die aus dem serbischen Arsenal in Kragujewatz stammten.



Leopold Graf Berchtold
K. u. K. österreichisch-ungarischer Minister des Aeußeren
bis Januar 1915



Phot. Karoly Koller, Budapest

Stefan Burian, Freiherr v. Rajecz
K. u. K. österreichisch-ungarischer Minister des Aeußeren
seit Januar 1915

Die Angeklagten erklärten, daß sie als Anhänger der großserbischen Idee wohl den Thronfolger, nicht aber seine Gemahlin ermorden wollten, der als Feind der Serben gegolten habe und als ausgezeichneter Feldherr bei einem etwaigen Krieg den Serben am gefährlichsten gewesen wäre. Der Anschlag sei keine persönliche Tragödie, sondern ein politisches Ereignis erster Ordnung, denn mit ihm sollte die Vereinigung aller Südslawen der Monarchie mit Serbien eingeleitet werden.

Gavrilo Princip, Nedelko Cabrinovic und Trifko Grabez konnten nach dem für Bosnien geltenden Gesetz nur mit der Höchststrafe von je 20 Jahren schweren Kerkers bestraft werden, weil sie zur Zeit der Verübung ihres Verbrechens noch nicht volle 20 Jahre alt gewesen waren. (Ilic, Viljco Cubrilovic und Jovanovic wurden am 3. Februar 1915 im Hofe des Festungsgefängnisses zu Serajewo hingerichtet. Die gleichfalls zum Tode verurteilten Keravic und Milovic wurden zu lebenslänglicher bzw. zwanzigjähriger schwerer Kerkerhaft begnadigt.)

Die Schuld der Mörder war klar, sie versuchten auch nicht, sie zu leugnen; alle jedoch taten ihr mögliches, die wahren Urheber des Verbrechens, deren Werkzeuge sie nur gewesen waren, zu verheimlichen. „Die Wucht der Beweismittel aber," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „zerbrach alle Verschleierungsmanöver, und so stand als eigentlicher Angeklagter vor den Serajewoer Richtern das amtliche Serbien bis hinauf zu seiner höchsten Spitze. Die serbischen Verschwörervereine, Narodna Odbrana, Slowenski Jug, die Sokolvereine und wie sie alle heißen, waren die Keimböden, in denen das verbrecherische Gift gezüchtet wurde. Serbische Militärpersonen lieferten die Mordwerkzeuge, richteten die Mörder zu deren Gebrauch ab und gaben ihnen die Anweisungen für deren heimliche Beförderung und für die Ausübung der Mordtat. Serbische Amtspersonen bereiteten den Mördern die Schleichwege, serbische Polizei verhaftete und beseitigte spurlos als Spion einen Mitwisser, der den Mordplan im österreichisch-ungarischen Konsulat in Belgrad zur Anzeige bringen wollte, und der serbische Kronprinz, der schon den Agramer Meuchelmörder von 1912 vor seiner glücklicherweise vereitelten Tat persönlich empfangen hatte, ermutigte auch diese serbischen Mordhelden durch persönliche Grüße. Diese zuletzt genannten Tatsachen sind die einzigen, welche die Prozeßverhandlung neu erbracht und erhärtet hat. Alle andern sind schon enthalten in der Denkschrift der österreichisch-ungarischen Regierung an die Mächte (vgl. I, S. 4 ff.), dieser wuchtigen Anklageschrift gegen einen kleinen, aber durch die gewissenlose Hetze dreier großen, sogenannten Kulturstaaten zum Größenwahn aufgepeitschten Verbrecherstaat."

Kundgebungen des Kaisers Franz Josef

4. Oktober 1914.

Der Höchstkommandierende der österreichisch-ungarischen Armeen, Feldmarschall Erzherzog Friedrich, hatte dem Kaiser Franz Josef zum allerhöchsten Namensfeste die Glückwünsche des Heeres telegraphisch übersandt. Die Antwort des Kaisers lautet: „Die so warmen Glückwünsche, die Eure Hoheit namens meiner im Felde stehenden gesamten Wehrmacht mir zum heutigen Tage darbrachten, ergreifen mein dankbares Herz umso tiefer, als sie in dem bedeutungsvollen Momente erfolgen, da sie im Begriffe sind, vereint mit einem ruhmvollen Teile des uns engverbündeten sieggewohnten deutschen Heeres, dem Feinde entgegenzugehen.

Das dankbare und opferfreudige Vaterland blickt auf die kämpfenden Söhne. Möge Gottes Segen unseren Waffen Erfolg bringen als hehrsten Lohn treuer Pflichterfüllung, todesverachtender Kampfesfreudigkeit und vielbewährter stählerner Beharrlichkeit, die über jeden Widerstand siegt. Der Allmächtige geleite meine Braven. Franz Josef."

27. Oktober 1914.

Kaiser Franz Josef hat den Generaldirektor der Skodawerke, Karl Ritter v. Skoda in Wien, in huldvollster Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste auf kriegstechnischem Gebiet, in den Freiherrnstand erhoben.

Skoda ist der österreichische Krupp. Riesenkanonen werden von ihm erzeugt, Motorbatterien, Dampfmaschinen, Kessel, Brauerei-Einrichtungen, Einrichtungen für Bergwerke, Zucker-, Ziegelei- und Zementfabriken, Brückenbauten, Dachkonstruktionen, vor allem aber Geschütze, Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre, Bomben und Granaten. Die „Waffenfabrik" nimmt den Ehrenplatz in dem Unternehmen ein, das ein Areal von 390 000 Quadratmeter umfaßt, 1000 Beamte, 9600 Arbeiter beschäftigt und mit einem Aktienkapital von 42 Millionen Kronen arbeitet.

Die Skodawerke sind kaum mehr als ein halbes Jahrhundert alt. An die Spitze der 1859 als kleines Unternehmen unter dem Namen „Waldsteinische Maschinenfabrik" gegründeten Fabrik trat im Kriegsjahr 1866 der Mann, der den Grund zu ihrer künftigen Größe gelegt hat: Emil von Skoda. Aber erst unter dem Sohne ist Skoda geworden, was es ist. Erst in den letzten, den allerletzten Jahren der Dreadnaughtbauten, der Rüstungen und der Motorbatterien. Noch bei der Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft (1899) bezifferte sich das Betriebskapital auf ein Drittel des heutigen. Noch 1907 notierte das Papier bloß 72 Kronen über Pari. Erst in den letzten sieben Jahren kam der Aufschwung. 1912 kreditierte Skoda der chinesischen Regierung gegen 6% Zinsen in fünf Jahren rückzahlbare Vorschüsse von rund einer halben Million Pfund für Lieferung. 1913 gründete er mit Ungarn die „Ungarische Kanonenfabrik A.-G." mit einem Stammkapital von 13 Millionen, von denen „Skoda" sechs Millionen, „Ungarn" sieben Millionen auf den Tisch legten.

31. Dezember.

Der Kaiser Franz Josef hat nachstehenden Armee- und Flottenbefehl erlassen:

Seit fünf Monaten des scheidenden Jahres steht die Monarchie in dem ihr und ihrem treuen Verbündeten aufgezwungenen Krieg gegen zahlreiche mächtige Feinde. Im Rückblicke auf die beharrliche Ausdauer, Kampfesfreudigkeit und todesmutige Tapferkeit meines Heeres und meiner Flotte gewinnt der Ausblick in das neue Kriegsjahr die erhebende Zuversicht, daß Oesterreich-Ungarns Kriegsleute zu Land und zur See auch die schwersten Proben, die der Krieg ihren militärischen Tugenden auferlegen mag, mit Ehren bestehen werden zum Wohle des Vaterlandes. In wehmutsvoller Dankbarkeit gedenke ich der vielen, die auf blutiger Walstatt ihr Leben für unsere gerechte Sache hingegeben haben; in wärmster Anerkennung grüße ich alle meine Braven, auf daß mit Gottes Hilfe ein neues Jahr sie zum Siege führe. Franz Josef.

1. Januar 1915.

Der Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich hat anläßlich des Jahreswechsels an Kaiser Franz Josef folgendes Telegramm gesandt:

„In fester Zuversicht, den gerechten Kampf gegen mächtige Feinde mit Gottes Hilfe bis zum endgültigen Siege durchzufechten, tritt Euer Majestät gesamte bewaffnete Macht an der Seite ihres starken Verbündeten in das neue Jahr einer eisernen Zeit. Sieg für den allgeliebten Kaiser, König und Kriegsherrn, Sieg für das teure Vaterland, ist der innigste Neujahrswunsch der Hunderttausenden von Braven, die meiner Führung anvertraut sind. In ihrem Namen bitte ich alleruntertänigst: Geruhen Euer Majestät, diesen begeisterten Wunsch der mir unterstellten Streitkräfte als sicheres Unterpfand für eine glückliche Zukunft der Monarchie und ihrer Völker huldvollst entgegenzunehmen."

Kaiser Franz Josef antwortete: „Tiefbewegt von den im Namen aller Ihnen unterstellten Streitkräfte mir zum Jahreswechsel dargebrachten Wünschen danke ich allseits wärmstens. Auf meine Wehrmacht fest vertrauend, erhoffe ich von Gottes Segen, daß diese, eines Sinnes und Strebens mit unserem ruhmvollen Verbündeten, halten werde, was ihr Marschall anstrebt. Die eiserne Zeit möge in den Reihen Ihrer Streiter nur stählerne Herzen finden. Ich grüße mein Heer und meine Flotte."

12. Januar 1915.

Der Kaiser Franz Josef hat an den Kriegsminister das nachstehende Befehlschreiben erlassen: „Die Mobilisierung und die Aufmarschbewegungen stellten an die Pflichttreue, Selbsttätigkeit und Tatkraft der Militär-Eisenbahnbehörden und der ausführenden Verkehrsorgane, vom obersten Beamten bis zum letzten Bahnarbeiter, die höchsten Anforderungen, denen sie in klagloser Weise nachkamen. Auch während des Krieges entwickelten alle Bahnen und die Schiffahrtsunternehmungen der Monarchie eine erhöhte, das volle Einsetzen aller Kräfte bedingende Tätigkeit; wiederholt bewährten sich das Eisenbahnpersonal und die Bemannung der Schiffe tapfer und kaltblütig im feindlichen Feuer.

Mit Freude erkenne Ich dies an und spreche allen um die glänzenden Leistungen der Eisenbahnen und Schiffahrtsunternehmungen Verdienten Meinen Dank und Meine vollste Befriedigung aus."

Die wirtschaftlichen Maßnahmen in Oesterreich-Ungarn bis Mitte Januar 1915

Ueber sechs Monate dauert jetzt der Krieg; trotzdem konnten die außerordentlichen Gelderfordernisse bisher alle ohne Schwierigkeiten bestritten werden: Dreieinhalb Monate lang ohne Anleihe, allein durch transitorische Maßnahmen, dann durch die in ihrer Maximalhöhe begrenzten österreichisch-ungarischen Kriegsanleihen, die als ganz außerordentliches Ergebnis in der gesamten Monarchie 3 306 000 000 Kronen erbrachten, wovon auf Oesterreich 2 136 000 000 Kronen und auf Ungarn 1 170 000 000 Kronen entfallen. In Oesterreich wurden mit Zustimmung der Staatsschulden-Kontrollkommission fünfeinhalbprozentige Schatzscheine, in Ungarn wurde sechsprozentige Rente zur Subskription aufgelegt; doch konnten die Zeichner der ungarischen Anleihe ihre Stücke in eine rückzahlbare verwandeln, wenn sie in eine fünfjährige Sperre willigen und am 1. November 1919 die Rückzahlung zum Nominale per 1. November 1920 verlangen. Die ungarische Finanzverwaltung hat das Recht, die Anleihe jederzeit, jedoch nicht vor dem 1. November 1920, nach vorangegangener dreimonatiger Kündigung zurückzuzahlen.

Als erster Zeichner erschien der Kaiser mit namhaften Beträgen in den Subskriptionslisten. Aber auch dem „kleinen Mann" war die Teilnahme an den Zeichnungen ermöglicht worden: in Ungarn dadurch, daß die kleinsten Appoints der neuen Anleihen auf 50 K. lauten, in Oesterreich dadurch, daß vom Postsparkassenamt eine Rentensparkasse ins Leben gerufen wurde, deren Einrichtung es ermöglichte, schon aus verhältnismäßig geringfügigen, bei der Postsparkasse angelegten Ersparnissen Anteile zu einem Viertel, zwei Vierteln oder drei Vierteln des kleinsten Appoints einer Staatsobligation zu erwerben.

„So wird es dem Staate," wie R. Charmatz im „Stuttgarter Tagblatt" schreibt, „nicht an dem Gelde fehlen, das er zur energischen Fortführung des Kampfes braucht. Auch die braven Truppen müssen wahrlich keine Entbehrungen ertragen, die nicht im Wesen des Krieges ihren Ursprung haben. Sie sind auf das beste verpflegt und mit allem so reichlich ausgestattet, daß sie ihre Kriegslöhnungen fast vollständig ihren Angehörigen nach Hause senden können. Ueberall haben die Behörden durch Maueranschläge der allzu fürsorglichen Bevölkerung nahegelegt, kein Geld an die Soldaten zu schicken, denn sie würden damit nichts anfangen können."

„Es hieße aber Schönfärberei treiben," fährt Charmatz fort, „wollte man behaupten, daß man anfangs in der Bevölkerung ohne Bangigkeit den wirtschaftlichen Folgen des Krieges entgegengesehen hätte. Aber die Widerstandskraft der Industriellen und der Handelsleute hat alle Erwartungen übertroffen.

Oesterreich-Ungarns Volkswirtschaft war seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die unausgesetzten internationalen Krisen und durch die fortwährende Kriegsgefahr sehr in Mitleidenschaft genommen. Man trat sozusagen etwas geschwächt in die Zeit der gewaltigen geschichtlichen Ereignisse ein. Daß keine besonderen Erschütterungen eintraten, mag zum großen Teile dem Moratorium zu danken sein, das in Oesterreich, in Ungarn und in den Reichslanden in Kraft gesetzt wurde." Aber schon bald darauf konnte wieder mit dem Abbau des Moratoriums begonnen werden. Zunächst mußten in Oesterreich 25 Prozent der im August 1914 oder früher fällig gewesenen Forderungen bezahlt werden, dann nach weiteren Moratoriumsverordnungen das zweite Viertel bis Ende Oktober 1914, die beiden letzten Viertel im Februar und April 1915. Für Forderungen, die im September und Oktober 1914 fällig waren, wurden entsprechende Verordnungen erlassen. Auch in Ungarn ist die gesetzliche Stundung in ähnlicher Weise geregelt worden.

Etwas spät allerdings ist man darangegangen, einer leichteren Befriedigung der Geldbedürfnisse Rechnung zu tragen. Erst Ende September 1914 wurden in Oesterreich und Ungarn Kriegsdarlehenskassen errichtet und Kriegskreditbanken im Reich eröffnet. Dadurch sollen der weitere Betrieb von wirtschaftlichen Unternehmungen ermöglicht und gefördert, lediglich auf Spekulation gerichtete Absichten vereitelt und eine Schädigung von Gläubigern des Darlehenswerbers vermieden werden. Die Verwaltung der Darlehenskassen wurde der Oesterreichisch-Ungarischen Bank unter Aufsicht der Finanzminister übertragen und das zur Gewährung von Darlehen erforderliche Kapital durch unverzinsliche Kassenscheine beschafft, die die Kriegsdarlehenskasse in Höchstbeträgen von 500 Millionen Kronen für Oesterreich und 290 Millionen Kronen für Ungarn ausgibt.

Daß in Handel und Industrie anfangs eine Stockung eintrat, war nicht zu vermeiden. Der kurzwährenden Ratlosigkeit, die zu Einschränkungen und auch zur Einstellung von Betrieben, zur Entlassung von Arbeitern, Kündigung von Angestellten geführt und viele andere Angstwirkungen gezeitigt hat, folgte jedoch rasch ein Erkennen der neuartigen Erscheinungen eines modernen Krieges. Das „Berliner Tageblatt" schreibt: „Es zeigte sich zur allgemeinen Ueberraschung, daß die Millionenheere nicht nur ganz bedeutende und dabei nicht karge Auftraggeber sind, sondern daß die ersten ungeheueren Anschaffungen von den fortdauernden, auf ununterbrochene Konsumtion zurückzuführenden Bestellungen beinahe noch übertroffen wurden. Mit einer nie geahnten Geschicklichkeit hat es die österreichisch-ungarische Industrie, die sich gerne auf gewohnten Bahnen bewegte und der man häufig nicht ganz mit Unrecht Mangel an Initiative vorwerfen konnte, verstanden, den geänderten Verhältnissen sich anzupassen. Große und mittlere Industrien und selbst die kleinsten Betriebe und Werkstätten haben „umgesattelt", befassen sich zurzeit mit der Herstellung von Kriegsartikeln, das Wort im weitesten Sinne genommen, was wieder, infolge des hieraus entspringenden Investitionsbedarfes, der sonst stagnierenden Maschinenindustrie zugute kommt."

Schwer getroffen sind nach der „Kölnischen Zeitung" „nur die Industrien, die vorwiegend für die Ausfuhr arbeiten und keine Möglichkeit haben, für die Kriegszeiten umzulernen. Das sind vor allem die böhmische Glasindustrie und die Zuckerindustrie. Für sie wirkt aber erleichternd der Umstand, daß ein großer Teil der Arbeiter im Felde steht, selbst also keine Möglichkeit zur Arbeit hat, während seine Angehörigen die staatliche Unterstützung genießen. Die Eisenindustrie leidet durch die naturgemäße Einschränkung der Bautätigkeit, findet aber teilweise Ersatz in Heereslieferungen. Spinnerei, Weberei, Strickerei, Wirkerei, der ganzen Bekleidungsindustrie hat der Krieg dagegen ganz ungeahnte Erwerbsmöglichkeiten eröffnet, so daß sie Tag und Nacht arbeiten, einen großen Teil der Arbeitslosen anderer Industrien haben aufnehmen können und teilweise sogar an Arbeitermangel leiden. Die Roh-

stoffbeschaffung hat ihnen bisher keine Schwierigkeiten gemacht. Die Baumwollzufuhr ist freilich durch die Absperrung zurückgegangen. Aber da sich die Baumwolle verarbeitenden Industrien vor dem Kriege in einer Krise befanden, waren die Vorräte an Baumwolle, die nicht hatten verarbeitet werden können, ziemlich bedeutend. Es haben sich daher bisher nicht einmal die Besorgnisse einiger Aerzte, daß der Mangel an Baumwolle einen Mangel an Verbandstoffen zur Folge haben könnte, als begründet erwiesen. Uebrigens hat auch in dieser Hinsicht die Not erfinderisch gemacht und die Holzstoffindustrien angeregt, Baumwoll- und Wollerzeugnisse durch Holzstofferzeugnisse zu ersetzen. Man hat sich dabei auch von der Erfahrung, die die Japaner mit dem Papier als Kälteschutzmittel gemacht haben, leiten lassen. So werden jetzt nicht nur papierene Fußlappen, Socken, Unterhosen, Leibchen zum Schutze gegen Kälte hergestellt, sondern auch Holzstoffwatte erzeugt, die sich dank ihrer Weichheit und Isolierfähigkeit ebenso als Einlagen für Unterkleidung und Kissen wie als Ersatz für Verbandwatte eignet, und den Vorzug hat, billig und in unbegrenzten Mengen im Lande selbst herstellbar zu sein."

„Die alten Kriegsindustrien sind selbstverständlich vollauf beschäftigt, so die Konservenfabriken, die Schokoladen- und Keksfabriken, die vielerlei Montierungs- und Ausrüstungsanstalten, vor allem die Waffen- und Munitionsfabriken. Diese ungeheure Betriebsamkeit erfordert fast mehr Arbeitskräfte, als zur Verfügung stehen. Von Arbeitslosigkeit ist daher im ganzen Lande nichts zu spüren, und die Bettelei hat fast völlig aufgehört, zumal auch auf dem Lande die verminderten Arbeitskräfte angestrengt zu tun haben, das Feld zu bestellen und das Vieh zu versorgen."

Natürlich haben, nach Charmatz, gleichwohl viele Betriebe ihre Tätigkeit vermindert, sind auch im Handel nennenswerte Entlassungen vorgekommen. „Verschiedenen Gruppen von Kleingewerbetreibenden geht es schlecht. Aber auch der Krieg schafft seine Ordnung, und allmählich vollzieht sich die neue Regelung, die das Uebel vermindert. Es sei noch erwähnt, daß auch in Oesterreich-Ungarn der Staat für die Familienangehörigen der aus dem Erwerbsleben gerissenen Vaterlandsverteidiger sorgt."

Wie zuversichtlich die Industrie Oesterreich-Ungarns der Zukunft entgegensieht zeigte eine Versammlung der Industriellen Oesterreichs, die am 22. November 1914 in Wien tagte und einstimmig und mit Begeisterung eine Entschließung annahm, nach der die österreichische Industrie voll unerschütterlichen Vertrauens dem endgültigen Siege der Waffen der verbündeten Kaiserreiche entgegensehe. Die österreichische Industrie sei auch für eine lange Kriegsdauer gewappnet. Sie müsse, könne und werde den Krieg wirtschaftlich aushalten und durchhalten!

Auch die von den Feinden Oesterreich-Ungarns schon so oft angekündigte Hungersnot ist immer noch nicht im Reiche ausgebrochen. Die Monarchie leidet ganz und gar nicht Mangel an Fleisch und sonstigen Lebensmitteln. Der Landwirtschaft geht es recht gut. Die Ernten konnten vollständig eingebracht werden und die hohen Preise verbürgen reiche Erträgnisse. Der Agrarchemiker Stoklasa, Professor an der Prager Technischen Hochschule, schreibt in der „Neuen Freien Presse", in Oesterreich-Ungarn und Bosnien befinde sich nach seinen Zusammenstellungen eine solche Menge Vieh, daß der Fleischbedarf Oesterreich-Ungarns, das im Fleischverbrauch unter allen Staaten an achter Stelle stehe, vollständig gedeckt sei und daß die Monarchie genügend Lebensmittel für das Jahr 1914 besitze, ohne auf die Einfuhr aus andern Ländern angewiesen zu sein. Wenn schließlich ein Teil der außerordentlich großen Rübenanbauflächen mit Brotfrüchten bebaut würde, wäre auch bei einer längeren Dauer des Krieges nicht der geringste Grund zu Besorgnissen vorhanden.

Natürlich wird dafür gesorgt, daß mit den Vorräten gespart wird. Aber zu hungern braucht darum noch niemand. Nicht einmal die Preise sind sonderlich gestiegen. Fleisch

war Ende 1914 nicht teurer als im Januar desselben Jahres. Mehl, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Reis, Eier und Butter haben sich allerdings verteuert. Zu den Höchstpreisen für Roggen, Weizen, Gerste und Hafer sowie Mehl sind deshalb auch solche für Kartoffeln dazu gekommen. Auch die Zölle für Getreide, Hülsenfrüchte, Mehl und Mahlprodukte wurden aufgehoben, sowie die Errichtung einer Getreide-Einkaufsgesellschaft und Verordnungen über die Broterzeugung, über die Beschlagnahme der noch vorhandenen Erntevorräte und ihre Verwendung nach Maßgabe des Bedarfs vorbereitet. In Ungarn ist das Ackerbauministerium bereits Mitte Januar ermächtigt worden, durch die Verwaltungsbehörden die Weizen-, Roggen-, Gerste- und Hafervorräte für das Landwirtschaftskomitee mit Beschlag zu belegen. Der Besitzer, der nur die für seinen Haus- und Wirtschaftsbedarf erforderliche Menge zurückbehalten darf, muß die sonstigen Vorräte gegen Bezahlung der behördlichen Höchstpreise überlassen und zur Eisenbahn oder Schiffsstation zur Verfügung stellen. Eine Aufnahme der Vorräte an Getreide und Mehl in der gesamten Monarchie war bereits Ende Oktober 1914 erfolgt.

„Es werden also," schreibt R. Charmatz im „Stuttgarter Tageblatt", „weder die Preise unbegrenzt in die Höhe gehen können, noch wird ein Mangel eintreten. Ebenso zeigt es sich, daß andere Produkte leichter beschafft werden können, als man vielfach angenommen hat. Oesterreich-Ungarn bezog Petroleum und Benzin hauptsächlich aus Galizien. Dort aber mußte die Produktion infolge des Krieges eingestellt werden. Ein Mangel an Petroleum und an Benzin wäre recht empfindlich gewesen. Diese Artikel sind aber aus Rumänien zu beschaffen, wenngleich zu höheren Preisen. An Kohlen wird es ebenfalls nicht fehlen. Die Eisenbahnen sind schon jetzt imstande, den Ansprüchen des Wirtschaftslebens zu genügen, ohne daß dadurch die militärischen Rücksichten vernachlässigt würden. Steigen auch einzelne wichtige Artikel im Preise, so erfahren andere Produkte wieder eine Herabminderung ihres Wertes. Viele Lebensmittel, die aus Oesterreich und Ungarn in das nun feindliche Ausland exportiert wurden, werden jetzt im Inlande billiger feilgeboten als sonst."

„Dem Gesamtbilde der regen Tätigkeit des ganzen Landes entspricht auch das geschäftliche und gesellschaftliche Bild der Stadt Wien," schreibt die „Kölnische Zeitung". „Freilich Feste zu feiern, fällt jetzt auch in Wien niemand ein. Oeffentliche Bälle sind verboten und alle Faschingsunterhaltungen abgesagt. Nicht einmal die Konzerte haben in der so musikliebenden Stadt ihren sonstigen Umfang und werden fast alle im Dienste der Kriegsfürsorge veranstaltet. Aber die Theater sind im vollen Betrieb, außer den beiden Hoftheatern, die in der Woche nur einen um den andern Tag geöffnet sind, und haben volle Häuser. Die Kaffeehäuser sind den ganzen Tag dicht besetzt, und wenn sie auch den gesteigerten Besuch dem Umstande verdanken, daß die vor den Russen geflüchtete galizische Bevölkerung, soweit sie wohlhabend genug ist, in ihnen einen Ersatz für ihr aufgegebenes Heim sucht, so haben sie doch von ihrem heimischen Kundenkreise nur die verloren, welche draußen im Felde stehen. Auch der überaus zahlreiche Wagen- und Autoverkehr läßt kaum vermuten, daß wir schon im sechsten Kriegsmonat sind, und von den Geschäften verrät keines durch Einschränkung etwa der Beleuchtung oder der prunkvollen Auslagen, daß sie im Absatz wesentlich gelitten hätten, und tatsächlich war der Weihnachtsverkauf wenigstens in der letzten Woche vor dem Feste über Erwarten lebhaft.

So hat also der Krieg nirgend eine ernstliche Stockung im Leben der Daheimgebliebenen heraufbeschworen. Die Volkswirtschaft der Monarchie zeigt sich fähig, der ungewöhnlichen Lage Herr zu werden und sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Das Werk geht, wenn auch mit einigen Umschaltungen, weiter, und die Lust zum Schaffen und Wirken hat keine Beeinträchtigung erfahren. Auch die österreichisch-ungarische Monarchie wird sich weder wirtschaftlich lahmlegen noch aushungern lassen."

Von den Völkern der Monarchie

Der Krieg hat viel Unerwartetes gebracht: Für Oesterreich das Erhebende, daß der vielsprachige Staat nicht zerfiel, der Staat, der eigentlich nicht einmal „Oesterreich-Ungarn“ heißt, sondern „die im Reichsrate vereinigten Königreiche und Länder“. Einig waren und blieben alle Völker der österreichischen Reichshälfte, wie der ungarischen Krone. Auch die Söhne Bosniens und der Herzegowina, dieser jüngsten Provinzen des Habsburgerreiches haben sich in harten Kämpfen gut bewährt. Selbst die ungarländischen Rumänen der Bukowina haben Ende November 1914 zu Suczawa in einer großen, von 30 000 Bauern besuchten Versammlung ihre unerschütterliche Treue für Kaiser und Reich in einer Entschließung und einem Telegramm an den Kaiser zum Ausdruck gebracht, und die ungarländischen Serben aus Nagybuskerck haben den Regierungskommissar des Komitats Torontal durch eine Abordnung ersucht, der Regierung die Versicherung ihrer Anhänglichkeit für das ungarische Vaterland und das Herrscherhaus zu übermitteln. Der polnisch-galizische Adel aber hat eine Deputation unter Führung des Landmarschalls Niezabitowski nach Wien entsandt, um dem Kaiser in feierlicher Audienz seine Huldigung darzubringen.

Daß es nicht an Verrat gefehlt hat und zwischen beiden Gesinnungen mehrfache Spielarten gibt, darf nicht verschwiegen werden. In Kroatien und Bosnien vor allem war bald nach dem Beginn des Krieges eine gründliche Säuberung nötig. Immerhin sind das alles nur Einzelerscheinungen; ihre Erledigung bietet in einem Staat, dessen Lebensinstinkt ungeschwächt ist, weiter kein Problem. Und so hat kein Bürgerkrieg im Innern die Völker entzweit; die Slawen Oesterreichs haben dem österreichischen Staate die Gefolgschaft nicht versagt. Der Austroslawismus hat über den Panslawismus gesiegt.

„Die Soldaten bezeugen es,“ schreibt ein Oesterreicher der „Neuen Zürcher Zeitung“, „daß kleine Reibereien zwischen den einzelnen Volksgruppen so lange bestanden, als nicht der Krieg sie zusammenführte. Die Gemeinsamkeit des Kampfes aber hat all diese Zwistigkeiten zum Schweigen gebracht. Der Krieg hat eine heilende Kraft in sich. Nie mehr seitdem hat einer dem andern ein böses oder hämisches Wort gesagt — aus nationalen Beweggründen heraus. Sie sind Kameraden im edlen Sinne des Wortes geworden. Keiner versagte dem andern die Hilfe, keiner fragte nach der Muttersprache des andern. Auf dem Rücken trugen Verwundete einander, die keinen Satz miteinander sprechen konnten. Sie teilten den letzten Bissen miteinander.

In Prag erklingt die „Wacht am Rhein“ und in Budapest ist, wie in ganz Ungarn, neben dem greisen Kaiser-König Franz Josef Kaiser Wilhelm II. der populärste Mann. Die einst in Ungarn verpönte österreichische Volkshymne löst nun, wenn sie irgendwo ertönt, stürmischen Jubel aus. Die alte Ritterlichkeit ist auferstanden, Deutsche und Ungarn beginnen sich wieder zu verstehen. Man begreift, daß die zwei Gruppen so viele politische, militärische und wirtschaftliche Zusammenhänge haben, daß der engherzigste Chauvinismus sie nicht hinwegzuleugnen vermag.“

Was die Truppen in der Feuertaufe zusammengeführt hat, das bewerkstelligt unter den Daheimgebliebenen das große Mitfühlen. Denn zum Erfreulichen dieser Tage gehört die Vortrefflichkeit des „Volkes“ ohne Unterschied der Sprache und des Bekenntnisses. Alle Parteiungen sind vergessen und begraben worden; die Herzen der Menschen haben sich in seltener Groß- und Gutherzigkeit zu einer großzügigen Wohltätigkeit erschlossen. Mit wahrhafter Liebe und besorgter Hilfsbereitschaft sind die Verwundeten und Kranken überall aufgenommen worden. Dem Roten Kreuz sind überaus große Summen zugeflossen, sogar die Gold- und Silbergegenstände der Schatzkammer von

Mariazell, der berühmtesten Wallfahrtskirche Oesterreichs, wurden, soweit sie nicht besonderen künstlerischen oder historischen Wert haben, als Beitrag für das Rote Kreuz nach Wien gebracht; auch Gemeinden, Städte und Einzelpersonen haben viel getan, um zu helfen. „In reichstem Maße hat die Bevölkerung der Soldaten und Bedürftigen mit Liebesgaben gedacht. Und nie ist dabei nach der Sprache der Krieger gefragt worden, nicht, ob sie Deutsche oder Slawen oder Magyaren waren. Die nationale Frage ist für den Augenblick gelöst durch die edle Menschlichkeit, die überall Platz greift."

* * *

Namentlich in den deutschen Gebieten der Monarchie hat das österreichische, das „Wiener Herz" nirgendwo versagt. Allerdings hat sich dabei auch gezeigt, daß der Oesterreicher nicht nur der „liebe Kerl", der nette Mensch mit „G'müat" ist, sondern auch Entschlußkraft besitzt, einen eisenharten Schädel hat und zwei Fäuste, und die Zähne zusammenbeißt, wenn es sein muß. Karl Marilaun schildert das in den „Münchener Neuesten Nachrichten" in einem österreichischen Brief ungemein reizvoll:

„Es hat vielleicht dieser ernsten Tage bedurft, um unseren Freunden endlich hörbar sagen zu dürfen: wir sind bestimmt nicht so gut wie unser Ruf, und wir wollen auch gar nicht so gut sein! Unsere Gemütlichkeit, die einen Ruf hat wie unser Apfelstrudel oder Gumpoldskirchner, ist längst nicht mehr übereinstimmend mit dem „G'müat", von dem unser Girardi zu singen und zu sagen weiß. Unsere Volkssänger sangen davon in den siebziger Jahren. Als der Kronprinz Rudolf noch jung war, der Wein jedes Jahr geriet, der Prater unser Himmel für den Sonntag, der „Kruspelspitz" der Inbegriff der nach unseren Heurigenvorstädten zuständigen Seligkeiten war. Nun gibt es aber schon lang allerlei Bitteres in unserem Donauwein, die Backhendlzeiten sind entschwunden, in den Prater führen wir höchstens noch unsere Fremden, und die Volkssänger haben weiße Haare bekommen, einen krummen Buckel und erloschene Augen, wenn sie auch unverdrossen immer noch die alten Lieder singen. Das Wiener Herz, wie Sie es meinen, hat einen Sprung bekommen. Es ist eine Etikette, die man uns zu Unrecht aufklebt, und es ist die freundschaftlichste aller Verleumdungen. Nicht im Capua der Geister leben wir schwarzgelben Deutschen, auch unsere Lebenszonen sind längst trüber und ernster geworden, nur: daß wir doch noch ein Lächeln über allen Sorgen behielten, einen Witz als die bodenständigste aller österreichischen Philosophien erklären und bei einem alten Lied neue Sorgen nicht vergessen, nur verschmerzen — das haben wir noch nicht ganz aus unserem Blut gebracht, und hier schlägt es, unser österreichisches Herz.

Im Gassenhauer, beim Wein und wenn die kleinen Mädchen neben uns auf der Heurigenbank sitzen, schlug es einst in irgend einem Dreivierteltakt. Aber seinen wirklichen Schlag kennt nur der, der nun diese Wochen und letzten Monate in Oesterreich erlebt hat. Den wirklichen Schlag des österreichischen Herzens — es steht zu vermuten, daß wir selber ihn nicht mehr gekannt haben. Nun, da eine Welt in Flammen steht, haben wir uns selbst gefunden. Ueber Nacht hat unsere Gemütlichkeit den härteren Zug bekommen, den unsere Freunde so oft an ihr vermißten und der nun leider notwendig ist. Ueber Nacht schwiegen unsere Walzer, und unser Herz, das gestern tanzte, geht heute „mit einem festen Schritt" auf sein Schicksal los. Es ist ein Soldatenherz, es ist ein Bürgerherz, ein Mannesherz, und wenn aus diesem österreichischsten aller Muskeln ein Lannerwalzer Funken schlug, so brennt er heute, weil man den Radetzkymarsch spielt. Nun, da wir die Fäuste aus dem Sack taten, schlägt dieses Herz zugleich mit den Fäusten — und daß es österreichisch blieb auch in der schweren Zeit, wird man daran erkennen, daß wir singen, auch wenn wir dreinhauen oder uns unserer Haut wehren müssen. Seit zwei Monaten erlaubt man uns an der Donau, in den Reichen der Gemütlichkeit, noch etwas anderes als nett, lieb, fesch, ein guter Kerl zu sein. Auch wir schlagen mit der



Phot. C. Pietzner, Wien

Karl Graf Stürgkh
K. K. österreichischer Ministerpräsident



Phot. Karoly Koller, Budapest

Stefan Graf Tisza
K. ungarischer Ministerpräsident

Faust auf den Tisch und machen reinen Tisch und gehen an die Arbeit, wie wir einst auf den Tanzboden und ins Wirtshaus liefen: mit einem Mund voll Liedern. Unverbesserlich, meint Ihr? Ich sage: österreichisch. Deutscher Geist und österreichisches Herz! Wägt sie nicht gegeneinander ab. Wägt sie miteinander, zusammen . . ."

Und das starke Herz, das Zähneaufeinanderbeißen auch beim schwersten und herbsten Verlust, das schildert Ernst Lothar im „Berliner Tageblatt", wo er erzählt, wie das Volk den Tod seiner Helden erträgt.

„Ruhmlos und groß. So vollendet sich das Geschick der meisten, die jetzt hinausgezogen sind, mannhaft kämpfend, mannhaft sterbend, aufrecht und ohne Klage. Namenlose Helden. Aber nicht nur die, von denen die Verlustliste Nachricht gibt, tragen diesen adeligsten Namen, den menschliche Tugend sich erwerben kann: unendlich vielen Vätern und Müttern, Gattinnen und Bräuten gebührt er, ohne daß sie selbst es wüßten, ohne daß ein anderer es weiß und darum ehrfürchtiger den Hut vor ihnen zöge."

Da war eine alte einfache Frau, die sich von der Staatsdruckerei die neueste Verlustliste geholt. „Aber sie breitet sie nicht gleich aus. Erst nachdem sie ein paar Gassen abseits gegangen war und sich unbeobachtet wähnte, begann sie im Torweg eines Hauses zu lesen. Nie werde ich die Gebärde vergessen, mit welcher sie das Blatt empornahm, dieses zitternde Aufheben der Hände, nie den Blick, den flehenden, mit welchem sie über die gedruckten Worte glitt. Man sah, wie sie Namen um Namen murmelnd wiederholte, von Namen zu Namen mit inbrünstiger Frage eilte. Plötzlich, mitten in einem Worte, dessen Buchstaben man ihre Lippen formen sah, hielt sie ein. Die Arme sanken ihr herab, das Blatt fiel zu Boden, aufschreiend machte sie ein paar Schritte ohne Ziel. Aber dann, und auch dies wird immer vor mir stehen, wandte sie sich in einem jähen Entschlusse um, beugte sich nach dem Blatte, das sie hatte fallen lassen, überlas es noch einmal langsam, machte das Zeichen des Kreuzes und schickte sich zum Gehen an.

„Hier . . . hier steht es, Herr . . ." sagt sie, als ich zu ihr trat, um ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen, „Gott hat es gewollt . . ."

Und sie zeigte mit dem Finger auf eine Zeile des Papiers, das sie noch in Händen hielt: „Hübner, Michael, Inft., I.-R. 45, tot." Dies stand dort . . ."

„Da stand kürzlich ein junges Mädchen vor Gericht, arm, anständiger Leute Kind. Sie hatte gebettelt. Was trieb sie dazu? Seit mehr als einem Monat war von ihrem Bräutigam kein Brief mehr aus dem Felde gekommen, da wollte sie alle Verlustlisten kaufen und nach ihm suchen. Deswegen hatte sie auf der Gasse die Leute um Almosen angesprochen.

„Wußten Sie nicht, daß dies verboten ist?" fragte der Richter.

„Ja," entgegnete sie, „aber vielleicht war er verwundet . . . ?"

„Draußen, wo die Stadt zum Kahlenberg ansteigt, wohnt ein Weinbauer. Er hatte zwei Söhne und einen Schwiegersohn. Alle drei sind gefallen, zwei in Serbien, einer in Polen. Wie trägt es der geringe Mann? An seine Haustür hat er ein Täfelchen nageln lassen, mit Fichtenzweigen eingesäumt. Das Täfelchen ist aus schönem hellen Holz, trägt obenan ein Muttergottesbild, und die kleine Inschrift darunter ist behutsam mit dem Brandstift eingeschrieben. Sie heißt:

„Hab' dem Kaiser gegeben
Drei Buben auf d' Hand,
Tut keiner mehr leben.
Du, Herrgott, hüt's Land!" . . .

Das hat er selbst ausgesonnen, während er sein Stückchen Erde bestellte und zur Donau herabsah, an der er gelebt hatte, solange er denken konnte und sein Vater vor ihm, und seines Vaters Vater. Namenlose Helden . . ."

* * *

Wieder anders ist der Tiroler, härter nicht, aber sparsamer in seinen Gefühlsäußerungen, und doch in gleicher Weise groß in seinem Pflichtbewußtsein, in seiner Liebe zu Kaiser und Reich, Männer wie Frauen, Söhne wie Töchter.

Josef August Lux erzählt davon in der „Frankfurter Zeitung": „Seit der Krieg da ist, denkt der Tiroler nicht mehr an sich, ans Vaterland denkt er; um es genauer zu sagen, er denkt an seinen Kaiser. Die holperigen Steinwege herab steigt er zu Tal, seine Pferde führt er hinunter. Prachtvolle Tiroler Zuchtpferde; die Arbeit auf den steilen Bergstraßen und Feldern braucht starkes, widerstandsfähiges Zugtier. Die stattlichen Füchse und Braunen tänzeln zu Haufen daher, wohl genährt, glatt gestriegelt, die Mähnen und Schweife in Zöpfchen geflochten; so werden sie in den Krieg geschickt. Es gibt manches Dorf, das von vierzig Pferden zwei behalten darf, und auch die nur, weil sie alt und unbrauchbar sind. Kein Murren, nicht einmal eine leise Klage. „Der Kaiser braucht's!" So redet der Tiroler Bauer, und damit ist alles gesagt. Nicht dem Zwang hat er gehorcht, sondern einer Pflicht, die ihm selbstverständlich ist, selbstverständlich aus dem einfachen Grund, weil's der Kaiser braucht.

Und einige Tage später schickt er seine Söhne nach, seine Knechte, oder er geht selber mit. Und keine Frage ist, wer jetzt pflügen soll ohne Roß, und mähen ohne Mann und dengeln ohne Knecht — einerlei! „Helft's zusamm, Weiber, Buben, alt' Männer, Gott hilft, geht's wie's geht!" Und wirklich hilft Gott, ein so langer schöner Sommer in den Herbst hinein wie der von 1914 war seit vielen Jahren nicht mehr da. So bringt man durch die Arbeitslänge den Ausfall an Arbeitskraft halbwegs wieder herein. Auch in diesem entscheidenden Augenblick macht der Tiroler nicht viel Worte; den Rucksack mit etwas Proviant umgehängt, ist er schon dahin, die kürzesten Saumwege hinunter zur Bahn, jeder still und entschlossen für sich, jedes andere Gefühl zurückdrängend vor diesem herrschenden: der Kaiser braucht's!"

Und die Frauen! „In diesen lauten Tagen kann auch die stille, entsagende Größe des Mutterherzens nicht übersehen werden," erzählt J. A. Lux weiter. „Denn größer als die Berge Tirols ist dieses große, rote, gnadenreiche Herz, so groß, daß es über die fernsten Horizonte reicht, jedem nahe, wie weit er auch sein mag. Kein Dorf war zu entlegen und kein Weg zu beschwerlich, als daß nicht die Weiblein von Haus zu Haus Liebesgaben einsammelten, bis sie unter ihren Körben schief und krumm gebeugt gingen. Jede Bäuerin gab mit vollen Händen, was sie hatte, Brot, Speck, Eier, alles für die Einrückenden. Kessel mit Kaffee wurden an die Bahn gestellt; Wein, Zigarren, Zigaretten, Körbe mit Obst, und so oft ein Zug hielt, waren Hunderte von Händen liebevoll beschäftigt, die Gaben zu verteilen. Eine Bäuerin hat ihr letztes Huhn gebraten und bringt es an den Zug; ein Leckerbissen für den Sohn, aber der ist längst im Feld und so kriegen es die andern. Es kommt jetzt auf das gleiche heraus, Söhne sind sie alle; so groß ist das Mutterherz, daß es alle umfaßt und weit über Länder reicht."

„Dann ist das Land scheinbar menschenleer geworden. In einsamer Schönheit stehen die Berge unter einem strahlenden Himmel. Diese Stille und Größe greift ans Herz wie nie, sie ist vergessen, von keinem Auge bedankt. Der verscheuchte Weltfrieden hat sich hierher geflüchtet, wo niemand mehr ist. Aber es scheint nur so. Zwischen den grünen Hängen bewegt sich eine Bittprozession, Weiber, Männer, Kinder, Greise. Das Kruzifix tragen sie vor sich her, der innige, zuversichtliche Gedanke ist Gebet, und Gebet ist Kraft; sie strömt auf jene hin, die draußen sind. So weit Herzen schlagen, gehen die Gefühle den gleichen Weg wie die Prozession, und das Denken heißt: wir sind bei euch! Die Seelenkraft des ganzen Volkes ist mobil, ein geistiger Hilfsquell von großem Wert; Mut, Gottvertrauen, Standhaftigkeit, Hilfsbereitschaft, Zuversicht schöpfen Nahrung aus ihm."

* * *

Die Einheit der Ungarn fand ihren feierlichsten Ausdruck im Parlament. Noch kurz vor dem Krieg war das Abgeordnetenhaus der Schauplatz von Kämpfen gewesen, die alles Maß verloren hatten. „Der Krieg aber," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „hat mit einem Schlage die Luft gereinigt; die Vertagung des inneren Streites vollzog sich wie selbstverständlich, Graf Tisza, der Ministerpräsident, hatte ein geschlossenes Parlament hinter sich. Seine persönlichen Eigenschaften haben zu dieser Entwicklung gewiß beigetragen. Man rühmt seinen Mangel an Eitelkeit, seinen Mut und seine Anständigkeit, und wenn die Schroffheit seines Auftretens viele abstieß, so sagt man sich heute, daß diese Schroffheit nur die Kehrseite einer in harten Zeiten doppelt wertvollen Energie sei und daß der Minister mit seinem Eintreten für die militärischen Forderungen im Grunde doch eben das Notwendige gewollt habe. Der Aufstieg dieses Mannes, der schon zweimal auf völlig verlorenem Posten zu stehen schien, ist ein gutes Beispiel dafür, wie das ungarische Volk an seinen Führern nichts so sehr schätzt wie die innere Sicherheit der Auffassung und des Willens, deren suggestiver Kraft es leicht erliegt. Deswegen hört man auch überall in Ungarn immer und immer wieder die zwei Worte: „Vilmos czászar — Kaiser Wilhelm!"

So leichtlebig dies empfängliche Volk ist, so wacker und patriotisch erfüllt es seine Kriegspflichten als ein Volk, das wie Aage Madelung in seiner Neujahrshymne an Ungarn sagt, „fäusteballend, mit dem Herz auf den Lippen, sich aufrichtet, um sein ährenwogendes Land zu schirmen." Die Freude am Heute trotz des so ungewissen Morgen ist ein Symptom der Kraft und des Erfolges. Der Ungar huldigt ihr und der Zigeuner hilft ihm dabei mit seinen wilden und wehmütigen Weisen aus den Geigen- und Zimbalsaiten. Wie das zugeht, schildert Aage Madelung ein andermal im „Berliner Tageblatt".

In Satoralja-Ujhely war's, wo er nach dem Nachtmahl ins Kaffeehaus gegangen, in dem allmählich ganz langsam die anfangs alltägliche Stimmung sich hebt. Er erzählt: „Auf den rotgeäderten Tischen vermehrten sich hier und da die leeren Flaschen. Der Kontrolle, vielleicht auch des festlichen Bildes wegen bleiben sie alle bis zuletzt auf dem Tisch stehen. An einem Tisch wird nur ungarischer Champagner, Törley-Spezialmarke, getrunken: Verwalter oder Junker vom Lande sind nach der Stadt gekommen, um sich zu unterhalten. „Lajos!" ruft einer von ihnen dem Zigeuner zu. Augenblicklich gibt der Primas dem Orchester ein Zeichen, befestigt gleichzeitig die Sordine an der E-Saite seiner Geige, verläßt, begleitet von der Kapelle, das soeben vorgetragene Thema und läßt ein ungarisches Lied aus der Geige emporblühen. Es bricht hervor wie eine Knospe, während sich der Zigeuner, wiegend und schleichend, seinem Opfer nähert, blüht empor, zärtlicher und schöner je näher er kommt, und entfaltet sich, farbenreich und berauschend, innig nahe und hingebungsvoll gerade vor dem Ohr des auserkorenen Zuhörers. Das nennt man in Ungarn: sich aufspielen lassen! Und dafür werden in Ungarn Vermögen hingegeben. Denn das ist: „sich weinend unterhalten!" Die Zigeuner haben jetzt das große Tempo eingeschlagen. Lied nach Lied wird „ins Ohr gespielt". Blaurote Banknoten verschwinden in die weiße Spielerhand des Primas, bis sowohl er wie der Zuhörer genug hat . . . Es scheint ein großer Abend zu werden."

„Drei Ulanenoffiziere, blutjung und blond, Wiener, kommen herein. Sie besetzen einen Tisch in der Nähe der Kapelle, bestellen Wein und pokulieren schwermütig, aber gefaßt. Hat jemand von ihnen dem Zigeuner ein Zeichen gegeben? Jedenfalls nähert er sich mit der weinenden Geige: „Irgendwo spielt man am Fenster eines kleinen Mädchens . . ." tönt es tauperlend aus den abendlich verschleierten Saiten. Unheimlich schleichend wie ein Schlafwandler, mondsüchtig blaß und in sich gekehrt nähert sich der Zigeuner den drei Ulanen, die in einer Gruppe, die Köpfe zusammen, um den kleinen Tisch sitzen. Sie empfinden ganz nahe, auf drei Zoll Entfernung, die Empfängnis und

Geburt des Liedes, hören die tausendfach schwingenden Saiten und die Resonanz des von vielen Zigeunergenerationen tongesättigten Geigenholzes so voll und gewaltsam innig, als wären sie selbst die braune, tongeschwängerte Geige, gefaßt von der linken Hand eines Gottes und liebkost von seiner bogenbewaffneten Rechten. Einer von ihnen schaut zögernd empor zu dem Zigeuner, der über sein Ohr und seine Sinne waltet, und trifft in sein großes, nachtschwarzes, starrblickendes Auge, das gerade und unabwendbar auf ihn gerichtet ist. Er will zurück, schaudert vor dieser vergeistigten Nähe der Körperlichkeit, muß sich gewaltsam losreißen und senkt, betäubt und ermattet, seinen Blick zu Boden, bis das Lied ausgeklungen und der Zigeuner fort ist. Aber kaum haben sie sich, er und seine zwei Kameraden, ein wenig erholt, da steht der Zigeuner wieder über ihnen. Jetzt spielt er einen Walzer, ein Lied aus Wien, spielt es so, daß die Heimatstadt, die einzige, sich in der Seele der drei Ulanen Stein auf Stein aufbaut, umflutet von. Licht und Luft. Er wiegt sich schmachtend in den Hüften . . . Durchsichtige, funkensprühende Seidenstoffe flüstern geheimnisvoll von weißen Schultern und schlanken Mädchengestalten. Ein Duft der Jugend, der ersten und letzten Liebe geht wie ein lilienweißer Hauch, wie ein mohnroter Sturm durch die Abendstunde. Die drei Ulanen sind im Geiste hingekniet: es ist eine andere Stunde, die Stunde des Abschieds von der Mutter, die sie getragen und geboren und gepflegt hat . . .

Immer spielt der Zauberer, der Zigeuner, erbarmungslos das Leben bannend. Die drei Ulanen atmen schwer. Unbeweglich lauschen sie dem Lied der Heimat. Sie können es nicht mehr ertragen, wollen nichts mehr hören und können doch — wie Trinker, die einmal angefangen haben — es nicht unterlassen, diesen Trunk des Heimwehs bis zur Neige auszukosten: O, Heimatstadt, du Mutter, du Freundin, du Einzige! . . . Sage mir, Schicksal, unter welchem Stern ich geboren wurde!? . . . Schwarz und der Zukunft kundig erscheint ihnen die Zigeunerin des aufrührerischen Rákóczi, Fürsten von Siebenbürgen; Rákóczis Zigeunerin spielt die Geige zur langen, metallklingenden Tárogató. In der Rákóczi-Burg hallen Fanfaren der altungarischen Feldtrompete wider: der Zigeuner hat die Geige mit der Viola vertauscht und ahmt auf der tiefen gedämpften C-Saite die Tárogatô nach: Krieg und Tod, Sieg und Ruhm sind Mannestat und Heldenlohn! Die Kurutzen stürmen und sterben im Trommelwirbel und Kugelgestöber, singen von Krieg und Liebe, dichten Ungarns wilde, schwermütige Manneslieder, die, getragen von der Tárogató, über ein Bergtal, ja über drei Jahrhunderte hinübertönen . . . Ein anderes Kurutzenlied! Unter der Sordine singt die A-Saite der Viola, hell und wonnetrunken, wie der alte mit einem ewigen Leben beseelte Tokayerwein. Nein, sie singt wie ein goldener, perlenbegnadeter Kolibri, der mit Nachtigallenstimme, liebesbetört, ein Wunder vollbringt . . . So singen die Saiten in der Hand des schwarzen Zigeuners in das Ohr der drei Ulanen, daß sie an alles sich erinnern und alles vergessen — ausgenommen, daß sie Männer sind . . .

Einer von ihnen erhebt sich so plötzlich, daß der Zigeuner einen Schritt zurücktritt. „Die Wacht am Rhein!" ruft er ihm zu. Die zwei Kameraden erheben sich auch... „Die Wacht am Rhein!" rufen mehrere Stimmen. Alle erheben sich. Es wird sehr still, und in der Stille klingt jetzt, feierlich wie ein Psalm, das deutsche Lied. Eine Stimme fällt ein, noch eine, viele, bis alle ernst und getrost sich dem gesungenen Gebet hingegeben haben . . .

Wieder ist es stille nach dem Lied. Schweigend stehen alle da. Da tönt als Antwort Ungarns Hymne: Gott segne Ungarn! Inbrünstig und Treue verheißend steigt das Lied aus jeder Brust, daß man es weit in Freundes- und Feindesland hören soll!...

So spielt und singt man in Ungarn von Krieg und Liebe, den zwei Eckpfeilern aller Menschenwerke und aller großen Epen. . . ."



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Französische Artillerie im Gefecht



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Infanterie marschiert zur Front



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Französische Artillerie im Felde



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Algerische Schützen auf dem Marsch zur Front

Die Ereignisse an der Westfront bis Mitte Januar 1915

Die ersten vier Kriegsmonate

Amtlicher französischer Gesamtbericht

Der „Völkerkrieg" hat seinen Darstellungen der Ereignisse im Westen stets die amtliche deutsche Auffassung und deutsche Berichte zugrunde gelegt und die ausländische Presse, besonders die gegnerische, nur soweit herangezogen, als ihre Meldungen und Schilderungen die deutschen bestätigten oder ergänzten. Es würde ja auch zu weit führen, alle die vielen Meldungen unserer Gegner über unbedeutende eigene Erfolge, von denen durch deutsche Mitteilungen nichts bekannt geworden ist, auf das Maß ihrer Richtigkeit zu untersuchen. Dagegen hat es sicherlich einen Reiz und entspricht auch den Anforderungen strenger Objektivität, wenn wir uns das Gesamtbild des bisherigen Kriegsverlaufs im Westen auch einmal so vergegenwärtigen, wie es der französische Generalstab darzustellen für gut findet. Gelegenheit dazu gibt ein amtliches französisches Heeresbulletin vom 5. Dezember 1914, das die Ereignisse vom 2. August bis zum 2. Dezember 1914 zusammenfaßt, also teils den bereits dargestellten Zeitabschnitt behandelt, teils in den folgenden vorgreift.

Nach der Feststellung, daß Deutschland sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, Frankreich in drei Wochen niederzuringen, behauptet der Bericht, die an der Westgrenze des Deutschen Reiches mobilisierten deutschen Streitkräfte umfaßten 52 Armeekorps, denen zehn Kavalleriedivisionen zuzuzählen seien. „Obgleich Deutschland die Hoffnung auf einen glücklichen Handstreich gegen Nancy aufrecht erhielt, wagte es einen solchen doch nicht, angesichts der Festigkeit unserer im Jahre 1913 verstärkten Deckung. Unsere Konzentration vollendete sich ungehindert. Sie mußte schmiegsam genug sein, um uns zu gestatten, die Hauptanstrengung an dem Punkte herbeizuführen, wo der Feind die größte Tätigkeit entwickelte. Die Verletzung der belgischen Neutralität bewies, daß sich die Entscheidung im Norden abspielen sollte. Aber wir konnten diese nicht herbeiführen, bevor die englische Armee an die Front gerückt war. Wir suchten deshalb in Elsaß-Lothringen möglichst viele deutsche Armeekorps zurückzuhalten." (Sollte wirklich nur das die Absicht bei dem Vordringen gegen Lothringen gewesen sein? Vgl. I, S. 245.)

Der Bericht faßt sodann die Operationen in Elsaß-Lothringen zusammen. „Die unglücklichen Vorgänge in Lothringen und Belgien nötigten uns, die Intensität unserer Unternehmungen im Elsaß einzuschränken. (Vgl. I, S. 270.) Nach der Uebergabe von Lüttich suchten die Deutschen gegen Givet und Brüssel vorzudringen und ihre Front gegen Westen auszudehnen. Sobald die Engländer bereit waren, ergriffen wir die Offensive in Belgisch-Luxemburg. Diese Offensive scheiterte unter großen Verlusten für uns." (Die Niederlage von Charleroi wird hier also unverblümt zugegeben. Vgl. I, S. 207.)

„Am 26. August befanden wir uns in der Zwangslage, entweder unter gefährlichen Bedingungen an derselben Stelle weiterzukämpfen oder auf der ganzen Front zurückzuweichen bis zur Möglichkeit einer Wiederaufnahme der Offensive. Der Generalissimus entschloß sich für diesen zweiten Weg. Wir zogen uns also in Ordnung zurück, wobei wir Angriffe auf den Feind unternahmen, um ihn zu schwächen und aufzuhalten. Die neue Offensive bereiteten wir durch die Bildung einer neuen Armee unter dem Kommando des Generals Maunoury vor. Aber der Feind ging so rasch vor, daß General Joffre Befehl erteilte, nötigenfalls bis zur Seine zurückzuweichen.

Am 5. September 1914 waren die vom Generalissimus für nötig erachteten Bedingungen erfüllt. Er ordnete eine allgemeine Offensive an, indem er sich sagte, daß die Stunde gekommen sei, unter allen Umständen vorzugehen und eher mit Ehren unterzugehen als weiter zurückzuweichen. Vom 8. September ab erzielte der Angriff der Armee Maunoury gegen den deutschen rechten Flügel seine Wirkung. Der Feind vollzog im Westen eine Schwenkung und bot damit der englischen Armee einen ungedeckten Angriffspunkt; sie setzte am 9. September über die Marne und fiel der deutschen Armee, die seit dem 6. September mit der Armee Maunoury im Kampfe lag, in die Flanke. Die Armee des Generals d'Esperet überschritt ihrerseits ebenfalls den Fluß und warf die deutschen Streitkräfte zurück, unterstützt auf dem linken Flügel von der englischen Armee und auf dem rechten Flügel von der Armee Foch. (Vgl. II, S. 107.) Gegenüber dieser Armee wollten die Deutschen Vergeltung üben für die Niederlage auf ihrer Rechten. Vom 6. bis 9. wurden wiederholte Anstürme gegen diese Armee ausgeführt. Am 9. abends griff unser linker Flügel in der Richtung auf La Fère-Champenoise die preußische Garde und das sächsische Korps in der Flanke an. Dieses kühne Manöver war entscheidend für den Erfolg. Die Deutschen zogen sich eiligst zurück. (Vgl. gegenüber dieser Darstellung II, S. 110.)

Am 11. September 1914 zog die Armee Foch in Châlons-sur-Marne ein. Rechts rückte die Armee de Langle de Carry vor, während die Armee Ruffey sich nach Norden zurückwandte und damit den Rückzug der Deutschen, den die Operationen der Armeen de Castelnau und Dubail beschleunigt hatten, fluchtartig gestaltete.

Auf dem östlichsten Teil unserer Front hatten wir so den Vorteil wieder auf unsere Seite gebracht und haben ihn seither auch behalten.

Seit dem 13. September verzögerte der deutsche Widerstand unsere Verfolgung. Eine neue Schlacht begann. Der deutsche Generalstab gab die Hoffnung nicht auf, unseren linken Flügel zu umgehen. Aber da wir uns daran machten, seinen rechten Flügel zu umfassen, so ergab sich hieraus ein Schnelligkeitskampf, ein wahres Wettrennen zum Meere. (Vgl. II, S. 138.) Die Deutschen hatten uns gegenüber den Vorteil einer konzentrischen Form ihrer Front, wodurch ihre Transporte sich verkürzten. Indessen scheiterte die Bewegung ihres rechten Flügels. Der Sieg an der Marne wurde bestätigt.

Gegen den 20. September bildete General de Castelnau eine neue Armee auf dem linken Flügel. Der Flügel von Maunoury nahm in der Gegend Lassigny-Royes-Péronne eine starke Stellung ein, unterstützt rechts von den Territorialdivisionen des Generals Brugère. Aber dies genügte noch nicht. Am 30. September rückte auch die Armee Maudhuy in die Linie ein. Sie besetzte die Gegend Arras-Lens und verlängerte sich gegen Norden, um den aus Dünkirchen ausgezogenen Divisionen die Hand zu reichen. Jedoch angesichts der Anstrengung des Feindes war der Kordon noch immer zu dünn und zu weit gespannt. Auf Begehren des Generals French entschloß man sich zur Verlegung der englischen Armee aus der Gegend der Aisne in die der Lys. Die belgische Armee, die Antwerpen verlassen hatte, gedeckt von englischen und französischen Marinesoldaten, verstärkte in der Gegend der Yser die Schutzwehr, die dort errichtet und behauptet wird.

Da die Engländer erst am 20. Oktober 1914 in Aktion treten konnten und es der belgischen Armee an Munition gebrach, so ordnete der Generalissimus eine neue Operation an. Am 4. Oktober beauftragte er den General Foch, die Verbindung zwischen den Nordarmeen herzustellen. Am 18. Oktober stellte er ihm Verstärkungen zur Verfügung, die bis zum 18. November anwuchsen und eine französische Armee in Belgien unter dem Kommando des Generals Dubail bildeten. Diese Armee operiert im Zusammenhang mit den Belgiern und dem englischen Korps zwischen dem Meere und der Lys gegen zwölf deutsche Korps nebst vier Kavalleriekorps.

Kaiser Wilhelm war bei den an die deutschen Truppen gerichteten Proklamationen anwesend. Es handelte sich darum, einen entscheidenden Schlag zu führen, sei es durch ein Vorgehen längs des Meeres und durch Erreichung von Dünkirchen, Calais und Boulogne, sei es durch einen Durchbruch gegen Ypern und durch die Annexion Belgiens. Um dieses Ziel zu erreichen, schritt der deutsche Generalstab während drei Wochen zu wiederholten und wütenden Angriffen in großen Massen. Seit dem 12. November 1914 konnte man feststellen, daß das Ergebnis dieser Anstürme für uns einen Erfolg bedeutete. In drei Wochen sind wir nicht um einen Zoll Erde zurückgewichen und haben uns in einer unüberwindlichen Art aufgestellt.

Während der Schlacht von Ypern wurde der Krieg auf der ganzen Front fortgesetzt, indem er den Charakter eines Belagerungskrieges annahm. In direkter Verbindung mit dem Nordflügel, hielten die Armeen Maudhuy und de Castelnau ohne jede Nachgiebigkeit von Mitte Oktober bis Ende November 1914 die Front von der Lys bis Ypern. Seit Ende Oktober rückten sie selbst beständig vor. Zwischen der Oise und den Argonnen standen die Armeen Maunoury, d'Esperet und Langle de Carry vor sehr starken Stellungen. Am 29. September wiesen sie östlich von Reims einen allgemeinen ungestümen Angriff der Deutschen zurück.

Wir unserseits ließen jetzt an Stelle heftiger Offensiven in den vergangenen Wochen allmählich weniger umfangreiche Operationen treten, durch die wir trotzdem oft an Boden gewannen.

Von den Argonnen bis zu den Vogesen ist die Lage dieselbe."

Der Bericht schließt: „Unsere Kräfte entsprechen genau denjenigen, die wir bei Beginn des Krieges hatten. Die Beschaffenheit der Truppen hat sich unendlich gebessert. Alle Soldaten, von ihrer Ueberlegenheit fest überzeugt, haben volles Vertrauen auf den Sieg. Der Generalissimus hat während der drei letzten Monate keinen der im August festgestellten Fehler wieder begangen. Die Vorräte an Artilleriemunition haben sich stark vermehrt. Die schwere Artillerie, die uns fehlte, wurde geschaffen und ist in Tätigkeit getreten. Die englische Armee hat im November zahlreiche Verstärkungen erhalten. Die indischen Divisionen haben ihre Lehrzeit für den europäischen Krieg beendet. Die wiedergesammelte belgische Armee setzt sich aus zehn Divisionen zusammen. Der deutsche Plan ist in folgenden Punkten gescheitert: stürmischer Angriff auf Nancy, rapider Vormarsch auf Paris, Einschließung unseres linken Flügels im August und im November, Durchbruch durch unser Zentrum im September, Angriff auf Dünkirchen und Calais längs der Küste, Angriff auf Ypern. In diesen erfolglosen Anstrengungen hat Deutschland seine Truppenreserven erschöpft; diejenigen, die heute noch gebildet werden können, sind gering an Zahl und schlecht ausgebildet. Außerdem legt Rußland mehr und mehr seine Ueberlegenheit an den Tag. Den deutschen Armeen ist ihr Weg in verhängnisvoller Weise vorgezeichnet. Er kann nur ein Rückzug sein."

Der Bericht zeigt auf Schritt und Tritt ein an sich begreifliches Verlangen nach Beschönigung. Soweit dies bei dem ersten, hier schon behandelten Zeitabschnitt zutage tritt, ist das durch Hinweise auf unsere Darstellung, d. h. auf die deutsche Auffassung, angedeutet worden. Ebenso vollständig wie die französische Offensive gegen Lothringen zu Beginn des Krieges, scheiterte später die Absicht Joffres, durch Umgehung unseres rechten Flügels (das Umgehungsmanöver ging von französischer Seite aus, vgl. II, S. 138) Belgien zu befreien und Antwerpen zu entsetzen. Und was den letzten Teil des Berichts betrifft, so hat er den Hauptfehler, daß er eine Aktion als abgeschlossen beurteilt, die es noch gar nicht ist, die vielmehr nur durch die ungünstige Jahreszeit und andere Umstände, die mit dem östlichen Kriegsschauplatz in Zusammenhang stehen, vorübergehend zu einem gewissen Stillstand gekommen ist.

Die deutschen Stellungen, die fest verschanzt fast ausschließlich in Feindesland liegen und in der Hauptsache einen stumpfen Winkel bilden, schließen fast ganz Belgien gegen den Feind ab (vgl. S. 75). Die Deutschen sind im Rücken frei und haben den Vorteil der inneren Linie. Auf den kürzer gewordenen Strecken und mit den wiederhergestellten Bahnen können sie ihre Truppen an die bedrohten Punkte hin- und herschieben. Wie die Erfahrung gezeigt hat, ist dem Gegner die Durchbrechung der deutschen Front nicht möglich. Alle derartigen Versuche waren ergebnislos, während die Deutschen in der Lage sind, auf den ihrer Ansicht nach geeigneten Teilen der Linie zum Schlage auszuholen. Mögen die französischen Berichte lauten, wie sie wollen: fest steht, daß die Deutschen an keinem Punkte aus ihrer nach dem Rückzug eingenommenen Position zurückgedrängt worden sind, daß sie aber umgekehrt an einer Reihe von Stellen ihre Linien ganz erheblich vorgeschoben haben.

* * *

Dem französischen Gesamtbericht sei noch eine nachträglich erschienene französische Schilderung eines wichtigen Wendepunkts im bisherigen Kriege, der Schlacht am Ourcq (vgl. II, S. 107 ff.) und des deutschen Rückzugs von der Marne, beigegeben. Die französische Regierung hatte Anfang Dezember 1914 einige Zeitungsberichterstatter auf die Schlachtfelder an der Marne führen lassen, wo ihnen Erklärungen über die Vorgänge vom September gegeben wurden. Auf diese Weise ist das „Journal des Débats" instand gesetzt worden, einen eingehenden Bericht darüber zu veröffentlichen, dem die „Kölnische Zeitung" folgendes entnimmt:

„Am 3. September 1914 erwartete man, daß der rechte deutsche Flügel (General v. Kluck) seinen Gewaltmarsch fortsetzen und sich auf Paris wenden würde. Der Feind stand damals in Senlis. Zwischen ihm und den vorgeschobenen Werken der Stellung Paris stand die Armee des Generals Maunoury, bestehend aus dem 7. Armeekorps unter dem Befehl des Generals Vautier bei Louvres und dem Korps des Generals Lamace bei Mesnil-Amelot. Weiter östlich befanden sich einige Territorialabteilungen, die schlecht und recht die Verbindung mit dem englischen Heer unterhalten mußten. Dieses war in einer allgemeinen Rückzugsbewegung bereits südlich von der Marne angelangt. Wider Erwarten blieb es am 4. September ruhig. Die Deutschen hatten in ihrem Aufmarsch angehalten oder vielmehr ihre Richtung verändert. Die französischen Erkundigungen ergaben, daß das 2. preußische Korps, anstatt in der Richtung Paris vorzustoßen, nach Nanteuil-le-Haudouin marschierte. Außerdem wurde bald bekannt, daß das 4. Reservekorps dem 2. in dieser Richtung folgte. Damit war die den französischen Streitkräften, die der Feind außer acht zu lassen schien, gestellte Aufgabe plötzlich verändert. Anstatt Paris zu decken, mußte General Maunoury darnach trachten, den deutschen rechten Flügel zu umgehen und in der Flanke zu bedrohen. Er zog nach dem Ourcq, dann nach Château-Thierry und arbeitete in dieser Weise dem Frontanfall in die Hand, mit dem General Joffre die über die Marne gezogenen Deutschen zum Stehen zu bringen beschlossen hatte.

General de Lamace griff auf den Höhen von Montgé und Monthyon die Nachhut des 4. Armeekorps an, nachdem der Hauptteil des Kluckschen Heeres schon das südliche Marneufer zur Verfolgung des englischen Heeres erreicht hatte. Am Abend des 6. September gelang es ihnen, sich auf der Linie Chambry—Barcy—Marcill nördlich von Meaux festzusetzen. Unterdes hatte das 7. Korps, das aus dem Westen herkam und längs des linken Flügels des Generals de Lamace aufmarschierte, die Linie Puisieux—Acy-en-Multien—Etavigny besetzt.

General Joffre teilte mit, daß die 5. Armee einen großen Erfolg an der Marne errungen habe. Der Feldherr ersuchte den General Maunoury, seine Umgehungsbewegung gegen den deutschen rechten Flügel kräftig nach Osten fortzusetzen.



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem englischen Schützengraben bei Ypern



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Abendstimmung im deutschen Schützengraben



Phot. A. Grohs, Berlin

Maschinengewehrstellung in einem deutschen Schützengraben vor Reims



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem deutschen Schützengraben bei Reims

Allein alsbald wuchsen die mit dieser Handlung verbundenen Schwierigkeiten. Nicht nur machte das 4. Reservekorps Front gegen den seinen Rücken bedrohenden französischen Angriff und setzte sich stark in dem Gelände fest, insbesondere auf der Höhe von Tracy, sondern auch das 2. und 9. preußische Armeekorps wechselten wieder das Ufer an der Marne und darauf am Ourcq, ohne dabei durch die Engländer aufgehalten zu werden, die zu langsam nach Norden folgten. Es handelte sich hier zweifellos um die gewandten Bewegungen des Generals v. Kluck, auf die General Joffre in seiner Mitteilung über die Schlacht an der Marne hingewiesen hat.



Übersichtskarte zu den Schlachten am Ourcq und an der Marne

Das 2. deutsche Korps warf das französische 7. Korps bei Acy=en=Multien zurück und griff am Abend des 7. September dessen linken Flügel in Etavigny kräftig an. Hier kamen die französischen Truppen ins Weichen und zogen sich langsam auf Bouillancy und Villers=St. Genest zurück. General Maunoury sammelte nun alles, was er an Reserven hatte, an diesem Punkt, allein am Abend des 8. September wurde es klar, daß die französischen Bewegungen nach Osten mißlungen waren. Der französische linke Flügel wurde rückwärts gedreht und hatte nunmehr seine Front nach Norden. General Maunoury erhielt zwar noch das 4. Armeekorps aus Paris durch die Eisenbahn zur Verstärkung, indes mußte eine seiner Divisionen Hilfe an die Engländer abgeben, die übermächtige Streitkräfte sich gegenüber vermuteten.

Die Lage war nun folgende: anstatt den rechten deutschen Flügel zu umgehen, mußte Maunoury darauf bedacht sein, nicht selber eingekreist zu werden. Um dem zu entgehen, bot er auf seinem linken Flügel bei Nanteuil-le-Haudouin alle noch zur Verfügung stehenden Truppen des 4. Korps auf; diese Abteilungen wurden auf der Eisenbahn, durch Kraftwagen (zum Teil in den in Paris eingeforderten Kraftdroschken) und durch Fußmärsche herangezogen.

Unterdessen hatte sich die Lage weiter verschlimmert. Deutsche Truppen wurden auf der Straße von Nanteuil nach Senlis gemeldet und zwar bei Baron, d. h. sie bedrohten den Rückzug nach Paris. Gleichzeitig vernahm man von Deutschen, die durch die Kavallerie gefangen genommen waren, daß es sich dabei um Landwehrtruppen handle, die bis dahin mit der Deckung der Etappenlinien beauftragt, in dieser kritischen Lage aber an die Front gesandt worden waren. Am Spätnachmittag des 9. September mußte das französische 4. Korps in der Gegend von Nanteuil zurück, und man fragte sich schon, wie die Lage am andern Morgen sein würde. Indes ersuchte der Oberbefehlshaber, um jeden Preis standzuhalten, damit der Erfolg der Schlacht an der Marne nicht verloren ginge. In Zusammenhang damit brachte General Boëlle, Kommandeur des 4. Korps, seine Truppen in eine Stellung 2 km nördlich von Nanteuil, mit dem Entschluß, eher zu fallen als zu weichen. Die Stellung war schwierig, die Gefechtsfront lief über eine Ebene, auf der die Truppen keinen einzigen Deckungs- oder Stützpunkt finden konnten. Allein während der Nacht erteilte General Maunoury in dem Bewußtsein, daß derjenige siegt, der sich nicht bei einer Niederlage bescheidet, den Befehl zu einem allgemeinen Angriff am frühen Morgen des 10. Septembers. Man rückte vor und bekam nunmehr Fühlung mit der feindlichen Nachhut. Anscheinend waren die Deutschen, die ebenso ermüdet und noch schwerer mitgenommen waren als die Franzosen, obgleich diese tags vorher noch äußerst heftige Angriffe unternommen hatten, zu der Einsicht gekommen, daß sie sich nicht mehr zu halten vermochten. Sie begannen einen Rückzug, der bald darauf hinter der Aisnelinie endigte."

Der vorstehende französische Bericht ist dadurch einwandfrei beglaubigt, daß er den rückhaltlosen Beifall des Generalobersten v. Kluck gefunden hat, der sich deutschen Kriegskorrespondenten gegenüber äußerte, die Schilderung sei ausgezeichnet, er selbst habe dadurch erst ein vollständiges Bild von den Vorgängen gewonnen und gesehen, daß der Gegner seine Maßnahmen zum Teil höher bewertet habe als er selbst. Allerdings zeigt der Bericht auch deutlich, daß v. Kluck bei den gegen ihn gerichteten Angriffen stets im Vorteil war und der Rückzug und die Loslösung der Deutschen von den nachfolgenden französischen Truppen ohne vorhergehende Niederlage, überhaupt fast ohne Kampf erfolgte.

Generaloberst v. Kluck bestätigte den Berichterstattern außerdem, daß die Engländer überraschend langsam nachrückten. Er glaubte, als er die Aisne überschritt, sie auf den Fersen zu haben, konnte aber in seine spätere Stellung einrücken, ohne bei der ganzen Rückwärtsbewegung auch nur ein Geschütz, einen Munitionswagen oder ein Roß in ihren Händen gelassen zu haben. Und darauf schien er mit Recht stolz zu sein.

* * *

Auch über den Zeitabschnitt von der Schlacht bei Ypern bis Mitte Januar 1915 ist ein zusammenfassender Bericht der französischen Heeresleitung erschienen, der jedoch — was sich bei dem nun einsetzenden Stellungskrieg von selbst ergibt — nur eine Aufzählung einzelner, unter sich wenig zusammenhängender Ereignisse darstellt. Zur richtigen Einschätzung der darin behaupteten eigenen Erfolge und deutschen „Niederlagen" ist eine genauere Kenntnis der Ereignisse erforderlich, weshalb wir auf diesen Bericht erst am Schluß unserer eigenen Darstellung zurückkommen werden.

Das Leben im Schützengraben

Neben den neuen Kampfmitteln, die der europäische Krieg zum ersten Male in den Dienst der Kriegführung gestellt hat — den auf Meilenentfernung mit einem einzigen Geschoß die feindlichen Festen vernichtenden schweren Geschützen, der jedes Geheimnis einer neuen Stellung sofort erkundenden Fliegeraufklärung und der ausgedehnten Verwendung des Kraftwagens im Nachrichten- und Etappendienste, neben allen diesen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, zu denen als jüngste noch die drahtlose Telegraphie und die lenkbaren Luftschiffe kommen —, hat eines der ältesten Kriegsmittel eine ganz neue Bedeutung gewonnen: der Schützengraben. Zuerst an der Aisne (vgl. II, S. 114), dann allmählich auf der ganzen übrigen Front (vgl. II, S. 132, 142), zuletzt in Flandern, ist der Kampf in das Stadium des „Maulwurfskriegs" übergegangen.

Wie die Schützengräben angelegt sind, ist an verschiedenen Stellen geschildert worden (vgl. II, S. 114 ff., 133, 142). Ein Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der die deutschen Schützengräben in Flandern gesehen hat, schreibt über deren Einrichtung: „Längs der ganzen Front haben die Deutschen wenigstens zwei Reihen unterirdischer Befestigungen; die erste ist für die Truppen bestimmt, die wirklich im Feuer sind, die zweite ist der Zufluchtsort der Ablösungstruppen. Jeden Abend, wenn es dunkel ist, werden die Truppen in den vorderen Laufgräben abgelöst. Sie gehen nun nach der zweiten Reihe zurück, wo ein gewisser Komfort herrscht. Die Erdwände sind hier meistens mit Matten und Decken bekleidet, die Gräben sind ganz überdeckt und nach der Seite des Feindes hin geschlossen. Die Soldaten sind dadurch gegen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer geschützt, Regen und Schnee können nicht eindringen. Diese Laufgräben sind so gut verborgen, daß die feindliche Artillerie sie nur selten beschießt. Nur dann und wann fällt ein verirrtes Projektil hinein. Die Soldaten fühlen sich dort wohl, sie plaudern und singen. Einige besitzen einen Petroleumkochapparat und bereiten oft ein Extramahl. Manchmal spielen sie Karten. Ganz anders ist es in den Laufgräben der ersten Linie, die je nach den Umständen und nach der Beschaffenheit des Bodens 800 bis 1000 Meter weiter vorn liegen. Sie sind natürlich nach der Seite des Feindes nicht geschlossen, und besonders die Deutschen, die in Flandern die Front nach Süden und Südwesten haben, leiden viel durch Regen und Schnee. Die Soldaten müssen Tag und Nacht auf der Hut sein, denn jeden Augenblick kann man eine Ueberraschung erwarten. In den vorderen Laufgräben werden die Truppen alle 24 Stunden abgelöst. Das ist die Regel; aber oft macht es die Entwicklung des Kampfes notwendig, daß sie länger dort bleiben. Deswegen nehmen die Truppen immer für 24 Stunden Nahrung mit. Bleiben sie länger, so versucht man, in der Nacht weitere Nahrungsmittel nachzuführen. Es ist auch stets ein Vorrat Reserveproviant in den Laufgräben vorhanden. Nachts werden die Verwundeten und Toten aus den ersten Laufgräben abtransportiert."

W. Scheuermann, der Kriegsberichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" schreibt über das Leben im Schützengraben: „Aus der offenen Feldschlacht der ungeheuren Fronten, mit der das Völkerringen im Westen einsetzte und bei der die Zusammenstöße zu zahlreich und für das Gesamtergebnis dennoch so sehr Episode waren, daß die Geschichtsschreibung den meisten Gefechten erst später ihren Namen wird geben können, hat sich in wenigen Kriegswochen die endlose Linie der Schützengräben herausgebildet, die in fast ununterbrochenem Zuge von der Nordsee bis zum Fuße der Alpen reicht. Zwischen zwei Schützengräben, in deren jedem Millionenheere eingegraben liegen, wird die Entscheidung um das Schicksal Europas ausgetragen. Seit mehreren Wochen geht, wenn man sich die Ereignisse in bildlicher Vereinfachung vorstellt, das

Feuer von Schützengraben zu Schützengraben. Seit mehreren Wochen dröhnen von beiden Seiten ununterbrochen die Geschütze bei Tag und Nacht. . . ."

„Als hätten sich alle hier draußen im Felde das Wort gegeben, so hilft einer dem andern über die schwere Zeit hinweg. Und dankbar wird jeder begrüßt, dem die große Kunst gegeben ist, die übrigen mit echtem Humor zu stärken. Ein gutes, aus der Stunde geborenes Scherzwort läuft wie eine Parole durch das ganze Lager. Es weht mit Windeseile von Armee zu Armee, die ganze Front entlang, und wohin man kommt, lacht es aus den Augen der Kämpfer. Es wäre nicht angebracht, diesen wahren, auf den blutbenetzten Schlachtfeldern erwachsenen Humor schon jetzt zu sammeln und nach der Heimat zu berichten, weil er, seiner Umwelt entrissen, doch leicht einen falschen Begriff vom Ernst der Stimmung unserer Truppen geben könnte, und weil man hier draußen den Eindruck hat, daß so wie so in der Heimat sich noch immer in Theatersingsangs, Witzblättern und Ulkpostkarten ein Geist breit macht, der schlecht und häßlich zur blutigen Bitterkeit dieser Kriegsmonate paßt. Hier draußen, wo jede Minute Glieder und Leben kostet, hier hat der Kriegshumor seine heilige, aufrichtende Berechtigung. . . ."

„Ich werde Ihnen mal einen ganz gebildeten Vortrag halten," erklärt ein nach wochenlangem Liegen im Schützengraben verwundet zurückkehrender Hauptmann. „Der Mensch ist ein Produkt seines Milieus, nicht wahr, das stimmt doch nach Zola und Ibsen und wie sie heißen? Das ist also ganz gebildet modern ausgedrückt. Unser Milieu ist brauner Lehm. Der lehmbraune Schützengrabenmensch, das ist die neueste Entwicklungsstufe. Hat nichts zu saufen, reagiert sauer auf Erbswurst, unterscheidet die ältesten Jahrgänge Speck mit der Zunge und an der grünen Farbe wie ein Weinkenner und schläft im Schlamm wie eine Teichkröte. Da haben Sie die ganze Naturgeschichte. Zoologischer Name: Homo soldaticus fossilis, von Fossa, der Schützengraben."

„Sie haben auch schon ihr Bundeslied, diese lehmgrauen, versteinerten Grabenmenschen. Ein junger Offizier, der es an der Aisne verfaßt haben soll, hat das Verdienst, den ersten in diesem Kriege volkstümlich gewordenen Gesang gedichtet zu haben, der Aussicht hat, bald ebenso beliebt zu werden, wie das Lied des Füsiliers Kutschke 1870:

Das Haar wächst uns zur Mähne,
Die Seife ward uns fremd,
Wir putzen keine Zähne,
Wir wechseln auch kein Hemd.

Durchnäßt sind alle Kleider,
Oft bleibt der Magen leer,
Von Bier und Wein gibt's leider
Auch keinen Tropfen mehr.

Es quatscht in Schuh und Socken,
Der Dreck spritzt bis zum Ohr;
Das einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

So klingt es nach der Weise eines alten Studentenliedes aus den Schützengräben. Staunend vernehmen die Franzosen diesen rauhen, germanischen Barditus, der sich wohl schwer in ihre Sprache übersetzen läßt, so genau auch jedes Wort zu verstehen ist.

Denn sie liegen sich stellenweise nur 30—50 Meter gegenüber, die feindlichen Schützengräben. Und da hat sich zwischen den Feinden, die so lange gemeinsam dem Tod ins Auge blicken, eine Art Comment herausgebildet, genau wie es 1870 geschehen ist. Mittags von 12—2 Uhr ist an vielen Stellen der Kampflinie auf Grund einer beiderseits streng eingehaltenen Vereinbarung Schießpause eingelegt worden. Es kann aber vorkommen, daß infolge von zwingenden Gründen menschlicher Natur einer der Kämpfer zu anderer Zeit den dringenden Wunsch hat, den Schützengraben zu verlassen. Dann hebt er den Gewehrkolben in die Höhe. Das Heben der Gewehrkolben im feindlichen Graben zeigt ihm an, daß er verstanden worden ist und den Graben verlassen kann. Meist verläßt gleichzeitig auch einer der Feinde den Graben, gewissermaßen als Geisel. Zwischen

Deutschen und Franzosen ist es noch nicht vorgekommen, daß auf jemand im Augenblicke dieser notgedrungenen Neutralität geschossen worden ist. Mit den Engländern freilich wird kein Versuch zu Vereinbarungen dieser Art eigentümlicher Ritterlichkeit gemacht. Dazu ist die Erbitterung auf unserer Seite und die Heimtücke auf ihrer zu groß.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, schließlich auch an das Maulwurfsdasein im nassen Schützengraben. Aber man sucht es sich so gemütlich zu machen, wie es der Komfort der Erdlöcher zuläßt. Auf dem Gebiete der wohnlichen Einrichtung der Schützengräben sind jedenfalls in diesen harten Kriegswochen bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden. Wenn es in der netten Naturgeschichte des „Homo soldaticus fossilis" heißt, daß er im Schlamme schlafe wie eine Teichkröte, so ist das eine kleine Uebertreibung und kommt nur ausnahmsweise vor. Meist schläft er in sehr zweckmäßig gebauten, splittersicheren Unterständen, förmlichen Erdkasernen, die mit Strohschütten und Decken ausgestattet sind und eine mollige Sicherheit gegen Wind, Regen und feindliche Schrapnells bieten.

Man kann selbst Polstersessel und behagliche Kanapees im Schützengraben finden, die zu einem Mittagsschläfchen mitten im Kugelregen einladen.... Sehr sinnreich sind die Kochvorrichtungen in den Schützengräben, die so eingerichtet sind, daß kein aufsteigender Rauch die Stellung dem Feinde anzeigt. Nur ganz ausnahmsweise dagegen findet sich im Schützengraben ein anderes, hier draußen stets als sehr gemütliche Nachbarschaft empfundenes Möbel, nämlich das Klavier. Immerhin haben die Engländer kürzlich Gelegenheit gehabt, aus einem deutschen Schützengraben deutsche Kriegslieder mit Klavierbegleitung zu hören. Ein rheinischer Klavierlehrer hatte sich an das in der Nacht aus einem der Zerstörung ausgelieferten Nachbardorfe in den Schützengraben geschleppte Instrument gesetzt und meisterte die Tasten kaltblütig im ärgsten Kugelregen; er kam nicht einmal aus dem Takt, als ein Schrapnellsplitter das Klavier ankratzte. Leider konnten sich die Engländer dem musikalischen Genuß nicht lange hingeben, denn gleich darauf räumte unsere Artillerie ihre Stellung auf. Die Engländer glaubten beim eiligen Abschied noch zu hören, daß die Deutschen ihnen zu Ehren „God save the king" spielten. Das war aber ein Irrtum. Unsere Mannschaften sangen „Heil Dir im Siegerkranz!"

In den französischen Schützengräben gibt es noch eine besondere Art von Kriegskomfort. Da sind beherzte Nichtkombattantinnen, die bis in die vorderen Stellungen vordringen, so daß man ihr Kichern und Plaudern in den Schießpausen bis in unsere Gräben herüber hört. Doch das ist eine Art von Kriegsauffassung, für die wir keinen Sinn haben. Das geht uns über den Humor."

Mit Recht betont Scheuermann, daß der gesunde Soldatenhumor, der uns in den Schützengräben manchmal entgegenlacht, nur ein wohltätiges Mittel ist, die furchtbaren Strapazen für Augenblicke zu vergessen. Zu Hause darf man darüber aber nie den schweren Ernst und die bewundernswerte Größe der Leistung aus dem Auge verlieren, nie den stillen Heldenmut der zahllosen ungenannten Opfer, deren neuartigen, unpersönlichen Ruhm ein Mitkämpfer, Bruno Frank, in folgenden schlichten Versen kündet:

Wohl, wir alle haben es gewußt,
Heute gilt kein buntes Heldentum,
Nicht mehr Brust an Brust
Mißt sich Ritterlust,
Stiller, aber höher ward der Ruhm.

Selig, wer im raschen Strauße siegt,
Von den Flammen seiner Tat umloht,
Größer, wer in nasser Höhle liegt,
Eisengrau dem Schicksal eingeschmiegt,
Und die Augen überfüllt mit Tod.

Die als ihrer Heimat Eisenschild
Sich der Nacht hinboten mondelang:
Wenn das Blut gestillt,
Wenn die Ernte schwillt,
Stehn sie auf in ewigem Gesang.

Der flandrische Kriegsschauplatz

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

21. Oktober 1914.

Am Yserkanal stehen unsere Truppen in heftigem Kampf. Der Feind unterstützt seine Artillerie nordwestlich von Nieuport vom Meer aus. Ein englisches Torpedoboot wurde dabei von unserer Artillerie kampfunfähig gemacht.

22. Oktober.

Die Kämpfe am Yserkanal dauern noch fort. Elf englische Kriegsschiffe unterstützten die feindliche Artillerie. Oestlich von Dixmuiden wurde der Feind zurückgeworfen. Auch in der Richtung Ypern drangen unsere Truppen erfolgreich vor.

Es ist einwandfrei festgestellt, daß der englische Admiral, der das Geschwader vor Ostende befehligt, nur mit Mühe von der Absicht Ostende zu beschießen durch die belgischen Behörden abgebracht werden konnte.

23. Oktober.

Am Yserkanal wurden Erfolge errungen. Südlich von Dixmuiden sind unsere Truppen vorgedrungen.

24. Oktober.

Die Kämpfe am Yser-Ypern-Kanalabschnitt sind außerordentlich hartnäckig. Im Norden gelang es uns, mit erheblichen Kräften den Kanal zu überschreiten. Oestlich von Ypern drangen unsere Truppen in heftigem Kampfe langsam weiter vor.

Ostende wurde in völlig zweckloser Weise von englischen Schiffen beschossen.

25. Oktober.

Der Yser-Ypern-Kanal zwischen Nieuport und Dixmuiden ist nach heftigen Kämpfen am 24. Oktober von uns mit weiteren starken Kräften überschritten worden. Oestlich und nordöstlich von Ypern hat sich der Feind verstärkt. Trotzdem gelang es unseren Truppen, an mehreren Stellen vorzudringen. Etwa 500 Engländer, darunter ein Oberst und 28 Offiziere, wurden gefangen genommen.

26. Oktober.

Westlich des Yserkanals, zwischen Nieuport und Dixmuiden, die beide noch vom Feinde gehalten werden, griffen unsere Truppen den sich dort hartnäckig wehrenden Feind an. Das am Kampfe sich beteiligende englische Geschwader wurde durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzug gezwungen. Drei Schiffe erhielten Volltreffer. Das ganze Geschwader hielt sich darauf am 25. Oktober nachmittags außer Sehweite. Bei Ypern steht der Kampf. Südwestlich von Ypern machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte.

27. Oktober.

Die Kämpfe am Abschnitt des Yser-Ypern-Kanals und bei Ypern werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die deutschen Truppen haben Fortschritte gemacht.

28. Oktober.

Die Kämpfe bei Nieuport-Dixmuiden dauern an. Die Belgier erhielten erhebliche Verstärkungen. Unsere Angriffe wurden fortgesetzt. 16 englische Kriegsschiffe beteiligten sich am Kampfe gegen unseren rechten Flügel. Ihr Feuer war erfolglos. Bei Ypern ist die Lage unverändert geblieben.

29. Oktober.

Südlich Nieuport gewinnen wir langsam Boden. Bei Ypern steht der Kampf unverändert.

30. Oktober.

Unsere Angriffe südlich von Nieuport und östlich von Ypern wurden erfolgreich fortgesetzt. Acht Maschinengewehre wurden erbeutet und 200 Engländer zu Gefangenen gemacht.



Übersichtskarte
der deutschen Westfront
vom Kanal bis zur
Schweizerischen Grenze
Ende Dezember 1914.

Die Umrisse der Detailkarten sind eingezeichnet.
Karte I ist auf S. 77 eingestellt worden;
Karte II auf S. 109,
Karte III auf S. 123,
Karte IV auf S. 125,
Karte V auf S. 127,
Karte VI auf S. 149.

Karte VII erschien in Bd. II, S. 123; Karte VIII in Bd. I, S. 241 und Karte IX in Bd. I, S. 115.

31. Oktober 1914.

Unsere Armee in Belgien nahm Ramskappelle und Bixschoote. Der Angriff auf Ypern schreitet gleichfalls fort. Sandvorde, Schloß Hollebeke und Warnbeke wurden gestürmt. Auch weiter südlich gewannen wir Boden.

1. November.

In Belgien wurden die Operationen durch Ueberschwemmungen erschwert, die am Yser-Yperntanal durch Zerstörung der Schleusen bei Nieuport herbeigeführt sind. Bei Ypern sind unsere Truppen weiter vorgedrungen. Wir haben dort mindestens 600 Gefangene gemacht und einige Geschütze der Engländer erbeutet.

2. November.

Im Angriff auf Ypern wurde weiter Gelände gewonnen. Messines ist in unseren Händen. Gegenüber unserem rechten Flügel sind jetzt mit Sicherheit Inder festgestellt worden. Diese kämpfen nach den bisherigen Feststellungen nicht in eigenen geschlossenen Verbänden, sondern sind auf der ganzen Front der Engländer verteilt.

3. November.

Die Ueberschwemmungen südlich von Nieuport schließen jede Operation in dieser Gegend aus. Die Ländereien sind auf lange Zeit vernichtet. Das Wasser steht zum Teil über mannshoch. Unsere Truppen sind aus dem überschwemmten Gebiet ohne jeden Verlust an Mann, Pferd, Geschütz und Fahrzeug herausgezogen. Unser Angriff auf Ypern schreitet vorwärts. Ueber 2300 Mann, meist Engländer, wurden zu Gefangenen gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

4. November.

Die Belgier, unterstützt von Engländern und Franzosen, unternahmen einen heftigen Ausfall über Nieuport zwischen dem Meer und dem Ueberschwemmungsgebiet. Sie wurden mühelos abgewiesen.

5. und 6. November.

Bei Ypern macht unsere Offensive gute Fortschritte.

7. und 8. November.

Unser Angriff in der Richtung auf Ypern machte, besonders südwestlich von Ypern, Fortschritte. Ueber tausend Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht und drei Maschinengewehre erbeutet.

9. November.

Wieder richteten mehrere feindliche Schiffe ihr Feuer gegen unseren rechten Flügel. Sie wurden aber durch unsere Artillerie schnell vertrieben. In den Abendstunden aus Nieuport heraus unternommene und in der Nacht wiederholte Vorstöße des Feindes scheiterten gänzlich. Trotz hartnäckigsten Widerstandes schritten unsere Angriffe bei Ypern langsam, aber stetig vorwärts. Feindliche Gegenangriffe südwestlich von Ypern wurden abgewiesen und mehrere hundert Mann zu Gefangenen gemacht.

10. November.

Unsere Angriffe bei Ypern schreiten langsam vorwärts. Ueber 500 Franzosen, Farbige und Engländer wurden gefangen genommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Auch weiter südlich arbeiteten sich unsere Truppen vor. Heftige Gegenangriffe der Engländer wurden zurückgewiesen.

11. November.

Am Yser-Abschnitt machten wir gute Fortschritte. Dixmuiden wurde erstürmt. Mehr als 500 Gefangene und neun Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Weiter südlich drangen unsere Truppen über den Kanal vor. Westlich von Langhemarcq drangen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Aus einem englischen Heerlager

Aus einem Lager algerischer Truppen in den Dünen zwischen Veurne und Dünkirchen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Rast deutscher Truppen in Flandern



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Belgische Schützen in Deckung



Übersichtskarte I. Der flandrische Kriegsschauplatz.
Vgl. die Übersichtskarte der deutschen Westfront vom Kanal bis zur schweizerischen Grenze Ende Dezember 1914 S. 75 und die Anschlußkarte II S. 109 (Abschnitt Lille—Arras).

Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangen und sechs Maschinengewehre erbeutet. Südlich von Ypern vertrieben wir den Gegner aus Saint Eloi, um das mehrere Tage erbittert gekämpft worden ist. Etwa tausend Gefangene und sechs Maschinengewehre gingen dort in unseren Besitz über. Trotz mehrfacher heftiger Angriffe der Engländer blieben die beherrschenden Höhen nördlich von Armentières in unseren Händen.

12. November 1914.

Der über Nieuport bis in den Vorort Lombardzyde vorgedrungene Feind wurde von unseren Truppen über die Yser zurückgeworfen. Das östliche Yserufer bis zur See ist vom Feinde geräumt. Der Angriff über den Yserkanal südlich von Dixmuiden schritt fort. In der Gegend östlich von Ypern drangen unsere Truppen weiter vorwärts. Im ganzen wurden mehr als 700 Franzosen gefangen, sowie vier Geschütze und vier Maschinengewehre erbeutet.

13. November 1914.

Am Yserabschnitt bei Nieuport brachten unsere Marinetruppen dem Feind schwerste Verluste bei und nahmen 700 Franzosen gefangen. Bei den gut fortschreitenden Angriffen bei Ypern wurden weitere 1100 Mann gefangen genommen.

14. November.

Die Kämpfe in Westflandern dauern noch an, in den letzten Tagen behindert durch das regnerische und stürmische Wetter. Unsere Angriffe schritten weiter langsam vorwärts. Südlich von Ypern wurden 700 Franzosen gefangen genommen.

15. November.

Die Kämpfe auf dem rechten Flügel zeitigten, durch ungünstiges Wetter beeinflußt, nur geringe Fortschritte. Bei dem mühsamen Vorarbeiten wurden einige hundert Franzosen und Engländer gefangen und zwei Maschinengewehre erbeutet.

18. November.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader zwang auf einem Erkundigungsfluge zwei feindliche Kampfflugzeuge zum Landen und brachte ein weiteres zum Absturz. Von unseren Flugzeugen wird eines vermißt.

22. November.

Infolge des herrschenden Schneetreibens und Sturmes war die Tätigkeit beider Parteien in der letzten Woche sehr gering. Die Lage blieb im wesentlichen unverändert.

23. November.

Die Kämpfe bei Nieuport und Ypern dauern fort. Ein kleines englisches Geschwader, das sich zweimal der Küste näherte, wurde durch unsere Artillerie vertrieben. Das Feuer der englischen Marinegeschütze blieb erfolglos.

24. November.

Englische Schiffe erschienen von neuem an der flandrischen Grenze und beschossen Lombardzyde und Zeebrügge. Bei unseren Truppen wurde nur geringer Schaden angerichtet, eine Anzahl belgischer Landeseinwohner wurde aber getötet und verletzt.

26. November.

Nordöstlich von Langhemarcq wurde eine Häusergruppe genommen und dabei eine Anzahl Gefangener gemacht.

29. November.

Angriffsversuche des Gegners südöstlich von Ypern scheiterten.

8. Dezember.

An der flandrischen Front bereiten die durch die letzten Regengüsse verschlechterten Bodenverhältnisse den Truppenbewegungen große Schwierigkeiten.

12. Dezember.

In Flandern griffen die Franzosen östlich von Langhemarcq an. Sie wurden zurückgeworfen und verloren etwa 200 Tote und 340 Gefangene. Unsere Artillerie beschoß den Bahnhof von Ypern zur Störung feindlicher Truppenbewegungen.

15. Dezember.

Ein französischer Angriff auf unsere Stellungen südöstlich von Ypern brach unter schweren Verlusten für den Gegner zusammen.

16. Dezember.

Der Gegner versuchte erneut einen Vorstoß über Nieuport, der durch Feuer seiner Schiffe von See her unterstützt wurde. Das Feuer blieb gänzlich wirkungslos. Der Angriff wurde abgewiesen. 450 Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht.

17. und 19. Dezember.

Bei Nieuport setzten die Franzosen ihre Angriffe ohne jeden Erfolg fort. Hier und bei Bixschoote wurde auch am 19. Dezember noch gekämpft.

20. Dezember 1914.

Der Gegner stellte seine erfolglosen Angriffe bei Nieuport und Bixschoote ein.

21. Dezember.

Erneute französische Angriffe bei Nieuport wurden abgewiesen.

23. Dezember.

Angriffe in den Dünen bei Lombardzyde und südlich von Bixschoote wiesen unsere Truppen leicht ab. Bei Bixschoote machten sie 230 Gefangene.

25. Dezember.

Bei Nieuport sind in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember die Angriffe der Engländer abgewiesen worden.

28. Dezember.

Bei Nieuport erneuerte der Feind seine Angriffsversuche ohne jeden Erfolg. Er wurde dabei durch Feuer vom Meer her unterstützt, das uns keinerlei Schaden tat, dagegen einige Bewohner von Westende tötete und verletzte. Auch ein Angriff des Feindes gegen das Gehöft bei Saint Georges, das er in seinen offiziellen Mitteilungen als in seinen Händen befindlich bezeichnet hat, scheiterte. Südlich von Ypern wurde von uns ein feindlicher Schützengraben genommen, wobei einige Dutzend Gefangene in unsere Hände fielen.

30. Dezember.

Um das Gehöft Saint Georges, südöstlich von Nieuport, das wir vor einem überraschenden Angriff räumen mußten, wird noch gekämpft. Sturm und Wolkenbrüche richteten an den beiderseitigen Stellungen in Flandern und in Nordfrankreich Schaden an.

31. Dezember.

Der Feind legte sein Artilleriefeuer auf Westende-Bad und zerstörte einen Teil der Häuser, ohne militärischen Schaden anzurichten.

1. Januar 1915.

Von einer Wiedereinnahme des durch feindliches Artilleriefeuer vollkommen zusammengeschossenen Gehöftes Saint Georges wurde mit Rücksicht auf den dort befindlichen Hochwasserstand abgesehen.

2. Januar.

Feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen an und in den Dünen nördlich von Nieuport wurden abgewiesen.

8. Januar.

Die Engländer und Franzosen setzten an den beiden letzten Tagen die Zerstörung der belgischen und französischen Ortschaften hinter unserer Front durch Beschießung fort. Ob sie damit ihre eigenen Landsleute obdachlos machen oder töten, scheint ihnen gleichgültig zu sein. Uns schadet die Beschießung wenig.

10. Januar.

In den letzten Tagen behinderte die ungünstige Witterung, zeitweise wolkenbruchartiger Regen mit Gewitter, die Operationen stark. Die Lys ist an einzelnen Stellen bis zur Breite von 800 Metern aus den Ufern getreten. Feindliche Versuche, uns aus unsern Stellungen in den Dünen bei Nieuport zurückzudrängen, schlugen fehl.

13. Januar.

In der Gegend von Nieuport fand ein heftiger Artilleriekampf statt, der die Räumung der feindlichen Schützengräben bei Palingsbrug (Vorort von Nieuport) zur Folge hatte.

14. Januar.

In den Dünen bei Nieuport und südöstlich von Ypern fanden Artilleriekämpfe statt. Besonders starkes Feuer richtete der Feind auf Westende-Bad, das er bald gänzlich zerstört haben wird. Feindliche Torpedoboote verschwanden, sobald sie Feuer erhielten.

Der Beginn des Ringens in Flandern

Der Vormarsch der Deutschen längs der Nordseeküste bedrohte vor allem die strategischen Interessen Englands: durch eine Eroberung von Dünkirchen, Calais und Boulogne wäre dem englischen Heer die direkte Verbindung mit der Heimat abgeschnitten worden. Joffre, der seine Strategie offenbar den Wünschen seiner englischen Verbündeten dienstbar machen mußte (vgl. II, S. 138), setzte alles daran, um diese Gefahr abzuwenden. Der Fall Antwerpens war aber viel schneller erfolgt, als es die französische Heeresleitung für möglich gehalten hatte: die zur „Befreiung" Belgiens und zum Entsatz der Festung unternommenen französischen Umgehungsversuche gegen den rechten deutschen Flügel hatten die Schlachtfront erst bis in die Gegend von Lille vorschieben können (vgl. II, S. 142), während weiter nördlich nur Kavallerie, Territorialtruppen und Marinesoldaten standen. Zu diesen kamen nach dem Fall von Antwerpen die zusammengeschmolzenen Reste der belgischen Armee, die, von den Strapazen des Kampfes und langen Märschen erschöpft, — nur ein kleiner Teil war von Ostende zu Schiff nach Dünkirchen befördert worden (vgl. II, S. 174) — nur noch geringe Widerstandskraft besaßen. Das englische Heer, das seit Anfang Oktober von der Aisne gleichfalls nach Norden vorgeschoben wurde, war noch nicht vollständig zur Stelle, da die Transporte viel Zeit erforderten. Alle diese Kräfte genügten aber nicht, um ein Vordringen der Deutschen längs der Küste zu verhindern. Darum führte General Foch, dem Joffre den Oberbefehl über die Nordarmeen übertragen hatte, ununterbrochen Verstärkungen heran. Drei Wochen dauerten die Transporte an, unablässig sausten Eisenbahnzüge und Kraftwagen hin und her.

Zunächst fiel der belgischen Armee die Aufgabe zu, mit ihrer letzten Kraft, unterstützt von den französischen Territorial- und Marinetruppen und größeren englischen Abteilungen, die Yserlinie von Nieuport bis Dixmuiden zu halten, bis Verstärkungen kämen; die französischen Marinesoldaten, die in Dixmuiden standen, deckten ihre rechte Flanke. Die Schlacht begann am 16. Oktober 1914. Während des sich entspinnenden Kampfes um Nieuport erhielten die deutschen Truppen von englischen Kriegsschiffen Flankenfeuer. Sie mußten sich eingraben, vertrieben die feindlichen Schiffe aber mit Leichtigkeit durch ihre schwere Artillerie. Die Belgier wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung. Am 18. Oktober verloren sie Keyem und mußten sich am folgenden Tag auf die Eisenbahnlinie Nieuport—Dixmuiden zurückziehen, wo sie sich mit Mühe im wesentlichen behaupteten. Einige englische Abteilungen wurden ihnen zur Unterstützung gesandt. Feldmarschall French berichtet: „Am 19. Oktober wurde die Lage kritisch. Der Feind hatte an der Lys eine große Uebermacht stehen. Vier britische Armeekorps hielten eine Front besetzt, deren Ausdehnung größer als angesichts ihrer Stärke wünschenswert war. Außerdem kamen aus Osten größere deutsche Nachschübe an, und die Belgier befanden sich nach dem harten Kampf, den sie zu führen gehabt, nicht in einer Verfassung, daß sie dem Anprall der Deutschen ohne Hilfe hätten Widerstand leisten können. Es lag daher auf der Hand, daß, wenn der deutschen Umgehungsbewegung kein nachdrücklicher Widerstand geboten würde, der Flügel der Verbündeten eingeschlossen werde und die Häfen am Kanal für den Feind offen lagen. Der Feldmarschall war der Ansicht, daß eine erfolgreiche deutsche Bewegung dieser Art unheilvolle Folgen gehabt hätte, und deshalb unternahm er die Operation auf solch einer ausgedehnten Front auf seine Verantwortung. Er brachte das erste Armeekorps in den Raum nördlich von Ypern, während noch andere Truppenverschiebungen vorgenommen wurden, um die Pläne des Feindes zu vereiteln. Dabei bot das belgische Heer so viel Hilfe, wie es vermochte, indem es sich an dem Kanal von Ypern und an der Yser eingrub. Obwohl es sich in dem letzten Stadium der Erschöpfung befand, hielt es sich doch mutig in seinen Stellungen."

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgische Soldaten im Schützengraben während einer Kampfpause



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgischer Panzerzug bedient von englischen Seesoldaten und belgischen Artilleristen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Das Dorf Woumen bei Dixmuiden, dessen Kirchturm vom Feinde als Beobachtungsstelle benützt worden war



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Bevölkerung von Ypern lebt während des Bombardements in den Kellern ihrer Häuser

Am 23. Oktober 1914, im „Augenblick der höchsten Not," wie es in einem amtlichen belgischen Bericht heißt, kamen die ersten französischen Verstärkungen, zuerst eine Division, dann ein ganzes Armeekorps. Sie nahmen Ramskappelle zurück, das die Belgier aufgegeben hatten, (acht Tage später holten es sich die Deutschen allerdings wieder) und besetzten an ihrer Stelle die Eisenbahnlinie, während sich das belgische Heer hinter dieser Stellung neu ordnete. Südlich von Dixmuiden bezogen die Franzosen Stellungen längs des Kanals, vor Ypern beschrieb ihre Linie einen Halbkreis nach Osten, gebildet von vier französischen und einem englischen Armeekorps. Dann bog die Linie südlich gegen Armentières ab, zwei Abschnitte bildend, wovon der eine vom übrigen englischen Heer, der andere von französischen Truppen besetzt war.

Den Abschnitten in der Aufstellung der feindlichen Armee entsprechen auch deutlich abgegrenzte Abschnitte in der Gliederung des Geländes. Dieses läßt sich in drei Teile zerlegen: in das Ueberschwemmungsgebiet von Nieuport, das Gelände südlich davon bis Ypern und den Höhenzug zwischen Ypern und Armentières. Das erste Gebiet ist durch Herbeiführung von Ueberschwemmungen leicht für jede kriegerische Operation unbrauchbar zu machen. Das südlich anschließende Gelände bis Ypern ist besonders im nördlichen Teil bis Merckem ein Gewirr von Kanälen, die unzählige kleine Abschnitte bilden. Der bedeutendste dieser Wasserläufe ist der Yser-Yperkanal, mit seinen hohen Flutdämmen und seinem breiten Wasserspiegel ein stärkeres Hindernis als der Netheabschnitt südlich von Antwerpen (vgl. II, S. 155 ff.). Weitere Hindernisse dieses Gebiets sind zahlreiche kleine Waldstücke, viele kleine Ortschaften, Einzelhöfe und eingezäunte Wiesen. Südlich von Merckem ist das Gelände etwas weniger schwierig; es zerfällt durch die weniger hinderlichen Kanäle von Bennelbeck und Poperinghe nur in drei Abschnitte. Südlich von Ypern ändert sich das Bild vollkommen. Zwischen Ypern und Armentières liegt ein kleiner Höhenzug, der nach Westen ansteigt und mit einzelnen überhöhenden Kuppen der Verteidigung gute Artilleriestellungen bietet.

Es ist nicht möglich, auf Grund der einzelnen, verstreuten Nachrichten und Schilderungen von dem nun einsetzenden monatelangen Ringen in Flandern ein völlig zusammenhängendes, geschlossenes Bild zu geben. Unsere Darstellung beschränkt sich auf die Herausarbeitung der Grundlinien und der Höhepunkte.

Die ersten Kämpfe um Dixmuiden

Am heftigsten tobte der Kampf nach dem 10. Oktober 1914 um den Besitz der Stadt Dixmuiden. Ein Redaktionsmitglied der „Leipziger Neuesten Nachrichten", das an den damaligen Kämpfen um Dixmuiden teilgenommen hat, berichtet darüber: „Die Schlachtfront geht hinunter bis Poperinghe. Der Feind hat stark befestigte Stellungen hinter dem breiten Kanal eingenommen, an dem die Stadt Dixmuiden liegt. Wir versuchten es erst, ihn mit schwerer Artillerie aus seinen Stellungen herauszutreiben, und den ganzen ersten Tag und auch den folgenden sandten die schweren 21 cm-Feldhaubitzen ihre eisernen Grüße in die feindlichen Stellungen. Allein die hinter dem Kanal verschanzten Franzosen und Belgier, die noch durch Engländer verstärkt waren, wankten und wichen nicht. Sie hatten, wie wir in Erfahrung brachten, Befehl erhalten, die Stellung bis zum Aeußersten zu halten. Unsere Leute schoben sich unter ungeheuren Anstrengungen, oft auf dem Bauche, über Moor und Wiesen, häufig einsinkend, an Dixmuiden heran... Am Abend des 22. Oktober war die Infanterie bis an den Kanal vorgedrungen; die Pioniere sollten nun unter dem Schutze der Dunkelheit versuchen, Pontons zu schlagen. Bis in die späte Nachtstunde wurde deshalb trotz der Finsternis das Feuer aus den Schützengräben unterhalten. Den ganzen folgenden Tag wurde der Kampf nur aus den Schützengräben fortgesetzt. Unter dem Schutz der letzten Granaten buddelten sich die

Infanteristen wieder ein und unterhielten das Gewehrfeuer wiederum bis in die Nacht hinein. Dabei konnten die Leute natürlich nur ihr trockenes Kommißbrot zu essen bekommen, aber wer denkt an solchen Tagen an Essen und Trinken! Am dritten Tage war neue Artilleriemunition eingetroffen, und das Feuer nahm an Heftigkeit zu. Dixmuiden war bereits vollständig in Schutt und Asche gelegt worden. Sehr gut unterstützt wurde unser Vorgehen durch die Flieger, die ganz Vorzügliches leisteten, und besonders über die Stellung der feindlichen Artillerie wichtige Meldungen übermittelten. Ein Teil der Armee, zu der auch Feldhaubitzen gehörten, konnte am 24. Oktober auf eigenen Brücken den Kanal überschreiten und die andere Seite gewinnen. Das gab unseren erschöpften Truppen neuen Mut, und nun begann ein verzweifeltes Ringen um das Häufchen Schutt und Asche, das bis jetzt den Namen Dixmuiden geführt hatte. Auf dem linken Flügel machte der Feind einen Umgehungsversuch. Deshalb wurden alle Kräfte zum Sturm auf Dixmuiden eingesetzt. Die Artillerie warf immer neue 21 cm-Granaten in die brennende Stadt, die Infanterie mußte ganz Unerhörtes leisten, um durch die der Stadt vorgelagerten Sümpfe hindurchzukommen. Lange schwankte die Schlacht hin und her, und der Abend des dritten Kampftages sank hernieder, ehe die endgültige Entscheidung gefallen war. Die Stadt litt fürchterlich, denn nun richtete die feindliche Artillerie ihrerseits ihr gesamtes Feuer auf die Dixmuiden stürmenden deutschen Truppen."

Sehr interessant ist auch die Schilderung, die ein englischer Augenzeuge dieses Ringens im „Daily Telegraph" gibt. Er schreibt: „Ich befand mich in Gesellschaft der Mitglieder einer privaten englischen Ambulanz und des Sohnes des belgischen Ministers von Broqueville. Dixmuiden war das Ziel eines heftigen deutschen Angriffes. Es regnete förmlich Granaten, die ganze Straßen zerstörten und Mauerstücke, Ziegel und Steine nach allen Richtungen schleuderten. Auf einer Erhebung außerhalb der Stadt hielten wir, um nach unsern Truppen Ausschau zu halten und zu sehen, ob es möglich wäre, unter dem feindlichen Feuer in die Stadt zurückzukehren, wo viele Verwundete liegen mußten. Wir wählten einen Umweg, um in den brennenden Schutthaufen einzudringen, der sich Dixmuiden nannte. Eine belgische Batterie, die wir zwanzig Minuten zuvor nach der Front hatten reiten sehen, lag völlig vernichtet auf der Straße. Kanonen, Pferde und Bedienungsmannschaft waren von Geschossen der schweren feindlichen Artillerie buchstäblich in Stücke gerissen worden. Die paar Ueberlebenden bemühten sich, eines der Geschütze auf den Straßenrand zu ziehen, um den Weg frei zu machen.

Die Stadt bot den Anblick einer glühenden Esse. Ein deutsches Armeekorps konzentrierte seine sämtlichen Feuerschlünde auf Dixmuiden, und es gab keinen Fleck Erde, kein Haus, wo nicht Granaten eingeschlagen hätten. An ein Durchkommen zu den Verwundeten war nicht zu denken, Häusermauern stürzten vor unserem Wagen ein. Ein französischer Offizier meldete, einzelne Verwundete seien im Stadthaus untergebracht; wir wandten also unser Gefährt dorthin. Das Gebäude bot einen schauerlichschönen Anblick. Der gesamte obere Teil war in Rauch gehüllt; auf der alten Kirche, die dahinter stand, malte sich der Widerschein der Feuersbrunst ab. Auf der Monumentaltreppe lag der Leichnam eines französischen Matrosen, der im Laufe von einer Kugel erreicht worden war. Im Innern lagen tote Soldaten, Kriegsmaterialien und Fahrräder bunt durcheinander. Unter heftigem Gewehrfeuer trugen wir die Verwundeten in unseren Wagen; kaum hatten wir dem Stadthause den Rücken gekehrt, als unter großem Krachen eine Granate unmittelbar über unsern Köpfen einschlug.

Bevor die Deutschen zum Sturmangriff übergingen, suchten sie in den linken Flügel der Verbündeten eine Bresche zu legen; ihre Artillerie verdoppelte das Feuer, ohne daß es ihr gelungen wäre, die genaue Stellung der belgischen Batterien ausfindig zu machen. Diese überschüttete die deutschen Infanteriemassen mit ihren Geschossen.

Im Süden von Dixmuiden spielte sich beim Dorfe St. Jacques-la-Chapelle ein furchtbarer Nahkampf ab. Gewehre und Maschinengewehre waren ununterbrochen in Tätigkeit. Die französische Unterstützung säumte einige Zeit, da sie unter dem Granatregen nicht durchkommen konnte. Plötzlich verstummte die deutsche Artillerie und aus der Dunkelheit erhob sich ein vielstimmiges Hurra! Die Antwort darauf war ein wütendes Feuer der Unseren; alle belgischen Batterien schossen gleichzeitig. Ihre Schrapnells bildeten einen Flammenstrang über den Häuptern der vordringenden Infanterie. Das Hurra verstummte und wieder setzte der Baß der schweren deutschen Artillerie ein. Es war abends sieben Uhr geworden und die Schlacht spielte sich bei schauerlich-schöner nächtlicher Szenerie ab. Auf dem brennenden Dixmuiden tanzten die Flammen und die Rauchwolken schlangen sich wie Girlanden darüber. Der Lichtschein der platzenden Geschosse war stärker als am Tage, auch die brennenden Häuser hoben sich deutlicher ab. Soweit das Auge blicken konnte, war der Himmel purpurn gefärbt: das waren die Heimstätten tausender unschuldiger Bewohner, die als mitleiderregende Flüchtlinge England und Frankreich zustrebten."

Kämpfe in der Gegend von Ypern

Nicht minder hartnäckig als im Raum von Dixmuiden wurde vor Ypern gekämpft, an das sich die Deutschen langsam heranzuarbeiten suchten. Nordöstlich bildete vor allem der Ort Langhemarck, der den Verbündeten als Schulterpunkt diente, ein Hindernis. Einen nächtlichen Sturmangriff der deutschen Truppen auf diese Stellung, der erfolglos verlaufen sein soll, schildert der Kriegsberichterstatter der „Times" folgendermaßen: „Als sich das Dunkel der Nacht über das Land gesenkt hatte und der Donner der Kanonen verstummt war, ertönte plötzlich ein gellendes Pfeifensignal durch das Schweigen. Wir merkten jetzt erst, daß das Heidekraut ringsum mit Petroleum besprengt worden war. In wenigen Minuten stand das ganze weite Feld in lodernden Flammen, die scharfe Lichter über die Szenerie warfen. Deutsche Soldaten sprangen plötzlich vom Boden auf, nur wenige hundert Yards von unseren Schanzen entfernt, und stürmten unter Geschmetter von Hornsignalen und Gesang gegen unsere Stellung an. Unsere Truppen waren überrascht worden und nicht vorbereitet, nahmen dann aber ihre Stellungen in den Schanzen ein und richteten ihr Feuer und das der Maschinengewehre gegen den vorstürmenden Feind. Die Deutschen antworteten mit fortwährendem Gewehrfeuer und rückten in dichten Massen bis auf vierzig Yards an unsere Laufgräben heran. Als die Unsrigen aus den Laufgräben herausstürzten, wurde Mann gegen Mann gekämpft. Und darüber lag der schwächer werdende Feuerschein des brennenden Gestrüpps."

Im Süden, zwischen Ypern und Armentières, handelte es sich mehr um Höhenkämpfe (vgl. S. 80). Die erfolgreichen Sturmangriffe auf Wytschaete und Messines waren hier die bedeutendsten Ruhmestaten der deutschen Waffen.

Jenseits des Flusses Lys standen die Engländer in einer stark verschanzten Stellung Ypern—Messines—Armentières. Messines war der Schlüsselpunkt dieser Stellung, ein festungsartiges Dorf auf einer kleinen Höhe in dem sonst ebenen Gelände gelegen und sollte, wie ein abgefangener englischer Befehl lautete, bis aufs letzte verteidigt werden.

Ueber die Eroberung von Messines (am 1. November) berichtet ein Angehöriger des württembergischen Armeekorps, das sich hier neue Lorbeeren gepflückt hat, dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt": „Nachdem wir westlich von Lille die Engländer zurückgeworfen hatten, wurden wir hierher in die Gegend von Ypern gezogen, wo abgesessene Kavallerie von uns in den Schützengräben lag und den Engländern nur mit Mühe standhielt. Bei strömendem Regen lösten wir die Unsrigen in der Nacht ab. Anfänglich zwar blieben wir ruhig in den Gräben liegen, der rechte Flügel war noch zu weit zurück; dann aber gegen Abend gingen wir zum Angriff über, und zwar hatte unser Regiment

die Aufgabe, Messines zu nehmen. Unter langsamem Vorrücken kamen wir in die Nacht hinein. Die Engländer schossen, was aus dem Lauf herausging, mit dem Resultat, daß wir wieder ein Stück zurück mußten. Ein weiteres Vordringen in der Nacht bei diesem Höllenfeuer war unmöglich; wir gruben uns ein, mußten aber scharf auf der Wacht sein, um nicht durch einen etwaigen Gegenstoß der Engländer überrumpelt zu werden. Mit Tagesanbruch setzten wir unsern Angriff fort, und mit Hilfe der Artillerie gelang es uns nach hartem Kampf, die Engländer aus ihren Gräben hinaus in die Ortschaft zu werfen. Wir drängten selbstverständlich nach und besetzten den Ostrand von Messines. Hier spielte sich nun ein furchtbarer Kampf ab, in dem uns die Engländer, wenigstens was ihre soldatischen Eigenschaften anbelangt, die höchste Achtung abgenötigt haben. Im Dorfe selbst hatten sie jedes Haus besetzt, die Straßen waren durch meterdicke Barrikaden abgesperrt, die Fenster der Häuser mit Sandsäcken verstopft, die Türen durch Möbelstücke und Steine verrammelt, durch die Wände hatten sie kaum sichtbare Schießscharten gebohrt, jedes Haus war eine kleine, Tod und Verderben speiende Festung. Mitten im Feuer reißen wir eine Bresche in die erste Barrikade und dringen mit aufgepflanztem Seitengewehr in die leere Dorfstraße ein. Links und rechts von uns pfeift tausendfältig der Tod, da und dort stürzt einer. Mit unseren Beilpickeln schlagen wir Löcher in die Hausmauern, durch die wir eindringen und das Nest ausräumen. So gelingt es uns, zirka fünfzig Meter tief in die Ortschaft einzudringen, bis die nächste Barrikade uns Halt gebietet. Auf einmal erhalten wir von unmittelbar links rückwärts Maschinengewehrfeuer. Hier hilft nichts mehr, alles rettet sich in die Häuser, in die Straßengräben und hinter die Barrikade. Was tun? Zwar einige Häuser erobern wir noch, indem wir wieder die Wände durchbrechen, aber dann ist auch dies nicht mehr möglich: wer sich blicken läßt, wird abgeschossen. Inzwischen ist es Nacht geworden. Haus an Haus mit dem Gegner bringen wir die Nacht zu, von Schlafen natürlich ist wieder keine Rede. Im Schutze der Dunkelheit wird dann ein Geschütz in die Straße geschoben, um so aus allernächster Nähe die Häuser einzuschießen. Als der Tag anbrach, krachte der erste Morgengruß in Gestalt einer Kartätsche in das erste Haus, das krachend und polternd in sich zusammenbrach, das furchtbare Wehgeschrei der darunter begrabenen Engländer mitleidig zudeckend."

Privaten Nachrichten verdanken wir die Schilderung der folgenden Episode aus dem Kampf um Messines, die sich den eben beschriebenen Ereignissen unmittelbar anschloß: „Am Abend des 31. Oktober 1914 erhielt die sechste Batterie des 65. württembergischen Feldartillerieregiments den Befehl, mit einem Zug in Messines einzurücken, wo sich der stark verschanzte Feind mit so zäher Hartnäckigkeit verteidigte, daß die eingesetzte württembergische Infanterie allein ihn nicht zu bewältigen vermochte. Da indessen ein Geschütz zur Unterstützung schon während der Nacht eingetroffen war, wurden zu dessen Ablösung erst in der Frühe des 1. November zwei weitere Geschütze samt vier Munitionswagen von Gapaard her an den Dorfrand von Messines und dann bis zur ersten Barrikade vorgezogen. Während das eine der beiden Geschütze gegen 9 Uhr morgens unter heftigstem Feuer von Infanterie, Maschinengewehren und Artillerie bis zur zweiten Barrikade vordrang, schoß das andere Geschütz zunächst den Kirchturm von Messines zusammen, von dem aus feindliche Maschinengewehre in die Flanke unserer an der zweiten Barrikade kämpfenden Infanterie feuerten. Nachdem die 13. Pioniere Bresche in die zweite Barrikade gelegt hatten, wurde ein vernichtendes Feuer auf die Häuserreihen rechts und links der Straße eröffnet, und als es gelungen war, auch hier den feindlichen Widerstand zu brechen, schoben Mannschaften und Offiziere, auf beiden Seiten der Straße von vorgehender Infanterie begleitet, das erste Geschütz eine Strecke weit über die zweite Barrikade hinaus und setzten von dort aus das Feuer auf Entfernungen



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Die Telephonzentrale einer deutschen Luftschiffer-Abteilung



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche Gefangene aus den Kämpfen in Flandern werden von algerischen Schützen eskortiert



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Rast deutscher Truppen auf dem Wege nach Ostende



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Aus einem englischen Lager in Nordfrankreich

zwischen 60 bis 100 Meter fort. Ein Infanteriegewehr in der Hand beteiligte sich der Batterieführer Hauptmann Heuß an dem wütenden Kampfe, und da inzwischen alle seine Kanoniere gefallen oder verwundet worden waren, sprang er selbst als Richtkanonier ein, lud und feuerte, bis die Bedienungsmannschaften des hinteren Geschützes eintrafen. Und wiederum ging es voran, zuerst bis zur Kreuzung zweier Straßen, deren Häuser, noch immer von englischer Infanterie besetzt, unter den Schüssen der Haubitzen krachend in sich zusammenstürzten. Dann wurde das Geschütz im Laufschritt weitere 300 Meter vorgebracht bis zur letzten feindlichen Barrikade nahe dem Marktplatz von Messines. In mörderischstem Straßenkampf ist zunächst auch hier Haus für Haus der nächsten Umgebung niedergelegt und danach die links seitwärts zurückgehende feindliche Infanterie unter Feuer genommen worden. Da traf das Geschoß eines schweren englischen Schiffsgeschützes die feuernde Haubitze und tötete den tapferen Hauptmann sowie drei seiner Kanoniere auf der Stelle; auch der wackere Oberleutnant Gundert wurde von diesem Geschoß so schwer verwundet, daß er kurz darauf verschied. Bis auf zwei Mann, die sich unmittelbar hinter dem Schilde aufgehalten hatten, waren alle Kanoniere gefallen oder verwundet. Um 11 Uhr 20 Minuten war dann Messines endgültig in deutschem Besitz.

Hauptmann Heuß hatte das Geschütz in schwerstem Geschoßhagel bis zum letzten Atemzug bedient; er ist gefallen als ein Vorbild mannhaftester Tapferkeit und Pflichttreue. Die Eroberung von Messines, das Engländer und Franzosen mit allergrößter Anstrengung zu halten versucht hatten, ist vor allem dem heldenhaften Vorgehen dieser württembergischen Artilleristen zu verdanken. Von allen, die Zeugen der Kämpfe waren, wurde später versichert, daß sie solche Kühnheit und Todesverachtung in allen vorangegangenen schweren Kämpfen noch nicht erlebt hätten."

Der im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" veröffentlichte Brief erzählt weiter: „Die Ortschaft war nun in unserem Besitz. Aber es galt sie zu halten. Schuß auf Schuß schoß die schwerste englische Artillerie in das Dorf; saß ein Volltreffer richtig in einem Haus, stürzte dieses in sich zusammen. Hinter jeder Mauer, die irgendwie Schutz bieten konnte, hockten wir dichtgedrängt zusammen; fortwährend zitterte der Boden unter unseren Füßen, krachten die Granaten mit ohrenbetäubendem Getöse, in der Ortschaft keinen Stein beinahe mehr auf dem andern lassend. Endlich, endlich kam die Nacht und damit die Ruhe, wenigstens vor der Artillerie. Wir hoben vor dem Dorfrand Schützengräben aus, holten aus den verlassenen Kellern einige Flaschen tadellosen Wein, einen Topf Butter, ebenso einen mit Eiern in die Gräben hinein und machten es uns bequem. Zuerst allerdings kümmerten wir uns den Teufel um das Essen und die Engländer mitsamt ihrer Artillerie, und schliefen, schliefen endlich nach vier Tagen einmal und zwar so gründlich, daß die Engländer, hätten sie noch genug Angriffsgeist besessen, uns aus unseren Gräben in die ihren hätten tragen können, ohne daß wir etwas bemerkt hätten. Dann aßen wir unseren Butter- und unseren Eiertopf aus trotz allen Artilleriefeuers. Die Nacht endlich brachte uns die ersehnte Ablösung."

Die Hartnäckigkeit der Kämpfe in Flandern

Die furchtbare Erbitterung und Zähigkeit, mit der der Krieg in Flandern geführt wird, gehen deutlich schon aus den Einzelschilderungen hervor. Mit packender Lebendigkeit treten sie uns in einer Charakteristik der Kämpfe vor Augen, die der Korrespondent der „Daily News" in seinem Blatt gibt: „Werkzeuge des Todes fliegen in der Luft, schwimmen auf der See und fahren auf dem Lande, und dazwischen bewegen sich die winzigen Menschen herum; von vorne, von hinten, von rechts und links sausen die Kugeln; am furchtbarsten aber ist der Kampf um die Brücken: Donnerstag wurden die Deutschen über die Yser zurückgetrieben. Freitag hatten sie wieder festen

Fuß auf unserem Ufer gefaßt, Samstag mußten sie wieder zurück. Jetzt wird die Brücke durch eine Partei in die Luft gesprengt und von der anderen wieder hergerichtet, dann sprengt die andere Partei sie wieder in die Luft oder läßt sie als gefährliche Falle für den Feind zurück, der sich über sie hinwegziehen soll. Wenn man sich dem Wasserlaufe nähert, wird man durch das anhaltende Getöse der Schiffsgeschütze, das rechts, links, vor uns und über uns erschallende Sausen der Geschosse förmlich betäubt. Jetzt sind wir dicht am Fluß in ganz flacher Gegend. Zwei oder drei Gehöfte sind zu sehen, auch ein paar Fabrikschlote. Der Boden ist von Laufgräben förmlich durchpflügt. Zuerst ist es unmöglich, zu sagen, wer in einem Laufgraben ist oder wer das benachbarte Gehöft besetzt hält, so wunderlich hat das Kriegsglück in diesem Kampfe an den Ufern die Menschengeschicke durcheinander gewürfelt. Die Deutschen kommen über den Fluß auf unser Ufer. Sie gewinnen Terrain bei dem Versuch, die Laufgräben der Verbündeten unter ihr Feuer zu bekommen. Näher und näher kommen sie. Man hat keine Zeit, danach zu fragen, wer fällt, ob er durch unsere oder durch feindliche Geschosse getroffen ist.... Plötzlich ist die Brücke zerstört. Durch uns? Durch den Feind? Mit Geschützfeuer? Mit Dynamit? Wer kann das wissen! Eine Rauchwolke und die Trümmer der Brücke verdüstern den hellblauen Himmel: einen Augenblick schweigt das Feuer, aber sogleich beginnt es von neuem. Zwischen unseren Stellungen und denen des Feindes ist kein Abstand mehr als der schmale Fluß. Zeigt sich irgend wo ein Kopf oder auch nur eine Hand über der Brustwehr, so fällt ein Mann vornüber oder sinkt zusammen, und wer fällt, wird sofort weggebracht und zu anderen Verwundeten getragen, die dort auf Tragbahren warten, die sie weiter bringen sollen.... Das Rattern der Flugzeuge über uns hört man hin und wieder, aber bei der Gefahr, die allenthalben lauert, achtet man gar nicht darauf. Unsere Flieger, die mitten durch einen Hagel von Eisen und den Rauch der springenden Schrapnells und Granaten fliegen, um eine Uebersicht zu bekommen, waren bisher gewohnt, die Schleifenflüge der deutschen Flieger als waghalsigen Zeitvertreib, als Herausforderung unserer Infanterie zu betrachten. Jetzt wissen wir, daß der doppelte Schleifenflug seine besondere Bedeutung hat und auf eine rasch näher kommende Gefahr aufmerksam macht.... Der Feind rückt in seinen Panzerzügen täglich langsam vorwärts, und auf beiden Seiten werden Heldentaten ausgeführt, die nicht bekannt werden können, die aber ganze Bücher füllen würden. Während die Infanterie vorkriecht und die Ambulanzzüge langsam zurückfahren, rücken wir in fliegender Fahrt vor. Die Kugeln der Maschinengewehre beginnen, auf unsere Panzerung zu prasseln, besonders, wenn das Auto durch eine Allee rast. Solche Automobile sind die Sturmvögel des Krieges. Unter Leitung eines unverzagten Führers sind einzelne Autos allein auf ganze Bataillone angestürmt und haben sie aus dem Hinterhalt oder dem Walde vertrieben, und mehr als einmal hat ein einzelnes Auto, das plötzlich an die Front eilte, Abteilungen davor bewahrt, abgeschnitten zu werden."

Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr und die Ungunst des Geländes erklären das langsame Vorrücken der heldenmütig kämpfenden deutschen Truppen. Auch der schon genannte Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", der bei Dixmuiden mitgekämpft hat, schreibt, daß es vielfach ganz unmöglich war, in dem von Moränen und zu Seen verwandelten Wiesen durchzogenen Gebiet weiterzukommen. „Das ganze Gelände ist eine große Ebene, die vom Feind bequem mit Artillerie und Maschinengewehren bestrichen werden kann. Dazu hat sich der Feind ganz außerordentlich gut befestigte Stellungen geschaffen, gegen die ein Ansturm kaum durchführbar ist. Unsere Truppen haben ferner durch die Strapazen des wochenlangen Liegens in den Schützengräben stark gelitten; schließlich darf man nicht vergessen, daß es sich bei den Belgiern um Sein oder Nichtsein handelt. Sobald sie aus diesen Stellungen herausgetrieben sind, haben sie ihr Land ganz verloren."

„Die Schlacht an der belgischen Grenze," schreibt die „Times", „wird zu den größten Schlachten der Weltgeschichte gerechnet werden müssen. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Deutschen daran gehindert werden, festen Fuß in Calais zu fassen. Von der Frage, ob es den Deutschen gelingt oder nicht gelingt, in den Besitz von Calais zu kommen, wird der weitere Gang dieses Krieges unstreitig abhängen. Die britischen Truppen haben in der langen Geschichte Großbritanniens niemals in einem furchtbareren Kampf gestanden. Das Blutbad in den Kämpfen der letzten Tage, die von Tag zu Tag heftiger geworden sind, ist beispiellos groß gewesen und hat sogar die Verluste in den größten Schlachten des russisch-japanischen Krieges überstiegen. Die Deutschen haben ganze Bataillone geopfert; aber die Verluste der Verbündeten sind nicht minder groß. Der verzweifelte Kampf dauert immer noch weiter, und zwar zu Lande, zu Wasser, in der Luft und unter dem Meere. Einen solchen Kampf hat die Welt noch nie zuvor gesehen."

Am Abend des 1. November 1914 trat eine Veränderung der Sachlage ein. Die Verbündeten schienen doch ernstliche Befürchtungen zu hegen, daß sie auf die Dauer ihre Stellungen nicht mehr behaupten könnten. Sie setzten deshalb das ganze Gebiet am Yserkanal kilometerweit vollständig unter Wasser. Hiermit war ein weiteres Vordringen hüben und drüben unmöglich geworden; die deutschen Truppen wurden aus ihren Stellungen herausgenommen, der Angriff mußte in anderer Richtung fortgesetzt werden.

Die Yserschlacht im Oktober und November 1914

Von Luigi Barzini, deutsch von Henriette Zeis.

Die Nordsee ist ein Mitstreiter im Ringen der Völker geworden. Sie ist den Belgiern zu Hilfe gekommen, als diese dem ungestümen Angriff der Deutschen schon beinahe erlagen, der sich von Ostende auf Dünkirchen und Calais zu längs der flandrischen und nordfranzösischen Küste zu entwickeln drohte; da riefen sie die Flut zu Hilfe, und sie stürzte herein, um den fremden Heeren den Weg zu versperren. Das Wasser hat über das Feuer gesiegt, der wahre Sieger in der Yserschlacht ist das Meer geblieben.

Das Ringen im Norden Frankreichs und in Westflandern war verzweifelt. Die deutschen Angriffe glichen den fürchterlichen Stößen eines Sturmbocks, den man gegen die schon wankende Mauer der verbündeten Streitkräfte ansetzte. Der teutonische Vormarsch forderte mit wildem Ungestüm einen Uebergang. Statt der ersehnten Rast harrte der von langen Märschen erschöpften belgischen Truppen die Schlacht. Sie übernahmen die Verteidigung der Yser und mußten in den dortigen Stellungen aushalten....

Das Verhängnis scheint jetzt für Dünkirchen abgewandt. Damals hörte man dort Tag und Nacht den Kanonendonner. Die Bevölkerung begann zu fliehen. Bange Erwartung lastete auf der Stadt. Mehrmals kamen aus England Züge von leeren Schiffen herüber, um das massenhaft aufgestapelte Material der Magazine zu verladen. Man war zur Räumung bereit.

Angesichts des Zustandes ihrer Truppen sagten sich die höheren belgischen Offiziere: „Wir halten bis morgen nicht durch." Sie hielten aber bis übermorgen und auch alle folgenden Tage noch aus. Erschöpft, abgezehrt, mit zerfetzten Uniformen und durchgelaufenen Schuhen, bis an die Knöchel im Schlamm stehend, schienen diese Soldaten am Ende ihrer letzten Kraft angekommen zu sein. Aber sie hielten immer noch stand. Sie waren in dem Zustand angelangt, in dem der Mensch eine Gefahr überhaupt nicht mehr kennt; sie führten ihre Bewegungen halb automatisch, wie im Traum aus und standen wie festgebannt in ihren Schützengräben, unbekümmert um den Tod. In vier Tagen, bis zum Abend des 25. Oktober, waren 20 000 Mann gefallen. Wie die Japaner in den Laufgräben von Pei-Kao-Tai schienen die Belgier nur den einen Befehl noch auszuführen: „Sterbet!"

Bei Beginn der Yserschlacht besetzten die belgischen Truppen das rechte Ufer; sie hatten alle Zugänge nach Nieuport durch Verteidigungsvorrichtungen versperrt, die man militärisch als Brückenkopf bezeichnet.

In dem drei Kilometer vom Meer entfernten Nieuport fließt ein Netz von Kanälen und Flüssen zusammen, die sich in einer einzigen Mündung ins Meer ergießen; auch vereinigen sich hier von allen Seiten zahlreiche Straßen. Straßen und Kanäle kreuzen sich in Nieuport, das infolgedessen eine sehr brückenreiche Stadt ist. Wer im Besitz von Nieuport ist, hat sämtliche Uebergänge über die Yser von Pervyse bis zum Meer in Händen. Die Deutschen mußten es also haben und wollten um jeden Preis hinüber; überdies erkannten sie, daß dort der schwächste Punkt der gegnerischen Front war. Durch Massenangriffe niedergerungen — furchtbare Fluten von Eisen, Feuer und Blut waren über sie hinweg gebrandet — mußten die Belgier über die Yser zurückgehen, den Brückenkopf preisgeben, den Fluß zwischen sich und dem Feind als Grenze lassen und den Uebergang vom linken Ufer aus verteidigen. Es entspann sich ein erbitterter Kampf.

Auf die belgischen Stellungen rauschte ein ununterbrochener Hagel von Granaten und Schrapnells nieder. Die Stadt wurde in Brand geschossen und sank in Trümmer. Das Spiel schien für die Verteidiger verloren, als eines Morgens das Meer von einem Donnergeheul widerhallte; englische Monitore traten in Tätigkeit.

Die Schiffskanonen beschossen die feindlichen Stellungen in der Flanke. Der deutsche Angriff mußte seinen Schwerpunkt von der Küste weg nach Süden verlegen; die deutschen Truppen mußten sich eingraben und in tiefen Laufgräben Schutz suchen; ihre Batterien nahmen Deckung und verschwanden aus dem Sehbereich der Schiffe, vereinigten aber ihr Feuer auf Ramskappelle, das drei Kilometer südlich von Nieuport gelegen ist. Die Schlacht floh vor dem Meer. Unterdessen waren deutsche schwere Geschütze aus Ostende angekommen und wurden zur Küstenverteidigung eingegraben. Es waren Schiffskanonen, von Seesoldaten der deutschen Marine bedient, die jetzt den Monitoren antworteten.

Während am Strande die schweren Geschütze donnerten, ging der Angriff an der Yser mit unverminderter Heftigkeit weiter. Unter dem Schutz ihrer Artillerie, ungeachtet aller Verluste, überschritten die Deutschen endlich den Fluß. Das völlig zerschossene und zerstörte Ramskappelle wurde nach einem verzweifelten Straßenkampf genommen. So war Nieuport vom Süden her umgangen. Der Angreifer ergriff vom linken Yserufer Besitz: der Weg für den Vormarsch auf Dünkirchen schien offen. Die von den Verbündeten den Belgiern versprochene Hilfe ließ lange auf sich warten. Der deutsche Vorstoß bedrohte alle wichtigen Punkte: Dixmuiden, Ypern, La Bassée und Arras.

Man mußte den menschlichen Damm in seiner ganzen Ausdehnung verstärken. Reserven, unberittene Kavallerieregimenter, Territorialtruppen, alle irgendwie verfügbaren Kräfte wurden in atemloser Hast an die Front geworfen. England beschleunigte fieberhaft den Nachschub frischer Regimenter. Möchten doch die Belgier nur ein wenig noch ausharren! ... Da riefen die Belgier das Meer zur Hilfe.

Das Meer ist ein alter Verteidiger Flanderns. Es ist ein grausamer, verheerender fürchterlicher Bundesgenosse, wenn es sich schirmend über die bedrohte Erde legt. Es hat beinahe an allen flandrischen Belagerungen teilgenommen. Land und Wasser stehen in Flandern in einem geheimnisvollen Bund. Sie lägen im gegenseitigen Kampf, würden willkürlich ihre Lage verändern und in ungeheuren, beweglichen Sümpfen sich vermischen, hätte ihnen nicht der Mensch ein Gesetz gegeben. Das flache Küstenland wird von einem unabsehbar dichten Netz von Kanälen und Gräben durchfurcht, durch die der Lauf des Wassers geregelt wird wie der Blutkreislauf in einem lebenden Körper. In der Nähe des Meeres, nahe ihrer Mündung, haben die Kanäle Schleusen, die sich beim Einbruch der Flut den Wassermassen entgegenstemmen. Wenn die Flut kommt, schließen

die Schleusen ihre massiven, schweren Tore, und das Wasser der Kanäle ergießt sich in die Binnenhäfen und in Bewässerungsgräben. Es genügt, einen Damm zu durchstechen und ein Schleusentor zu öffnen, und das Meer stürzt herein, alles mit sich fortreißend.

Aber das belgische Oberkommando wußte nicht, daß eine solche Maßnahme auch an der Yser möglich war. Man hatte das dortige Bewässerungssystem nie für den Zweck der Landesverteidigung studiert. Die Mitwirkung des Meeres war in Antwerpen vorbereitet, für Nieuport war sie nicht vorgesehen. Nur der Schleusenwächter, der sein Leben an den Kanälen zugebracht hatte und mit ihren Gewohnheiten und Kräften vertraut war, Ebbe und Flut täglich überwacht und die Felder vor den Fluten beschützt hatte, kannte die Möglichkeiten einer Ueberschwemmung, die er selbst stets hatte bekämpfen müssen. Er allein begriff, was zu tun war. Und dieser einfache Mann führte dem belgischen Heere den unbesiegbaren Verbündeten zu.

Das Wasser eroberte sich nun die verlorenen Stellungen. Nicht im Sturmangriff flutete es auf den Feind heran, der es nicht einmal anrücken sah, sondern langsam stieg es aus der Tiefe der Erde empor. Das belgische Oberkommando, das gespannt auf den Einbruch der Wasserfluten wartete, glaubte schon, das Manöver sei mißlungen, als die Landschaft nach zweimaliger Ebbe und Flut immer noch fast unverändert aussah. Das sandige Gelände sog ein, durchtränkte sich mit Wasser, die Ueberschwemmung breitete sich unsichtbar im Untergrund aus. Unter den Füßen der Deutschen langsam empordringend, bereitete sie den Ahnungslosen eine Art Minenkrieg.

Nach einem Tag erschien das Wasser in den Rinnen wie nach einem Regen im ganzen Bereich der unteren Yser. Der Boden der Schützengräben wurde schlammig, der Schlamm immer breiiger, wie angemachter Kalk, bis schließlich die Schlammerde zu Wasser wurde, das geheimnisvoll stieg. Die Deutschen suchten die Gräben auszutrocknen und pumpten sie aus. Das Wasser stieg. Dann verschafften sie sich Holz, legten die Gräben mit Brettern, Möbelstücken aus den benachbarten Häusern, ausgehängten Fensterläden und Schubkarren ohne Räder aus, um so ein rohes Holzgefüge herzustellen, auf dem man trockenen Fußes umhergehen konnte. Das Wasser stieg weiter. Am Abend des zweiten Tages war das Wasser in einigen Schützengräben trotz aller Balkengerüste den Soldaten bis an die Knie gestiegen. Und es stieg immer weiter, kalt, lautlos und dunkel, während am klaren Himmel die Sterne funkelten.

Erst am Morgen des dritten Tages erschien die fahle Eintönigkeit der Fläche hier und dort von dem hellen Widerschein stehender Wasser unterbrochen. Die Ueberschwemmung war ans Licht emporgetaucht; sie begann über den Rand der Gräben zu steigen, zog in Silberstreifen durch die Furchen der Felder, verschlang die Schollen, isolierte die Erdwälle, und schob sich lautlos schleichend vorwärts. Stellungen, die der Beschießung und dem Sturmangriff widerstanden hatten, mußten ohne Kampf, ohne Gefecht, ohne Lärm geräumt werden. Es begann der deutsche Rückzug auf trockenes Land.

Jetzt ist von Nieuport bis Bixschoote, gegen Ypern zu, alles ein salziger Sumpf, der mehr als fünfzig Quadratkilometer Oberfläche einnimmt. Aus seinen schlammigen, niederen Wassern ragen Häusertrümmer, vom Brand geschwärzte Ruinen empor; erhöhte Straßenzüge, die aus der Ferne wie Hafendämme aussehen, und gradlinige, dunkle Eindeichungen zeichnen eigenartige, geometrische Figuren in die stehenden Wasser hinein, düstere, vom Winter entblätterte Baumreihen, die wie schwarze Gerippe über ihrem Spiegelbild schweben, vollenden mit ihrer borstigen Krone von vertrockneten Zweigen dieses Bild unsäglichen Jammers.... Welch klagendes, furchtbares Totenfeld ist diese stille, düstere Lagune mit ihren sonderbaren Inseln, dieses mörderische Wasser, das über Leichen schläft!

Nachdem die Deutschen die überschwemmten Zonen geräumt hatten, behaupteten sich einige Truppenabteilungen auf Erhöhungen und größeren Inseln, die aus dem Wasser emporragten; sie machten daraus vorgeschobene Stellungen, verschanzten sich und kämpften weiter, während hinter ihnen der Rückzug ungestört vor sich ging. Die Schlacht, die sozusagen in der Flut ertrunken war, entwickelte sich da und dort auf trocken gebliebenen Punkten heftig und verzweifelt weiter, blieb aber im ganzen ergebnislos.

Einige dieser Vorposten waren verloren; es gab kein Entkommen mehr, weder vor- noch rückwärts, aber sie schlugen sich noch immer unter einem Hagel belgischer und französischer Granaten. Eingestürzte Häusermauern boten ihnen Unterschlupf, stunden- ja tagelang hielten sie sich dort geräuschlos versteckt; sparsam mit Munition und Lebensmitteln umgehend, standen sie dort Wache. Sobald belgische Patrouillen über den Dämmen sichtbar wurden und näherrücken wollten, krachten Gewehrsalven und ratterten Maschinengewehre von den ausgestorben geglaubten Inseln herüber. Die Kanonen antworteten und die Insel verschwand im Rauch. (Corriere della Sera.)

Fortgang der Kämpfe bei Nieuport

Zwischen Nieuport und dem Meer ist kein Ueberschwemmungsgebiet; die Brücken von Nieuport hatten also ihren Wert behalten und die Kämpfe dauerten hier oben an der Küste fort. Auf deutscher Seite stand hier Marine-Infanterie und -Artillerie im Gefecht.

Am hartnäckigsten entspann sich der Kampf um Lombardzyde, das als Brückenkopf von Nieuport gelten kann. Luigi Barzini berichtet über die Kämpfe, die sich dort in den ersten Novembertagen abgespielt haben: „Es gibt Orte, wie Lombardzyde, die mehrfach verloren und zurückerobert worden sind. Nach der Ueberschwemmung wurde eine Division französischer Territorialsoldaten zur Unterstützung der Belgier entsandt. Die Yser wurde von neuem überschritten, und eine belgische Division besetzte Lombardzyde. Hierauf konzentrierte die deutsche Artillerie ihr Feuer auf die Brücken in der Flanke der belgisch-französischen Truppen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Zum zweiten Male mußten Lombardzyde und das rechte Ufer der Yser aufgegeben werden." Von Lombardzyde aus konnte die deutsche Artillerie die Uebergangsversuche der Infanterie decken. Aber plötzlich, um den 10. November 1914, wurde auf deutscher Seite alles still. „Im Lager der Verbündeten," fährt Barzini fort, „sprach man allgemein von einem Rückzug der Deutschen auf Ostende, von dem Aufgeben der belgischen Küste. Ein Telegramm aus London meldete den bevorstehenden belgischen Vormarsch. Angeblich standen die Verbündeten bereits vor Ostende... In Wahrheit lagen die Sachen ganz, ganz anders... Vielleicht war das Schweigen der Deutschen auf einen vorübergehenden Mangel an Munition zurückzuführen, vielleicht auch nur auf eine Kriegslist. Jedenfalls blieb die Beschießung seitens der Verbündeten ohne Antwort. Lombardzyde schien vollkommen verlassen zu sein. Es wurde beschlossen, den Ort zum dritten Mal zu besetzen. Tatsächlich war aber Lombardzyde nur am Tage verlassen, nachts dagegen wimmelte es darin von Truppen. Am Tage nahm die deutsche Infanterie fest verschanzte Stellungen unter dem Schutze der Fabriken der Umgegend ein, wo sie vor der Beschießung durch die englischen Schiffe und die schweren belgisch-französischen Geschütze gesichert war. Bei Einbruch der Nacht besetzte sie wieder die Straße von Lombardzyde, die die Verbindung zwischen Nieuport und Ostende sperrte. Die belgische Division, die bereits zweimal Lombardzyde besetzt hatte, stand in Coxyde und Oost-Dunkerken, nicht weit von Nieuport, in Reserve, als der Befehl zum Vormarsch eintraf. Unter den Soldaten galt es für ausgemacht, daß die Deutschen auf dem Rückzug waren, auch der Generalstab schien fest daran zu glauben. Die Offiziere verabschiedeten sich von ihren Kameraden und Freunden mit den Worten: „Auf Wiedersehen übermorgen in Ostende!" Der Augenblick

schien gekommen, die verlorene Heimat wiederzugewinnen. Alles war in gehobener Stimmung. In der Nacht ging es los. Die Vorhut, die langsam und vorsichtig die Brücken überschritt, stieß nirgends auf feindliche Posten, kein Schuß wurde abgefeuert. Die Straße war offenbar unverteidigt. Die Patrouillen erreichten die ersten Häuser von Lombardzyde, vielmehr die ersten Ruinen des Ortes, ohne eine Spur vom Feinde zu bemerken. Sie berichteten demzufolge, daß alles verlassen sei. Darauf setzte sich die gesamte Division in Bewegung und befand sich nach einer halben Stunde im Städtchen, um ihre Positionen einzunehmen.... Da brach mit einem Male die Hölle los. Hinter jeder Mauer, hinter jeder Ecke, aus jedem Fenster, aus jedem Winkel wurden die belgischen Massen von einem mörderischen Gewehrfeuer überrascht, das von dem regelmäßigen Knattern der Maschinengewehre übertönt wurde. Eine furchtbare Panik entstand in der Dunkelheit, die nur vom Blitzen der Gewehrläufe erhellt war. Die Vorhut, die in diesen furchtbaren Hinterhalt, in diesen Regen von Blei hineingeraten war, flutete in voller Unordnung zurück, das nachrückende Gros der Truppen mit sich reißend. In regelloser Flucht zog sich die Division auf Nieuport zurück. 850 Soldaten und 27 Offiziere der Belgier waren gefallen."

Barzini ist der Ansicht, die Deutschen hätten ihren Vorteil nicht rasch genug ausgenützt, denn ein sofortiger Angriff hätte ihnen die Brücken von Nieuport in die Hände geliefert. Dabei überschätzt er die Stärke der Besatzung von Lombardzyde. Das geht klar aus einem Bericht über ein weiteres Treffen in der Gegend von Lombardzyde hervor, das am 11. November 1914 stattfand und bei dem auf gegnerischer Seite die ganze französische Division, die man den Belgiern zur Unterstützung beigegeben hatte, im Kampf stand. Heinrich Binder, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts", schreibt darüber: „Elf Bataillone Matrosen, Marineartillerie und Marineinfanterie standen einer ganzen französischen Division gegenüber. Obgleich die Maschinengewehre und Gewehre unserer Truppen durch den Flugsand der Dünen zum Teil unbrauchbar geworden waren, setzte der deutsche Angriff ein, um dem gegnerischen Angriff zuvorzukommen. Heldenmütig gingen unsere sechstausend Mann gegen die feindlichen fünfzehntausend vor, wobei ein Bataillon Marineinfanterie seine Fahne entrollte und sie im Sturm vorantrug. Der Angriff begann um 1 Uhr 15 Minuten. Es war ein blutiges Gefecht, bei dem die deutschen Truppen mit dem Bajonett vorgingen und zweihundert Tote verloren, worunter sich vierzehn Offiziere befanden. Dieser hohe Prozentsatz zeigt den bewundernswerten Geist der deutschen Offiziere. Die französische Division wurde unter großen Verlusten zurückgeschlagen, wobei noch achthundert Mann, darunter viele Offiziere, gefangen genommen wurden. Es stellte sich dann heraus, daß der französische General den Angriff seiner Truppen auf 4 Uhr festgesetzt hatte, so daß die deutschen Marinetruppen um drei Stunden zuvorgekommen waren."

Der Kampf im Ueberschwemmungsgebiet und die Erstürmung von Dixmuiden

Heldenmütig nahmen die deutschen Truppen den Kampf mit dem neuen Feind, der Ueberschwemmung, auf, dem sie vorübergehend hatten weichen müssen. Luigi Barzini — er sei hier nochmals angeführt, weil sein Urteil als das eines dreiverbandfreundlichen Korrespondenten über jeden Verdacht der Schönfärberei erhaben ist, — schildert diesen Kampf in lebhaften Farben. „Mit todesverachtender Kühnheit," schreibt er, „bahnten sich die deutschen Truppen den Weg durch die strudelnden Wassermassen, mit Hartnäckigkeit, mit heroischer Tapferkeit und unvergleichlicher Beharrlichkeit suchten sie Dixmuiden zu erreichen, während sie zugleich an anderen Stellen, z. B. gegen Ypern vordrängten. Nach bestimmten, schnell gefaßten Plänen nahmen sie den Kampf gegen das Wasser, wie gegen einen Feind auf, der sich ihnen unvermutet und unvermittelt in

den Weg stellte; sie schufen Uebergänge durch schnell herbeigeschaffte Strohbündel, sie führten den Krieg auf Brücken und Flößen, in Kähnen und Booten, einen Krieg, der etwas Amphibienhaftes an sich hatte. Mit der zähen Geduld einer Spinne, die ihr oft zerrissenes Netz immer wieder aufs neue beginnt, ohne zu ermüden, erneuerten sie, unerschüttert durch den Hagel von Granaten, der auf sie niederprasselte, zehnmal die Arbeiten, die ihnen zehnmal von den Feinden zerstört wurden. Wenn die Deutschen an einer Stelle zurückgetrieben worden waren, kehrten sie mit verdoppelter Wucht wieder, und stürmten mit ungeschwächter Kraft unter dem Gesang vaterländischer Lieder gegen die befestigten Stellungen ihrer Feinde vor."

Am 10. November 1914 kam es zu einem gewaltigen Kampf zwischen Nieuport und Dixmuiden. „Es war ein Kampf auf Deichen und um Deiche," heißt es in einem Bericht der Amsterdamer „Tijd". „Wer Herr der Deiche war, wurde Herr des Geländes. Das Maschinengewehrfeuer trat hier in den Vordergrund, da schweres Geschütz in dem Marschlande nicht fortkommen konnte. Die Deutschen hatten es verstanden, in äußerst geschickter Weise an einigen Stellen die Schwierigkeiten zu überwinden, die das überschwemmte Land bot. An anderen Punkten wurde der Kampf buchstäblich im Wasser ausgefochten, oft Mann gegen Mann. Die Soldaten waren durch Kälte und durchnäßte Kleider, die ihnen am Leibe klebten und ihre Bewegungen hinderten, fast ganz erschöpft. Die Verbündeten gewannen zwar bei Nieuport ein wenig Gelände, indessen mußte ihre Mittellinie, die Dixmuiden besetzt hielt, dem Drucke weichen. Gegen Mittag war kein Halten mehr, und das zerschossene und ausgebrannte Dixmuiden sah zum so und so vielten Male die Deutschen wieder einrücken."

Ein Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", der in der dortigen Gegend mitgekämpft hat, berichtet über die Einnahme von Dixmuiden: „Am 10. November mittags 1 Uhr setzte der Angriff unter ungeheurem Artillerie- und Infanteriefeuer ein. Der Feind konnte nicht mehr mit gleicher Heftigkeit wie früher erwidern, weil bei ihm nach der furchtbaren Munitionsverschwendung der ersten Zeit Munitionsmangel eingetreten war. Jeder der deutschen Soldaten war noch besonders darauf hingewiesen worden, was ein Erfolg der deutschen Waffen gerade an dieser Stelle bedeute und gab dementsprechend sein Aeußerstes her. Der Angriff hatte einen glänzenden Erfolg. Um 4 Uhr nachmittags drangen die ersten Kompagnien bereits in Dixmuiden ein und in den Abendstunden befand sich die heißumstrittene Stadt bereits vollständig in deutschem Besitz. Leicht war die Arbeit auch diesmal nicht gewesen, vielmehr wurde die Stadt im Häuser- und Straßenkampf noch aufs erbittertste verteidigt. Gleichzeitig war auch von Süden und Westen her der Angriff energisch fortgesetzt und der Feind auf der ganzen Linie aus seinen Stellungen vertrieben worden. Bereits am Morgen des 11. November konnte dem Kaiser von dem Erfolge der deutschen Waffen Meldung erstattet werden. Den Kriegern wurde von der Armeeleitung die volle Anerkennung für ihr tapferes Verhalten und erfolgreiches Vorgehen ausgesprochen. Nachdem der Feind einmal geworfen war, blieben ihm die Unserigen hart auf den Fersen und trieben ihn langsam aber stetig vor sich her. Dixmuiden liegt jetzt hinter uns."

„Die Gegner haben sich nicht lange gewehrt," heißt es in einem anderen Feldpostbrief, den das „Berliner Tageblatt" veröffentlicht. „Als die ersten Kolonnen die französisch-belgischen Schützengräben erreichten, standen die Feinde schon mit erhobenen Händen zur Uebergabe bereit da. So manchem französischen Obersten liefen freilich die Tränen über die braunen Backen, als er seine Mariniers, die stolzesten Jungens aus Frankreichs Heeren, willenlos mitgehen sah. Aber wer konnte gegen unsere Infanterie an! Jedes Haus in Dixmuiden wurde durchsucht, und aus jedem Haus schleppte man Gefangene heraus: Belgier, französische Marinesoldaten und Turkos. Von Engländern habe ich



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Wagenstation einer bayerischen Fernsprech-Abteilung



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Deutsche Mannschaftsunterstände hinter einem Bahndamm in Nordfrankreich



Phot. H. Bensemann Metz

Die Mannschaft eines österreichisch-ungarischen Motorgeschützes beim Abkochen in Nordfrankreich

Phot. H. Bensemann, Metz

Ein schwerer Mörser in Reparatur

nur zurückgelassene Tornister, Cakes, Zeitungen und ausgetrunkene Weinflaschen gefunden. Die Herren selbst sind gone off, bevor das match ausgespielt war. Wir nehmen ihnen das nicht übel, denn schließlich erweisen sie durch ihr Davonlaufen unseren Waffen auch ihre Hochachtung. Die schöne romanische Kirche von Dixmuiden ist ganz zerstört. Wenn man auf der Chaussee Eessen-Zarren bei Hoogmolen steht, sieht man im Quadrat die Kirchtürme von Eessen, Woumen, Dixmuiden und Beerst. Ueberall die gleiche herrlich-schwere Bauart. Diese vier Kirchen sind durch den Gleichmut des Feindes untergegangen, denn hier hatten die Franzosen ihre Artilleriebeobachtungspunkte, und die lieben Engländer hatten hier ihre Maschinengewehre eingebaut. Dixmuiden ist bis jetzt neben Termonde die am meisten verwüstete Stadt, aber sie ist durch den Aufenthalt der Alliierten fast ebensosehr mitgenommen worden wie durch die deutschen Granaten."

Heinrich Binder, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts", schildert sehr anschaulich einen Besuch in dem zerschossenen Dixmuiden. „Wir sind in den Trümmern der Stadt Dixmuiden angelangt. Nur einige Straßen, und vor allem der Marktplatz, liegen frei in der Feuerzone des Feindes. In dieser unheimlichen Stadt wohnt das Grauen. So zerschossen wie Dixmuiden liegt keine andere Stadt auf den Schlachtfeldern dieses gräßlichen Krieges. In den aufgewühlten Straßen metertiefer Schlamm. Vielleicht ist noch ein Haus im Ort, das vom Granatfeuer nicht getroffen wurde. Ich weiß es nicht. Denn vorsichtig von Stein zu Stein gehend, vorsichtig nach den freien Straßenecken spähend, hinter denen hervor die Kugeln quellen, bleibt wenig Zeit zum Schauen. Die Trümmer haben sich zu kleinen, glitschigen Bergen getürmt, die überschritten werden müssen. Da liegt schon der Marktplatz, über den unausgesetzt die Kugeln pfeifen. Im Sprung hinüber zum schützenden Rathaus und zu der gewaltigen Pfarrkirche St. Nicolas, die, ein einziger, gigantischer Trümmerhaufen, nur noch an zwei hochstrebenden Mauern und einem Pfeiler als Kirche zu erkennen ist. Und dennoch regt es sich lautlos und unheimlich in den zerschossenen Häusern. Dort haben sich unsere Soldaten in den Kellern Quartier bereitet. Aber kein aufsteigender Rauch darf dem Feind verraten, in welcher Häusergruppe der Gegner wohnt. Der mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückte Kommandeur begrüßt uns. Er ist froh, neue Gesichter in dieser todesstillen Einöde zu sehen. Während er zu uns spricht und uns die Lage erklärt, schlagen links und rechts, ununterbrochen, die Kugeln in Mauern und Giebel. Wir zählten innerhalb einer Minute 45 einzelne Schüsse auf das Haus, neben dem wir standen. So eifrig, Tag und Nacht, schleudern die Gegner nutzlos ihre Munition in die tote Stadt. Als einzige Lebewesen fanden unsere Soldaten einen Hund und drei Katzen. Das war alles. Drei-, viermal ist um Dixmuiden gekämpft worden. Aber jetzt ist der riesige Trümmerhaufen fest in unserem Besitz, und unsere Stellungen sind bis an den Yserkanal vorgeschoben, der im Westen der Stadt, hart an den letzten Häusern, vorbeiführt."

Am Yserkanal, der im wesentlichen die Grenze der beiderseitigen Stellungen bildete, ergaben die zehn bis zwanzig Meter hohen Flutdämme eine natürliche Verteidigungslinie. Nachdem die Deutschen auch den wichtigen Brückenkopf Dixmuiden erstürmt hatten, hielten sie in breiter Linie den Ostdamm besetzt, der nur bei Ypern noch von den Verbündeten gehalten wurde. Sie verstärkten ihn durch Schützengräben, teilweise sogar Betondeckungen, und warfen nach sorgfältiger Erkundung nachts an fünf Stellen auf Tonnenbrücken und Stegen Infanterie ans andere Ufer, die blitzschnell den Westdamm besetzte, sich aber angesichts des moorigen durchschnittenen Geländes und der Feuerwirkung besonders der gelandeten englischen Schiffsgeschütze wieder eingraben und die Vorarbeit der eigenen Artillerie abwarten mußte. Die Erkundung war nur durch Flieger möglich, die durch ihre Photographien mathematisch sichere Berechnungen der feindlichen Artilleriestellungen und deren Vernichtung durch schwerstes Steilfeuer ermöglichten.

Die Engländer ihrerseits dehnten die Ueberschwemmung noch weiter südlich von Dixmuiden aus, um den Vorteil des Besitzes von Dixmuiden als Operationsbasis für die Deutschen hinfällig zu machen. Das ganze Dreieck Dixmuiden—Oostkerken—Kaeskerken wurde unter Wasser gesetzt.

Die deutschen Stellungen am Yserkanal schildert Heinrich Binder im „Berliner Tageblatt" folgendermaßen: „Zu unseren vordersten Stellungen führte der Weg durch das Ueberschwemmungsgebiet und durch unüberbrückbare Schlammwege. Beim Graben stößt man schon in 30 Zentimeter Tiefe auf Grundwasser und in den Ackerfurchen steht überall das hervorsickernde Wasser. Die Wege und Straßen sind derart aufgeweicht, daß Kolonnen und Wagen im Schlamm stecken bleiben. Ich sah selber in der Nähe des Kanals Pferde bis nahezu an den Bauch mühsam durch die aufgeweichte Erde waten. Der Yserkanal bildet die natürliche Grenze der beiderseitigen Stellungen. An vielen Stellen hat man die Böschungen des Kanals als Unterstände und Terrain für Schützengräben benutzt, so daß sich oft, wie bei Dixmuiden zum Beispiel, die vordersten Schützenlinien bis auf 120 Meter gegenüber liegen.

Bei Dixmuiden, das auf der Ostseite des Kanals liegt und von uns gehalten wird, sind noch die Reste eines Brückenüberganges. Dieser Brückenrest wird von beiden Seiten aus auf das schärfste bewacht. Die unter Deckung hier vorgeschobenen Posten liegen sich auf 40 Meter gegenüber. Jeder Versuch, den Kanal zu überschreiten, wird sofort unter heftiges Artilleriefeuer genommen. An zahlreichen Stellen sind die Gegner uns gegenüber im Vorteil. Die Westböschung des Yserkanals ist höher angelegt als die Ostböschung. So sind in vielen Fällen die Gegner trocken eingeschanzt, während unsere Stellungen und Schützengräben fußtief voller Wasser stehen und täglich ausgepumpt und ausgeschaufelt werden müssen, da fortwährend neues Wasser hinzusickert. So stand ich bei Dixmuiden in dem vordersten Schützengraben, den man 50 Zentimeter hoch mit Faschinen und Holz ausgelegt hatte, der aber dennoch eine in Schlamm gebettete, dünne, feuchte Erdrinne war. Drüben, am anderen Ufer lag der Feind und schoß unaufhörlich. Wer dabei aber unsere Soldaten sah, die bis zu den Knöcheln einsanken, wer sie hörte, wie sie dennoch lustig und zu frohen Gedanken aufgelegt waren, wird diesen Anblick in seinem Leben nicht vergessen können."

Die Schlachten vor Ypern

Die Meldungen des deutschen Generalstabes über die Kämpfe in der Gegend von Ypern werden durch Berichte aus dem englischen Hauptquartier bestätigt und ergänzt, die die Wiener „Neue Freie Presse" zusammenfassend wiedergibt. Darnach erfolgte, nach den heftigen Angriffen der Deutschen zwischen dem 29. Oktober und dem 2. November (Messines!) bis zum 9. November 1914 kein neuer Vorstoß mit stärkeren Kräften. „Die deutsche Taktik schien vielmehr darauf auszugehen, den Gegner durch unausgesetztes Geschützfeuer und gelegentliche Einzelangriffe an verschiedenen Stellen zu ermüden. Auch die englische und französische Artillerie war tätig. Das französische 75-Millimeter-Feldgeschütz ist bei geeignetem Ziel von furchtbarer Wirkung*). Die Franzosen waren südlich von Ypern tätig. Was die Deutschen dort an Grund gewonnen haben, hat sich als wenig wertvoll erwiesen. Oestlich und südöstlich von Ypern, an der Straße Menin-Ypern bis südlich vom Lys (der Rechten unserer Aufstellung) griffen die Deutschen wiederholt an und gewannen manchmal Gelände, das aber meist wieder zurückerobert wurde."

An diesen Kämpfen haben zuerst die neugebildeten, großenteils aus Kriegsfreiwilligen bestehenden deutschen Korps teilgenommen. Ueber sie sagt der Engländer: „Es ist wahr,

---

*) Dieses Geschütz spielt gegenwärtig in Frankreich in der Presse wie in der Volksmeinung eine ähnliche Rolle wie in Deutschland die „großen Brummer".

daß ein beträchtlicher Teil der Deutschen, die in letzter Zeit gegen uns ins Feld gebracht wurden, aus eiligst geübten und unreifen Männern bestand, aber man muß zugeben, daß diese heterogenen Elemente nicht zögerten, gegen gut ausgebildete Truppen vorzurücken. Ungeachtet des Mangels an Offizieren stellten sich diese Knaben von 16 bis 17 Jahren unseren Kanonen entgegen, marschierten unbeirrt gegen die Läufe unserer Gewehre und fanden furchtlos scharenweise den Tod. Dies ist die Frucht eines Jahrhunderts nationaler Disziplin. Die Kraft der preußischen Kriegsmaschinerie schweißt sie zusammen, damit sie sich für die nationale Existenz einsetzen, und ihr Vorgehen beweist, daß für sie „Deutschland, Deutschland über alles" kein leerer Schall ist."

„Am 11. November 1914," fährt der englische Bericht fort, „nahmen die Deutschen ihre energischen Versuche, unsere Stellungen zu durchbrechen und zur Küste zu gelangen, wieder auf. Gleich bei Tagesanbruch eröffneten sie gegen unsere Verschanzungen nördlich und südlich der Menin-Ypernstraße vielleicht das wütendste Artilleriefeuer, das bisher vorgekommen. Einige Stunden darauf stürmte die deutsche Infanterie (die erste und vierte Brigade des Gardekorps). Obwohl von vorn und teilweise sogar in der Flanke — denn sie rückte stellenweise diagonal zu unserer Aufstellung vor — von unserem Geschütz-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer überschüttet, gelang es ihr, an drei Stellen nahe der Straße unsere Linie zu durchbrechen, ja sogar hinter unseren Verschanzungen in ein Gehölz zu dringen. Aus diesem vertrieben — sie ließ dort 700 Tote zurück — behauptete sie sich in unseren Schützengräben. Das geschah nördlich der Straße; südlich der Straße kam es nicht zum Sturm. Südöstlich von Ypern gab es nur Artilleriefeuer. Die von den Franzosen besetzten Stellungen wurden aber auch mit Sturm angegriffen.

Am 12. November herrschte teilweise Ruhe. In der Nacht hatten nördlich von uns die Franzosen auf die Deutschen, die den Ypernfluß überschritten und sich am linken Ufer eingegraben hatten, mit Erfolg einen Bajonettangriff ausgeführt. Dagegen waren unmittelbar links von uns die Franzosen zum Weichen gezwungen worden, und unser äußerster linker Flügel hatte sich dieser Bewegung anschließen müssen. Doch wurde das verlorene Terrain bald zurückgewonnen.

In den Tagen vom 13. bis zum 15. November hat sich die Situation nicht wesentlich geändert. Die Deutschen haben ihren Druck auf unsere ganze Linie fortgesetzt und ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Ypern konzentriert, ohne die heftigen Angriffe auf diesen Platz wieder aufzunehmen.

Vom 6. bis 15. November hat das Wetter die Aufklärung durch Flieger sehr gehemmt, es war entweder so neblig, daß man nichts sehen konnte, oder so windig, daß man nicht fliegen konnte, und der häufige Regen machte den Dienst noch unbehaglicher.

Am 13. November hatten unsere Soldaten wenigstens den Trost, daß es dem Feind noch schlechter gehe, denn der Wind blies ihm gerade ins Gesicht. Unser linker Flügel war morgens nur gelegentlichem Artilleriefeuer ausgesetzt, aber nachmittags wurde daraus eine heftige Beschießung auf den Teil unserer Aufstellung südlich der Straße Menin—Ypern. Diese bildete das Vorspiel zu einem deutschen Angriff auf der ganzen Linie um Ypern herum. Auf unserem Zentrum und rechten Flügel schien die feindliche Artillerie den Auftrag, unsere hinteren Aufstellungen abzusuchen, auszuführen. In der Nacht auf den 14. gab es auf unserer Rechten einige Nahkämpfe.

Am 14. wiederholten sich die Vorgänge des vergangenen Tags auf unserem linken Flügel. Die Deutschen durchbrachen unsere Linie an ein oder zwei Punkten. Weiter südlich griffen die Franzosen in der Gegend von Wytschaete an. Nachmittags wurde in unserem Zentrum Armentières beschossen.

Am 15. November griffen wir auf unserem linken Flügel östlich von Ypern all die Punkte unserer Linie an, wo sich der Feind am vorigen Tage in Ställen und Gräben

festgesetzt hatte. Südöstlich von Ypern, zwischen Hollebeke und Wytschaete, gab es heftige Zusammenstöße, in denen die Franzosen sich behaupteten.

Wir haben neuen Aufschluß über das Aufklärungssystem der Deutschen erhalten. Sie versprechen Unteroffizieren das Eiserne Kreuz, wenn sie sich des Nachts an unsere Linie heranschleichen. Die Unteroffiziere legen Stiefel, Helm und andere hindernde Gegenstände ab, kriechen möglichst nahe an unsere Verschanzungen heran und suchen unsere Posten irrezuführen, indem sie Steine in der entgegengesetzten Richtung, aus der sie herankriechen, werfen. Unsere Posten feuern dann in der falschen Richtung und verraten so ihre Stellung und die Linie unserer Verschanzungen. Die Späher tragen häufig Khakiuniform und Wollkappen wie unsere Mannschaft; in dieser Verkleidung gelingt es ihnen manchmal, hinter unsere Linie zu gelangen und die Telephonleitungen zu zerstören. Häufig sprechen sie gut Englisch und wissen sich mit größter Geschicklichkeit und Unverfrorenheit aus gefährlichen Lagen zu befreien.

Mit Ausnahme eines Angriffes auf unseren linken Flügel am 17. November blieben auch die vier Tage vom 16. bis zum 19. ereignislos. Dafür hat sich aber das Wetter geändert. Der Winter ist da. Auf einen trostlosen Nachmittag von Schnee und Tauwetter ist eine Frostnacht gefolgt und heute (20. November 1914) morgen herrscht scharfe, lichte Kälte, ein vielversprechendes Wetter für die Flieger, die letzthin so behindert waren. Ypern ist nach wie vor in unseren Händen; die Deutschen sind der Stadt nur wenig näher gekommen."

Ueber den jähen Umschwung in der Witterung berichtet ähnlich der Korrespondent der Amsterdamer „Tijd": „Der unerwartet eingetretene Winter hat einen überaus hemmenden Einfluß auf die Operationen. Die Kälte ist eisig. Nasser Schnee wirbelt umher, dringt in Augen und Ohren und erschwert den Felddienst sehr. Der weiche, breiige Boden des flandrischen Landes, das von so vielen kleinen Kanälen und Gräben durchschnitten wird, ist äußerst beschwerlich für große Truppenmassen und den Transport der Geschütze. Erst hat es geregnet, darauf geschneit, und jetzt ist alles Schlamm und Kot. Viele Laufgräben sind ganz überschwemmt und zu kleinen Flüssen geworden." Auch aus den deutschen Generalstabsmeldungen geht hervor, daß von Ende November an jede großzügige Operation durch die Witterung unmöglich gemacht worden war. Man richtete sich auf beiden Seiten auf die Ueberwinterung ein.

Der amtliche französische Gesamtbericht gibt die Verluste der Deutschen vor Ypern auf insgesamt 20 000 Tote an. Diese Zahl ist viel zu hoch gegriffen, wohl in Rücksicht auf die Verluste der Verbündeten. Denn der militärische Mitarbeiter der „Times" berechnet allein die englischen Verluste auf 50 000 Mann (Tote, Verwundete und Gefangene), wovon 5500 auf das indische Korps entfallen. Der Mitarbeiter fährt fort: „Wir müssen zugeben, daß die deutschen Truppen trotz schrecklicher Verluste noch immer zahlreicher sind als wir und daß sie starke Stellungen haben. Sie besitzen eine furchtbare Artillerie, die zerstreut aufgestellt und wohl verborgen ist. Die schweren Geschütze haben noch die Oberhand und begraben beständig unsere Leute, wobei ganze Abteilungen der Laufgräben zerstört werden. Ihre Scharfschützen sind kühn und hartnäckig. Ihre Grabenmörser und Granaten verursachen uns beständig Verluste und obwohl ihre Aufklärung in der Luft seltener wurde, erscheinen doch noch Tauben und Albatrosflugzeuge über uns und beobachten, was wir tun. Die englischen Offiziere und Unteroffiziere sind in schrecklicher Weise geschwächt. Wir haben fast die ganze reguläre Reserve und den besten Teil der Spezialreserve vieler Korps an die Front gebracht. Wenn die Depots nicht länger imstande sind, einen guten und regelmäßigen Ersatz zu schicken, würde die Armee an der Front gern einen Teil der neuen Armee als Ersatz begrüßen. Wir brauchen jeden Mann, den wir auftreiben können."

Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin

Deutsche Marinetruppen in den Dünen Flanderns



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin

Deutsche Marinetruppen in den Dünen Flanderns



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Ein deutsches Geschütz wird bei Dixmuiden in Stellung gebracht



Phot. Erich Benninghoven, Berlin

Deutsche Truppen und Kolonnen auf dem Marsche nach der Front in Flandern

Der Stellungskrieg

So war der Krieg auch in Flandern von Mitte November 1914 ab in das Stadium des Stellungskampfes eingetreten. In einer Beschreibung der Kämpfe der ersten Dezembertage, die der „Corriere della Sera" aus dem englischen Hauptquartier erhielt, heißt es, der Kanonendonner sei jetzt so vermindert, daß man im Vergleich mit dem Getöse vor einigen Wochen fast an Friedenszeit denken könne. Auch in Flandern habe der Kampf, wie an der Aisne, den Charakter einer Belagerung angenommen; er werde unterirdisch geführt. Die Deutschen griffen nicht mehr im offenen Felde, sondern in Zickzackgräben an, deren Bau zu beobachten schußbereite Gewehre verhindern. Nur den Kopf der Schanze könne man an der herausgeworfenen Erde erkennen. Aber auch dies sei nicht mehr möglich, wenn es sich um blinde Schanzen handle. Auf diese Art kämen die Feinde in so nahe Berührung, daß Geschütze an den Gefechten nicht teilnehmen könnten, ohne die eigenen Truppen zu gefährden.

Die „Dünenschlacht", die sich im äußersten Norden zwischen dem Ueberschwemmungsgebiet und dem Meer abspielte, schildert Luigi Barzini im „Corriere della Sera". „Das Merkmal dieser Schlacht," schreibt er, „ist die Unbeweglichkeit. Die Stunden, die Tage gehen vorüber, und die Stellungen ändern sich nicht merklich. Die Gegner nähern sich um Zentimeter. Die kurzen Stürme setzen schleichend ein, nach langen Vorbereitungen. Die Einnahme eines Schützengrabens ist mühevoll wie die Eroberung einer Festung. Ganze Bataillone können hingemäht werden auf hundert Meter Zwischenraum; die Entfernungen erhalten so einen ungeheuren Wert, ein Meter rechnet hier soviel wie ein Kilometer in der offenen Schlacht. Das Ziel einer langen Operation kann eine Verschanzung in Stimmweite sein, der Heldenmut alter Garden ist oft nötig, um ein Stück Wiese oder einen Grabenrand zu erobern. Die Verschiebungen sind für einen fernstehenden Beobachter mit dem Auge nicht wahrnehmbar. Die Bewegungen haben die Spanne als Längenmaß und den Tag als Zeitmaß. Es ist der Krieg der Giganten mit der Taktik der Liliputaner... Als ich zum ersten Mal in die tiefen Gräben in der Gegend von Lombardzyde kam, waren dort seit Tagen belgische, französische und deutsche Truppen im Sande vergraben und kämpften mit Löwenmut, ohne daß man auf der Landkarte eine merkliche Verschiebung hätte aufzeigen können. Bei einem Ringkampf, wenn die beiden Ringer sich packen, sich drücken und sich niederzuzwingen suchen, erscheinen die beiden Körper unbeweglich; sie zittern, vibrieren, aber sie rühren sich nicht vom Fleck; trotzdem ist das Ringen reich an Wechselfällen, die Kraftanspannung ändert sich, geht von einem Glied zum andern über, wird an der einen Seite geringer, um an der entgegengesetzten plötzlich verdoppelt einzusetzen; die Muskelgruppen bereiten Hinterhalte vor, und bei dem anscheinenden Stillstand treten Finten und Ueberraschungen ein; eine verwickelte, tatkräftige Taktik entfaltet sich in einem heimlichen Spiel der Sehnen, der Kampf wird ganz innerlich, reich an unmerkbaren Abenteuern, die bei aller statuarischen Festigkeit der Ringer unter der feuchten Haut aufeinander folgen. So verbirgt sich in der Erde die heiße, furchtbare Schlacht, wenn die Heere gegeneinander drängen wie in den Schützengräben und zwischen den Dünen von Lombardzyde. Die Kampflinien scheinen unbeweglich, und trotzdem hat jeder Winkel seine Zwischenfälle, jeder Abschnitt seinen Sieg oder seine Niederlage. Angriffe und Gegenangriffe haben zum Ziel den Gipfel einer Düne, einen Straßenrand, einen Mauervorsprung. Die Kämpfer befestigen ihre Stellungen mit Stahlplatten, in denen Schießscharten sind, die Soldaten schieben ihren kleinen Panzer vor, Verschiebungen von Kräften, Zusammenziehungen, Umgehungen werden mit unendlicher Langsamkeit kletternd, gleitend, kriechend ausgeführt. Halb eingetaucht in den Sand kriechen die Soldaten hintereinander

her, auf allen Vieren, wie Schwimmer auf gelben Wogen. Dann und wann ein ungeheures Geschrei: ein Angriff, ein Handgemenge, ein kleiner Schritt vor oder zurück."

Zu bemerkenswerten Ereignissen ist es bis Mitte Januar 1915 hier in den Dünen nicht mehr gekommen. Die häufigen von Nieuport aus unternommenen Angriffe wurden abgewiesen. Nur das Gehöft St. Georges ging den Deutschen verloren. Die französische Berichterstattung hat aus diesem nebensächlichen Vorkommnis natürlich einen glänzenden Waffenerfolg der Verbündeten gemacht. In einem amtlichen französischen Resumee vom 8. Januar 1915 heißt es: „St. Georges war vom Feinde zu einer eigentlichen Feldschanze hergerichtet worden. Die einzige von der Ueberschwemmung unberührte Straße war durch Drahtverhaue geschützt. Unsere Marinesoldaten, Chasseurs und Velofahrer, rückten gegen das Dorf vor, indem sie auf der Straße mit der Sappe eine Art Laufgraben aushoben. Am 27. Dezember gelangten wir so bis zum Hause des Fährmanns, das nördlich von St. Georges liegt. Am folgenden Tage erfolgte der Sturmangriff. Trotz heftigem Feuer gelang es einigen Marinesoldaten, ein Geschütz auf ein kleines Fahrzeug und dann auf den Deichen nur wenig entfernt von den Häusern von St. Georges in Stellung zu bringen. Die Häuser wurden darauf zusammengeschossen. Gleichzeitig rückten die Belgier vor und eine Abteilung von Marinesoldaten, die zu Schiff von Ramskappelle herkam, richtete sich in zwei Gehöften ein, von wo ihr Feuer die deutschen Verteidiger von St. Georges in der Längsrichtung bestrich. Die in den Laufgräben unter der Straße befindliche Infanterie ging dann zum Sturmangriff über. Die letzten deutschen Seesoldaten, die in St. Georges waren, ergaben sich darauf. In den Trümmerhaufen des Dorfes fand man dreihundert Leichen. Wir konnten uns in St. Georges festsetzen, trotz der Gegenoffensive der Deutschen. Am 30. Dezember fielen viertausend Granaten auf das Dorf und die Abdeckungen unserer Schützengräben. Vier Kolonnen rückten quer durch die Schlammbänke heran. Sie wurden aber durch das Feuer unserer Soldaten aufgehalten."

Dem französischen Bericht soll die Schilderung eines deutschen Mitkämpfers — A. H. Zeiz, Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" — folgen. Er schreibt:

„Drei Kilometer südwestlich von Lombardzyde, wo der Kanal von Passchendaele, der Brügge mit Nieuport verbindet, in den Yserkanal mündet, liegt der Weiler St. Georges. Bis vor wenigen Tagen war er in unserem Besitz, jetzt hat ihn der Feind zurückerobert. Morgen ist er vielleicht wieder in unseren Händen. So geht es hin und her.

St. Georges ist ein Trümmerhaufen geworden, ein Trümmerhaufen, der inmitten eines Friedhofes liegt. Zu dem Ort führt nur ein schmaler Dammweg zwischen riesigen Ueberschwemmungsseen. Und immer wieder versuchen unsere Matrosen, über diesen Damm in den Ort zu stürmen. Unsere Granaten, die verschiedenen Kaliber unserer schweren Artillerie, krepieren jetzt in dem Dörfchen, ruhelos, Tag und Nacht, und ebenso ruhelos bestreichen von drei Seiten die französischen und englischen Maschinengewehre den Dammweg. Denn die Gegner sind in ständiger Angst, daß unsere blauen Jungens das elende Nest wieder nehmen könnten. Sie liegen auf der Lauer: Tak—tak—tak — mit unheimlichem Phlegma knacken die englischen Maschinengewehre, dazwischen „tuckern" nervös die Franzosen, und so furchtbar, so undurchdringlich ist dieses Feuer, daß kein einzelner Mann unverwundet über den Weg gehen kann.

Der Wind, der von St. Georges herüberkommt, bringt Gerüche von verwesenden Leichen mit. Er trägt das Stöhnen von Verwundeten, die hilflos am Wege liegen, und denen des Feuers wegen nicht geholfen werden kann, er trägt das heisere Schreien und Husten der Afrikaner und Inder, die hoffnungslos hier dem naßkalten Klima erliegen. Wir hören diese Stimmen des Todes in der hellen, nebligen Nacht und denken an — unsere Lieben in der Heimat.

Rechts von uns auf einem Rübenacker war vor einigen Tagen noch eine Batterie in Stellung. Sie ist heute weiter vorgeschoben. Der Acker ist von tiefen Wassergräben umrahmt. Etwas weiter zurück ist ein kleines Haus. An der Tür steht die Inschrift: „Franctireur!" An der Seitenwand, etwas zurück, liegt der Tote, unbeerdigt."

Ein geschichtlicher Hinweis dürfte nicht uninteressant sein: das Schlachtfeld von Nieuport ist fast genau dasselbe wie im Jahre 1600. Noch vor nicht langer Zeit stand einsam in den Dünen an der Stelle, wo man von Zeit zu Zeit die Knochen von niederländischen und spanischen Soldaten findet, ein großes schwarzes Kreuz zur Erinnerung an die damals Gefallenen. Als die Badeorte aufkamen, ist dieses Kreuz verschwunden.

In der Gegend von Dixmuiden, das unbestritten in deutschem Besitz geblieben ist, verhinderte die Ueberschwemmung jede größere Operation. Erst zehn Kilometer südlich, bei Bixschoote, kam es zu ernsteren Kämpfen, besonders an den Tagen nach dem 17. Dezember, infolge der damals vom Generalissimus Joffre angeordneten allgemeinen Offensive, über die an anderer Stelle noch mehr zu sagen sein wird (vgl. S. 139). An dem Gesamtbild der dortigen Stellungen haben diese Kämpfe nichts geändert.

Wenn es den Deutschen auch nicht gelang, sich in den Besitz von Ypern zu setzen, so haben sie ihre Stellungen doch an einigen Punkten weit genug vorgeschoben, um die Stadt mit schwerem Geschütz beschießen zu können. Aus Panzerzügen wurden Zündgranaten geworfen, auch haben deutsche Flieger die Stadt mehrfach bombardiert. Viele Gebäude sind in Brand geraten, darunter das Rathaus, die Kathedrale und die berühmte alte Tuchhalle.

In der Umgebung von Ypern wurde gleichfalls hartnäckig und erfolglos gekämpft. So melden z. B. die Londoner „Daily News" über einen Kampf auf der Front Ypern—Armentières am 10. bis 11. Dezember 1914 folgende Einzelheiten: „Bei dem Dorf Dickebusche waren die feindlichen Laufgräben nur 60 Meter voneinander entfernt, und die deutsche Artillerie mußte ziemlich hoch zielen, um nicht die eigenen Mannschaften zu treffen. Dadurch erlitten die Franzosen in den hinteren Laufgräben schwere Verluste. In den vorderen Gräben drängten sich die Leute an die Wände, während der Sturm der Granaten und Kugeln über ihre Köpfe dahinraste. Sie konnten sonst nichts machen. Die französischen 7,5-Zentimeter-Kanonen suchten die deutschen Batterien. Es war ein heißes Gefecht. Plötzlich warfen deutsche Infanteristen aus den vordersten Laufgräben einen Hagel von Handgranaten nach den nächsten französischen Laufgräben. Viele davon fielen zu kurz und nur wenige richteten Schaden an. Kaum war diese zweite Qual vorüber, als ein Schwarm von Deutschen aus den Laufgräben hervorkam und einen wütenden Sturmangriff unternahm. Die Franzosen in den vordersten Laufgräben hatten sich gerade selbst auf einen Sturmangriff vorbereitet, obwohl sie zu schwach dazu waren. Sie feuerten auf die Angreifer, es entstanden Lücken in den feindlichen Reihen, auf so kurze Entfernung konnte kaum eine Kugel fehlen. Die deutsche Flut wogte hin und her, sie brach sich an den niedergeworfenen Abteilungen der eigenen Mannschaften und rollte dann wieder vorwärts. Es fehlte den Franzosen an Zeit, die Gewehre wieder zu laden. Sie kletterten aus den Laufgräben und stürmten den Deutschen entgegen. Noch immer brüllten die deutschen Kanonen, um das Heranziehen von Verstärkungen zu verhindern, die wohl erhebliche Verluste erlitten, aber doch bald zur Stelle waren. Schließlich mußten sich die Deutschen auf ihre Laufgräben zurückziehen. Der Boden zwischen den Gräben war mit Toten und Verwundeten bedeckt, aber niemand wagte es, den Verwundeten Hilfe zu leisten. Dieser Angriff war aber noch nicht die letzte Arbeit dieses Tages. Die französischen Geschütze dröhnten immerfort und Handgranaten fielen auf die beiderseitigen Stellungen. Vor Eintritt der Dämmerung wiederholten die Deutschen den Angriff mit dem gleichen Erfolg. Wieder be-

deckten den Boden Haufen von Leichen französischer und deutscher Soldaten. Auch als die Nacht angebrochen war, erneuerten die Deutschen den Angriff wieder. Eine große Masse von Deutschen stürmte über den schmalen Erdstreif zwischen den Laufgräben. Sie überwältigten die Franzosen und besetzten schließlich den Graben, für den ein solch hoher Preis bezahlt worden war. Aber sie konnten ihn nur einige Stunden behalten. Die Franzosen unternahmen kurz nach Mitternacht von drei Seiten ihrerseits einen neuen Angriff auf die Stellung; die Deutschen verteidigten sich mit erstaunlicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit, aber schließlich gegen Morgen wurden sie doch zurückgedrängt."

Die Beschießung der flandrischen Küste

Sobald der rechte deutsche Flügel bis an die Meeresküste vorgedrungen war, erschien ein neuer Gegner: die englische Flotte. Nachdem die Deutschen Ostende besetzt hatten, nahm ein Geschwader unter einem Konteradmiral Aufstellung vor Ostende und wollte die Stadt beschießen, was nur auf dringende Vorstellungen der belgischen Behörden hin vorerst unterblieb. Das Eingreifen der Flotte beschränkte sich somit anfangs auf die Entsendung von Torpedobooten, die bis nahe an die Küste vordrangen und heftiges Feuer gegen die deutschen Truppen unterhielten. Die deutschen Feldbatterien blieben die Antwort nicht schuldig, eines der Torpedoboote wurde außer Gefecht gesetzt. Später beteiligte sich das ganze Geschwader am Feuergefecht, ohne jedoch dem Vordringen der Deutschen ein Ende machen zu können. Dann wurden drei für die brasilianische Rechnung bei Vickers gebaute gepanzerte Flußmonitoren von 1250 Tonnen herangebracht, die, durch ihren geringen Tiefgang zum Kampf in seichten Gewässern und gegen Landtruppen besonders geeignet, eine wertvolle Verstärkung der französisch-englisch-belgischen Streitmacht darstellten. Nach englischen Meldungen wurden sie zeitweilig durch deutsche Unterseeboote verjagt, die von Zeebrügge aus operierten.

Später griff die englische Flotte, verstärkt durch französische Schiffe, von neuem in den Kampf ein. Nun wurde auch Ostende zwecklos beschossen. Die Beschießung verursachte eine grenzenlose Panik und veranlaßte die Bürger, in den Kellern Schutz zu suchen. Drei Hotels an den Boulevards, besonders das Hotel Majestic, wurden beschädigt, ein Militärarzt und ein Marineleutnant getötet. Admiral v. Schröder hat daraufhin folgende Proklamation erlassen: „Das Beschießen englischer Hotels und englischer Untertanen an der belgischen Küste legt mir die Pflicht auf, zum Schutze der hier verbleibenden englischen Untertanen die nötigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Ich befehle also, daß alle englischen Untertanen in Ostende und in den benachbarten Küstenplätzen sich eiligst von diesem Platz zu entfernen und an bestimmten Orten zu versammeln haben; sie werden dann unter sicherem Geleit nach der niederländischen Grenze gebracht. Ich lehne jede Verantwortung ab für alles Elend, das die vollkommen zwecklose englische Beschießung den jetzt unter deutschem Schutz stehenden Frauen und Kindern bringt. Die Abteilungskommandanten müssen dafür Sorge tragen, daß die flüchtenden Personen mit aller Sorgsamkeit aus den Gebieten entfernt werden, die innerhalb der Beschießungszone der englischen Schiffe liegen." Ein deutscher Admiral, der Engländer vor englischen Roheiten schützen muß!

Nach dem Bombardement von Ostende scheint sich das englisch-französische Geschwader ausschließlich mit der Beschießung der deutschen Truppen beschäftigt zu haben. Jedoch die Deutschen hatten inzwischen auch schwere Artillerie in Stellung gebracht, mit der sie gegen die von See aus feuernden Schiffe schossen. Das „Leipziger Tageblatt" erfährt über dieses Artillerieduell, das im wesentlichen vor Middelkerke stattfand, folgende Einzelheiten: „Am 24. Oktober 1914 wurden ein Kreuzer und zwei Torpedobootzerstörer durch Treffer beschädigt, worauf alle feindlichen Schiffe schleunigst verschwanden. Am

25. Oktober erschienen englische Kriegsschiffe in größerer Zahl und überschütteten die deutschen Küstenbatterien mit einem Hagel schwerer Granaten. Es wurden nahezu 1000 Schüsse gezählt, die teilweise in nächster Nähe der deutschen Batterien einschlugen, sie aber infolge der geschickt gewählten Dünenstellungen nicht nennenswert beschädigten. Dagegen wurden wiederum drei englische Schiffe „Falcon", „Brilliant" und „Rinaldo", unter erheblichen Offiziers- und Mannschaftsverlusten außer Kampf gesetzt. Der am 26. Oktober unternommene Versuch, die deutschen Batterien zum Schweigen zu bringen, mißlang vollständig. Die Schiffe eröffneten aus größerer Entfernung ein lebhaftes Feuer, wurden aber nach einem erbitterten Kampfe wiederum zurückgeschlagen. Eine deutsche Sprenggranate traf den Kessel und die Maschinenanlagen eines Torpedobootzerstörers, der nach Beobachtung von der Küste kurz darauf sank. In den nächsten Tagen wagten sich englische Kriegsschiffe nicht mehr näher an die Küste. Ihr weiteres Feuer war erfolglos, so daß die deutsche Armee, unbehelligt von der englischen Flotte, die Operationen gegen die Feindesfront bei Nieuport fortsetzen konnte."

Nach einem kurzen, sofort abgewiesenen Besuch Anfang November erschien die feindliche Flotte erst nach dem 20. November wieder zur Unterstützung der Landoperationen bei Nieuport und zur Beschießung von Zeebrügge. Der Kriegskorrespondent der Amsterdamer „Tijd" meldete seinem Blatt darüber: „Die weiter südwärts gelegenen, durch die Deutschen verstärkten belgischen Küstenorte und besonders die deutsche Artillerie in den Dünen waren wiederholt das Ziel einer englisch-französischen Flotte. Am frühen Morgen klärten englische Flieger die Küstengegenden auf, wo die deutschen Kanonen verdeckt aufgestellt und zum Teil in Dünenabhängen mit der Mündung nach dem Meer gerichtet, eingegraben sind. Nachdem die Flieger nach den Linien der Verbündeten zurückgekehrt waren, unternahmen diese Angriffe auf die deutsche Infanterie bei Nieuport in Zusammenwirkung mit dem Geschwader, das, fortwährend feuernd, sich der Küste immer mehr näherte und wahrscheinlich durch drahtlose Telegramme Informationen bekam. Die Deutschen unterhielten ein ununterbrochenes Feuer auf die heranrückenden Truppen der Verbündeten und auf das Geschwader, das aus drei kleinen Kreuzern und zahlreichen Torpedobooten bestand. Schon früh am Vormittag erschien eine zweite kleine Flotte, welche die Gegend zwischen Ostende und Wenduyne unter Feuer nahm. Weder hier noch bei Nieuport konnte eine der Parteien einen entscheidenden Vorteil gewinnen. Zwei deutsche Batterien bei Westende wurden zum Schweigen gebracht, aber dennoch mußten sich die dort operierenden Schiffe infolge des kräftigen Schießens der Deutschen zurückziehen, durch das ein Torpedojäger ernstlich beschädigt wurde. Das zweite Geschwader wandte sich dann nach Zeebrügge. Noch ehe es Abend wurde, wurden dort die Koksschuppen und Elektrizitätsbauten in Brand geschossen, auch das Palace-Hotel und der Kirchturm in Heyst sind schwer beschädigt. Man sagt, daß auch die Schleusen und Anlegestellen von Zeebrügge starken Schaden gelitten hätten. Es entwickelte sich ein Kampf mit dem Geschwader, das aber bald, begünstigt durch Nebel und Dunkelheit, in westlicher Richtung verschwand. In Zeebrügge sind auch Villen und Häuser verwüstet, andere stehen in Brand. Die Einwohner flohen nach allen Richtungen."

Spätere Beschießungen der belgischen Küste, unter denen vor allem Westende schwer gelitten hat, hatten ebensowenig militärische Bedeutung wie die von Ostende und Zeebrügge. Der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung" erzählt von einem solchen Angriff der Kanalflotte: „Ueber Nacht hatte sich das englische Geschwader mit abgeblendeten Lichtern unter dem Schutze des starken Nebels der Küste bedeutend genähert, war aber, wie stets, blutig heim- oder in diesem Falle besser gesagt hinausgeschickt worden. Jetzt sieht man es langsam am Horizont entlang kreuzen. Es sind ungefähr fünf größere Schiffe, denen mehrere Torpedoboote beigegeben sind.... Der Fernsprecher übermittelt

eine Meldung. Schon richtet sich das Rohr eines Geschützes steil in die Höhe, ein kurzes Kommando, dann schießt unter hartem Knall eine schwefelgelbe Feuergarbe aus dem Rohr, und mit donnerähnlichem Gerolle legt das Geschoß seine Bahn zurück. Beim feindlichen Geschwader entsteht eine Bewegung, der Schuß scheint gesessen zu haben, doch als Antwort blitzt es bald darauf einige Male hintereinander auf, und der Lichtschein zeichnet sich mit scharfen Konturen in die Dämmerung des beginnenden Tages. Viel zu kurz und seitlich vor uns schlagen die meisten Geschosse ins Wasser, nur eins erreicht mit knapper Not den Dünensand, wo es sich tief eingräbt, ohne jedoch zu platzen. Jetzt fängt es an der Küste entlang allenthalben an zu schießen, erwidert von der Seeseite, wo die Engländer mit Breitseitenfeuer arbeiten. Die grellen Blitze geben dem jungen Tag eine grausige Einleitung, über eine Stunde währt bereits dieser Eisenhagel. Wie durch ein Wunder sind auf unserer Seite noch keinerlei Verluste zu beklagen, unsere Leute haben sich aber auch glänzend eingegraben. Der Telephonist gibt eine neue Meldung des Beobachtungspostens, nach der das Feuer sofort dirigiert wird. Die Engländer haben ein Wendungsmanöver vollführt und versuchen, sich fortwährend feuernd der Küste zu nähern. Jetzt setzen auch von irgendwoher Flachfeuergeschütze ein, die man an ihrem typischen rollenden Knall als solche sofort erkennt, platzen auch Schrapnells über unseren Köpfen, mit denen nun die Feinde die ganze Küste bestreichen, um die Bedienungsmannschaften auf diese Weise außer Kampf zu setzen. Nach dem Entfernungsschätzer sind die Engländer noch ungefähr 6½ Kilometer weit draußen auf See. Man kann aber kaum noch etwas sehen in den dichten Rauchschwaden. Ohne jedes Kommando arbeitet die Mannschaft ruhig und sicher, worin ihr noch jugendlicher Batterieführer ein glänzendes Beispiel gibt, der an einem äußerst exponierten Posten mit dem Glase die Feuerwirkung beobachtet, mit rauchgeschwärztem, energischem Gesicht, das personifizierte Pflichtgefühl. Eine kleine Feuerpause tritt ein, da auch auf der Gegenseite das Feuer merklich schwächer wird, und in den sich aufteilenden Rauchschwaden sehen wir, wie das feindliche Geschwader mit nordwestlichem Kurs die Küste wieder verläßt, um einen mißglückten Versuch reicher."

Nach den Angaben des Marinesachverständigen der „Times" gehörten Anfang Januar der an der belgischen Küste operierenden englischen Flottille zwei Schlachtschiffe, drei Monitore, ein Kreuzer, mehrere Kanonenboote, Schaluppen und Torpedoboote an. Dazu kommen an französischen Schiffen einige Torpedojäger und ein Kanonenboot.

Luftangriffe

Die Tätigkeit der Flieger ist auf dem flandrischen Kriegsschauplatz besonders lebhaft gewesen, wie verschiedene der wiedergegebenen Schilderungen beweisen. Sie ermöglichten nicht nur der schweren Artillerie, ihre Ziele sicher zu bestimmen, sondern sie bombardierten auch oft mit Erfolg die Orte hinter der feindlichen Front, die dem Gegner als Quartiere oder als Stützpunkte für Verpflegung und Munitionszufuhr dienen. Deutsche Flieger haben mehrfach über Dünkirchen, Calais—Dover, Hazebrouck und anderen wichtigen Orten erfolgreich manöviert, feindliche Flieger z. B. über Zeebrügge.

Der interessanteste Luftangriff war sicherlich der eines kombinierten deutschen Fluggeschwaders auf Dünkirchen. Die „Daily Mail" berichtet: „Das bisher bedeutendste Flugunternehmen des ganzen Krieges wurde am 9. Januar 1915 von den deutschen Fliegern über Dünkirchen ausgeführt. Vierzehn bewaffnete Zweidecker bildeten die angreifende Macht und kreuzten über der Stadt ungefähr von 11 Uhr vormittags bis ¼4 Uhr nachmittags. Die Glocke läutete zuerst vom hohen Turm der Kirche von Dünkirchen um 11 Uhr, und die blaue und weiße Fahne wurden aufgezogen. Dann erschien ein einzelner Zweidecker von Osten. Er war der Aufklärer des Fluggeschwaders. Trotz des warnenden Signals der Kirchenglocken versammelten sich die Bürger auf den Plätzen

der Stadt und in den Straßen, um nach den Fliegern über ihren Köpfen zu sehen. Sie waren der Meinung, daß es nur ein einziger Flieger sei. Jedoch nach einigen Minuten fing die Glocke wieder an zu läuten, und diesmal kreuzten fünf deutsche Flugzeuge am klaren Himmel. Ein Aeroplan kam nördlich von der See, und vier andere von Osten. Fünf schwebten ungefähr 3000 Fuß über dem Hauptplatz von Dünkirchen. Inzwischen wurden die Kanonen der Forts in Stellung gebracht; überall um die deutschen Flieger sah man die weißen Wölkchen platzender Schrapnells. Einer der Zweidecker wandte sich zur Rückkehr. Als die Sonnenstrahlen auf seinen Stahlteilen aufglänzten, kam das Volk aus den Kellern heraus mit lautem Jubel, denn es dachte, der Zweidecker habe Feuer gefangen. Jedoch es kamen mehr und mehr Flieger, nicht auf einmal, sondern einer nach dem anderen und sie warfen nacheinander ihre Bomben herab auf die Vorstädte von Dünkirchen Maclo, Condekerk, Rosendahl und St. Pol. Insgesamt wurden 50 Bomben herabgeworfen, von denen einzelne Explosivbomben, die anderen Brandgranaten waren. In Maclo wurden fünf Personen getötet, in Dünkirchen eine, in St. Pol wurden ebenfalls mehrere Personen getötet. Da kein amtlicher Bericht darüber herausgegeben wurde, ist es unmöglich, genaue Ziffern anzuführen. In Adinkerke (in der Nähe von La Panne) sollen vier Personen getötet worden sein. Die Brandgranaten explodierten mit einem verhältnismäßig leichten Knall." Zwei der Flieger wurden, wie „Daily Mail" behauptet, in der Nähe von Dünkirchen durch Kanonen heruntergeschossen, und ein anderer bei Wulpen etwa 20 Meilen von den deutschen Linien entfernt. In allen anderen Berichten wird jedoch übereinstimmend mitgeteilt, daß das deutsche Luftgeschwader unbeschädigt seinen kühnen Flug über Dünkirchen nach der See hin fortsetzen konnte.

In Calais

Mitte Oktober 1914 wimmelte es in Calais von belgischen und französischen Flüchtlingen (vgl. II, 179); allmählich wurden diese nach England und Südfrankreich abgeschoben. Dann begann man die alten Festungswerke instand zu setzen und zugleich für die vielen Verwundeten Platz zu schaffen, die aus den Schlachten in Flandern und Nordwestfrankreich unablässig hereinströmten. Glich Calais vorher einem großen Flüchtlingslager, so glich es jetzt einem großen Lazarett.

Der norwegische Schriftsteller Sven Elvestad gibt in der „Frankfurter Zeitung" folgendes **Stimmungsbild** von seiner Fahrt nach Calais: „Der Kanaldampfer, der mich von England nach Calais brachte, war voll von Rote Kreuz-Schwestern, von französischem Militär und jungen Belgiern. Es waren Flüchtlinge, die heimkehrten, um sich unter die Fahnen zu begeben, und zwar mehrere Hundert. Ein Teil gut gekleidet, benahm sich anständig, während andere in schmutzigen, abgerissenen Anzügen, laut lärmten. Auch Betrunkene waren unter ihnen. Ab und zu kam es auf dem großen Deck in der Dunkelheit zu einem Geschrei, das sich dann rasch über das ganze Schiff verbreitete und in der ersten Strophe der Brabançonne oder der Marseillaise ertrank. Französische Offiziere blickten kaltprüfend auf diese jungen Menschen, ohne Mitgefühl oder auch nur Anerkennung darüber zu verraten, daß diese heimatlose Jugend in den Kampf zurückkehrte.

Bevor wir Calais erreichten, war es schon längst dunkel geworden. Auf dem schwach beleuchteten Kai standen Soldaten der Verbündeten, bunt durcheinander gewürfelt. Sie wurden von den Truppen auf dem Schiffe mit gewaltigem Geschrei begrüßt. In der Dunkelheit war nichts deutlich zu erkennen; ich hatte nur die Vorstellung einer großen Ansammlung von Menschen und einem Gewirr leidenschaftlicher Stimmen. Der Leuchtturm von Calais, der mitten in der Stadt steht, sieht aus wie ein ungeheurer Arm, der Lanzen von Licht um sich herum wirft. Ich beeile mich, aus dem Menschenschwarm herauszukommen, und wandere durch die Stadt. In den halb dunklen Straßen treiben

sich Haufen Neugieriger herum. Hier und da tauchen malerische Indier oder Afrikaner auf, die lächelnd in dem schwarzen Gesicht ihre schneeweißen Zähne zeigen und auf ihre Verbände hinweisen. Ueber einen freien Platz kommt ein Trupp schottischer Hochländer. Ich sehe ihre sich taktmäßig bewegenden nackten Beine noch lange, während sie in der Dunkelheit der Nebengassen verschwinden, und während ihr Gesang: „Pat, Mac and Joe, Hallo!" langsam erstirbt. Aus einem anderen Winkel kommt in stummem Marsch ein Bataillon Franzosen mit dem Spaten über der Schulter — sie haben augenscheinlich Laufgräben gegraben. Alle Menschen sind hier übrigens davon überzeugt, daß die Deutschen nicht bis Calais vordringen werden. Plötzlich hört man helles Glockengeläut den Straßenlärm übertönen, und alles strömt auf dem Markt zusammen. Aus der Dunkelheit taucht eine Reihe von Ambulanzen auf; aus dem wüsten Geschrei des Pöbels tönen die Rufe: „Les boches, les boches" heraus. Es sind verwundete deutsche Kriegsgefangene. Einen von ihnen sehe ich flüchtig; er liegt auf dem Dach der Ambulanz, und ein Franzose zu seiner Seite, der ihm den Kopf stützt, starrt ihn verwundert an. Wie der Verwundete den Lärm hört, lächelt er; dann wird sein Gesicht bleich wie Kalk und er schließt die Augen. Woher kommt dieser Mann? Weshalb ist er ein Feind? Ich fühle, wie aus meinem Herzen ein verborgenes Gefühl hervorbricht; es ist wie das plötzliche Wiedererkennen eines Stammesverwandten, und Mißmut erfaßt mich, ihn überwunden zu sehen. Ich blickte in Augen, die die Augen meiner Rasse waren....

An diesem Abend war auch die Königin von Belgien wieder in der Stadt, um die Verwundeten zu besuchen. Vor dem neuen Rathause, das noch nicht ganz fertig ist, wartete ihr Auto. Während der Wind durch die offenen Fenster des Untergeschosses heult, liegen in den obersten Stockwerken die Verwundeten. Ein Offizier ging der Königin voran und öffnete die Türe des Wagens. Bevor sie einstieg, blieb sie einige Augenblicke stehen; vielleicht war sie von dem grellen Licht der Scheinwerfer des Wagens geblendet. Sie trug eine Regenkapuze und einen pelzgefütterten Mantel über ihrem schwarzen Kleide. Die Frau schien in dieser weiten Umhüllung fast zusammenzuschrumpfen. In ihrem Gesicht liest man keine Angst; aber es scheint starr von unendlicher Verwunderung. Sie hat in ihrem Blick etwas von einer Schlafwandlerin; sie macht den Eindruck, als ob sie ununterbrochen denke und doch nicht verstehen könne.

So sieht es abends in Calais aus; wenn die Stadt zur Ruhe geht, wenn Stille eintritt, dann hört man durch das Heulen des Windes hindurch aus der Ferne ein seltsames Geräusch: Es ist der Donner der Kanonen, die ununterbrochen und drohend von der Front ihre Stimme erschallen lassen."

Episoden vom flandrischen Kriegsschauplatz

Zufälle des Krieges

Heinrich Binder, der Kriegskorrespondent des „Berliner Tageblatts" erzählt:

„Es war bei Elewyt. Ein kleines Dorf, etwa drei Kilometer westlich von Eppeghem. Am Wege liegt das Schloß Steen. Rubens hatte es 1635 für sich und seine Helene Fourment gekauft. Hier reiften in schönen Sommermonaten die wuchtigen Farbenträume seiner derbgewaltigen Kunst. Heute liegt das Schloß verödet und verwüstet. Die Belgier und Franzosen hatten sich vor den Deutschen hier einquartiert. Sie haben Gemälde von unschätzbarem Wert zerschnitten und das reiche Gold der Rahmen zerhackt...

Im Park des Schlosses liegen ein paar deutsche Gräber. Wunderbar eingebettet in die altflandrische, weiße, winterliche Ruhe. Und drüben, über Hecken und Feldern, liegen die Trümmer von Elewyt.

Hier gab es heiße Tage. Hier tobte die Schlacht, und die Deutschen kamen nur langsam vorwärts. Es ging nicht so schnell wie sonst, und man konnte sich den hemmenden

Zufall nicht erklären. Der Feind schoß besser als an anderen Tagen. Es mußte ein Zufall sein, denn weit und breit war kein Grund zu erkennen. Das Dorf verlassen und zerschossen. Die Straßen aufgewühlt. Krieg und Lärm überall und dennoch lastend die eisige Ruhe.

Da löste der Zufall das dunkle Rätsel. Ein deutscher Offizier sah nach dem Kirchturm von Elewyt. Er wollte feststellen, wann die Uhr des Turmes stehen geblieben war. Er traute seinen Augen kaum. Waren es die aufgepeitschten Nerven? Die überreizten und ermüdeten Sinne? — Nein: Die Zeiger der Uhr bewegten sich langsam hin und her. Sie waren weiß angestrichen, so daß sie sich leuchtend von dem schwarzen Zifferblatt abhoben. Und wie von Geisterhand geleitet, kündeten sie genau an, wie die Schüsse lagen, die ununterbrochen in die deutschen Linien fielen. Die Uhr, die sonst dem Dorfe Arbeit und Vesper in stumpfem Gleichmaß gewiesen hatte, lenkte jetzt das Feuer der Schlacht, das verheerend im eigenen Lande einschlug.

Als man zur Kirche stürmte, kam ein hagerer, schweigsamer Mann aus dem Turm. Der Zufall hatte ihn auf den Turm geführt. Durch Zufall waren die Zeiger der Uhr weiß angestrichen. Durch Zufall hat er die Zeiger bewegt, um zu sehen, ob die zerschossene Uhr wieder herzustellen sei. So sagte er.

Der Zufall wollte es, daß eine belgische Granate mitten hinein in die Untersuchungsszene fiel. Der Mann von Elewyt und zwei deutsche Soldaten, die an seiner Seite standen, wurden getötet.

Die Granate hatte sich verirrt, weil die Zeiger der Uhr ihr nicht mehr den Weg wiesen. Und als der Abend kam, waren die Batterien des Feindes genommen."

Das Eiserne Kreuz für einen französischen Offizier

Eine rührende Episode spielte sich nach einem heftigen Nachtkampf bei Ypern ab, die französische Blätter nach der Erzählung eines Soldaten wie folgt wiedergeben: „Die Nacht verstrich, die Morgendämmerung brach an, und wir konnten das Gelände sehen, wo wir gekämpft hatten. Ohne Zweifel waren die Deutschen nach der Schlacht zurückgekommen, um ihre Kameraden zu holen. Das Gelände war leer, keine Toten, keine Verwundeten waren zu sehen, nur ein einziger Verwundeter lag auf halbem Wege zwischen den beiden Schützengräben im Kugelregen. Unsere Leute schossen noch immer, doch keiner zielte auf den Unglücklichen. Auf einmal sahen wir einen Mann aus den deutschen Gräben herauskommen und auf den Verwundeten zuschreiten, dem er offenbar helfen wollte. Eine Salve von uns streckte ihn nieder. „Feuer einstellen!" befahl plötzlich unser Offizier. Wir gehorchten und sahen nun zu unserer großen Ueberraschung, wie der Offizier den Graben verließ. Von den Deutschen traf ihn eine Kugel; aber er raffte sich mit ungeheurer Kraftanstrengung auf und marschierte festen Schrittes zu dem deutschen Graben. Jetzt erhob sich ein Beifall aus beiden Gräben, und während einer Stunde wurde weder hüben noch drüben ein Schuß abgegeben. Unser Offizier ging bis zu dem Verwundeten hin und, obwohl selbst verwundet, hob er ihn auf, stützte und führte ihn bis zu den deutschen Gräben, wo er ihn vorsichtig auf einem Erdhügel absetzte und sicher, als wäre er zu Hause, zu uns zurückkehrte. Aber er kam nicht ohne Belohnung wieder. Ein deutscher Offizier stürzte aus seinem Graben, und indem er von seinem Waffenrock das Eiserne Kreuz herunterriß, heftete er es an die Brust unseres Helden. Aus beiden Gräben ertönten stürmische Bravorufe. Langsam kam unser Offizier zurück und von unseren Beifallsrufen begrüßt, fiel er ermattet und bewußtlos in unsere Arme. Die Deutschen aber ließen uns Zeit, ihn aufzunehmen und ihm Hilfe zu spenden. Dann setzte der erbitterte Kampf von neuem ein."

Wie die „Straßburger Post" erfährt, heißt der französische Hauptmann, der auf diesem außergewöhnlichen Wege das Eiserne Kreuz erhielt, Dettweiler; er ist ein Sohn des

früheren Großkaufmanns Dettweiler, der in Straßburg ein Tuch- und Garngeschäft betrieb und Ende der siebziger Jahre mit seiner Familie nach Frankreich auswanderte. Kapitän Dettweiler stand bis zum Ausbruch des Krieges in Nanzig in Garnison. Seine bei dem Rettungswerk erhaltene Verwundung war nicht gefährlich.

Ueberläufer

Aus einem Feldpostbrief aus Warneton: „Während ich gestern bei den Grenadieren war, hab' ich etwas sehr Nettes erlebt. In vorderster Linie lag ein Landwehrregiment, das händeringend telephoniert, der Feind bereite einen Angriff mit ganz überlegenen Kräften vor, er hätte sich schon auf 600 Meter herangearbeitet. Sie könnten sich nicht halten, es sollten aktive Truppen zur Hilfe kommen. Na, die Grenadiere stellten sich alarmbereit dahinter auf. Wir sollten, sobald die Franzosen angriffen, mit Tambour und Musik vorstoßen. Es wurde dunkel und kein Mensch griff an, sondern ohne daß man einen Gewehrschuß hörte, kamen auf einmal 600 gefangene Franzosen an. Ich fragte gleich einen Offizier unter ihnen aus und er erzählte uns folgendes: „Wir sind doch nicht dazu da, uns für die Engländer totschießen zu lassen. Wir haben uns an eure Stellung herangearbeitet, um bei Nacht überlaufen zu können. Jetzt sind wir hier und sind sehr froh darüber." Sie hatten erst einige mit weißen Tüchern herübergeschickt, die sagen sollten, man möchte ja nicht schießen, es kämen noch mehr, und richtig, sie kamen auch scharenweise in unsern Schützengraben hereingehupft."

Der Gefangenschaft entronnen

Eine Kompagnie eines bayrischen Reserve-Infanterieregiments war in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1914 im Häuserkampf um Wytschaete auseinandergekommen. Am Ostrande trafen mit dem Kompagniechef nur wenige Leute ein, die sämtlich mit Ausnahme des Augsburger Kriegsfreiwilligen Zott fielen. Zott, der früher zur See gefahren war und einige englische Ausdrücke und Flüche kannte, bekleidete sich mit Mantel und Mütze eines gefallenen Engländers und lief hinter die Front der englischen Schützen zu den Munitionswagen und Feldküchen. Dort blieb er mehrere Stunden, faßte mit den Engländern Kaffee und machte sich an einem Munitionswagen zu schaffen, indem er dessen Pferde fütterte. Als er erkannt zu werden fürchtete, setzte er sich auf das Sattelpferd des Wagens, brachte ihn zur englischen Schützenlinie vor und entleerte die Munition. Während die Engländer mit der Entgegennahme der Patronen beschäftigt waren, saß er auf und fuhr im Galopp über die Schützengräben in der Richtung auf die deutschen Stellungen, von Freund und Feind lebhaft beschossen. In einer kleinen Mulde fand er Deckung und wechselte seine englische Bekleidung gegen die deutsche um. Nachdem er einen verwundeten Offizier und drei verwundete Soldaten aufgeladen hatte, fuhr er zu der deutschen Linie weiter. Am Abend des 1. November kam er mit dem Wagen zum Generalkommando. Der Kommandierende General, der dies selbst berichtet, übergab Zott sogleich das Eiserne Kreuz.

* * *

Aus einem Feldpostbrief: „Kürzlich wäre ich beinahe belgischer Gefangener geworden. Wir hatten uns — ein Oberleutnant und 40 Mann — in ein von Belgiern besetztes Dorf zu weit vorgewagt und ein Haus besetzt. Der belgische Oberst, der einige unserer Verwundeten zu Gefangenen gemacht hatte, ließ uns sagen, daß wir uns gefangen geben sollten, widrigenfalls unser Haus mit Granaten beschossen werden würde. Wir ließen ihm sagen, daß wir Deutsche seien, und daß sich ein Deutscher nicht ergibt. Da sausten die Granaten in unser Haus und wir glaubten uns schon verloren. Plötzlich kam uns ein rettender Gedanke. Wir schlugen ein Loch in die Seitenwand des Hauses, gelangten so

zum Nebenhaus, dann ebenso noch in zwei Häuser, und waren schließlich am Ende des Dorfes. Zum Glück wurde es dunkel; so gelang es uns, kriechend im größten Kugelregen unseren Schützengraben zu erreichen."

Frieden im Krieg

Ein englischer Berichterstatter, Ward Prince, erzählt: „Das überschwemmte Gebiet ist so etwas wie eine Neutralitätszone. So schlichen sich einmal ein paar Belgier auf der Suche nach Lebensmitteln bis zu einem augenscheinlich verlassenen Bauernhaus und spähten vorsichtig hinein. Sie guckten in den Hof — er war leer, Ställe, Scheunen — alles leer. So wagten sie sich denn in die Vordertür hinein, und sahen sich dort plötzlich zu ihrem größten Erstaunen sieben Deutschen gegenüber, die sich zu einem bescheidenen Essen um den Tisch des Hauses versammelt hatten. Die Belgier hatten keine Gewehre mit, nur einer von ihnen zog einen Revolver. Die Gewehre der deutschen Soldaten lehnten in einem Winkel, aber sie griffen gar nicht nach ihnen, sondern begrüßten die Belgier freundlich mit den Worten: „Tapfere Belgier", und die Belgier antworteten: „Tapfere Deutsche". Sie durften dann an dem Essen teilnehmen."

Eine ähnliche Geschichte handelt von ein paar Kühen, die friedlich hinter den belgischen und den deutschen Schützengräben grasten. „Schießen die Deutschen denn die Kühe nicht tot?" fragte man die belgischen Soldaten. „Da werden sie sich schön hüten," war die Antwort. „Ihnen gehören die Kühe so gut wie uns; beide Teile melken sie des Nachts, und keiner denkt daran, Kühe zu schießen. Man muß doch etwas Milch zum Kaffee haben."

Soldatentreue

Der „Schwäbische Merkur" veröffentlicht folgenden Feldpostbrief eines württembergischen Artillerieoffiziers an seine Kinder: „Bei unserer Division war ein famoser bayerischer Jägerleutnant, ein tapferer schneidiger Kerl, der immer der erste war, wenns an den Feind ging; er war jung und jugendfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen köstlichen echt bayerischen Humor, so daß wir ihn alle von Herzen lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feinde zu erspähen, war mit sicherem Schuß auf große Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei und er kam nie zurück, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben. Er hatte einen treuen anhänglichen Burschen, der hieß „Sepp" und tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte; beim Gefecht im dichtesten Kugelregen lag er neben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. Dieser Sepp nun konnte ganz wunderschön Mundharmonika spielen, Volkslieder, Jodler, Tänze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde über seine fröhlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tags eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wenns mich amol trifft, dann tust du mir's Grablied blasen, du weißt schon wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen, alles andre auch's Geld kannst du b'halten." Als Dritter im Bunde kam noch der treue Hund Caro dazu, der aber im Gefecht nicht dabei sein durfte, sondern tags über mit der Bagage marschieren mußte und dafür abends vor seines Herrn Türe schlief und der außer Sepp niemand hineinließ. Oft hatte er sich hinten bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn auch der Oberst schimpfte, bis zur Schützenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen. Eines schönen Tags — es war an der Yser — kam nun das Verhängnis; ein tödliches Geschoß traf unsern lieben jungen Leutnant mitten in die Stirne, daß er ohne sich zu regen auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Lächeln verklärte seine Züge, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten! Unsere Trauer war groß, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde

denn in einem kleinen Ziergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt; wir nahmen den Helm ab zum Gebet und einer sprach ein schlichtes Vaterunser; auf den Grabhügel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein Kreuz dazu. Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, fing Sepp an zu spielen: „Gott ist getreu“ und „Befiehl du deine Wege“, so wunderschön, wie wir es nie zuvor gehört hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen! Wir hatten alle Tränen in den Augen. Dann spielte er das alte schöne unvergängliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Die Vöglein im Walde ... In der Heimat, da gibts ein Wiedersehn“. Immer und immer wieder bis es Nacht wurde und wir gehen mußten. Der Sepp war nicht vom Grab seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schönen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gern gehört hatte. Da auf einmal, wir waren fast schon fortgegangen, kam auch noch Caro irgend woher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt hätte. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wußte, daß es um seinen Herrn geschehen war. Ueber diese Abschiedsszene hin dröhnten und donnerten die Kanonen ihr grausiges Lied und pfiffen die Kugeln aus den Gewehren nur so hin und her. Tief ergriffen gingen wir, die Engländer kamen heran und machten einen Vorstoß; aber immer noch blies der Sepp im Abenddunkel sein Lied: „In der Heimat ...“, bis er mit Gewalt fortgeholt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Caro blieb und wich nicht. Als wir zwei Tage später die Engländer geworfen hatten und an derselben Stelle vorüberkamen, lag der treue Caro tot auf dem Grab. Wir wußten nicht, war er vor Hunger und Gram gestorben oder hatte ihn ein kleines Geschoßstück getroffen, eine Wunde fanden wir an seinem Körper nicht. Den treuen Hund ließen wir zu Füßen seines Herrn einscharren. Seit jenen Tagen bläst der Sepp keinen Ton mehr; er hat seine Harmonika aus Gram ins Wasser geworfen.“

Die Kämpfe im Abschnitt Lille—Arras

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

21. Oktober 1914.

Die Kämpfe westlich von Lille dauern an. Unsere Truppen gingen dort zur Offensive über und warfen den Feind an mehreren Stellen zurück. Es wurden etwa 2000 Engländer zu Gefangenen gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

22. Oktober.

Die Kämpfe nordwestlich und westlich von Lille waren sehr erbittert. Der Feind wich aber auf der ganzen Front langsam zurück.

23. Oktober.

Westlich von Lille waren unsere Angriffe erfolgreich; wir setzten uns in den Besitz mehrerer Ortschaften.

24. Oktober.

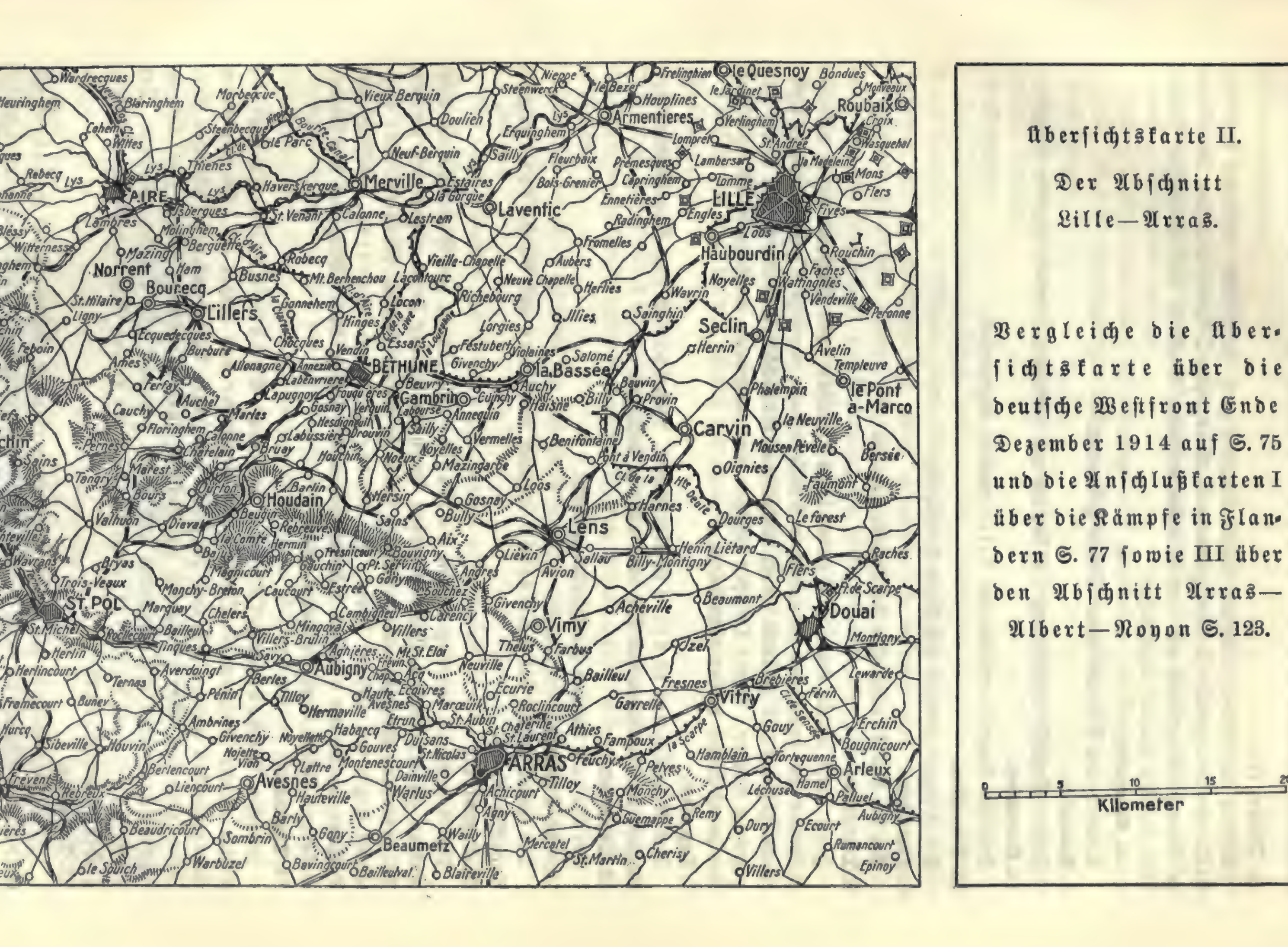
Südwestlich von Lille drangen unsere Truppen in heftigem Kampfe weiter vor.

26. Oktober.

Westlich und südwestlich von Lille machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte. In erbittertem Häuserkampf erlitten die Engländer große Verluste und ließen über 500 Gefangene in unseren Händen. Nördlich von Arras brach ein heftiger französischer Angriff in unserem Feuer zusammen. Der Feind hatte sehr starke Verluste.

27. und 28. Oktober.

Die Kämpfe südwestlich von Lille werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die deutschen Truppen haben Fortschritte gemacht.


Übersichtskarte II.
Der Abschnitt
Lille—Arras.
Vergleiche die Übersichtskarte über die deutsche Westfront Ende Dezember 1914 auf S. 75 und die Anschlußkarten I über die Kämpfe in Flandern S. 77 sowie III über den Abschnitt Arras—Albert—Noyon S. 123.
0
5
10
15
20
Kilometer
le Quesnoy
Roubaix
Armentieres
LILLE
Hauboudin
Seclin
Laventic
Merville
AIRE
Norrent
Bourecq
Lillers
BETHUNE
la Bassée
Carvin
le Pont a-Marco
Gambrin
Heuchin
Houdain
Lens
Douai
Vimy
Aubigny
Vitry
ST. POL
ARRAS
Arleux
Avesnes
Beaumetz

29. Oktober 1914.

Westlich von Lille machten unsere Truppen gute Fortschritte. Mehrere befestigte Stellungen des Feindes wurden genommen, 16 englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht und vier Geschütze erbeutet. Englische und französische Gegenstöße wurden überall abgewiesen.

4.—6. November.

Nördlich von Arras wurde Boden gewonnen.

8. November.

Unsere Angriffe westlich von Lille, wo wir vorwärts kommen, wurden fortgesetzt.

14. November.

Englische Angriffe westlich von Lille wurden abgewiesen.

25. November.

Bei Arras machten wir kleine Fortschritte.

5. Dezember.

Bei La Bassée wurden Fortschritte gemacht.

6. Dezember.

Heute nacht wurde der Ort Vermelles, südöstlich von Bethune, dessen weiteres Festhalten im dauernden französischen Artilleriefeuer unnötige Opfer gefordert hätte, planmäßig von uns geräumt. Noch vorhandene Baulichkeiten waren vorher in die Luft gesprengt worden. Unsere Truppen besetzten eine ausgebaute Stellung östlich des Ortes. Der Feind konnte bisher nicht folgen.

7. Dezember.

Das Kriegslazarett in Lille ist abgebrannt. Wahrscheinlich liegt Brandstiftung vor. Verluste an Menschenleben sind aber nicht zu beklagen.

12. Dezember.

Bei Arras wurden Fortschritte gemacht.

17.—19. Dezember.

Der Feind machte bei La Bassée, westlich von Lens und bei Arras erfolglose Angriffsversuche.

20. Dezember.

Die Angriffe in der Gegend von La Bassée, die sowohl von Franzosen als Engländern geführt wurden, sind mit großen Verlusten für den Feind abgewiesen worden. 200 gefangene Farbige und Engländer fielen in unsere Hände. Rund 600 tote Engländer liegen vor unserer Front. Bei Notre Dame de Lorette, südöstlich von Bethune, wurde ein deutscher Schützengraben von sechzig Meter Länge an den Gegner verloren. Unsere Verluste waren gering.

21. Dezember.

Zwischen Richebourg-l'Avoué und dem Canal d'Aire à La Bassée griffen unsere Truppen die Stellung der Engländer und Inder an. Die feindlichen Schützengräben wurden gestürmt, der Feind aus seinen Stellungen unter schweren Verlusten geworfen. Wir erbeuteten ein Geschütz, fünf Maschinengewehre, zwei Minenwerfer und nahmen 270 Engländer und Inder, darunter zehn Offiziere gefangen. Der bei Notre Dame de Lorette am 18. Dezember an den Gegner verlorene Schützengraben ist zurückerobert.

22. Dezember.

Zur Wiedererlangung der am 20. Dezember verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy machten die durch französische Territorialtruppen verstärkten Engländer gestern und heute nacht verzweifelte Vorstöße, die zurückgewiesen wurden. In der Gegend Richebourg gelang es den Verbündeten, in ihren alten Stellungen wieder Fuß zu fassen.

23. Dezember 1914.

Bei Richebourg-l'Avoué wurden die Engländer wieder aus ihren Stellungen geworfen. Trotz verzweifelter Gegenangriffe wurden alle Stellungen, die den Engländern zwischen Richebourg und dem Canal d'Aire à La Bassée entrissen worden waren, gehalten und befestigt.

Seit 20. Dezember fielen 750 Farbige und Engländer als Gefangene in unsere Hände. Fünf Maschinengewehre und vier Minenwerfer wurden erbeutet.

25. Dezember.

Oestlich von Festubert wurde den Engländern ein weiteres Stück ihrer Befestigungen entrissen.

26. Dezember.

Der Erfolg der Kämpfe bei Festubert mit Indern und Engländern läßt sich erst heute übersehen. 19 Offiziere, sowie 619 Farbige und Engländer wurden gefangen genommen. 14 Maschinengewehre, zwölf Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial wurden erbeutet. Auf dem Kampffeld ließen die Feinde über 3000 Tote. Eine von den Engländern zur Bestattung der Toten erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

28. Dezember.

Mehrere stärkere Angriffe des Gegners nordwestlich von Arras wurden abgewiesen.

1. Januar 1915.

Oestlich von Bethune, südlich des Kanals, entrissen wir den Engländern einen Schützengraben.

5. Januar.

Nördlich von Arras sprengten unsere Truppen einen Schützengraben von 200 Meter Länge und machten dabei einige Gefangene. Spätere Gegenangriffe des Gegners scheiterten.

6. Januar.

Nördlich von Arras wird um den Besitz der von uns gestern erstürmten Schützengräben erbittert gekämpft.

12. Januar.

Südlich des Kanals von La Bassée finden geringfügige Kämpfe statt, die bisher ohne Ergebnis waren.

13. Januar.

Die feindlichen Angriffe am Kanal von La Bassée sind endgültig abgewiesen.

15. Januar.

Französische Angriffe beiderseits Notre Dame de Lorette wurden von unseren Truppen abgewiesen. Ein vor acht Tagen bei Ecurie nördlich von Arras dem Feind entrissener, von Teilen einer Kompagnie besetzter Schützengraben ging uns am 13. Januar verloren. Die Kämpfe an dieser Stelle sind wieder im Gange.

In Lille

Wie in der Kriegführung ist auch in der Kriegsberichterstattung eine neue Phase eingetreten. Die Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier, die bisher gemeinsam von den großen Ereignissen an der Front Kenntnis bekamen (vgl. II, S. 182), können jetzt gelegentlich einzeln oder in kleineren Gruppen die verschiedenen Truppenkörper besuchen und dabei mit den Armeekommandanten und ihrem Stab in Fühlung kommen, von der Lage an den einzelnen Punkten der westlichen Schlachtfront Kenntnis erhalten und, mit dem tieferen Blick in das Räderwerk des Krieges, auch die vergangenen Ereignisse genauer aufzeichnen, als es bisher möglich war.

Anfang Dezember führte eine solche Fahrt verschiedene Korrespondenten nach Lille. Ueber die dort stehende Armee hatte inzwischen Kronprinz Rupprecht von

Bayern den Oberbefehl übernommen. „Die Armee," schreibt der Berichterstatter des „Neuen Wiener Tagblatts", „besteht nicht nur aus bayrischen, sondern auch aus sächsischen und preußischen Truppen, denen allen die impulsive Kraft ihres prächtigen Führers innewohnt. Seine Armeebefehle sind das Morgengebet seiner Soldaten. Bei den hannoverischen Regimentern hat sich Zeitungsnachrichten zufolge im Feld ein neuer Gruß eingeführt, der von dem tiefen Haß des deutschen Soldaten gegen die Engländer diktiert wurde. Wenn bei diesen Regimentern ein Hauptmann des Morgens seine Soldaten grüßt, so klingt es nicht wie früher „Morgen, Kameraden!", sondern: „Gott strafe England!" Und als Antwort tönt es zurück: „Er strafe es!" Die Bayern, die es hauptsächlich mit Engländern und ihren farbigen Hilfstruppen zu tun haben, wollen mit der Strafe nicht erst den lieben Gott belästigen. Sie haben das mit ihrem Kronprinzen abgemacht, und die Engländer fürchten sich vor ihnen, wie vor dem Teufel."

Mit dieser Bemerkung spielt der Korrespondent auf einen Armeebefehl des bayerischen Kronprinzen an, den dieser Ende Oktober 1914 erließ. Er lautet:

„Soldaten der 6. Armee! Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen jenes Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheueren Krieg vor allem zu verdanken. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung wider die feindliche Hinterlist, für so viele schwere Opfer, zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art. Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf!" Rupprecht.

* * *

In Lille wurde den Kriegskorrespondenten eine ausführliche Schilderung der Eroberung Lilles gegeben (vgl. II, S. 141 ff.). Walter Oertel, der Vertreter der „Frankfurter Zeitung", teilt sie folgendermaßen mit: „Die Porte de Douai in Lille war der Hauptangriffspunkt, an dem sich die tapferen Sachsen den Eintritt in diese große Industriestadt erzwangen. Lille, an der Deule gelegen, flämisch Ryssel genannt, ist ein außerordentlich wichtiger Platz. Zunächst liegt die Stadt am Knotenpunkt von neun Bahnlinien und beherrscht die belgische Grenze zwischen Schelde und Lys. Die Festung selbst besteht aus der Zitadelle, einer alten militärisch nicht bedeutenden Ringumwallung, und mehreren Außenforts. Dann ist Lille eine bedeutende Industriestadt, in der sich zahlreiche Oelfabriken, Tabakfabriken, Maschinenfabriken, Brauereien, Webereien, aber auch Werkstätten für Kriegsmaterial und Eisenbahnen befinden; es ist auch der Hauptstapelplatz für Getreide in der dortigen Gegend.

Gegen diese Stadt rückte anfangs Oktober das neunzehnte Korps heran. Ueber die Besatzung Lilles war man sich anfangs nicht ganz im klaren. Patrouillen hatten vorgefühlt und hatten Lille unbesetzt gefunden. Das stimmte auch, denn Lille war zunächst von den Franzosen geräumt, dann aber wieder besetzt worden. Am Abend des 11. Oktober standen die Vortruppen der Sachsen in der Höhe von Avelin und Seclin, während die Hauptmasse noch bei Pont à Marcq stand. Eine Offizierpatrouille ging auf die Porte de Douai vor. Sie wurde angerufen und bekam Feuer. Damit war festgestellt, daß die Stadt verteidigt werden sollte. Um nun die Stadt nicht einer Beschießung auszusetzen, wurden am nächsten Vormittag zwei Offiziere, der Adjutant der Spitzenbrigade und ein vom Armee-Oberkommando anwesender Offizier hineingeschickt, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. An der Porte de Douai wurden sie empfangen. Die Augen wurden ihnen verbunden, dann führte man sie in die Stadt. Hier wurde ihnen jedoch nach längerem Hin- und Herführen die Mitteilung gemacht, daß der Kommandant sie nicht zu empfangen wünsche. So mußte denn Lille mit Gewalt genommen werden.



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Der stellvertretende Kommandeur des freiwilligen deutschen Automobilkorps versucht Flüchtlinge aus Lille zur Rückkehr nach der Stadt zu bewegen



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Eine Straße in Lille am Tage nach der Eroberung



Nach Illustrated War News

Englische schwere Geschütze (60 Pfünder) an der Front in Frankreich



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Aus einem Gehöft in St. Laurent bei Arras nach der Beschießung

Bereits am Abend des 11. Oktober 1914 war die 40. Division auf Lille in Marsch gesetzt worden. Gleichzeitig wurden die Batterien des 19. Korps in Bereitschaft gestellt. Die 88. Infanteriebrigade ging mit schwerer Artillerie von Saint Marcq vor, die 47. Brigade wurde gegen die Südwestseite von Lille dirigiert, während die 89. Brigade Lille von der Westseite anpacken sollte. Im Norden legte sich das Detachement Wahnschaffe vor, um ein Entweichen des Gegners zu verhindern. Für den Sturm wurden folgende Truppen bereitgestellt: das 181. Regiment gegen die Porte de Douai, das 104. Regiment gegen den Güterbahnhof. Regiment 179 ging auf die Porte de Bethune vor, während Regiment 139 die Porte d'Arras stürmen sollte. Gegen die Zitadelle wurde die Brigade Seydewitz angesetzt. Ferner wurde befohlen, daß die Artillerie jetzt ihr Feuer auf das Gelände dicht hinter der Porte de Douai richten solle. Um 3 Uhr sollte das Feuer mit einer Rollsalve schließen und dann die Sturmkolonnen vorgehen.

Pünktlich um 3 Uhr begann der Sturm. Mit hervorragender Bravour liefen die Sachsen an. Im Nu räumten die Pioniere das Hindernis an der Porte de Douai fort, und dann drang das Bataillon v. Süßmilch vom Regiment des Oberstleutnants v. Welck (Infanterieregiment 181) in die Porte de Douai ein, wo ihnen heftiges Feuer aus den dem Tor gegenüberliegenden, vom Feinde besetzten Häusern entgegenschlug. In diesem kritischen Augenblick wurde mit beispielloser Verwegenheit ein Geschütz des 68. Feldartillerie-Regiments, 3. Batterie, unter Leutnant Eßner über die Barrikadentrümmer durch die Porte de Douai vorgebracht und damit, trotzdem es allein vor der Infanterie stand, versucht, die einzelnen Häuser zusammenzuschießen. Das verwegene Unternehmen glückte, andere Geschütze wurden nachgeholt und die von der Porte de Douai aus sternförmig verlaufenden Straßen unter Feuer genommen, um einem Straßenkampf vorzubeugen.

Inzwischen rangen die 104er schwer am Güterbahnhof, schlugen sich aber auch dort in erbittertem Kampfe vorwärts. Nachdem die Straßen an der Porte de Douai gesäubert waren, drangen auf Befehl des Generals Bärensprung die 181er in Lille ein. Unter den Vordersten Prinz Georg von Bayern. Als die Truppen nach Lille hineinstießen, kam ihnen ein Parlamentär, Major Delorme von den Chasseurs à Cheval, entgegen und fragte nach den Bedingungen einer Uebergabe. Aber Hauptmann Lübcke vom Generalstab, der sich mit an der Spitze der einmarschierenden Truppen befand, erwiderte ihm im Einverständnis mit dem Regimentsführer: „Wie Sie sehen, rücken wir bereits in Lille ein, da gibt es nur die bedingungslose Uebergabe." Oberstleutnant v. Welck begab sich dann mit dem französischen Major und den genannten Stabsoffizieren nach der Kommandantur, wo der Kommandant, Oberstleutnant de Pardieu, sich mit seinen Offizieren befand und die Festung übergab. Es wurde dann die weiße Fahne auf der Kirche befestigt und Radfahrer mit weißen Fahnen in die Stadt geschickt, um überall die Einstellung des Kampfes zu veranlassen.

Auf die Mitteilung des Kommandanten, daß sich noch gefangene Deutsche in der Zitadelle befänden, ritt Hauptmann Lübcke allein mit einem Offizier nach der Zitadelle und sah sich dort zu seinem Erstaunen, als einziger Deutscher, einer Menge Infanterie, einem Kavallerie-Regiment (Chasseurs à Cheval) und einer Abteilung Spahis gegenüber. Er teilte den Offizieren kaltblütig die Nachricht von der Uebergabe mit und veranlaßte die Freilassung der Gefangenen, die im übrigen sehr ordentlich behandelt worden waren, wie ein gefangener Ulanenoffizier bestätigte, und sicherte den Franzosen ebenfalls gute Behandlung zu. Darauf befahl er (immer noch allein) den Leuten, die Waffen abzugeben, nahm den Offizieren die Säbel ab und ordnete an, daß, um Unordnungen zu vermeiden, bis die nachrückende Infanterie heran sei, kein Mann die Zitadelle verlassen dürfe. Es wurden nun sofort zwei Unteroffiziere als Wache vor das Tor ge-

stellt, so daß sich während der ersten Zeit die Franzosen tatsächlich selbst in der Zitadelle bewachten. Erst später kamen einige Geschütze nach, und eins derselben wurde gewissermaßen als Pfropfen vor den Zugang zur Zitadelle postiert. Die noch in der Stadt befindlichen Truppen wurden entwaffnet und in der Markthalle untergebracht. Es gerieten insgesamt in Gefangenschaft: vier bis fünf Bataillone Territorialtruppen, ein Kavallerie-Regiment und eine Abteilung von 200 bis 300 Spahis. Die ganze deutsche Streitmacht, die in der ersten Nacht in Lille war, bestand lediglich aus sechs Kompagnien und einigen Geschützen. Erst am anderen Morgen kam der Rest der Division nach.

Bei Durchsicht der Papiere des französischen Kommandanten zeigte sich auch, warum dieser Lille so hartnäckig zu verteidigen suchte. Ein am 12. Oktober datierter Befehl des Oberbefehlshabers der 10. französischen Armee teilte ihm seine Ernennung zum Oberstleutnant mit und befahl ihm, Lille bis zum Aeußersten zu halten. Die ganze 10. Armee unter General Maudhuy rücke zu seinem Entsatze heran, die Kavallerie werde noch am Abend des 12. in Lille sein. Aber Lille wurde genommen, und die französische Hilfe kam nicht (vgl. den deutschen Generalstabsbericht vom 14. Oktober, II, S. 104).

Die Einnahme von Lille ist eine der schönsten Waffentaten des in schon so vielen schweren Kämpfen erprobten sächsischen 19. Korps."

„Die Stadt Lille," berichtet Oertel weiter, „hat recht erheblich durch die Beschießung gelitten. Hinter dem Denkmal des bekannten Führers der Nordarmee General Faidherbe stehen nur Ruinen und auch an der Porte de Douai und um das Theater herum ist recht lebhaft geschossen worden. Das Theater selbst ist wie durch ein Wunder verschont geblieben. Die Kommandantur ist in einer Bank eingerichtet, deren Schalter man sehr praktisch als Auskunftsstellen eingerichtet hat. Im übrigen zeigt die Stadt Lille ein reges geschäftliches Treiben. Alle Geschäfte sind geöffnet und verdienen gut. Die Truppen brauchen viel, und wer von der Front hereinkommt, macht in Lille seine Einkäufe. Auf dem Hauptplatz steht eine alte Revolverkanone; bei der wirklich recht guten Haltung der Bürgerschaft von Lille dürfte sie aber kaum jemals Verwendung finden.

Das militärische Bild überwiegt im Straßenleben. Zahlreiche Offiziere bevölkern die Straßen und Restaurants, Mannschaften kommen von der Front, Kolonnen ziehen durch und zahlreiche Automobile sausen durch die Straßen. Ab und zu rasselt auch mit mächtigem Gepolter eine Anzahl Automobillastzüge über das Pflaster, um Munition und Proviant an die Front zu bringen oder zu holen ..."

In der Nähe der Zitadelle von Lille, wo jetzt eine deutsche Kompagnie als Wache liegt, ist von den Deutschen auch eine gut arbeitende Bäckerei eingerichtet worden, in der nicht weniger als 2000 Brote am Tag gebacken werden.

* * *

Am 7. Januar begingen die Bayern den 70. Geburtstag ihres Königs, Ludwig III., in Lille durch eine große Parade. W. Scheuermann erzählt davon in den „Leipziger Neuesten Nachrichten": „Die in der Stadt anwesenden bayerischen Regimenter stellten sich auf dem berühmten „Place de la Republique" zwischen der Präfektur und dem Museum der Schönen Künste auf und zogen mit klingendem Spiel an dem Thronfolger vorüber, der mit seinem Stabe zu Pferde vor dem Reiterstandbilde des Generals Faidherbe Aufstellung genommen hatte. Kronprinz Rupprecht hielt eine kurze Ansprache an sein'e Truppen, die diese mit brausenden Hochrufen auf den König beantworteten. Die Haltung der Soldaten, namentlich der Schneid der Landstürmer, die ihren jungen Kameraden einen musterhaften Parademarsch vormachten, mußte jeden Deutschen mit heller Freude erfüllen und hinterließ einen tiefen Eindruck bei den in Lille anwesenden Pressevertretern des neutralen Auslandes. Die militärischen Gebäude zeigten Festschmuck;

besonders schön war der Nordbahnhof mit bayrischen und deutschen Fahnen und einem großen „L. III." aus weißblauen Glühlämpchen verziert. Am Morgen hatte der bayrische Kronprinz auch eine Parade über die an der Front unter dem Feuer der feindlichen Geschütze stehenden Regimenter abgehalten."

Aus den Kämpfen westlich von Lille

Von den Kämpfen westlich von Lille, die besonders heiß in den Tagen vom 20. Oktober bis zum 14. November 1914 tobten, gibt folgender Brief eines deutschen Artillerieoffiziers, den die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, ein packendes Bild:

„Seit zehn Tagen liegen wir westlich von Lille in offener Feldschlacht einer englischen Armee gegenüber — meine Batterie als ein Glied in der Riesenkette von Brummern, die alltäglich den Feind mit einem Hagel von Feuer und Eisen überschütten — und wir haben es längst aufgegeben, die Gefechtstage zu zählen, da fast jeder Tag Gefechte bringt. Außer den Engländern stehen uns englisch-indische Kolonialtruppen und einige französische Batterien gegenüber.

Wir machen täglich die Erfahrung, daß wir einen Gegner von einer Hartnäckigkeit und Zähigkeit ohnegleichen vor uns haben, der durch das schärfste Schützenfeuer, durch den furchtbarsten Schrapnell- und Granatregen kaum zu erschüttern ist. Langsam, unendlich langsam gewinnen wir an Boden, und jeder Fußbreit Erde wird mit Opfern teuer erkauft. In den erstürmten Schützengräben liegen die Engländer reihenweise hingemäht, so wie sie, die nicht wankten und wichen, Kolben und Bajonett der Stürmenden dahingerafft. Man muß anerkennen, daß dieser Gegner vom militärischen Standpunkt aus die höchste Achtung verdient. Wir haben die beste Armee der Welt und können uns dessen mit berechtigtem Stolz rühmen, wollen uns deshalb aber nicht der Einsicht verschließen, daß wir in mancher Hinsicht von der englischen Kriegführung lernen können. In vielen praktischen Dingen, besonders was Kleidung, Verpflegung, Technik der Nachrichtenübermittlung anlangt, dürften uns die Briten überlegen sein. Ganz erstaunlich war, um nur eine Einzelheit anzuführen, welche Massen von vorzüglichen Konserven aller Art wir in den erstürmten englischen Schützengräben vorfanden. Vortrefflich ist auch anscheinend ihr Fliegerwesen. Es vergeht kein Tag, an dem nicht fünf bis zehn Flieger unsere Stellungen erkunden, während die deutschen Flieger, deren Leistungen allerdings besser sein mögen, sich nur recht selten blicken lassen. In besonders geschickter Weise haben die Engländer die Erfahrungen ihrer Kolonialkriege auf europäische Verhältnisse übertragen. Ich sah bei Prémesques ein verlassenes Truppenlager, ganz aus Stroh erbaut, mit hohen Strohmauern und zahllosen Strohhütten im Innern, offenbar südafrikanischen oder indischen Eingeborenen nachgeahmt — ein hervorragender Schutz gegen Wind und Kälte. Schnitt und Farbe der Uniformen, ebenfalls in den Kolonien erprobt, sind die denkbar praktischsten; besonders nachahmenswert erscheinen mir die elastischen Wickelgamaschen, bei uns nur zum Sport gebräuchlich, die selbst den nach tagelangen Kämpfen Gefallenen noch wie angegossen sitzen und eine bequeme, warme und nach dem Naßwerden schnell wieder austrocknende Beinbekleidung bilden. Gar manchen unserer Offiziere sieht man jetzt schon diese englischen Wickelgamaschen tragen.

In den ersten Tagen der Kämpfe westlich von Lille ging es deutscherseits schnell und unaufhaltsam vorwärts: eine englische Stellung nach der anderen fiel in die Hände unserer Infanterie. Von den furchtbaren Bildern, die uns die erstürmten feindlichen Positionen bieten, hier nur ein einziges, einen kleinen Ausschnitt aus dem Riesenpanorama von Jammer und Entsetzen, in dessen Mittelpunkt wir stehen. Unweit unserer Eindeckungen, die wir seit zehn Tagen einnehmen, ein erstürmter Schützengraben, darin ein toter Offizier von 40—45 Jahren. Aus seinen Papieren stelle ich den Namen fest:

Captain H. J. Maffett, 2. Leicester Regiment. Neben dem Toten, mit Tintenstift geschrieben, folgende Meldekarte, die ich frei übertrage: „An Leutnant Daly. Meine Stellung liegt 600 Schritt nordwestlich, Punkt 42 des Forts „Batterie Sénarmont", nahe am Rand der Liller Karte. Ein Zug liegt 300 Schritt rechts vorwärts gestaffelt. Ich kann eben nicht weiter vorgehen, weil ich starkes Maschinengewehrfeuer aus feindlichen Schützengräben erhalte, die auf „Batterie Sénarmont" oder unmittelbar darunter liegen. Bitte ersuchen Sie die Artillerie, diese zu beschießen. Es besteht nicht die Absicht, weiter vorzudringen, und es ist möglich, daß ich Befehl erhalten werde, aus der Gefechtslinie zurückzugehen. Suchen Sie eine gute Feuerstellung, graben Sie sich ein...." (Maintain a good fire position, dig in....)

Hier bricht, mitten im Satz, die Meldung ab. Ob ihn gerade im Augenblick der Niederschrift der deutsche Granatsplitter traf, der ihm den halben Hinterkopf hinwegriß? Ich habe die Meldekarte an mich genommen und aufgehoben, ebenso einen leeren Briefumschlag mit der Adresse der Frau des Toten. Vielleicht finde ich nach dem Kriege Gelegenheit, der Witwe des gefallenen englischen Kameraden die letzten Schriftzüge ihres Mannes zu übermitteln. Auch den Armbandkompaß des Toten, den ich jetzt am Handgelenk trage, werde ich ihr dann zugehen lassen...

Wir liegen tief im Boden eingegraben wie Maulwürfe, unter Büschen und Bäumen, die wir selbst um unsere Geschütze herum eingesetzt haben, um gegen Entdeckung durch feindliche Flieger geschützt zu sein. Unsere Stellung lehnt sich an ein völlig zerstörtes und ausgebranntes Dorf an, in dessen Ruinen wir kochen. In den Ställen verbrannte Kühe, schauerlich anzusehen, obdachloses Vieh und Tierkadaver auf allen Höfen und Gassen, herrenlose Hunde dazwischen, die sich vor Hunger und Angst ganz wahnsinnig gebärden und auf keine Weise zu beruhigen sind. Nur die Uhren in den Häusern gehen noch ihren gewöhnlichen Gang, und es war beim nächtlichen Durchstreifen des Ortes seltsam unheimlich anzuhören, wie eine Standuhr mit tiefem Schlag die Zeit verkündete.

Die Nächte verbringen wir in unseren Erdhöhlen, eng nebeneinander auf Stroh gebettet. Die Luft darin ist nicht gerade ambrosisch, aber man kampiert wenigstens einigermaßen warm und trocken. Es wäre sogar manchmal wunderschön, wenn die Nachtruhe nicht allzu oft in unerwünschter Weise durch geräuschvolle kleine Intermezzi gestört würde. Das pflegt so zuzugehen: irgendwo in weiter Ferne hebt ein Brodeln an wie das Sieden eines großen Wurstkessels — fernes Schützenfeuer. Das Brodeln kommt näher, wird lauter und lauter, springt von einem Schützengraben auf den andern über, und schließlich ist auf der ganzen Schlachtfront das Wurstkochen im schönsten Gang. In der Nähe nimmt sich das Infanteriefeuer anders aus: wie Schwärme zwitschernder und pfeifender Vögel kommt es aus dem Dunkel angeflogen, und man muß, wenn man draußen im Freien steht, schon etwas an sich halten, um nicht anfängermäßig den Kopf zu ducken, wenn's ringsum pfeift und zwitschert und mit mattem Klatschen in den Boden oder mit hellem Aufprall gegen die Schutzschilde schlägt.

Mit besonderer Bosheit und Tücke pflegen sich diese Bleivögel bei Nacht in den Eindeckungen gerade über den Köpfen der Schlafenden einzunisten, was sich dadurch bemerkbar macht, daß einem mitten in den schönsten Träumen eine kleine Ladung Erde ins Gesicht fällt. Geschieht dies öfters, so wird es für den Königlichen Leutnant und Batterieführer Zeit, auf allen Vieren kugelumpfiffen aus seinem Maulwurfsloch herauszukriechen und mit einem lauten „an die Geschütze!" die Batterie zu alarmieren, damit diese ihr Teil zu der „kleinen Nachtmusik" beisteuert. Ein wundervoll markiges Dröhnen geht dann in die Nacht hinaus. Oft wird der gewünschte Erfolg erreicht: die kleinen Zwitschervögel hören erschreckt auf die Drohung der großen Brummer und geben allmählich Ruhe. Manchmal aber tritt die entgegengesetzte Wirkung ein: die feindlichen

Batterien werden lebendig, und bald bekommt man auf der ganzen Linie das schönste Konzert aller Sorten von Brummern zu hören. Das gibt dann ein Nachtstück von grandioser, furchtbarer Schönheit. Meine Feldhaubitzen tragen dazu noch ganz besonders bei, wenn sie im Bogenschuß feuern. Wie eine Rakete fährt dann der eiserne Gruß, einen Kometenschweif nach sich ziehend, in hohem Kreisbogen über das dunkle Land, um drüben, in den feindlichen Linien, mit heller Feuererscheinung und mit einem Rollen wie fernem Donner seine Bahn zu beschließen. Gemütlich sind diese Nachtgefechte allerdings nicht; sie stellen an die Nerven aller Beteiligten ganz tüchtige Anforderungen. Zum Glück ist meine Batterie bisher von größeren Verlusten verschont geblieben.

Heute fand in den ersten Morgenstunden, noch bei Dunkelheit, ein gut angelegter größerer Angriff der deutschen Infanterie auf die feindlichen Stellungen beim Dorf Rue du Bois statt, den wir mit Erfolg durch unser Geschützfeuer unterstützten. Ich mußte fast meine ganze Munition verfeuern und bin nun für mehrere Stunden lahmgelegt, bis Nachschub von der Munitionskolonne eintrifft. Näheres über den Ausgang dieses Morgenangriffs erfuhren wir nicht, doch sind wir alle des festen Glaubens und der guten Hoffnung: Es geht vorwärts!"

Um La Bassée

Langsam geht die Angriffsbewegung der Deutschen auch zwischen Lille und Bethune vorwärts. Die eigenartige Naturbeschaffenheit des zwischen diesen beiden Orten gelegenen Landes von Weppes, dessen Mittelpunkt die Stadt La Bassée bildet, kommt der hartnäckigen Verteidigung des Feindes zugute und erschwert jedes Vordringen. Die Gegend ist ein von Kanälen durchzogenes sumpfiges Wiesenland.

Von den Kämpfen, die in dieser Gegend stattfanden, war das tagelange Ringen bei Festubert wohl am bedeutendsten. Es endigte schließlich, wie die Generalstabsberichte zeigen, mit einer empfindlichen Niederlage der Verbündeten. Ein Korrespondent des „Daily Mail" berichtet darüber folgende Einzelheiten:

„Infolge des verzweifelten Angriffs einer starken deutschen Abteilung entstand an einer kritischen Stelle in der Linie der Verbündeten eine Bresche. Am 20. Dezember begann der deutsche Vorstoß bei dem gänzlich verlassenen Dorfe Festubert, das in der Nähe von Bethune liegt. Mehrere Dörfer wurden von den schweren Kanonen der Engländer, Franzosen und Deutschen bestrichen. Die englischen Schützengräben, die sich vor den Dörfern befanden, waren von indischen Truppen besetzt. An einigen Stellen waren die deutschen Schützengräben von denen der Engländer nur rund 40 Meter entfernt. Der Angriff der Deutschen begann frühmorgens, indem zahlreiche, mit Handgranaten bewaffnete Mannschaften plötzlich aus den Schützengräben hervorsprangen. Wegen der geringen Entfernung war es unmöglich, diese Lawine anzuhalten, die sich in die erste Linie der englischen Gräben hineinwälzte. Mehrere Stunden kämpften die Indier mit ihren Bajonetten und Messern; aber, obgleich die Deutschen schwere Verluste erlitten, gelang es ihnen doch, gegen Mittag die Schützengräben zu besetzen. Weder die Engländer im Osten, noch die Franzosen im Süden, noch die Deutschen im Westen beschossen die in der Mitte liegenden Dörfer, weil sie nicht sicher waren, ob sie vom Freund oder vom Feind besetzt gehalten wurden. In diesen Dörfern wurde in jedem Haus und in jeder Straße Leib an Leib gekämpft. Später, am Nachmittag rückten englische Verstärkungen an, und jetzt begann die kritische Stunde des Tags. Die Deutschen hatten das Dorf Givenchy genommen, zu dessen Wiedereroberung zwei Regimenter französischer Territorialtruppen von der Seite anrückten. Während der nächsten zwei Stunden erlitten die Verbündeten schreckliche Verluste, die Entente wurde mit dem Blute von Franzosen, Engländern und Indiern dreifach besiegelt. Es war ein Sturzbach verzweifelter Mann-

schaften, die sich mit Handgranaten, Messer und Bajonett schlugen. Es wurde kaum mehr geschossen." Nach anderen Mitteilungen sollen in der Nacht, die darauf folgte, die Deutschen von den Verbündeten zunächst aus der dritten Reihe der Schützengräben in die zweite und dann in die erste wieder zurückgetrieben worden sein. An einigen Stellen hätten die Leichen meterhoch gelegen.

Die Kämpfe bei Arras und die Beschießung der Stadt

Am hartnäckigsten wogte der Erdgrubenkrieg dieses Frontabschnitts vor Arras hin und her. Die Stadt ist als Eisenbahnknotenpunkt von Bedeutung. Die militärische Lage, die sich trotz des unausgesetzten erbitterten Ringens nur wenig zugunsten der Deutschen verschoben hat, ähnelt der bei Ypern: die Deutschen drangen gelegentlich bis in die Vorstädte ein; die Stadt wird jedoch von den Verbündeten mit Hilfe eines stark befestigten Gräbensystems mit außerordentlicher Zähigkeit verteidigt; immerhin haben sich die Deutschen nahe genug herangearbeitet, um die Stadt beschießen zu können.

Das Ergebnis der Beschießung von Arras bis zum 23. November schildert im „Temps" Emile Henriot, der mit anderen französischen Journalisten die zerstörte Stadt unter militärischer Leitung besichtigt hat.

„Die schöne und reiche Stadt Arras ist ein einziges trostloses Trümmerfeld," schreibt er. „Am 7., 8. und 9. Oktober sind zuerst 2000 bis 3000 Geschosse in die Stadt gefallen. Aber noch heute dauert die Beschießung an wie bei Reims. Als wir uns mit der Feststellung der Kriegsschäden befassen wollten, hatten wir die traurige Ehre, einige „Kochtöpfe" über den Außenvierteln platzen zu hören. Die Schäden sind so zahlreich, daß man sie nicht genau aufzählen kann. Bei jedem Schritt meint man den Höhepunkt der grauenvollen Zerstörung erreicht zu haben; aber um jede Straßenecke herum wird die Zerstörung noch ärger. Im Straßenpflaster haben die Granaten Löcher aufgewühlt, in die man mit Leichtigkeit zwei Pferde hineinstellen könnte. Auf den angrenzenden Mauern haben die Maschinengewehre ganze Reihen kleiner weißer Löcher in den von der Zeit nachgedunkelten Stein der Häuser und Denkmäler gerissen, und Hunderte von Häusern, in die Granaten eingeschlagen sind, sind nur noch Trümmer, Haufen von Steinen und formlosen Werkstücken, sei es, daß die Granate die Fassade durchlöchert und das ganze Innere zerstört, sei es, daß sie aufs Dach gefallen und alles in die Tiefe gerissen, sei es endlich, daß sie das Bauwerk von der Rückseite getroffen und alles einfach in einem Haufen auf die Straße geworfen hat. Von den 25 000 Arrasern, die vor dem Kriege die Bevölkerung bildeten, sind höchstens 1000 in der Stadt geblieben, und diese haben sich in Erdlöcher verkrochen. Viele sind getötet worden, viele sind in ihren durch die Brandgranaten in Flammen aufgegangenen Häusern verbrannt. Mit den öffentlichen Gebäuden in Arras sieht es sehr schlimm aus. Zwar erscheint der altehrwürdige, so malerische Hauptplatz, die Grand' Place mit den Giebelhäusern, die mit ihrem malerischen und figürlichen Schmuck so reichlich prunken, in so lebhaften Farben glänzen und von einer schöngegliederten Säulenreihe getragen werden, äußerlich fast unversehrt. Aber beinahe alle diese Häuser sind im Innern zerstört, und durch die leeren Fensterhöhlen sieht man hinein in das Grauen der Verwüstung. Das ehemalige bischöfliche Palais hat stark gelitten. Das altbekannte Krankenhaus Saint Jean, wo Verwundete lagen, ist an verschiedenen Stellen durchlöchert worden. Ganz kürzlich noch sind in dem Altersheim, im Hôpital des Vieillards, 38 arme alte Leute durch eine einzige Granate getötet worden. Auch der Bahnhof und seine Umgebung sind hart mitgenommen worden. Das Rathaus steht nicht mehr. Eine formlose Masse, die aus einem Steinhaufen aufragt, ist alles, was von dem altehrwürdigen Bauwerk übriggeblieben ist, das so reich und so eigenartig verziert war. Der Wartturm ist umgestürzt; er streckt nur

noch ein Aufeinander rissiger und zu Staub zermürbter Steine zum Himmel. Zart rosa gefärbt stehen die Trümmer neben den Resten einer Säulenhalle, die in ihrer altertümlichen Färbung noch wohlerhalten sind und merkwürdig gut das Gleichgewicht halten, ohne auseinanderzufallen.

Der berühmte Löwe, der einst oben auf dem Wartturm das Stadtwappen hielt, liegt am Boden unter einem Haufen von Werksteinen halb vergraben. Von einer Schauseite des unglücklichen Prachtbaus stehen noch zwei oder drei Meter Mauerwerk aufrecht, als wollten sie den Verlust des übrigen zu um so schmerzlicherer Empfindung bringen. 69 Granaten waren an einem Tage auf das Rathaus gefallen. Der Wartturm stand immer noch; und obgleich er in seinen Fundamenten erschüttert war, schien er den Geschossen Trotz bieten zu wollen. Beim 69. Schusse ist er zusammengestürzt. Dann erst, als die Zielscheibe am Boden lag, hat die Beschießung aufgehört. Bei der Beschießung in den ersten Dezembertagen haben mehr die neueren Stadtviertel zu leiden gehabt; auch sie sind fast vollkommen zerstört.

* * *

In dem Stellungskampf vor Arras hat sich besonders das erste bayerische Reservekorps hervorgetan, was aus folgendem Armeebefehl des Kronprinzen von Bayern hervorgeht:

„Seit einer Reihe von Wochen befindet sich das erste bayerische Reservekorps in langsam, aber ununterbrochen fortschreitendem Angriff auf starke Stellungen des Gegners, östlich und nordöstlich von Arras. Schützengraben auf Schützengraben wurde dem Feinde entrissen, alle seine Gegenangriffe unter schwersten Verlusten für den Feind abgeschlagen, Hunderte von Gefangenen gemacht. Dies alles unter schwerstem Artilleriefeuer des Feindes, dem eine gleiche Kraft entgegenzustellen bis jetzt nicht möglich war. Nach hier vorliegenden Nachrichten hat das Vorgehen des Korps auf den Feind einen starken Eindruck gemacht. Ich spreche hiermit dem Armeekorps für seine aufopferungsvolle Tätigkeit meine rückhaltlose Anerkennung aus und möchte sein Vorgehen allen Teilen der Armee als mustergültig für kommende Zeiten empfehlen."

Rupprecht.

Vor Arras

Ein erschütterndes Bild von den Zerstörungen, die der Positionskampf anrichtet, gibt Armand Fehéri bei Gelegenheit einer Automobilfahrt zur deutschen Front bei Arras. Er schreibt in der Wiener „Neuen Freien Presse":

„Eine unbarmherzige Spätwinterzeit. Kalter Nordwird rüttelt die Fenster in der blinden Dunkelheit der Nacht. In Strömen fällt der eisige Regen herab und leichter Reif bildet sich in den ausgestorbenen Gassen. Von Arras dröhnt dumpfer Kanonendonner herüber, in vielen Fenstern erscheint das Kerzenlicht. Aus unruhigem Schlafe erwachend, horchen Menschen hinaus in die Finsternis.

Frühmorgens 4 Uhr. Das Auto mit den Abzeichen des Armeekommandos gleitet ohne Scheinwerfer die Landstraße entlang. Hier und dort wird es von der Wache angehalten, bei dem spärlichen Licht der Handlaterne prüfen die Soldaten die Ausweispapiere der Generalstabsoffiziere. „So, das ist in Ordnung," sagt der Hauptmann, dann fahren wir weiter. Nach Dörfern eine Stadt, dann wieder Dorf- und Landstraße, wo alte deutsche Landstürmer fest und treu die Nachtwache halten....

Aus so einem Auto kann man gar vieles beobachten. Die Bevölkerung hier, die reichste in ganz Frankreich — umfaßt doch der durch die Deutschen besetzte Teil ein Sechstel des französischen Nationalvermögens — ist völlig zugrunde gerichtet und wird sich jahrzehntelang nicht mehr erholen können. Die Zerstörung der vom Kriege be-

troffenen Gebiete ist eine derart weitgehende, daß nach dem Friedensschluß diese Landstriche veröden werden, weil kein Mensch Mut und Mittel besitzt, solche Verwüstung aufzuräumen. Die Dörfer sind verbrannt, die Felder durch die Schützengräben und ausgehobenen Annäherungswege derart zerwühlt, daß Tausende jahrelang arbeiten können, um nur diese wieder einzuebnen. Die Wege sind zerschossen, zertreten und zerfahren, sie müssen sämtlich neu gebaut werden. Allein die Herstellung der staatlichen Landstraßen wird der französischen Regierung ungeheuere Beträge kosten; aber auch für den Neubau der Kommunalwege wird der Staat sorgen müssen, weil die Gemeinden kein Geld mehr haben und ihre Bevölkerung, wenn sie auch zurückkehren sollte, wenigstens ein halbes Jahrhundert ohne Mittel sein wird. Schulen und Kirchen, dann die staatlichen Gebäude, Bahnhöfe, Post, Präfektur, Gendarmeriestation, Kasernen, alles in Trümmern. Brücken und Eisenbahnkunstbauten sind vernichtet, die Privathäuser eingestürzt, die Fabriken fast alle ausgebrannt und betriebsunfähig geworden, die Maschinen teils ganz vernichtet, teils so beschädigt, daß sie nur einen Haufen alten Eisens darstellen, das Vieh getötet und weggeführt, die landwirtschaftliche Tätigkeit für die Landeseinwohner dieser Distrikte unterbunden, die Feldbestellung unmöglich gemacht, die Bezirke, in denen sich der Positionskrieg abspielt, völlig entvölkert.

Und das bringt alles die neue Kampfesform mit sich. In keinem aller früheren Feldzüge wurde ein Gebiet so andauernd und hartnäckig vom Kriege heimgesucht, wie es bei den vom Stellungskampfe getroffenen Gebieten dieses Feldzuges der Fall ist. In den früheren Kriegen handelte es sich, mit Ausnahme der Belagerung fester Plätze, um Offensivschlachten im freien Felde. Die Heere stießen an irgend einer Stelle aufeinander, es kam zu ein-, manchmal auch mehrtägigen Kämpfen, bis die Widerstandskraft der einen Partei gebrochen war. Dann ging die geschlagene Partei zurück und der Gegner folgte ihr. Auch bei dieser Art des Kampfes gingen Dörfer in Flammen auf und Felder wurden zertreten. Es fand aber doch keine so gründliche systematische Vernichtung aller wirtschaftlichen Werte statt, wie es in diesem Feldzuge der Fall ist. Sobald sich eine Schlacht in einer Gegend abspielte, flüchteten die Einwohner aus dieser oder verkrochen sich in die Keller, bis die Kriegsfurie vorbeigerauscht war. Dann kamen sie wieder zum Vorschein, um die entstandenen Schäden auszubessern. So gehörte es zum Beispiel im Feldzuge 1870 zu den größten Seltenheiten, daß ein Dorf gänzlich vernichtet wurde. Ich entsinne mich nur eines einzigen Falles, nämlich des Dorfes Bazailles bei Sedan, das nach erbittertem Straßenkampfe, an dem sich auch die Einwohner beteiligten, genommen wurde. Eine Beschießung offener Städte fand ebenfalls mit einer einzigen Ausnahme — Châteaudun — überhaupt nicht statt. Der an Grund und Boden angerichtete Schaden war minimal, die Felder konnten sofort wieder frisch bestellt werden.

Und wie sieht es jetzt dagegen aus! In monatelanger Beschießung werden blühende Städte wie Arras, Zentralen des Handels und der Industrie, in wirre Trümmerhaufen verwandelt. Der Schaden der täglich durch diesen stationären Kampf an den in der Vorderlinie liegenden Dörfern und kleineren Städtchen angerichtet wird, steigert sich von Tag zu Tag, und die Zahl der Dörfer, von denen nur noch Ruinen stehen, ist kaum zu zählen. Ein großer Teil der Schuld trifft dabei die Franzosen selbst, die systematisch ihre eigenen, hinter der deutschen Front gelegenen Ortschaften beschießen, um so den Deutschen Gelegenheit zur Unterkunft zu rauben und sie zu beunruhigen. Ist das schon bei den Franzosen der Fall, kann der Leser sich einen Begriff davon machen, um wie viel rücksichtsloser noch die Engländer vorgehen, deren Artillerie bei Bethune und Armentières — dicht nördlich von uns — die unglücklichen Ortschaften beschossen haben. Die Erhöhung der zerstörenden Wirkung ist auch darauf zurückzuführen, daß man im Positionskampfe Zeit und Gelegenheit hat, selbst die schwersten Kaliber heranzuführen und

in Tätigkeit treten zu lassen, was beim Bewegungskriege naturgemäß unmöglich ist. Kurz und mit wenigen Worten gesagt, während der Kampf früher an einem Orte höchstens vier Tage dauerte, spielt er sich heute in ebensoviel Monaten an derselben Stelle ab."

Episoden

Das wahre Bild des Krieges

Dr. Paul Grabein erzählt: „Ein Bild voll grausigen Schreckens aus den letzten Kämpfen in Nordfrankreich hat mir ein Augenzeuge geschildert, der vorn im ersten Schützengraben gelegen hatte. „Nach langem Artilleriekampf, der den deutschen Stellungen schwer zugesetzt und sie scheinbar ermattet hat, wagen die Franzosen im Morgengrauen den Sturm. Ihre Infanterie kommt herangesprungen in breitem Schwarm. Lautlos bleibt alles in unseren Schützenlinien. So setzen sie heran bis auf 150 Meter zu den Drahtverhauen, die unsere Stellung decken. Da plötzlich ein schrilles Kommando: „Feuer!" Und der Tod pfeift aus hundert Schlünden in die Menschenmasse hinein, die sich gerade im Drahtverhau verfängt. In ein paar Minuten stürzt zurück, von Angst geschüttelt, was noch am Leben ist und laufen kann. Aber in dem Drahtverhau hängen noch Hunderte von Franzosen, die nicht vor- und rückwärts können. Den ganzen Tag hindurch geht ihr Gewimmer, ihr Schreien um Hilfe hinüber zu unseren Leuten im Schützengraben. Doch als diese, von Mitleid getrieben, sich herauswagen, um die Unglücklichen aus den Drähten zu befreien, werden sie sofort vom feindlichen Artilleriefeuer überschüttet und müssen zurück, um ihr eigenes Leben zu retten. So bleiben notgedrungen die Aermsten da vorn ihrem Schicksal überlassen."

Das ist der Krieg in Wahrheit. Nichts törichter als die gedankenlose Phrase vom „frisch-fröhlichen" Krieg, die sich so leicht am Biertisch daheim aussprechen läßt. Nur wer draußen an der Front war, kennt ihn wirklich mit all seinen Schrecken, und nur der auch vermag voll zu würdigen, was unsere Brüder da vorn leisten, die für Deutschlands heilige Sache streiten."

Zwei Helden

Die Blätter des feindlichen Auslands berichten von der Heldentat zweier deutscher Soldaten, die in dem Kampf zwischen Laventie und Bethune die rückhaltlose Bewunderung ihrer Feinde errangen. In diesem Gebiet, wo die Bodenverhältnisse und die Verteilung der Häuser die Auflösung der Schlacht in einzelne Gefechte sehr begünstigen, wurde um jeden Zollbreit Erde gekämpft; es entwickelten sich die hitzigsten Einzelkämpfe. So wurden an einer Stelle deutsche Schützengräben von überlegenen englischen Kräften, von indischen Truppen und zwei schottischen Regimentern angegriffen. Die Deutschen mußten sich zurückziehen, denn das Stück des Schlachtfelds, auf dem sie stritten, war völlig abgeschlossen und von ihren Truppen konnte ihnen keine Hilfe kommen. Alle hatten ihre Stellung verlassen; nur zwei deutsche Soldaten schossen noch immer. Als die feindlichen Massen sich auf sie stürzten, stellten sie sich Schulter an Schulter auf und brauchten ihre Bajonette mit einer so todesmutigen Entschlossenheit, daß sie 15 der Feinde außer Gefecht setzten. Kein Zuruf, sich zu ergeben fand bei ihnen Gehör; sie schienen fest entschlossen, an Ort und Stelle zu sterben. Immer näher rückten die Feinde; schon waren ihnen die Helme vom Kopf geschlagen und zahlreiche Bajonette richteten sich auf ihre Brust. Da sprang im letzten Augenblick ein englischer Offizier, dem diese übermenschliche Tapferkeit Bewunderung einflößte, dazwischen und rettete ihr Leben.

Auch ein Held

Ein Kriegsteilnehmer erzählt der „Frankfurter Zeitung": „Bei den Kämpfen westlich von Lille wurde von einigen Kavalleristen ein französischer Infanterist eingebracht, der

seiner Gefangennahme nicht den geringsten Widerstand entgegengesetzt hatte. Nach der üblichen Vernehmung wurde an ihn die Frage gerichtet, weshalb er sich denn gar nicht gewehrt, keinmal geschossen, sondern sofort seine Arme gen Himmel gestreckt habe. Ohne zu zaudern gab der Heldenkrieger mit listigem Lächeln die klassische Antwort: ‚Lieber fünf Minuten feige als das ganze Leben tot!'"

Die Kämpfe im Zentrum der Schlachtfront

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

29. Oktober 1914.

Eine vor der Kathedrale von Reims aufgefahrene französische Batterie mit Artilleriebeobachtern auf dem Turm der Kathedrale mußte unter Feuer genommen werden.

31. Oktober.

Oestlich von Soissons wurde der Gegner angegriffen und aus mehreren stark verschanzten Stellungen nördlich von Vailly vertrieben. Dann wurde Vailly gestürmt und der Feind unter schweren Verlusten über die Aisne zurückgeworfen. Wir machten 1500 Gefangene und erbeuteten zwei Maschinengewehre.

3. November.

In der Gegend westlich von Roye fanden erbitterte, für beide Seiten verlustreiche Kämpfe statt, die aber keine Veränderung der dortigen Lage brachten. Wir verloren dabei in einem Dorfgefecht einige hundert Mann als Vermißte und zwei Geschütze.

Von gutem Erfolg war unser Angriff an der Aisne östlich von Soissons. Unsere Truppen nahmen trotz heftigsten feindlichen Widerstandes mehrere stark befestigte Stellungen im Sturm, setzten sich in den Besitz von Chavonne und Soupir, machten über 1000 Franzosen zu Gefangenen und erbeuteten drei Geschütze und vier Maschinengewehre.

Neben der Kathedrale von Soissons brachten die Franzosen eine schwere Batterie in Stellung, deren Beobachter auf dem Kathedraleturm erkannt wurde. Die Folgen eines solchen Verfahrens, in dem System erblickt werden muß, liegen auf der Hand.

4. November.

Unsere Angriffe östlich von Soissons schreiten langsam, aber erfolgreich vorwärts.

5. November.

Südlich von Berry-au-Bac wurden Fortschritte gemacht.

7. November.

Französische Angriffe westlich von Noyon sowie auf die von uns genommenen Orte Vailly und Chavonne wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen. Der von uns eroberte und nur schwachbesetzte Ort Soupir und der westliche Teil von Sapigneul, der dauernd unter schwerstem Artilleriefeuer lag, mußten von uns geräumt werden.

13. November.

Heftige Angriffe westlich und östlich von Soissons wurden unter empfindlichen Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen.

14. November.

Bei Berry-au-Bac mußten die Franzosen eine beherrschende Stellung räumen.

26. November.

In der Gegend von Saint Hilaire-Souain wurde ein mit starken Kräften angesetzter, aber schwächlich durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen.



Übersichtskarte III. – Der Abschnitt Arras–Albert–Noyon.
Vgl. die Übersichtskarte S. 75 und die Anschlußkarten II, S. 109 (Abschnitt Lille–Arras) und IV, S. 125 (Abschnitt Noyon–Soissons–Laon–Berry-au-Bac).

9. Dezember 1914.

Westlich von Reims mußte Pêcherie-Ferme, obgleich auf ihr die Genfer Flagge wehte, von unseren Truppen in Brand geschossen werden, weil durch Fliegerphotographien einwandfrei festgestellt worden war, daß sich dicht hinter der Ferme eine französische schwere Batterie verbarg.

Französische Angriffe in der Gegend von Souain wurden unter Verlusten für den Gegner zurückgeworfen.

10. Dezember.

In der Gegend von Souain beschränkten sich die Franzosen auf Artilleriefeuer.

12. Dezember.

In der Gegend von Souain—Perthes griffen die Franzosen von neuem ohne jeden Erfolg an.

15. Dezember 1914.

Ein Vorstoß des Feindes aus der Gegend nordöstlich von Suippes wurde unter schweren Verlusten für ihn abgewiesen.

17. Dezember.

Die Absicht der Franzosen, bei Soissons eine Brücke über die Aisne zu schlagen, wurde durch unsere Artillerie vereitelt.

Oestlich von Reims wurde ein französisches Erdwerk zerstört.

18. Dezember.

Angriffe der Franzosen beiderseits der Somme scheiterten unter schweren Verlusten für den Gegner. Die Franzosen verloren 1200 Gefangene und mindestens 1800 Tote. Unsere eigenen Verluste beziffern sich dort auf noch nicht 200 Mann.

19. Dezember.

Angriffe östlich von Albert und westlich von Noyon wurden abgewiesen.

21. Dezember.

In der Gegend Souain-Massiges griffen die Franzosen heftig an und drangen an einer Stelle bis in unseren Vorgraben vor. Ihre Angriffe brachen jedoch sämtlich in unserem Feuer zusammen; vier Offiziere, 310 Mann ließen die Franzosen in unseren Händen, eine große Zahl gefallener Franzosen liegt vor unseren Stellungen.

22. Dezember.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert, nordöstlich von Compiègne, bei Souain und Perthes, wurden unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen.

23. Dezember.

In der Umgegend des Lagers von Châlons entwickelte der Feind eine rege Tätigkeit. Angriffe nördlich von Sillery (südöstlich von Reims) bei Souain und Perthes wurden von uns, zum Teil unter schweren Verlusten für die Franzosen, abgeschlagen.

24. Dezember.

In der Gegend des Lagers von Châlons war die Tätigkeit des Feindes wieder sehr lebhaft. Dem heftigen feindlichen Artilleriefeuer an dieser Front folgten in der Gegend von Souain und Perthes Infanterieangriffe, die abgewiesen wurden. Ein vom Feind unter dauerndem Artilleriefeuer gehaltener Graben wurde uns entrissen, am Abend aber wiedergewonnen. Die Stellung wurde nach diesem gelungenen Gegenstoß aufgegeben, da Teile des Schützengrabens vom Feuer des Feindes fast eingeebnet wurden. Ueber hundert Gefangene blieben in unseren Händen.

25. Dezember.

Bei Chivy, nordöstlich von Vailly, hoben unsere Truppen eine feindliche Kompagnie aus, die sich vor unserer Stellung eingenistet hatte. 172 Franzosen wurden dabei gefangen genommen. Bei dem Versuch, die Stellung uns wieder zu entreißen, hatte der Feind starke Verluste.

Französische Angriffe bei Souain und Perthes wurden abgewiesen.

26. Dezember.

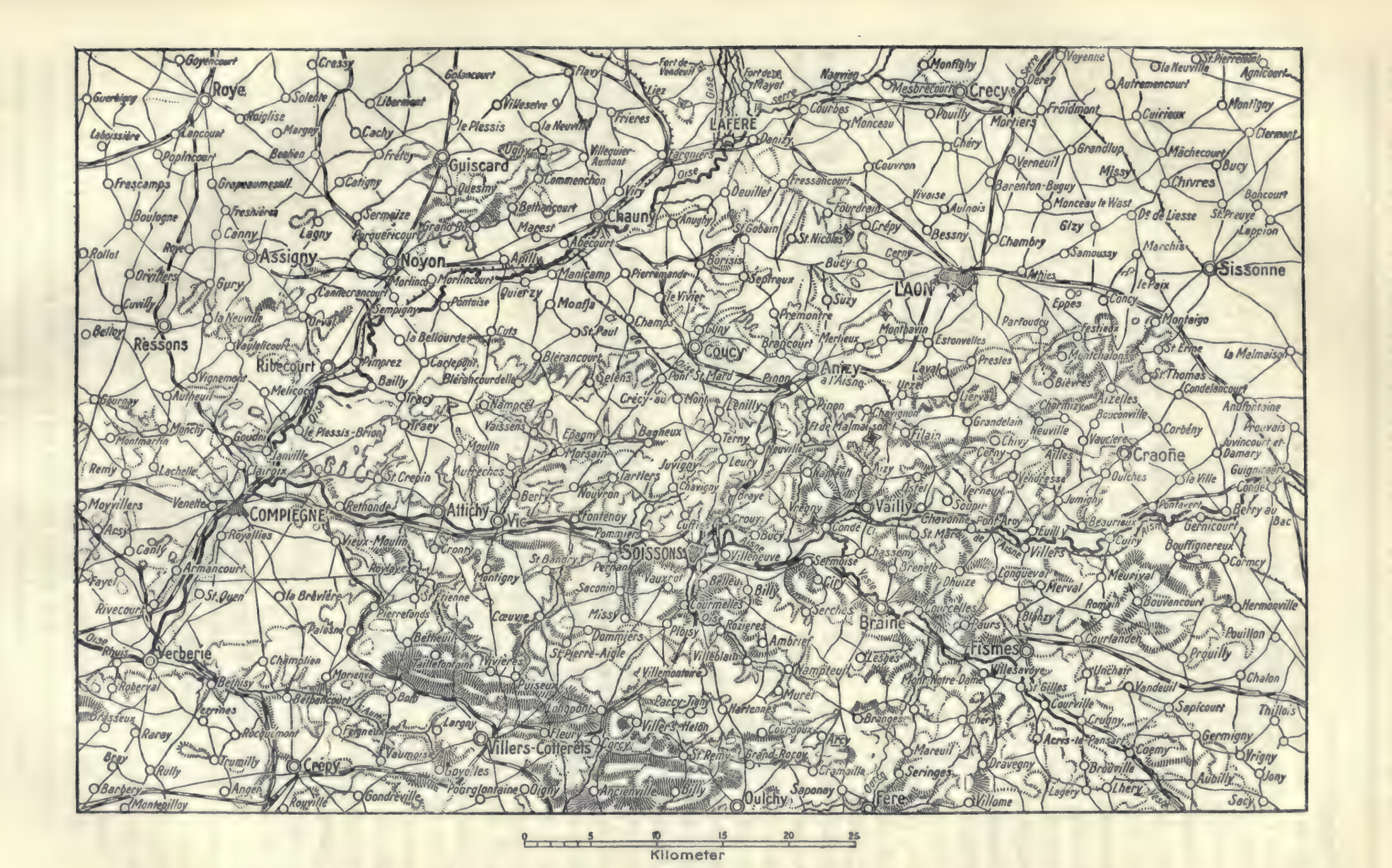
Bei kleineren Gefechten in der Gegend von Lihons, südlich von Amiens, und bei Tracy-Le-Val, nordwestlich von Compiègne, machten wir gegen 200 Gefangene.

28. Dezember.

Nordöstlich von Albert machte der Feind einen vergeblichen Vorstoß auf La Boiselle, dem heute früh ein erfolgreicher Gegenstoß unserer Truppen folgte.

29. Dezember.

Mehrfache starke französische Angriffe nordwestlich von Saint Menehould wurden unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen. Dabei machten wir einige hundert Gefangene.



Übersichtskarte IV. Der Abschnitt Noyon—Soissons—Laon—Berry=au=Bac.

Vgl. die Übersichtskarte S. 75 und die Anschlußkarten III, S. 123 (Abschnitt Arras—Albert—Noyon) und V, S. 127 (Abschnitt Berry=au=Bac—Reims—St. Menehould).

31. Dezember 1914.

In der von uns gesprengten Alger Auberge Ferme, südöstlich von Reims, wurde eine ganze französische Kompagnie vernichtet.

Auch starke französische Angriffe nördlich des Lagers von Châlons wurden überall abgewiesen.

3. Januar 1915.

Ein feindlicher Infanterieangriff erfolgte nur nordwestlich von Saint Menehould, der unter schwersten Verlusten für die Franzosen abgeschlagen wurde.

8. Januar.

Oestlich von Reims versuchten die Franzosen heute Nacht uns einen Vorgraben zu entreißen. Durch einen sofort angesetzten Gegenangriff wurden sie in ihre Stellungen zurückgeworfen und verloren 50 Gefangene an uns.

9. Januar.

Mehrere feindliche Angriffe nordöstlich von Soissons wurden unter erheblichen Verlusten für die Franzosen abgeschlagen.

Ein französischer Angriff bei Perthes wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

10. Januar.

Nordöstlich von Soissons wiederholten die Franzosen ihre Angriffe, die sämtlich unter großen Verlusten für sie abgewiesen wurden. Ueber hundert Gefangene blieben in unserer Hand; die Kämpfe dortselbst sind noch im Gange.

Westlich und östlich von Perthes griffen die Franzosen erneut heftig an. Die Angriffe brachen unter sehr schweren Verlusten für die Franzosen zusammen; wir machten etwa 150 Gefangene.

11. Januar.

Ein französischer Angriff bei La Boiselle, nördlich von Albert, scheiterte gänzlich. Nördlich von Soissons griffen die Franzosen, die sich in einem kleinen Stück unserer vordersten Schützengräben festgesetzt hatten, erneut an. Sie erzielten bisher keinen Erfolg. Die Kämpfe dauern noch an.

Oestlich von Perthes nahmen unsere Truppen das ihnen entrissene Grabenstück zurück. Der Feind hatte schwere Verluste.

12. Januar.

Nördlich von Crouy griffen die Franzosen gestern abend an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Heute früh lebten die Kämpfe hier wieder auf.

Ein in der Gegend östlich von Perthes unternommener französischer Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Feind hatte sehr schwere Verluste.

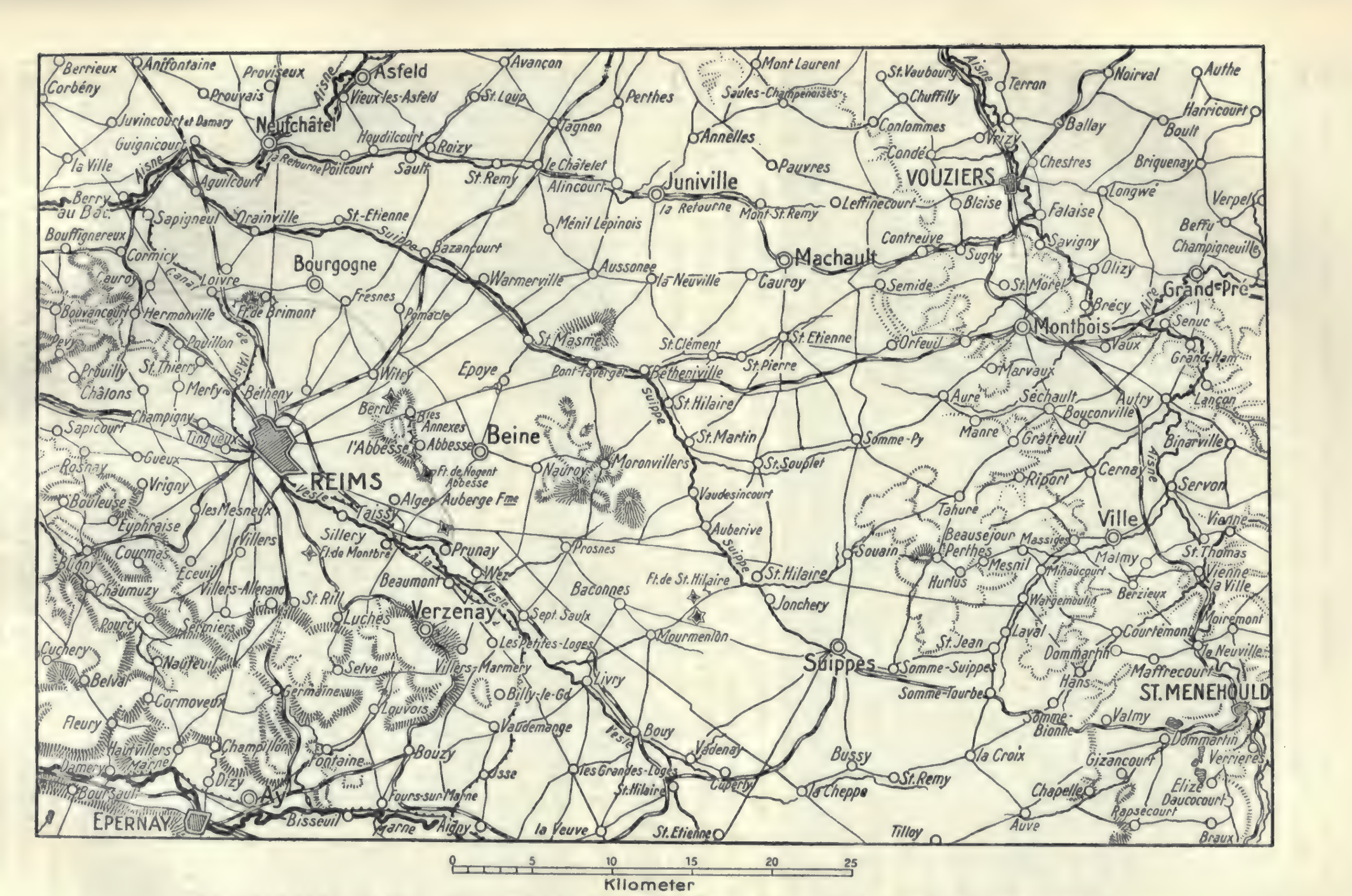
13. Januar.

Französische Angriffe auf La Boiselle und die Höhen von Nouvion wurden zurückgeschlagen.

Den erfolglosen französischen Angriffen auf die Höhen bei Crouy folgte ein deutscher Gegenangriff, der mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen und einer Säuberung der Höhen nordöstlich von Cuffies und nördlich von Crouy endete. Unsere Märker setzten sich in den Besitz von zwei französischen Stellungen, machten 1700 Gefangene und eroberten vier Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre.

14. Januar.

In Fortsetzung des Angriffs vom 12. Januar nordöstlich von Soissons griffen unsere Truppen erneut auf den Höhen von Vregny an und säuberten auch diese Hochfläche vom Feinde. In strömendem Regen und tief aufgeweichtem Lehmboden wurde bis in die Dunkelheit hinein Graben auf Graben im Sturm genommen und der Feind



Übersichtskarte V. — Der Abschnitt Berry-au-Bac—Reims—St. Menehould.
Vgl. die Übersichtskarte S. 75 und die Anschlußkarte IV, S. 125 (Abschnitt Noyon—Soissons—Laon—Berry-au-Bac).

bis an den Rand der Hochfläche zurückgetrieben. Vierzehn französische Offiziere und 1130 Mann wurden gefangen genommen, vier Geschütze, vier Maschinengewehre und ein Scheinwerfer erobert. Eine glänzende Waffentat unserer Truppen unter den Augen ihres allerhöchsten Kriegsherrn!

Nordöstlich des Lagers von Châlons griffen die Franzosen mit starken Kräften östlich von Perthes an. An einigen Stellen drangen sie in unsere Gräben ein, wurden aber durch kräftige Gegenstöße hinaus- und unter schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Sie ließen 160 Gefangene in unseren Händen.

15. Januar 1915.

Nördlich und nordöstlich von Soissons ist das nördliche Aisneufer von Franzosen endgültig gesäubert worden. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenem Angriff die Orte Cuffies, Crouy, Bucy-le-Long, Missy und die Gehöfte Vauxrot und Verrerie.

Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich von Soissons beläuft sich im ganzen auf rund 5200 Gefangene, 35 Geschütze, sechs Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste. 4000 bis 5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffeld gefunden. Der Rückzug südlich der Aisne lag unter dem Feuer unserer schweren Batterien.

Wie sehr sich die Verhältnisse gegen frühere Kriege verschoben haben, zeigt ein Vergleich der hier besprochenen Kämpfe mit Ereignissen von 1870. Wenn auch die Bedeutung der Gefechte nördlich von Soissons mit derjenigen der Schlacht vom 18. August 1870 nicht zu vergleichen ist, so entspricht doch die Breite des Kampffeldes annähernd der von Gravelotte-St. Privat. Die französischen Verluste aber vom 12. bis 14. Januar 1915 übersteigen aller Wahrscheinlichkeit nach die der Franzosen vom 18. August 1870 um ein Beträchtliches.

Der Schützengrabenkrieg im Zentrum der Schlachtfront

Wenn man die Generalstabsberichte zusammenfassend überschaut, ergibt sich folgendes Bild:

1. In dem Raum südlich von Arras bis zur Oise ist es nicht zu bedeutenden Entscheidungen gekommen. Ueberhaupt scheint es hier verhältnismäßig ruhig geblieben zu sein, mit Ausnahme der Tage vom 17. bis 28. Dezember 1914, wo die Franzosen, wie schon erwähnt, eine allgemeine Offensive längs der ganzen Front versuchten.

2. In dem Abschnitt der Schlachtlinie, der Soissons zum Mittelpunkt hat, d. h. auf der Strecke Noyon—Berry-au-Bac, hatten die Deutschen eine Reihe hervorragender Erfolge: die Einnahme von Vailly Ende Oktober und die von Chavonne in den ersten Tagen des November, sowie den großen Sieg bei Soissons Mitte Januar 1915, durch den die Joffresche Offensive einen wirkungsvollen, wenn auch unerwarteten Abschluß fand. Die Stadt Soissons wurde mehrfach beschossen.

3. Südlich der Aisne, zwischen Berry-au-Bac und dem Westrand der Argonnen (St. Menehould), ist vor allem in der Gegend von Souain—Perthes erbittert gerungen worden. Wichtige Einzelepisoden ragen aus diesen Kämpfen jedoch nicht hervor. Die Beschießung von Reims wurde verschiedentlich wieder aufgenommen.

Wir beschränken uns in unserer Darstellung auf eine eingehende Schilderung der Eroberung von Vailly, der Beschießung von Soissons, der Kämpfe um Reims und der Schlacht von Soissons. Zur Charakteristik des Schützengrabenkriegs auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes sei die Schilderung eines typischen Nachtgefechts vorausgestellt — Nachtangriffe sind hier besonders häufig —, die überdies noch den Reiz hat, aus neutraler Feder zu stammen und von der Gegenseite aus beobachtet zu sein.



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Straße eines deutschen Feldlagers bei Vailly



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Ein deutscher Schützengraben an der Aisne



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Ein deutscher Artillerie-Unterstand bei Reims



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Deutsche Offiziere besichtigen das Fort Berru bei Reims nach der Einnahme

Ein Nachtgefecht an der Aisne

Der amerikanische Korrespondent Dr. Max R. Funke hat die Kämpfe auf der französischen Seite miterlebt; er schildert in einem Bericht, den die „Kriegslese" wiedergibt, ein Nachtgefecht an der Aisne folgendermaßen:

„Die Nacht sinkt nieder, und am nächtlichen Himmel beginnt der volle rotlachende Mond aufzusteigen. Ganz langsam! Er ist der stille Freund aller. Silbern flutet sein Licht übers Schlachtfeld, so hell, daß man weit ins Bereich des Feindes blicken kann. Niemand verläßt heute seinen Graben. Erst wenn der Mond sich anschickt, sich schlafen zu legen, und der Nebel aufsteigt, dann heißt es die Ohren spitzen. Alle Unterhaltung bricht ab. Man schläft oder man wacht. Der freundliche Vollmond rollt wie ein ungeheurer Ball über die hohen Spitzen der Tannen hin, drüben auf den schneebedeckten Höhen an der Aisne. Dort schlafen und wachen die tapferen Feldgrauen. Und immer höher strebt unser nächtlicher Begleiter dem Zenitpunkte zu, so daß er schon in die Schützengräben hineinblicken kann. Sein fahles Licht spiegelt sich im Glanze der aufgepflanzten Bajonette. In den Unterständen schnarcht mancher im Traum, andere husten von Zeit zu Zeit, wieder andere erheben sich und zünden ihre Pfeife oder Zigarette an.

Die Nachtkälte legt sich fröstelnd um unsere Glieder, und blau schimmert der glitzernde Schnee im Mondenschein. Ein leichter, schneidender Nordwind setzt ein und fährt geheimnisvoll raschelnd durch die dürren Zweige eines nahen Buchenwaldes. Sonst ist alles still um uns wie in der Wüste. Der Mond springt von Bergspitze zu Bergspitze, und die Stunden schleichen im Schneckengang dahin. Wie lang nur die Nacht ist!

Der Mond verschwindet hinter einem Tannenwald, und der Schatten taucht alles um uns in Dunkelheit. Nicht auf zehn Schritte kann man seine Umgebung mehr unterscheiden. Gespensterartig umgreift der Nebel alles und hüllt es in ein weißes Tuch. Jetzt ist die Stunde des deutschen Angriffs gekommen. Aber nichts regt sich; das Auge ist in der Schwärze der Nacht wie geblendet. Und in dieser gespensterhaften Ungewißheit soll der Soldat kämpfen, wenn er den Feind auch nicht sieht. Er muß kämpfen und noch tausenderlei anderen Dingen Trotz bieten: Schlaf, Kälte, Stille, Nacht, Mattigkeit, Einbildung und Geheimnis!...

Schnarchend recken sich die Franzosen in den Unterständen drunten. Langsam trippelt die frierende Wache den langen Grabengang entlang. Sie ahnen nichts, die Guten! Aber draußen schleicht sich vorsichtig, Schritt für Schritt, durch den Nebel der Nacht ein deutsches Regiment gegen die französische Front heran. Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen in die Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch ein Durcheinander! Die Soldaten setzen noch einmal die Kognak- oder Branntweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken. Die Salven tönen herüber und hinüber, und der kleine Buchenwald vor uns, aus dem es wie aus der Hölle blitzt, gibt das Echo wieder.

„C'est bien une attaque" — sagt der schmächtige Kommandant zu uns — „sie stürmen vor!"

„Sie sind kaum zwanzig Meter von uns entfernt," — gibt sein Stellvertreter zurück.

„Vielleicht nur fünfzehn," antwortet sein Vorgesetzter. „Hören Sie, wie ihre Kugeln um unsere Ohren fauchen?"

„Leurs balles sifflent nombreuses!"

„Voilà, ihre 77er treten in Tätigkeit, und, — ruft der Kommandant freudig, fast siegesstrahlend aus — „unsere 75er antworten."

„Das wird ernst: La grande musique!"

„Tirez, tirez! Feu à volonté!“ läuft kommandierend ein Hauptmann die Schützenlinie entlang.

Gefaßt laden sie, schießen sie, laden und schießen wieder. Und wenn ich an all die vielen Tausende von Franzosen denke, die hier einer neben dem andern im Schützengraben wohlverschanzt liegen, so bange ich sehr um die tapferen, heranstürmenden Feldgrauen. Zwischen dem Geknatter der Gewehre höre ich ganz deutlich das deutsche Kommando „Vorwärts!“ aber es war nichts! War das eine Täuschung? Denn plötzlich hörte die Schießerei von der deutschen Seite her auf. Und ich erwarte nun den Ansturm der Feldgrauen, nicht ohne Zittern, denn ungern will ich als Berichterstatter in deutsche Hände fallen, weil mir dann der große Umweg über die Schweiz nicht erspart bleiben würde.

„Feu à répétition!“ befiehlt der Hauptmann, und die Unteroffiziere erteilen diese Order weiter. Doch der erwartete Ansturm kommt nicht; ein neuer Befehl: „Cessez le feu!“

Endlich! Ermattet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenrohren verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein trauriger Anblick! Wie Tiere stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und trinken sie aus. Dem Typhus, der in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet. Während des fünfzehn Minuten langen Kampfes verschoß der französische Soldat zweihundert Patronen. Vier- bis fünftausend Soldaten nahmen an diesem Kampf teil. Nun heißt es von neuem Flinten reinigen. Und eine kleine Kolonne ist beauftragt, aus einem zwanzig Meter von uns entfernten Loch den „parc de réserve“ zu heben. Dort liegt neue Munition, denn man weiß nicht bestimmt, ob die Deutschen einen neuen Ansturm noch vor Tagesgrauen aufnehmen werden. Meine Uhr zeigt ½3 Uhr morgens. In den Schützengräben wird emsig gearbeitet. Sie wollen den deutschen Ansturm, der sicher kommen wird, gut abschlagen. Aus der Stille der Finsternis der Nacht klingen traurig die Klagen der Verwundeten und Sterbenden zu uns: „Kamerad, Kamerad! Trinken, trinken!“ Wie gern möchte ich ihnen helfen, den armen Draußenliegenden.

Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unsere Köpfe deutsche Kugeln zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht mehr lautlos heran, sondern mit dem Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!“ stürmen sie uns entgegen. Hell und fest klingt der Trompetenschall, der im Wald sein Echo findet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ab und zu heben einige von ihnen den Kopf über die Erdbrüstung, um zu sehen, ob „sie“ bald kommen, aber meist bezahlen sie es mit dem Leben.

O, welche Minuten! Sie scheinen mir zur Ewigkeit zu werden! Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Der glänzende Strahl eines deutschen Scheinwerfers hat die vielen heimtückischen schwarzen Augen getroffen. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?

„Feu par salves!“ kommandiert der Hauptmann.

„Feu à volonté! Feu à répétition!“ kreischen die Führer.

„Dem Feind müssen wir zuvorkommen! Der Wald da drüben muß genommen werden!“ sagt ernst der Kommandant.

Das ist ein böser, bitterer Befehl. Den Wald da drüben wollen sie erstürmen!

Ist es Angst, ist es Entschlossenheit, daß sie sich auf diesen Sturm freuen?

Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt euch auf den Boden werfen. Nach jedem Geschoßregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald.“

Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Sensenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt ihre Phantasie keinen Raum mehr.

„Nicht mehr feuern! En avant à la baïonette! Pour la France!“ ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, der feldgrauen Menschenmauer entgegen. Ihnen voran der schmächtige Oberst. Das gewohnte Summen der Kugeln ist über unseren Köpfen. Hie und da krepieren einige Granaten, und dann setzt das rhythmische, schreckliche ta-ka, ta-ka, ta-ka der Maschinengewehre ein.

Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen weiter kriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, da strauchelt einer und dort bleibt einer stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden hinweg.

Verwundete schleppen sich zurück zum Graben oder buddeln sich im Schnee ein; das alles unter einem furchtbaren Geschoßhagel. Groß ist der Tumult der Schlacht, schrecklich der Geruch des Pulvers und des Blutes. Das Donnern der Kanonen, das Platzen der Geschosse und das Keuchen der Kämpfenden wirkt auf die Sinne mehr, als es armselige Worte zu schildern vermögen. Siegen oder Sterben ist die Losung beider Parteien!

Der Wald, der Wald! Er starrt in Waffen. Dort liegen die unsichtbaren Deutschen. Nur die blitzenden Bajonette und das unaufhörlich sprühende Feuer verraten ihre Stellungen, sonst nichts.

Da plötzlich schweigt das Feuer! Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch!“ bricht es mit Hurra aus dem dunklen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgraue. — „Hurra!“ — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!“ — Nichts vermag den deutschen Ansturm aufzuhalten. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann ringt gegen Mann unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln.

„Zurück! Zurück!“ brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Blitzeseile vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blaß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Zorn jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu.

Ein donnerndes deutsches „Hurra, der Kaiser!“ fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

Im Osten dämmert es licht. Durch die Frostluft des Wintermorgens zieht eine Schar krächzender Raben dem Schlachtfeld zu. Unser Auto rast auf weißer, fester Straße zwischen Waldungen dahin. Dann öffnet sich der Blick, und vor uns liegt Soissons im Schnee und Morgenschein.“

Der Sturm auf Vailly

Aus einem Privatbrief von Leutnant d. Res. Dr. Fritz Zeidler

Der großartig angelegte Plan unseres Armee-Oberkommandos ist zur Verwirklichung gekommen. In dem Aisne-Abschnitt, den wir besetzt halten, liegt die Stadt Vailly in einem Talkessel, als Eisenbahnpunkt, Flußübergang und infolge ihrer natürlichen Lage ein strategisch wichtiger Punkt, den früher die Engländer besetzt gehalten haben und der später von den Franzosen enorm befestigt und mit einem ganzen Armeekorps verteidigt worden war (vgl. die Karte S. 125). Es war nötig, Vailly in unsern Besitz zu bekommen. Als Tag für den Angriff war der 30. Oktober 1914 festgesetzt, bestimmt waren dazu Leib-Regiment, Regiment 48, Regiment 24 und ein Halbbataillon von unserm Regiment,

ferner ein starkes Aufgebot von Artillerie. Das Halbbataillon stand unter dem Befehl des Hauptmanns v. Alvensleben. Wir erhielten also am 29. Oktober plötzlich den Befehl, uns marschbereit zu halten und wurden nach Eintritt der Dunkelheit vorsichtig Mann für Mann aus unseren Schützengräben am Fort de Condé herausgezogen, die sofort von einer andern Kompagnie wieder besetzt wurden. Um 6 Uhr abends stand das Halbbataillon im Fort de Condé angetreten vor dem Regimentskommandeur, der uns nach einer kurzen, markigen Ansprache entließ. Frohen Mutes, obwohl wir wußten, daß wir nicht alle so munter wieder zurückkehren würden, setzte sich das Halbbataillon darauf in Marsch. Nach dreistündigem Marschieren auf völlig durchweichten Wegen gelangten wir an unseren Bestimmungsort. Unsere schwere Artillerie war schon in der Nacht vorher in großem Halbkreise um die feindliche Stellung aufgefahren und hatte, als wir dort anlangten, schon ihr mörderisches Konzert begonnen. Für die ganze Nacht war ein sogenanntes Wellenschießen angesagt. Während dieser Feuerwellen mußte die zum Angriff angesetzte Infanterie in den schon ausgehobenen Schützengräben volle Deckung nehmen, weil die Sprengstücke unserer neuen Minenwerfer 800 Meter weiter fliegen und so unsere eigene Infanterie hätten gefährden können. In den Feuerpausen arbeiteten wir uns dann weiter vor. Lautlos gingen alle unsere Truppenbewegungen vor sich, als unser Bataillon sich aber vor den Schützengräben der braven 48er durchschieben mußte, gab es doch freudige Begrüßungen und manche humorvolle Zurufe, da man sich gegenseitig freute, wieder einmal Brandenburger Jungens zu sehen. Die durch das Artilleriefeuer geängstigten Franzosen schossen nervös nach allen Seiten, so daß bei unsern Vorbewegungen ständig die feindlichen Geschosse über uns wegschwirrten und hier schon die ersten Verwundungen anrichteten. Die Erkundung hatte nur ergeben, daß der der Stadt Vailly vorgelagerte steile Berg von den Franzosen enorm befestigt worden war und etagenförmig angelegte Schützengräben mit vielen vorgebauten Drahthindernissen enthielt. Der allseitige deutsche Infanterie-Angriff war für 8 Uhr morgens angesetzt, unser Halbbataillon sollte in der Mitte stehen, rechts an die 48er, links an die 24er angelehnt. Unten im Tale, dem Berge vorgelagert und an 600 Meter von dem ersten feindlichen Schützengraben entfernt, liegt das Schloß Vauxelles, von dem aus Hauptmann v. Alvensleben vorzugehen beabsichtigte. Er führte deshalb mit allen Vorsichtsmaßregeln die beiden Kompagnien in das Schloß, wo sie lautlos und ohne Licht zu machen von uns untergebracht werden. Das verlassene Schloß war bisher immer noch unbesetzt, weil weder Freund noch Feind sich so nahe an die gegenseitige Stellung herangewagt hatte. Vom Schloß aus wurde noch bei Nacht ein Zug Pioniere vorgeschickt, der die feindlichen Hindernisse mit Drahtscheren zerschneiden sollte, aber infolge starken Feuers bald unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Im Schloß, in einem schönen Schlafzimmer, hatten wir Offiziere uns untergebracht, ein kurzes, kräftiges Abendbrot, ein paar Oelsardinen, Schlackwurst, Kommißbrot und einen Schluck Rotwein aus unsern mitgenommenen Vorräten, und dann warf man sich umgeschnallt und mit hohen Stiefeln, Revolver und Helm neben dem Kopfkissen, auf ein von unseren Burschen bereitetes Lager. Viel geschlafen hat wohl keiner, denn unsere schwere Artillerie vollführte einen derartigen Höllenlärm, daß uns das Trommelfell beinahe geplatzt wäre. Außerdem zersprangen fast bei jedem Schuß Fensterscheiben im Schloß, durch den gewaltigen Luftdruck veranlaßt. Morgens 7 Uhr, ohne etwas Warmes, wie Kaffee u. dgl. genossen zu haben, standen die Kompagnien gefechtsbereit im Schloßhof. Im Park wurden die Tornister abgelegt, Sturmgepäck umgetan und auch wir Offiziere machten uns durch Ablegen aller Abzeichen, Anlegen von Mannschaftsachselklappen usw. und mit einem aufgepflanzten Gewehr in der Hand von den Mannschaften nicht unterscheidbar. Nachdem die beiden Nachbarregimenter den Reigen eröffnet hatten, ging unser Halbbataillon gedeckt gegen

Sicht an den hohen Parkmauern entlang und brach plötzlich aus dem vorderen Ausgang hervor. Hauptmann v. Alvensleben an der Spitze, stürmten wir mit Hurra den steilen Abhang hinauf und bekamen auch sofort heftiges Feuer. Der Eindruck muß auf die Franzosen ein so gewaltiger gewesen sein, daß sie sofort ihren ersten Schützengraben verließen und sich im nächst höheren postierten. Wir kletterten atemschnaubend, ohne uns um das heftige Feuer zu kehren, in den ersten französischen Schützengraben und eröffneten nun selbst das Feuer. Hier stießen wir auf massenhaft zurückgelassene französische Munition, standen zwischen den Leichen gefallener Franzosen und machten die noch vorhandenen lebenden Franzosen zu Gefangenen. Erbärmlich verängstigte Gestalten, die alles willig über sich ergehen ließen. Sie schienen furchtbar unter unserem Artilleriefeuer gelitten zu haben, denn was für gräßliche Verwundungen, bis auf die Bäume hinaufgespritzte Körperteile usw. ich hier sah, will ich Euch lieber verschweigen. Hier in dieser ersten Stellung hatten wir leider auch schwere Verluste, denn das feindliche Gewehr- und Maschinengewehrfeuer spritzte nur so in uns herein, außerdem richteten Granaten und Schrapnells böse Verwüstungen in unsern Reihen an. Ich hätte nie geglaubt, daß ich noch lebend aus diesem Schlamassel herauskommen würde. Manchen lieben Kameraden sah ich neben mir fallen oder mit schrecklichen Verwundungen zurück in den Graben taumeln. Am schwersten aber traf uns alle die Nachricht, daß links vor uns Hauptmann v. Alvensleben in den vordersten Reihen gefallen sei.

Den Befehl über das Halbbataillon übernahm mein Kompagniechef, ich selbst wurde mit der Führung der 10. Kompagnie beauftragt. Das Gefecht nahm nun immer lebhafteren Charakter an. Mit großer Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft. Aber wie niederträchtig unsere Feinde sind, konnte ich dabei erneut sehen. In den verlassenen Schützengräben fanden unsere Leute massenhaft in Paketen und geöffnet französische Dumdumgeschosse herumliegen, ferner in Vailly dicht an den Barrikaden englische Dumdumpatronen, die teilweise maschinell, zum Teil roh mit der Hand abgefeilt waren. Ich habe natürlich die gefundene Munition bereits dem Generalkommando überwiesen. — Aus einem vor uns liegenden Schützengraben wurde plötzlich mit deutschen Helmen gewinkt, wir glaubten unsere Leute brauchten Verstärkung und sofort sprangen Gruppen von uns heran. Doch zu unserem Erstaunen bekamen diese plötzlich aus dem Graben Feuer. Es stellte sich später heraus, daß sich dort Franzosen mit deutschen Helmen versehen hatten. Ihre Gemeinheit haben sie bitter büßen müssen. Wie anders sind doch unsere Leute, die gefangenen Franzosen behandelten sie sofort wie Kameraden, gaben ihnen Zigaretten usw. — Während zuerst zwei Züge meiner Kompagnie in vorderster Linie im Feuer lagen, konnte in einem Hohlwege noch ein Zug gesammelt werden, da von rechts und links unsere Truppen sich herandrückten, weil das Kesseltreiben immer enger wurde. Der noch in der Reserve befindliche Zug scharte sich freudig um seinen Führer und sang während des Gefechts „Deutschland, Deutschland über alles". Nie hat dieses einfache Lied eine größere Wirkung auf mich ausgeübt.

Gegen Mittag begann der Widerstand der Franzosen zu erlahmen, und bald brachte mir eine Ordonnanz den Befehl: Um 1 Uhr treten alle Kompagnien zum Sturm auf Vailly an. Unsere Artillerie hatte inzwischen ihr Feuer auf Vailly selbst verlegt und die Infanterie den Höhenrand um Vailly erreicht. Und nun ging es mit Hurra von allen Seiten los, überall tauchten die feldgrauen Jungens auf, buchstäblich über Leichen von Franzosen hinweg, stiegen wir in das Tal hinunter. Wie die Hasen trieben wir die Franzosen vor uns her und nicht achtend des Gewehrfeuers, das wir jetzt aus den vorderen Häuserreihen und gegenüberliegenden Höhen erhielten, drangen wir weiter vor. An der Spitze meiner Kompagnie stürmte ich nach dem Marktplatz vor. Unterwegs und beim Durchsuchen der Häuser fanden wir noch Hunderte von Franzosen versteckt, die sich

sofort ergaben. In den Kellerräumen saß ein Oberst mit 200 Mann (wartete dort anscheinend auf weitere Befehle!). Im ganzen sind zirka 1300 Gefangene gemacht, die Verluste der Franzosen betragen etwa das Dreifache. Der Teil, der noch über die Aisne entfliehen wollte, wurde abgeschnitten, da unsere braven Pioniere, die sich nach großen Verlusten bis an die Aisne schon herangearbeitet hatten, sämtliche Brücken in die Luft gesprengt hatten. Nachdem wir so Vailly genommen hatten, besetzten die anderen Brigaden sofort die Aisneufer, unsere beiden Kompagnien verblieben im Innern der Stadt. Auf dem Rathaus hißten wir eine mitgebrachte deutsche Fahne, dann durchsuchte ich mit einigen Unteroffizieren für meine halbverhungerten Kerls die Häuser nach Lebensmitteln. In einer Bäckerei fand ich Hunderte von frisch gebackenen Broten, die sofort verteilt wurden, anderswo viel Marmelade, eingemachte Früchte, viel Rotwein, sogar Sekt. Das war ein Hallo! Nach einigen Stunden der Ruhe bekamen wir Befehl, nach Schloß Vauxelles zurückzumarschieren. Wir mußten dabei über das Schlachtfeld, und nun kam in das Gefühl des Siegers ein bitterer Tropfen Wehmut. Ueberall sahen wir die vielen, vielen Opfer, Freund und Feind, herumliegen, die der Sturm gekostet hatte.

Zwei Tagesbefehle des Generals von Lochow an sein Korps

31. Oktober 1914.

Soldaten des 3. Armeekorps! Sieben Wochen habt ihr auf höheren Befehl in langgestreckter Front in Schützengräben ausharren müssen, um einen erheblich überlegenen Feind wochenlang an eure Front zu fesseln. Gestern erst konnte ich euch wieder zum Angriff auf den Feind vorführen. Die Truppenteile, denen vergönnt war, hierbei für König und Vaterland zu fechten, haben gezeigt, daß ihnen der altbrandenburgische Angriffsgeist in den Schützengräben nicht abhanden gekommen ist. Unsere Infanterie, Artillerie und Pioniere haben bewiesen, daß sie in mustergültigem kameradschaftlichem Zusammenhalten und Arbeiten auch den zähesten Feind aus seiner in siebenwöchiger Arbeit festungsartig ausgebauten Stellung herauszuwerfen verstehen. Ich bin überzeugt, daß auch die gestern für den Angriff nicht eingesetzten Truppenteile derselbe Geist beseelt. Auch für sie wird der Tag bald kommen! Der gestrige Sieg, an dem ihr das stark befestigte Vailly stürmtet, die Franzosen aus mehrfach hintereinander liegenden Schützengräben herauswarfet und ihnen zwei Obersten, fünf Offiziere und rund 1250 unverwundete Gefangene abnahmt, wird immer ein unauslöschliches Ehrenblatt in der Geschichte des 3. Armeekorps bleiben. Den jungen Kameraden, die gestern zum ersten Male im Angriffsgefecht so tapfer ihren Mann standen, spreche ich meine besondere Anerkennung aus. Trauernd stehen wir an der Bahre der Helden, die für König und Vaterland den ehrenvollen Soldatentod starben. Mancher von euch mußte für die große Sache bluten, doch das Vaterland verlangt es so, wir müssen unsere Feinde und Neider niederringen. Gott wird uns, wie gestern, weiter helfen, wenn wir zu ihm halten, denn Recht muß Recht bleiben. Euch allen rufe ich deshalb zu: So weiter im altbrandenburgischen Angriffsgeist, wie gestern bei Vailly, damit unsern Feinden immer wieder der Begriff eingehämmert wird: Hie gut Brandenburg allerwege. v. Lochow.

3. November 1914.

Anschließend an die schönen Erfolge des 30. Oktober hat das 3. Armeekorps, auf das hervorragendste unterstützt durch schwere Artillerie und die 4. Infanteriedivision, den Feind erneut angegriffen. In blutigem Ringen ist es der in treuer Kameradschaft mit der Artillerie fechtenden Infanterie wiederum gelungen, nachdem die tapferen Pioniere das Angriffsfeld vorbereitet hatten, den Feind aus seinen stark verschanzten Stellungen in den Waldungen bei Chavonne und Soupir herauszuwerfen, an 1000 Gefangene zu

machen und drei Geschütze und vier Maschinengewehre zu erobern. Wiederum haben wir dem Feinde bewiesen, daß der altpreußische Angriffsgeist noch vorhanden ist und daß dem für sein Recht und sein schönes Vaterland kämpfenden deutschen Soldaten auch ein in stärkster Stellung verschanzter Gegner nicht standhalten kann. Das Andenken unserer im Kampfe fürs Vaterland hierbei gefallenen Kameraden aber wollen wir dadurch ehren, daß wir heute aufs neue geloben, jeder an seiner Stelle getreu seine Pflicht zu tun mit dem Wahrspruch: Mit Gott für König und Vaterland! v. Lochow.

Von der Beschießung der Stadt Soissons

Die Stadt Soissons wird gelegentlich von den auf den benachbarten Höhen aufgestellten deutschen Batterien unter Feuer genommen. Ein Korrespondent der „Neuen Freien Presse", der Augenzeuge einer solchen Beschießung war, berichtet: „Ich blickte hinunter in die Ebene — da lag Soissons, jede Fensterseite, jeder Ziegel klar zu erkennen. Nachdem sich der Beobachter durch das Glas überzeugt hatte, daß die Kathedrale keinen von uns aus wahrnehmbaren Schaden erlitten hatte, wurde uns mitgeteilt, daß wegen einiger lebhafter Bewegungen, die in der Stadt beobachtet worden seien, eine Beschießung stattfinden würde. Für den, der nur auf sichtbare Ziele geschossen hat, war es außerordentlich lehrreich, wie die Offiziere durch das Scherenfernrohr feststellten, wo eine Batterie aufgestellt schien, die uns ab und zu eine Granate herübersandte. Dann wurde auf einer genauen Karte von Soissons der wahrscheinliche Ort, zum Beispiel Zuckerfabrik rechts neben kleinem Wäldchen, festgestellt und nach der sicherlich einige Kilometer zurückliegenden Batterie telephoniert. Dann erfolgte das Kommando für die Schüsse, und es dauerte nicht lange, da heulten die großen Projektile über uns fort, tadellos an der angegebenen Stelle einschlagend. Während das Feuer fortgesetzt wurde, sah man einen Transport über eine Aisnebrücke östlich der Stadt. Das Feuer wurde umgelenkt, und mit geradezu eleganter Genauigkeit fiel eine der gefeuerten Granaten mitten auf die Brücke. Wir sahen bald auch Schrapnells über der Batterie krepieren, die von einer anderen, links aufgestellten deutschen Batterie herrührten und sicherlich derselben feindlichen Batterie galten."

Die Kämpfe um Reims

(Vgl. die Uebersichtskarte S. 127.)

Die deutschen Stellungen beschreiben einen halbkreisförmigen Bogen um Reims, der sich von Courcy bis Prunay hinzieht, über die Höhen von Brimont, Fresnes, Berru und Nogent l'Abbesse. Die Forts um Reims sind in deutschen Händen, dieses selbst wird aber noch durch die schwere französische und englische Artillerie gedeckt. Ueber die Kriegführung in dieser Gegend schrieb die Londoner „Morningpost": „Die Verluste in den Laufgräben sind gering. In den meisten Fällen handelt es sich um Kopfschüsse, bei denen die Kugel durch das Guckloch den Weg genommen hat. Die Abstände in den Laufgräben sind so gering, daß Scharfschützen direkt in die Löcher hineinschießen können. Auf beiden Seiten wird mit Graben und Minenlegen fortgefahren. In den französischen Laufgräben wurden Schnellfeuergeschütze aufgestellt. Es stellte sich aber heraus, daß sie nicht gut zu brauchen waren, da sie sich nur zum Bekämpfen feindlicher Infanterieangriffe eignen. Darum ist man zu den Grabenmörsern des Burenkriegs zurückgekehrt. Diese Mörser für kurze Entfernungen waren im Gebrauch ein wenig zurückgegangen, sie erweisen sich jetzt aber als sehr nützlich."

Die vom Generalissimus Joffre am 17. Dezember 1914 befohlene französische Offensive brachte auch hier Abwechslung in das Alltagsleben der Schützengräben. Walter Oertel, der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" meldet seinem Blatt: „In

den letzten Tagen haben die Franzosen wiederholt, aber stets vergeblich gegen die in der Gegend von Reims stehenden Truppen vorgestoßen. Einen besonders heftigen Angriff richteten sie am Abend des 22. Dezember gegen das sächsische Reserve-Infanterieregiment 133, das mit hervorragender Bravour einen der exponiertesten Punkte der deutschen Stellung festhält. Der französische Angriff wurde durch ein heftiges Artilleriefeuer eingeleitet. Es folgte ein mit großem Schneid durchgeführter Infanterieangriff der Franzosen, die bis in die Schützengräben vordrangen. Inzwischen hatte aber der Führer, Hauptmann Goetze, Teile des 2. und 3. Bataillons zum Gegenstoße bereitgestellt. Auf das Signal zum Angriff stürmten die Sachsen mit unwiderstehlichem Anlauf vorwärts. Ein wildes Handgemenge entspann sich, in dessen Verlauf 80 Franzosen fielen; der Rest der eingedrungenen 170—180 Mann wurde zu Gefangenen gemacht. Der Verlust des Feindes ist sehr schwer, da noch 300 Franzosen vor Erreichen des Grabens fielen. Nach diesem mit glänzender Bravour erzielten Erfolge war die Stimmung der tapferen Sachsen eine derartig gehobene, daß alles begeistert „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmte. Die Durchführung dieses Kampfes gibt einen deutlichen Beweis dafür, daß trotz des andauernden Feuers und der Strapazen die Offensivkraft der Truppen nicht besser sein könnte."

Wie es in dem Gebiet um Reims aussieht, schildert W. Scheuermann, der Kriegskorrespondent der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". „Die Einwohner der Dörfer," schreibt er, „sind jetzt, soweit sie nicht bis jenseits der französischen Operationslinie geflohen waren, zurückgekehrt und vertragen sich friedlich mit den deutschen Truppen. Wieder ist es das eigene Heer, das sie zu fürchten haben. Denn bei dem trüben, undurchsichtigen Wetter, das das gegenseitige Artillerieduell erschwert, können die Franzosen den deutschen Stellungen wenig anhaben. Aber sie kennen natürlich jede Entfernung im eigenen Lande, besonders im eigenen Festungsgebiete sehr genau. Und so machen sie oft im Schutze des Nebels einen plötzlichen Vorstoß gegen irgend eines ihrer Dörfer, das sie von uns besetzt glauben, und decken es mit Granatfeuer zu. Dann flüchten die Bewohner, die Kinder mit dem Leibe deckend, entsetzt ins Freie. Sie müssen mit ansehen, wie die Geschosse des eigenen Heeres ihre Häuser zertrümmern und in Brand stecken, bis die Beschießung aufhört, da sich die Franzosen nach ihrer Gewohnheit nach kurzer Zeit zurückziehen, um unvermutet an anderer Stelle wieder vorzubrechen. Es ist erstaunlich, wie zäh der Mensch an seinem Heim hängt. In den verschonten Häusern, die mitten zwischen den zerschossenen Ruinen stehen, findet man bald nach der Beschießung die Bewohner wieder und bei ihnen viele von den Nachbarn, die durch das Bombardement obdachlos geworden sind."

Heinrich Binder, der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts", hat die deutschen Stellungen unmittelbar vor Reims besucht und gibt folgende Schilderung von der dortigen Lage und der Beschießung der Stadt: „Unsere Truppen liegen in allernächster Nähe der vielgenannten Stadt. Deutsche Artillerie steht bis auf wenige Kilometer von der Kathedrale entfernt; deutsche Infanterie liegt den französischen Schützenlinien bis auf 800 Meter gegenüber. Es sind hinreichend Kräfte vorhanden, um durchzubrechen. Aber der Zusammenhang mit anderen Operationen verbietet ein vorläufiges Ergreifen der deutschen Offensive. Dies ist auch der Grund, weswegen die deutschen Truppen schon so lange dort eingegraben und verschanzt liegen und die im Vaterland so sehnsüchtig erwarteten Siegesmeldungen entweder spärlich oder auch gar nicht einlaufen. Und doch wäre es unseren Truppen gewiß ein Leichtes, die in der Stadt und vor den Mauern von Reims befindlichen Stellungen zu nehmen. Diesen Eindruck gewann ich, als ich die Stellungen um Reims besichtigte und die Standorte unserer Truppen und der sehr starken Reserven dort sah. Welche Operationen es sind, die eine entscheidende Offensive noch nicht für ratsam erscheinen lassen, kann natürlich nicht gesagt werden.

Tatsache ist, daß die Franzosen auch heute noch ihre Artillerie unter dem Schutze der Kathedrale gegen unsere Truppen wirken lassen. Die französischen Kanonen sind in der Stadt in unmittelbarer Nähe der Kathedrale selbst aufgestellt. Und zwar hat man die Geschütze nicht nur auf der Place Belle Tour postiert, sondern sie auch auf dem Boulevard de la Paix aufgestellt. Da die Stadt nach Osten zu abfällt, hat man somit ein gutes Schußfeld auf die deutschen Stellungen.

Immer noch besteht die Absicht bei den deutschen Truppen, die Stadt und mit ihr die Kathedrale nach Möglichkeit zu schonen. Zwar sah man sich vor längerer Zeit gezwungen, einen Beobachtungsposten, der auf dem Turm der Kathedrale untergebracht war, herunterzuholen. Diese Maßnahme hat keineswegs die beabsichtigte Wirkung gehabt. Man kann von den deutschen Stellungen aus deutlich mit dem Scherenfernrohr erkennen, daß auch heute noch die Kathedrale in gleicher Weise von den französischen Truppen gebraucht wird. Man sieht auch deutlich die Stellung der französischen Geschütze. Am Tag, wenn das Wetter besonders klar ist, kann man in den oben genannten Straßen die Geschütze sehen. Man kann auch sehen, wenn aus ihnen geschossen wird, wobei der weiße Pulverdampf für Augenblicke den Standort einhüllt. Nachts aber sieht man ganz deutlich an den aufblitzenden Schüssen, daß die Stellung der Geschütze nicht verändert worden ist. Es ist das ein Frevel, wenn man bedenkt, daß der Ruin eines so wertvollen Bauwerks unter allen Umständen vermieden werden müßte...

Es konnte ferner nicht verhütet werden, daß man auch die nördliche Vorstadt Ceres und den berühmten Park Pommery verschiedentlich beschießen mußte, um wirkungsvolle französische Stellungen dort zum Schweigen zu bringen. Aber die Kathedrale hat man noch immer nach Möglichkeit geschont. Und ich hörte selbst aus dem Munde des kommandierenden Generals jenes Armeekorps um Reims, bei dem wir zu Gaste waren, daß auch in der weiteren Entwicklung des Kampfes die Schonung dieses Bauwerks mit größter Duldsamkeit durchgeführt werden soll. Es kommt noch hinzu, daß die bei der Kathedrale aufgestellten Geschütze bisher nicht allzuviel Schaden in unsere Reihen getragen haben. Allerdings ist schon manches Blut geflossen, so daß Grund genug wäre, mit dieser Kriegführung aufzuräumen. Sollte eines Tages das schöne Gebäude in Trümmer sinken, sollte der prachtvolle Bau von den deutschen Granaten getroffen werden, dann wissen wir uns frei von Schuld."

„Quarante-neuvième jour du bombardement!" — „Neunundvierzigster Tag der Beschießung!" — das ist die neue Zeitrechnung der Bewohner von Reims. Jeden Morgen, noch ehe es dämmert, kriechen sie aus ihren durch Sandsäcke geschützten Kellern hervor und eilen, Männer, Frauen und Kinder, mit einigen Flaschen Wein, Brot und kaltem Fleisch für ein „Al fresco-Mahl" unter dem Arm, auf die umliegenden Höhen der Stadt, von wo sie dem Artillerieduell der französischen Batterien mit den auf den eroberten Forts Brimont, Nogent l'Abbesse und Berru aufgestellten deutschen Geschützen zusehen. Am Abend, wenn das Artilleriefeuer nachläßt, kehren sie dann in die Stadt zurück, und die beiden noch erscheinenden Lokalblätter teilen ihnen mit, welchen Schaden die Deutschen am 49. Tage der Beschießung angerichtet haben. Ein Mitarbeiter des „Daily Graphic" erzählt, daß besonders die ältern Stadtteile schwer gelitten haben. Was die Geschosse der deutschen Artillerie nicht zerstörten, vernichten ihre „mit brennendem Petroleum gefüllten Handgranaten". Von den 120 000 Bewohnern der Stadt sind höchstens 40 000 zurückgeblieben. Obgleich sie sich tagsüber versteckt halten oder auf die Berge flüchten, sind doch bis Mitte November schon gegen 700 Opfer des Artilleriekampfes geworden, und über 1000 mußten, schwerer oder leichter verwundet, fortgeschafft werden. Die meisten Verletzungen sind Folgen herabfallender Mauerstücke oder einstürzender Häuser. Am Abend zeigt sich erst recht, wie verlassen die alte Krönungsstadt

der französischen Könige jetzt ist. Kein Licht darf gebrannt werden; weder auf der Straße noch aus den Fenstern der Häuser darf ein heller Strahl leuchten. In den Gasthöfen ziehen die Angestellten doppelte dunkle Vorhänge vor die Fenster, ehe sie Licht anzünden. Auf der Straße herrscht ägyptische Finsternis. Von Zeit zu Zeit erklingt der Schritt einer Militärpatrouille, die nachprüft, ob auch kein Lichtschein aus irgendeinem Hause den deutschen Geschützen ein Ziel zu bieten vermag. In den drei oder vier Cafés und Restaurants, die ihren Betrieb aufrecht erhalten haben, sieht man nur Uniformen. Schon einige Minuten vor 9 Uhr ertönt der Ruf: „On ferme!“ Man schließt mit größter Pünktlichkeit, und die Gäste müssen in dunkler Nacht ihre Irrfahrt nach dem oft im Keller gelegenen Heim oder dem Hotel antreten.

Die Angriffe der Franzosen in der Gegend von Souain—Perthes

Besonders heftig setzte die französische Offensive in der zweiten Hälfte des Dezember in der Gegend von Souain—Perthes, zwischen Reims und dem Westrand der Argonnen ein (vgl. die Karte S. 127), wo schon Ende November und Anfang Dezember heftig gekämpft worden war. Ein abschließender — halbamtlicher — Bericht darüber sagt:

„Seit dem 17. Dezember 1914, dem Tage an dem General Joffre die allgemeine Offensive befahl, ist ein voller Monat ins Land gegangen, ohne daß es den Verbündeten gelungen ist, unsere ausgedehnten Linien an irgend einer Stelle zu durchbrechen. Zwischen Reims und den Argonnen haben die Franzosen besonders große Anstrengungen gemacht. Ihr Angriff begann dort am 20. Dezember und brachte an diesem ersten Tag unbedeutende Teile unserer Schützengräben in ihre Hand, Schützengräben, die sich aus der allgemeinen Verteidigungsfront nach und nach feindwärts verschoben hatten und einem konzentrischen Angriff daher besonders ausgesetzt waren. In ununterbrochenen Angriffen haben sich die Franzosen bemüht, diesen anfangs errungenen Vorteil zu erweitern. Täglich lag das vereinigte Feuer ihrer schweren Batterien auf bestimmten Teilen unserer Front; beinahe täglich stürmte die französische Infanterie gegen unsere Gräben vor; immer dichter wurde das Totenfeld vor unserer Front, immer größer die Zahl der französischen Gefangenen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die französische Infanterie anfangs mit Aufopferung und Schneid an ihre Aufgabe heranging. Die Berichte des französischen Nachrichtendienstes waren in den Wochen vor dem allgemeinen Angriff eigentlich nur noch ein Lobgesang auf die unwiderstehliche Gewalt der französischen schweren Artillerie gewesen. Unter dem dauernden Eindruck dieser Berichte mußte in der französischen Infanterie die Ueberzeugung Platz greifen, daß sie bei einem Angriff eigentlich nur zu ernten haben würde, was die schwere Artillerie gesät. Sie hat schnell einsehen gelernt, daß man bei den Lobgesängen auf die französische schwere Artillerie einen Umstand völlig außer acht gelassen hatte: die Widerstandskraft unserer Infanterie! In diesem Punkt stimmte die Rechnung nicht. Es war dann auch deutlich zu erkennen, wie die anfängliche Zuversicht der französischen Infanterie mit jedem neuen Angriff nachließ und sich nach und nach in die Ueberzeugung wandelte: es ist nutzloses Blutvergießen, immer wieder gegen die deutsche Stellung anzurennen. Auch als die Franzosen frische Kräfte ins Feuer führten, brach deren unverbrauchte Kraft an dem zähen Widerstand unserer Infanterie zusammen. Es ist erwiesen, daß die französischen Offiziere schließlich auf ihre Leute mit der nachgerade abgebrauchten Lüge einzuwirken suchten, daß wir ihre Gefangenen zu Tode quälen. Sie übersehen dabei ganz, daß diese Lüge weiter nichts beweist, als daß die französische Infanterie durch Angst vor Schlimmerem davon abgehalten werden soll, sich dem Feind zu ergeben. Die Lüge hat übrigens nicht viel genutzt. Die zahlreichen Gefangenen aus den Kämpfen

im Dezember und Januar sind zufrieden, daß „der Krieg für sie beendet ist“. Unserer Truppe aber haben diese Kämpfe bewiesen, daß sie keinen Feind zu scheuen hat — selbst nicht die „fameuse artillerie lourde“ der Franzosen.“

Die Joffresche Offensive

Unter dem 10. Dezember 1914 schrieb der Pariser Korrespondent des Madrider „ABC“: „Wenn auch der Generalstab des französischen Generalissimus es noch nicht auf dem Dienstwege angekündigt hat, so weiß man doch, daß das französische Heer die Offensive auf der ganzen Linie ergriffen hat. Das Unterbleiben der dienstlichen Ankündigung erklärt sich so: Wenn die Offensive auch auf der ganzen Linie vor sich geht, so ist sie doch nur ein Versuch, um die Stärke der feindlichen Truppen festzustellen, die sich einem Vormarsch der Verbündeten entgegenstellen. Nach einigen Erkundungen sind die Heeresteile der Deutschen im Westen durch eine Abgabe von einigen Armeekorps nach dem Osten geschwächt. Nach andern sind die deutschen Truppen gerade im Gegenteil in der Absicht eines neuen Vorstoßes verstärkt worden, besonders bei Ypern und La Bassée. Diese letzten Erkundungen hatten dem Generalissimus Joffre die Vermutung nahegelegt, daß ein neuer deutscher Angriff bevorstehe; aber Tage und Wochen sind dahingegangen, und der Feind hat an keinem einzigen Punkt der langen Befestigungslinie besondere Rührigkeit gezeigt. Daraufhin haben sich Zweifel erhoben, und der französische Generalissimus hat auf den Gedanken kommen müssen, in der Tat sei jetzt der günstige Augenblick, einen Angriff zu wagen. Erklärlicherweise hat die Ansammlung von Heeresmassen in Polen gegen die Russen und das fortwährende Erscheinen neuer Armeekorps sowohl auf der Linken wie auf der Rechten des russischen Heeres die Vermutung nahegelegt, die in Flandern und Belgien stehenden Truppen seien geschwächt worden, besonders wenn die Verbündeten zu der Ansicht kamen, das amtlich von Berlin aus gemeldete Vorhandensein von hundert deutschen Armeekorps zu leugnen. Für die Verbündeten bestehen diese hundert Armeekorps nur in der Einbildung des Kaisers; sie versichern, mit dieser Behauptung wolle der deutsche Generalstab seine Gegner nur ins Bockshorn jagen. In dieser Annahme hat der französische Generalissimus die Offensive befohlen, eine vorsichtige und wohlüberlegte Offensive, die dienstlich nicht zugegeben wurde, um im Falle des Scheiterns keine Entmutigung beim Volk hervorzurufen... Was ist das Ziel dieser Angriffe? In Wirklichkeit gibt's kein Ziel; denn dieselben Leute, die Angriffe befehlen, haben kein großes Zutrauen zu ihren Ergebnissen. Sie unternehmen die Angriffe, weil sie, wie wir schon oben gesagt haben, sehen wollen, ob die Gelegenheit zu der Feststellung günstig ist, daß die Deutschen im Westen geschwächt sind. Daneben gibt es einen allgemeinern Grund, der den Verbündeten den Angriff geraten erscheinen läßt. In einem frühern Bericht habe ich auf die Ungeduld hingewiesen, die sich in Frankreich über die von dem Generalissimus Joffre beliebte Kampfart äußert, da diese ausschließlich auf Abwehr bedacht ist. Die öffentliche Meinung ist schon nicht mehr damit zufrieden, daß der Feind keine neuen Eroberungen macht: angesichts der Besetzung von zehn Departements durch die Deutschen ist die öffentliche Meinung ungehalten geworden, da sie sah, daß nichts geschah, um die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben. Aus diesem Unwillen stammen der Gedanke und der Plan der Offensive.“

Die Behauptung des spanischen Korrespondenten wurde wenige Tage darauf von London aus bestätigt. Das „Giornale d'Italia“ meldete von dort, die Offensive der Verbündeten sei beschlossene Sache. Joffre beabsichtige die Schwächung der deutschen Linien, die einen großen Teil ihrer Truppen nach der russischen Grenze abgegeben hätten, auszunutzen. Er habe wörtlich erklärt, die Zeit des „Zuwartens“ sei vorbei; „jetzt werden wir zubeißen, und zwar tüchtig“.

Die ziemlich unerwartet einsetzenden heftigen Angriffe der Franzosen an der ganzen Front seit dem 17. Dezember (vgl. S. 99, 128, 135 und 138), zum Teil gerade an Stellen, wo es in der Zeit zuvor verhältnismäßig ruhig geblieben war, konnten an der Absicht einer allgemeinen Offensive kaum mehr einen Zweifel aufkommen lassen. Der dokumentarische Beweis fiel denn auch schon wenige Tage später der deutschen Heeresleitung in Gestalt eines Joffreschen Heeresbefehls vom 17. Dezember 1914 in die Hände, den man bei einem gefallenen französischen Offizier fand. Er lautet:

„Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezählten Angriffe nicht imstande gewesen, unsere Reihen zu durchbrechen. Ueberall haben wir ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunützen, die uns der Gegner bietet, nachdem wir uns verstärkt haben an Menschen und Material. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen. Nachdem wir bisher die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich jetzt darum, sie zu brechen, um unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Soldaten! Mehr als je rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie und euren Willen, um jeden Preis zu siegen. Ihr habt schon gesiegt an der Marne, an der Yser, in Lothringen und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph. — Dieser Befehl ist heute abend allen Truppen bekanntzugeben und zu verhindern, daß er in die Presse gelangt." Joffre.

Jedenfalls hatte Joffre auch starkes persönliches Interesse daran, diesen Armeebefehl nicht in alle Welt hinausposaunt zu sehen; er war vermutlich nicht einmal der geistige Urheber, denn bei seinen strategischen Fähigkeiten und seiner nüchternen Ueberlegung konnte er sich von einem solchen Unternehmen von vornherein wenig Erfolg versprechen. Man muß eben bedenken, daß er nicht der oberste Kriegsherr allein ist, sondern nur eine Stimme im Kriegsrat der Koalitionsarmee, der in erster Linie die Interessen Englands wahrzunehmen und auf die Wünsche Englands zu hören hat. Nach dem völligen Mißlingen des Plans hat die französische Heeresleitung ihn abzuleugnen versucht, aber ein späterer Bericht des Feldmarschalls French gibt ihn ausdrücklich zu.

Der deutsche Sieg bei Soissons

Die Aufgabe im Positionskrieg ist eine doppelte: zunächst gilt es, sich möglichst nahe an den Gegner heranzuarbeiten und sich gegenseitig in die Verteidigung zu drängen, dann an der schwächsten Stelle entscheidend anzugreifen. Den ersten Teil der Aufgabe hielt Joffre Mitte Dezember für gelöst; nun sollte der zweite Teil folgen. Ein militärischer Mitarbeiter des „Solothurner Anzeigers" schreibt: „Es begann das Tasten nach den schwachen Stellen der gegnerischen Front. Nach französischen taktischen Grundsätzen geschieht das nicht in zusammenhängenden Kampflinien, sondern durch einzelne Kampfgruppen, denen günstig erscheinende Gefechtsabschnitte zugewiesen werden. Eine solche, verhältnismäßig starke Kampfgruppe, deren Bestand auf ungefähr sechs Brigaden angenommen werden darf, scheint auch den Angriff bei Soissons unternommen zu haben. Hinter diesen vorderen Kampfgruppen stellen die Franzosen die Hauptreserve bereit, die eigentliche Manövriergruppe, die dort versammelt wird, wo durch die Arbeit der vordern Kampfgruppe die schwache Stelle des Gegners, also der zu wählende Einbruchspunkt erkannt wird. Mit voller Kraft soll sie dann den eigentlichen Stoß ausführen. Die Verfolgung wiederum ist Sache einer hinter der Hauptreserve stehenden dritten Gruppe."

Einen besonders ernsthaften Angriff versuchten die Franzosen Anfang Januar 1915 durch die bei Soissons stehende Kampfgruppe. „Das allerdings immer langsame, aber doch tatsächliche Vorrücken der Franzosen mittels der Sappe (Annäherungsgraben) an dieser Stelle, in Verbindung mit taktischen Erwägun-

gen, vermochte einen solchen Entschluß zu rechtfertigen. Das geht aus folgendem hervor: An der Nord- bis Südfront, von der Nordsee bis Compiègne, war es den Franzosen nicht gelungen, eine schwache Stelle im deutschen Verteidigungsring derart festzustellen, daß eine Bearbeitung zum ernsten Angriff hätte in die Wege geleitet werden können. Das gleiche gilt auch für die Front an der elsässischen Grenze. Nördlich von Nanzig wiederum stieß die französische Offensive auf die Festung Metz. Anders lag die Sache auf der beinahe von Ost nach West verlaufenden Front zwischen Verdun und Compiègne. Die drei Plätze Verdun, Reims und Soissons waren vor dem 14. Januar 1915 alle im Besitze der Franzosen. Während zwischen Verdun und Reims, also im Argonnenwalde, die Deutschen eher im Vorsprung zu sein schienen, lag die Sache anders westlich des Argonnenwaldes, wo die Franzosen stark nach Norden drücken. Von Berry-au-Bac talabwärts bis etwa zwanzig Kilometer unterhalb Soissons verlaufen die Fronten im allgemeinen längs der Aisne und zwar auf einer Ausdehnung von ungefähr 60 Kilometer. Beinahe in der Mitte dieser Front liegt Vailly, der einzige Uebergang über die Aisne, der sich seit Mitte Oktober in deutschen Händen befindet (vgl. die Karte S. 125). Durch Sappenkrieg hatten sich die Franzosen am nördlichen Aisne-Ufer langsam bis auf die das Tal begleitenden Anhöhen vorgearbeitet, teils sogar vorliegende Orte erreicht. Diese Höhen werden etwa zehn bis zwölf Kilometer nördlich der Aisne durch das Tal der Lette durchschnitten, das sich westlich gegen Noyon, östlich gegen Laon und Berry-au-Bac öffnet. Diese zwischen Aisne und Lette liegenden Höhen mußten, wenn der Uebergang der Franzosen über die Aisne zum allgemeinen Angriff ungestört vor sich gehen sollte, unbedingt in deren Händen sein. Gelang aber hier der Uebergang der Franzosen, so fiel damit nicht nur die Nord-Südfront zwischen Nordsee und Compiègne, sondern es wurde damit auch dem französischen Angriff in der Gegend von Perthes Luft gemacht und so die Gegend nördlich Reims, der Argonnenwald und der Norden Verduns vom Feinde gesäubert. Die deutsche Front wäre damit durchbrochen, zum mindesten aber eingedrückt gewesen."

Dies Ziel ist den Franzosen durch den deutschen Sieg bei Soissons auf lange hinaus verloren gegangen; darüber berichtet das Große Hauptquartier amtlich:

„Die in den Tagesberichten mitgeteilten Kämpfe nördlich von Soissons haben zu einem recht beachtenswerten Waffenerfolg für unsere Truppen geführt, die dort unter Leitung des Generals der Infanterie v. Lochow und des Generalleutnants Wichura gekämpft und gesiegt haben.

Während des Stellungskrieges der letzten Monate hatten die Franzosen in der Gegend von Soissons aus einem Gewirre von Schützengräben bestehende Stellungen inne, die sich auf dem rechten Aisneufer brückenkopfartig nordwärts ausdehnten (vgl. Karte S. 143). Auf dem Westflügel des in Frage kommenden Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtale eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teile die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüber lagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Oestlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tale das Dorf Crouy, an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts.

Dicht östlich der Bahn befindet sich eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein. In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen

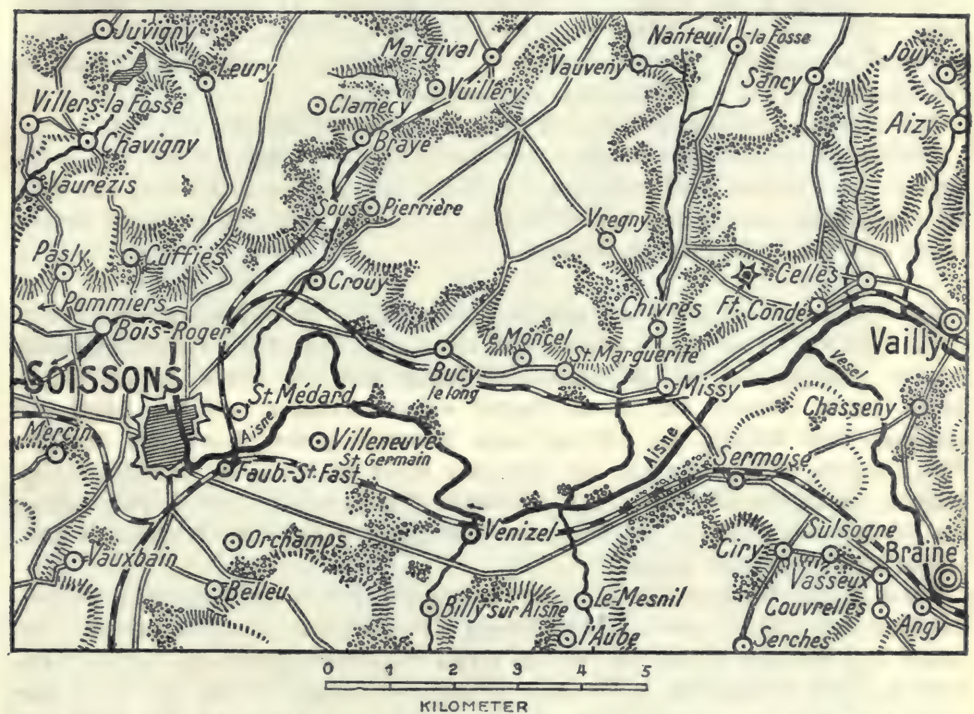
Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leibregiments und war am ersten Weihnachtsfeiertag ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwand setzte es am 7. Januar erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner am 8. Januar zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 Metern in den deutschen Schützengraben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Januar 1915 zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Januar setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriff ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst, als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung unsere wackeren Schützen, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten und entrissen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach. Das Hauptziel dieses ersten Angriffs war kaum erreicht, als eine Stunde später — zwölf Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten einen Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Franzose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte. Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffs von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der deutsche Angriff erfolgte am 13. Januar, aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner waren es die Mitte und der linke Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny setzten, auf der sich der Feind in einem System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt zwölf Uhr kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; zwölf Uhr drei Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, zwölf Uhr dreizehn Minuten die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittag des dreizehnten war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand. Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten. Das Gelingen dieses deutschen Angriffs brachte die in Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Januar der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm, und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen nun westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein

Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Eine Kompagnie des Leibregiments drang bei Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Unsere Patrouillen säuberten das ganze Vorgelände bis zur Aisne vom Feinde. Nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.



Übersichtskarte über das Kampfgebiet der Schlacht bei Soissons.
(Vgl. auch die Übersichtskarte S. 125.)

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind auf einer Frontbreite von etwa zwölf bis fünfzehn Kilometern um zwei bis vier Kilometer zurückgeworfen trotz seiner starken Stellungen und trotz seiner numerischen Ueberlegenheit. Auf seiner Seite hatten die vierzehnte Infanterie- und fünfundfünfzigste Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorialinfanterieregiment, außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gefochten. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als fünftausend Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stillliegens in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter.

Was unsere wundervolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geiste — da geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte.

Neben einer energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und der Pioniere zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste unterstützten. Auch die Fernsprechtruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein."

Wie die „Neue Politische Korrespondenz" zuverlässig hört, hat der Kaiser in der Schlacht bei Soissons unmittelbar im schärfsten Feuer gehalten und konnte nur durch die dringenden Vorstellungen seiner Umgebung nach längerer Zeit veranlaßt werden, seinen gefährlichen Standort zu verlassen.

* * *

Die Angaben der deutschen Heeresleitung werden durch die Mitteilungen des französischen Generalstabs bestätigt und ergänzt, der folgenden Bericht veröffentlicht:

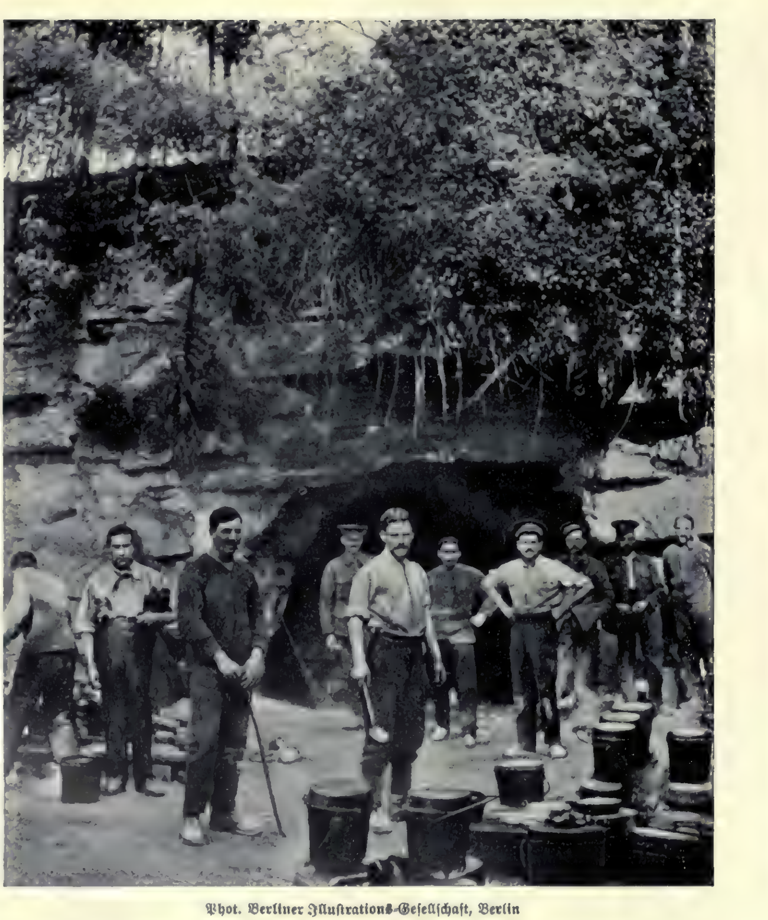
„Die Operationen, die zu unserem Rückzug über die Aisne führen sollten, hatten am 8. Januar mit einem Angriff unserer Truppen auf den Hügel 132 begonnen. Der Angriff, der sich auf einen hervorspringenden Punkt der deutschen Linien richtete, gelang sehr gut. Die Sappeure legten Bresche in die deutschen Drahtverhaue, unterstützt von einem sehr wirksamen Artilleriefeuer. Der Angriff erfolgte um $^{3}/_{4}$9 Uhr morgens, und es gelang uns, ohne große Verluste, die betreffenden Stellungen der Deutschen zu besetzen.

Am 9. Januar begannen die Deutschen ihre Angriffe bereits um 5 Uhr früh; sie wurden überall zurückgeschlagen, nur eine einzige Stelle konnten sie wieder besetzen. Den ganzen Tag hindurch wurden die von uns eroberten Schützengräben aufs heftigste bombardiert. Mehrere wurden vollkommen zusammengeschossen, so daß wir unter dem feindlichen Feuer an ihrer Wiederherstellung arbeiten mußten. In der Nacht vom 9. zum 10. Januar erfolgten zwei weitere deutsche Angriffe.

Am 10. Januar hatten wir einen neuen Erfolg zu verzeichnen. Wir versuchten einen Angriff auf die feindlichen Schützengräben östlich der Stellungen, die wir am 8. eroberten. Der Feind kam unserer Offensive zuvor, mehrmals erfolgten heftige Angriffe und Gegenangriffe. Dabei wurde unsere Infanterie von einer starken Gruppe Marokkaner unterstützt, die sich seit dem 8. Januar in einem aufgegebenen Schützengraben befand, und von der wir ohne Nachricht geblieben waren. Um 5 Uhr nachmittags hatten wir zwei feindliche Schützengräben und einen Teil des nordöstlich liegenden Waldes besetzt. Die Stimmung der Truppen war trotz ernsthafter Verluste ausgezeichnet.

Der 11. Januar verlief unter sehr heftigen Kämpfen. Wir hielten uns in den eroberten Stellungen; nur ein Schützengraben ging verloren, da er dem feindlichen Feuer zu stark ausgesetzt war. Wir vervollständigten unseren Erfolg vom 10., indem wir östlich des Hügels 132 die feindlichen Schützengräben besetzten. Wir eroberten verschiedene Schnellfeuergeschütze und machten Gefangene. Am Abend jedoch glückte den Deutschen ein Gegenangriff, sie faßten in der Mitte der von uns eroberten Stellungen Fuß.

Am 12. Januar griff der Feind den Hügel 132 aufs heftigste an. Außerdem war in der Nacht die Aisne stark angeschwollen und hatte im Laufe des Tags alle Brücken bis auf eine abgerissen. Dieser Umstand zusammen mit den deutschen Angriffen, kom-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Küche eines englischen Regiments vor einer Erdhöhle in Nordfrankreich



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Deutsche Vorposten in einer Höhle mit unterirdischen Gängen bei Reims



Phot. E. Bieber, Berlin

General der Infanterie von Lochow



Phot. P Krabo Nachf. O. Heinrich, Frankfurt a. O.

Generalleutnant Wichura



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Unterstände für die Pferde eines deutschen Artillerie-Regiments bei Soissons

plizierte unsere Lage. Um 10 Uhr morgens hielten die Deutschen den Hügel 132 besetzt und stiegen nach Crouy hinunter, auf unsere Stellungen ein furchtbares Feuer richtend. Um 11 Uhr dehnte sich der Angriff verstärkt östlich des Weges von Terny aus. Unsere Verteidigungsstellung wurde durch die Artillerie stark zusammengeschossen. Ein Oberst wurde unter den Trümmern begraben. Unsere Truppen hielten sich trotzdem auf dem Abhang des Hügels, waren jedoch sehr stark mitgenommen, und die Heranziehung von Verstärkungen wurde durch die fehlenden Brücken sehr erschwert. Bereits in diesem Augenblick ergriffen wir Maßregeln, um einen Teil unserer Artillerie auf das rechte Ufer der Aisne hinüberzubringen. Zwei Geschütze waren nicht bewegungsfähig und wurden unbrauchbar gemacht.

Am 13. Januar machten wir einen Gegenangriff auf den Hügel 132; wir eroberten einen Schützengraben und machten Gefangene, ein Umstand, der uns gestattete, unsere Rückzugsbewegung leichter fortzusetzen. In der Gegend von Crouy attackierten die Marokkaner mit großem Schneid, aber die steilen Abhänge und die grundlosen Wege hielten ihre Bewegung auf. Weiter östlich bei Moncel und Sainte-Marguerite ergriff der Feind eine äußerst heftige Offensive. Die Ankunft unserer Verstärkungen verzögerte sich jedoch mehr und mehr. Eine aus Flößen hergestellte Brücke für unsere Verstärkungen war durch das wachsende Hochwasser weggerissen worden. Es blieb nur die Brücke bei Venizel und die dorthin führende Landstraße, die auf beiden Seiten von überschwemmtem Gebiet umgeben war. Sowohl die Brücke, wie die Chaussee lagen aber unter dem Feuer des Feindes. Diese Umstände drückten sehr auf die Bewegung unserer Truppen und verhinderten sie, ihre Aufgabe vollkommen durchzuführen; trotzdem vollzog sich die Rückwärtsbewegung in guter Ordnung in der Nacht vom 13. auf den 14. Der Feind beunruhigte uns nicht weiter, und wir setzten uns im Bogen der Aisne fest.

Am 14. Januar erfolgte eine sehr lebhafte Attacke auf Saint-Paul. Unsere Lage befestigte sich mehr und mehr. Am 15. zerstreute unsere Artillerie mehrmals sich zusammenziehende Truppen des Gegners. Ein Angriff erfolgte nicht."

* * *

In einer Schilderung der Schlacht bei Soissons, die der „Matin" unter dem Titel „Zwischen Wasser und Feuer" veröffentlicht, wird der Einfluß des Hochwassers auf den Gang der Operationen noch stärker betont. „Am 12. Januar 1915, zehn Minuten nach vier Uhr zerstörte das Hochwasser die Brücke von Venizel, um fünf Uhr zerbrach die Brücke von Missy. Die Verbindung mit dem linken Aisneufer war unterbrochen. Der Kampf dauerte mit gleicher Heftigkeit fort. Die französische Feldartillerie suchte vergeblich eine geeignete Stellung. Gegen Abend machte sich die Kälte empfindlich fühlbar. Die Verproviantierung der Truppen war unmöglich. Der Artillerie ging die Munition aus. Man wußte nicht, wohin die Verwundeten bringen. Die Pioniere arbeiteten bei Missy die ganze Nacht an einer neuen Brücke. Zehn Mann ertranken dabei, zehn wurden mit erfrorenen Füßen weggetragen. Am Mittwoch früh, am 13. Januar (ein Unglücksdatum, sagt der Bericht) war die neue Brücke endlich fertig. Aber um 8 Uhr morgens wurde auch sie vom Hochwasser weggerissen. Zwei Kompagnien Reservetruppen und hundert Granaten hatten noch über sie befördert werden können. Man mußte sich entschließen, die Verwundeten im Geschützfeuer nach Saint-Paul, einer Vorstadt von Soissons, zu bringen. Die deutsche Artillerie zwingt nun die Franzosen, die zusammengeschossenen Dörfer Bucy, Moncel und Sainte-Marguerite zu verlassen. Die Franzosen versuchen einen Vorstoß, aber die Deutschen treiben sie zurück in die Ruinen der Dörfer. Der Generalstab erteilt den Befehl, die Stellungen um jeden Preis noch zu halten. Zwei neue Brücken wurden mittlerweile fortgeschwemmt. Die auf dem linken Ufer bereitstehenden Reserven sind machtlos. Die Nacht

zum Donnerstag bricht herein. Die Franzosen haben nichts zu essen und keine Munition. Endlich kommt die Nachricht, daß eine Brücke bei Missy geschlagen ist. Der Rückzug muß rasch erfolgen. Wer weiß, wie lange die Brücke hält. Das Fort von Condé deckt den Rückzug. Die Infanterie überschreitet in langen Zügen die Aisne. Der Morgen des vierzehnten dämmert. Die Deutschen bemerken den Rückzug und erneuern den Angriff, aber nur ein kleiner Teil der Infanterie ist noch auf dem rechten Ufer. Der größte Teil der Armee hat sich auf das linke Ufer retten können."

Nach Erzählungen von Flüchtlingen aus der Umgegend von Soissons hatten die Deutschen stromaufwärts die Wehre der Aisne in die Luft gesprengt, um das Anschwellen des Flusses unwiderstehlich zu gestalten. Soissons selbst wurde am 14. Januar so heftig beschossen, daß längeres Verweilen in der Stadt unmöglich war; einige Tage darauf wurde sie auf Anordnung der Militärbehörde geräumt.

Der deutsche Sieg bei Soissons war nicht einer wohlüberdachten deutschen Offensive zu verdanken, sondern nur der geschickten Ausnutzung eines erfolgreichen Gegenangriffs. Darum konnte er zunächst auch keine reicheren Früchte tragen. Die französische Heeresleitung erkannte dies sofort und wies natürlich mit allem Nachdruck darauf hin, was aber nicht verhindern konnte, daß die Niederlage in Paris einen niederschmetternden Eindruck machte. General Lacroix schrieb im „Temps": „Wir haben bei Soissons eine empfindliche Niederlage erlitten, aber sie ist wieder auszuwetzen. Die deutsche Ueberzahl zwang unsere Soldaten zu äußerst mühsamem Ueberschreiten der Aisne, wobei wir viel Material verloren. Der Grund für die Niederlage waren mangelnde Reserven. Warum sie ausblieben, muß die Untersuchung zeigen. Das Hochwasser ist kein genügender Grund." Die Hälfte des Artikels war von der Zensur gestrichen worden.

Die Joffresche Offensive hatte an der Stelle, wo sie am stärksten einsetzte, die entscheidendste Niederlage erlitten.

Episoden

Richard Dehmel als Schützengraben-Korrespondent

Wo sich die beiderseitigen Schützengräben nahe genug gegenüberliegen, hat sich mancherorts eine lebhafte Korrespondenz zwischen ihnen entwickelt. Einen derartigen Briefwechsel sendet der Dichter Richard Dehmel der „Frankfurter Zeitung" aus dem Feldlager südlich von Noyon.

Der erste Brief wurde von einer der deutschen Patrouillen bei Morgengrauen in der Nähe des französischen Schützengrabens (etwa 50 Meter davon entfernt) an einen Baum geheftet und lautete: „Soldats français courageux! Vous versez votre sang inutilement pour ces Anglais hypocrites qui trichent tout le monde sans vous servir. Ils livrent la France à la hache, comme déjà la Belgique, et vous devez rester là mourant de faim. Nous avons pris Anvers, fait prisonniers presque 300 000 Russes et sommes victorieux sur toute la ligne. C'est la vérité, la pure vérité, malgré tous les mensonges anglais. Passez chez nous; vous serez traités en amis. Vous aurez à manger avec tous les dix doigts, et vous n'aurez rien à craindre de notre part. Nous n'avons que pitié de vous. Ne savez-vous pas que nos munitions et vivres durent encore pour des années? Celui qui passera chez nous pendant les deux jours suivants avec un drapeau ou quelque autre chose de blanc, et naturellement sans armes, sera reçu hospitalement. Pour cette promesse donnent leur parole d'honneur Manitius, officier prussien, Dehmel, poète allemand."

Einige Tage später fand eine Patrouille folgendes Schreiben (in deutschen Buchstaben) an denselben Baum angenagelt (wortgetreue Abschrift): „Antwort an den Brief von den

Herrn Offizier Manitius und Dehmel. Die Nachrichten, die Sie uns geben, sind schon alt. Wir kennen die Ernehmung Anvers seit einer Woche. Wir kennen auch, daß die Russen, nachdem sie in Rußland zurückkommen sind, ihre große Heere zusammelt haben und gegen eure 24ten westlichsten Armeekorps jetzt siegreich ins Deutschland ziehen. Von den österreichischen Soldaten sagen wir nichts, sie zählen nicht. Ich glaube, daß Sie unsere Freunde, die Engländer, verlügen, welche sich an unsern Seiten sehr mutig für die Freiheit und die Glücklichkeit der Völker schlagen. Jene die, der französische Soldat hungrig ist, sagen, sind Lügner. Sie kennen, unglücklicherweise, die zahlreiche Reichheiten unserer schönen Frankreich. Ich wiederhole, Sie sind verloren. Ganz Europa ist gegen Deutschland, und wir sollen siegen, um Ihr Kaiser zu töten, und Ihnen die Freiheit geben. Sie sind elende Sklaven. Seien Sie frei; Ihr Kaiser muß fallen; das deutsche Reich ist verloren. Kommen Sie mit uns. Ein französischer Soldat, der deutsche Studenten gekennt hat und sie von der kaiserlichen Macht befreien will."

Dem Brief lag ein kalligraphisches Menu bei, datiert „le 19 octobre": „Homard à l'anglaise, Beurre de Danemark, Poulet sauté chasseur, Choux de Bruxelles, Gigot bonne femme, Beignets algériens, Crême au chocolat, Confitures, Café. Vins: Cru du Convoi sans carte, cuvée réservée Barsac; Champagne Devaux, cuvée sauvée du bombardement; Liqueurs variées." Und auf dem Rand der Speisekarte stand in der Handschrift des Briefschreibers: „Das ist eine gewöhnliche Mahlzeit der französischen Offiziere, die deutsche Offiziere freundlich einladen."

Auf diese echt gallische Rodomontade wurde von deutscher Seite (am 25. Oktober) folgender Bescheid erteilt und zwar wieder an den Baum der Vermittlung geheftet, diesmal aber natürlich in deutscher Sprache: „Verehrte Kriegskameraden von der Gegenseite! Wir danken euch für die gastfreundliche Einladung und werden uns erlauben, ihr Folge zu leisten, sobald wir in Paris eingezogen sind. Solange wir im Felde liegen, speist der deutsche Offizier grundsätzlich kein andres Menu als die übrigen Soldaten; unsre Feldküche ist sehr leistungsfähig. Ueber „Freiheit und Gleichheit" machen wir nicht viel Worte; wir beweisen sie lieber durch die Tat, soweit es menschenmöglich ist. Hoffentlich bringt euch dieser Krieg die gleiche Freiheit und Ordnung und Einigkeit, deren wir uns nach 40 glücklichen Friedensjahren unter unserm Kaiser erfreuen. Das unglückliche Frankreich aufrichtig bedauernd Manitius und Dehmel."

Leider konnte der nächtliche Waldpostverkehr nicht noch weiter fortgesetzt werden, da die deutsche Kompagnie am nächsten Tage aus jener Gegend nach einem anderen Schützengraben verlegt wurde.

Versprengte

Aus dem Brief eines Stuttgarter Buchhändlers an seinen Chef: „Vor kurzem (Dezember 1914) haben wir im Gemeindewalde von Glageon eine kriegsstarke französische Kompagnie, 250 Mann und 16 Offiziere, darunter einen Arzt, ausgehoben und gefangen genommen. Die Kompagnie wurde nach der Einnahme von Maubeuge (7. September) durch unsere Truppen von ihrem Gros abgeschnitten, wurde übersehen und hatte sich im Walde derart in den Boden eingegraben, daß sie sich so lange verbergen konnte. Die Sache kam dadurch heraus, daß nachts 10 Uhr von einer Patrouille ein Zivilist verhaftet wurde, der ein Paar Reitstiefel mit Sporen bei sich trug. Als dem Kerl das Bajonett auf die Brust gesetzt wurde, hat er die Sache verraten. Der Fuchsbau wurde daraufhin umzingelt, die Herren Franzosen ergaben sich dann ohne Kampf. Wie die ausgesehen haben, machen Sie sich wohl kaum ein Bild! Wir transportierten sie mit der Bahn nach Lüttich, von da an übernahmen bayerische Soldaten den Weitertransport. Zugleich wurden auch die männlichen Einwohner von Glageon verhaftet und mittransportiert."

Der „neutrale" Brunnen

W. Scheuermann erzählt: „Gutes Trinkwasser ist in der Gegend von Reims eine rare Sache. An einer Stelle der Front ist der Laufbrunnen in einem Dorf auf stundenweite Entfernung der einzige Platz, wo gesundes Trinkwasser zu haben ist. Da hat sich durch stillschweigende Vereinbarung der Zustand herausgebildet, daß dieses Dorf als neutral erklärt worden ist. An dem einen Ortseingang steht ein deutscher, an dem anderen ein französischer Posten. Bei ihm legen die von beiden Seiten kommenden Wasserträger ihre Waffen nieder. Am Brunnen begegnen sich die Feinde mit großer Höflichkeit. Die Franzosen sind sogar so liebenswürdig, den Deutschen Proklamationen in deutscher Sprache zu überreichen, in denen versichert wird, daß Deutschland einen aussichtslosen Verzweiflungskampf kämpfe, da England fünfzig Millionen gut bewaffneter „Hindustaner" zur Ueberschwemmung des deutschen Reiches bereithalte. Darum sollten sich alle Deutschen ohne Kampf ergeben, das würde das Beste für sie sein. Man kann sich die verdutzten Gesichter vorstellen, welche die Franzosen machen, wenn diese freundliche Aufforderung nur schallendes Gelächter erweckt. An dem neutralen Brunnen haben sich inzwischen schon unternehmende Händler mit allerhand Soldatenbedarf eingefunden, und es muß ein scherzhafter Anblick sein, wenn ein deutscher und ein französischer Soldat sich gegenseitig beim Handel um zwei Pfund Kartoffeln überbieten oder unterstützen oder sie, was auch vorkommt, gemeinsam kaufen, um sie zu teilen."

Ein Besuch aus Schlaraffenland

Folgende heitere Episode schildert ein Brief aus der Gegend von Reims: „Ich lag mit meiner Kompagnie an einem ziemlich nebligen Vormittag im Schützengraben. Plötzlich taucht etwa fünfzig Meter vor mir eine Rothose auf; das Gewehr umgehängt, in der einen Hand eine große Kanne, in der andern ein großes, in ein Tuch gebundenes Paket, stiefelte er direkt auf die Deutschen zu. Plötzlich stutzte er, wir winken aber und laden ihn freundlichst ein, näherzukommen. Schließlich kommt er mit verlegenem Grinsen grüßend näher, muß sich neben uns setzen und wird visitiert. Die Kanne enthält dampfenden Kaffee, das Tuch einen großen eisernen Schmortopf mit saftigem, heißem Schmorbraten! Außerdem hat er noch Schokolade, Butter und andere schöne Sachen bei sich. Die Beute wird ihm abgenommen und er selbst als Gefangener nach hinten abgeschoben. Der Kerl hatte sich im Nebel einfach verlaufen. Er war von französischen Offizieren nach Reims geschickt und brachte nun seine Herrlichkeiten den Deutschen, die dann auch mit vollen Backen kauten, während die Franzosen vergeblich auf den leckeren Braten gewartet haben."

Der Waldkrieg in den Argonnen

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

24. Oktober 1914.

Im Argonnenwald kamen unsere Truppen vorwärts. Es wurden mehrere Maschinengewehre erbeutet und eine Anzahl Gefangene gemacht. Zwei französische Flugzeuge wurden heruntergeschossen.

28. Oktober.

Im Argonnenwald sind einige feindliche Schützengräben genommen worden, deren Besatzung zu Gefangenen gemacht wurde.

29. Oktober.

Im Argonnenwald wurden die Feinde aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Verschanzte französische Artilleriestellung für 155 mm-Geschütze in den Argonnen



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Deutsche Soldaten beim Bau des Hüttendorfes „Neu-Apremont" in den Argonnen



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Im Argonnenwald. – Ein Laufgraben zur Verbindung der Schützengräben



Phot. A. Menzendorf Berlin

Im Argonnenwald. – Wachstube und Offizierswohnung an einem Laufgraben



Übersichtskarte VI. – Der Abschnitt St. Menehould–Verdun–St. Mihiel
(Vgl. die Übersichtskarte S. 75, die Anschlußkarte V, S. 127
sowie die Karten VII, Bd. II, S. 123 und VIII, Bd. I, S. 241.)

30. Oktober 1914.

Im Argonnenwald nahmen unsere Truppen mehrere Blockhäuser und Stützpunkte.

31. Oktober.

Feindliche Angriffe im Argonnenwald brachen unter schweren Verlusten für die Franzosen zusammen.

2. November.

In den Kämpfen im Argonnenwald wurden Fortschritte gemacht; der Gegner erlitt starke Verluste.

6. November.

In den Argonnen wurde Boden gewonnen.

7. November.

Bei Servon am Westrand der Argonnen wurde der Feind abgewiesen, im Argonnenwald noch weiter zurückgedrückt.

8. November.

Am Westrande der Argonnen wurde eine wichtige Höhe bei Vienne-le-Château genommen, um die wochenlang gekämpft worden war. Dabei wurden zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre erbeutet.

10. November.

Im Argonnenwald machten wir gute Fortschritte. Feindliche Vorstöße wurden leicht abgewehrt.

11. November.

Große Verluste erlitten die Franzosen bei dem Versuche, die beherrschende Höhe nördlich von Vienne-le-Château am Westrand der Argonnen zurückzuerobern. Auch im Argonnenwald wurden französische Vorstöße zurückgeworfen.

12. November.

Feindliche Angriffe westlich des Argonnenwaldes und im Walde selbst wurden abgewiesen.

14. November.

Im Argonnenwald nahm unser Angriff einen guten Fortgang. Die Franzosen hatten starke Verluste und ließen über 150 Gefangene in unseren Händen.

15. November.

Im Argonnenwalde gelang es, einen starken französischen Stützpunkt zu sprengen und im Sturm zu nehmen.

16.—18. November.

Im Argonnenwald errangen wir einige größere Erfolge.

19. November.

Ein heftiger französischer Angriff in der Gegend von Servon am Westrand der Argonnen wurde unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen. Unsere Verluste waren gering.

20.—27. November.

Im Argonnenwald gewinnen wir Schritt für Schritt Boden; ein Schützengraben nach dem andern, ein Stützpunkt nach dem andern wird den Franzosen entrissen. Täglich wird eine Anzahl Gefangener gemacht.

28. November.

Französische Vorstöße im Argonnenwald wurden abgewiesen.

2. Dezember.

Im Argonnenwald wurden vom württembergischen Infanterie-Regiment Nr. 120, dem Regiment S. M. des Kaisers, ein starker Stützpunkt genommen. Dabei wurden zwei französische Offiziere und annähernd 300 Mann zu Gefangenen gemacht.

8. Dezember 1914.

Die Behauptung der Franzosen über ein Vorwärtskommen im Argonnenwalde entspricht nicht den Tatsachen; seit längerer Zeit ist dort überhaupt kein französischer Angriff mehr erfolgt, dagegen gewinnen wir fortgesetzt langsam Boden. Bei Malancourt, östlich von Varennes, wurde am 6. Dezember ein französischer Stützpunkt genommen. Dabei ist die größere Zahl der Besatzung gefallen, der Rest, einige Offiziere und etwa 150 Mann, wurde gefangen genommen.

9. Dezember.

Feindliche Vorstöße gegen die Orte Varennes und Vauquois am östlichen Argonnenwalde wurden unter Verlusten für den Gegner zurückgeworfen. Im Argonnenwalde selbst wurde an verschiedenen Stellen Boden gewonnen. Dabei machten wir eine Anzahl Gefangene.

10. Dezember.

Ein neuer Angriff der Franzosen auf Vauquois-Boureuilles am östlichen Argonnenwalde kam nicht vorwärts und erstarb im Feuer unserer Artillerie; der Gegner erlitt offenbar große Verluste.

11. Dezember.

Westlich und östlich der Argonnen wurden feindliche Artilleriestellungen mit gutem Erfolg bekämpft.

12. Dezember.

Im Argonnenwalde versuchten die Franzosen nach wochenlangem, rein passivem Verhalten einige Vorstöße; sie wurden überall leicht abgewiesen. Dagegen nahmen die deutschen Truppen wiederum einen wichtigen französischen Stützpunkt durch Minensprengung. Der Gegner erlitt starke Verluste an Gefallenen und Verschütteten. Außerdem machten wir 200 Gefangene.

18. Dezember.

In den Argonnen trugen unsere eigenen gut gelungenen Angriffe etwa 750 Gefangene und einiges Kriegsgerät ein.

20. Dezember.

In den Argonnen machten wir kleinere Fortschritte und erbeuteten drei Maschinengewehre.

21. Dezember.

In den Argonnen nahmen wir eine wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris, eroberten drei Maschinengewehre, eine Revolverkanone und machten 275 Franzosen zu Gefangenen (vgl. Karte S. 155).

22. Dezember.

Im westlichen Teil der Argonnen nahmen wir einige Schützengräben.

27. Dezember.

Französische Angriffe im Meurissons-Grunde brachen in unserem Feuer zusammen.

31. Dezember.

Im westlichen Teil der Argonnen gewannen unsere Truppen, unter Fortnahme mehrerer hintereinanderliegender Gräben und Gefangennahme von über 250 Franzosen, erheblich Boden.

1. Januar 1915.

In den Argonnen kamen unsere Angriffe weiter vorwärts. Wieder fielen 400 Gefangene, sechs Maschinengewehre und zahlreiche andere Waffen und Munition in unsere Hände.

2. Januar.

In den Argonnen machten unsere Truppen auf der ganzen Front weitere Fortschritte.

5. Januar 1915.

In den Argonnen wurden mehrere französische Vorstöße zurückgewiesen.

6. Januar.

Im Argonnenwald bemächtigten wir uns mehrerer feindlicher Schützengräben, schlugen verschiedene feindliche Angriffe zurück und machten zwei französische Offiziere und über 200 Mann zu Gefangenen.

7. Januar.

Im westlichen Teile des Argonnenwaldes drangen unsere Truppen weiter vor. Der am 5. Januar im östlichen Teile des Argonnenwaldes (Bois Courte Chausse) erfolgte Angriff gelangte bis in unsere Schützengräben, die Gegner wurden aber auf der ganzen Linie unter schwersten Verlusten wieder aus unseren Stellungen geworfen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

8. Januar.

In der Mitte und im östlichen Teil der Argonnen machten unsere Truppen neue Fortschritte.

9. Januar.

Im Ostteile der Argonnen machten unsere Truppen einen erfolgreichen Sturmangriff, nahmen 1200 Franzosen gefangen und erbeuteten einige Minenwerfer und einen Bronzemörser. Schlesische Jäger, ein lothringisches Bataillon und hessische Landwehr zeichneten sich hierbei aus.

10.—11. Januar.

In den Argonnen gewinnen wir weiter Gelände; die Kämpfe dauern noch an.

12. Januar.

In den Argonnen wurde an der Römerstraße ein französischer Stützpunkt erobert, zwei Offiziere und 140 Mann fielen dabei in unsere Hände. In den Kämpfen im östlichen Teile der Argonnen sind den Franzosen seit 8. Januar (einschließlich der gemeldeten) ein Major, drei Hauptleute, 13 Leutnants, 1600 Mann an Gefangenen abgenommen worden, so daß ihr Gesamtverlust einschließlich der Toten und Verwundeten in diesem beschränkten Gefechtsraum auf 3500 Mann geschätzt wird.

Gesamtbericht über die Kämpfe in den Argonnen

Der Kampf in den Argonnen gehört zu den schwersten Aufgaben, die den deutschen Truppen im Westen gestellt sind. Der Argonnenwald war schon in alten Zeiten wegen seiner Unwegsamkeit und Wildheit berüchtigt. Er war ein ausgezeichnetes Wildreservoir und ein beliebtes Jagdgelände der Könige von Frankreich und der Herzöge von Burgund. Für Kriegszwecke dagegen läßt sich ein widrigeres Gelände überhaupt nicht denken. Der ganze Wald ist ein Gewirr von teilweise recht ansehnlichen Hügeln und tiefen, scharf eingeschnittenen Schluchten; dazu kommt ein Waldbestand, der jeder Beschreibung spottet; neben prachtvollem hohem Holze dichtes Unterholz, hohe Farnkräuter und Schlingpflanzen. Der ganze Wald wird nur von wenigen breiteren Wegen durchschnitten, sonst führen nur einzelne Schneisen hindurch, sowie viele ganz schmale Fußwege.

Die strategische Bedeutung der Argonnen ergibt sich daraus, daß dieser Waldkomplex eine Art Rückendeckung für die Festung Verdun bildet. Wer diese mit Erfolg angreifen will, muß den Argonnenwald im Besitz haben, denn dieser Sammelplatz und Schlupfwinkel würde den Belagerer ständig bedrohen. Beim ersten Ansturm nach der Lothringer Schlacht hielt Verdun stand; man schloß es ein und konnte weiter eilen, weil das geschlagene französische Heer sich am Argonnenwald vorbei zur Marnelinie zurückzog. Aber der Rückschlag und das Ausweichen der Deutschen bis zur Aisnelinie überließ den Argonnenwald dem Feind (vgl. II, S. 132), der sich diesmal darin

mächtig festsetzte und sich daraus ein äußerst schwer zu nehmendes Hindernis erbaute. Für die Eroberung des Argonnenwaldes ist es notwendig, die Querverbindungen zu durchbrechen, nämlich die Straßen Varennes—Vienne und Clermont—St. Menehould, sowie die überaus wichtige Bahnlinie Chalons—St. Menehould—Verdun. Varennes konnte schon am 22. September wieder besetzt werden. Dagegen gelang der Durchbruch bei Vienne erst nach unsäglich schwierigen und aufreibenden Kämpfen; die Verbindung St. Menehould—Verdun ist noch undurchbrochen.

* * *

Ueber die Kämpfe im Argonner Wald gibt die deutsche Heeresleitung folgende amtliche Darstellung:

„Im Kriege 1870 haben die Argonnen keine Rolle gespielt. Das Waldgebirge wurde zwar bei dem Marsche auf Sedan von deutschen Truppen durchzogen, die dabei wegen der spärlichen Ortschaften und des wenigen Wassers Mangel litten, es fanden darin aber keinerlei Kämpfe statt. Solche gab es auch nicht, als die Armee des Kronprinzen von Preußen zu Anfang September 1914 zwischen Argonnen und Verdun südwärts gegen die Marne vorrückte. Auch Mitte September noch war der Wald frei vom Feinde gewesen. Die Sache änderte sich, als zu Beginn des sich nunmehr entwickelnden Stellungskampfes das deutsche Westheer eine Linie eingenommen hatte, die von Reims her in westöstlicher Richtung nach der Maas bei Consenvoye führte. Zwar erwartete man anfänglich auch jetzt noch keine Waldkämpfe — die deutschen Truppen führten vielmehr bei Binarville auf der Westseite und bei Châtel auf der Ostseite der Argonnen ihre Stellungen bis dicht an die Waldränder heran, während man das Gebirge selbst durch Detachements sperrte. Als aber die Franzosen namhafte Kräfte in den Wald führten, in der augenscheinlichen Absicht, aus diesem heraus eine umfassende Bewegung gegen einen der am Walde angelehnten deutschen Flügel einzuleiten, da war der Augenblick gekommen, wo die Argonnen eine neue militärische Bedeutung gewinnen mußten.

Der Beschreibung der Kämpfe sei eine kurze Charakteristik der Argonnen vorausgeschickt (vgl. die Uebersichtskarte S. 155).

Das Waldgebiet erstreckt sich in einer Tiefe von etwa 40 km in nordsüdlicher Richtung und hat eine wechselnde Breite von 8—12 km. Es wird durch das Tal der Biesme in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte von annähernd gleicher Größe geteilt und außerdem durch Bahn und Straße Clermont-en-Argonne—St. Menehould in einen kleineren Südteil und einen größeren Nordteil zerlegt. Für den Argonnenkampf kommt nur der nördlichste Teil des Waldes in Betracht; mit ihm die beiden Straßen Clermont—Fléville und Clermont—Le Four de Paris—Vienne-le-Château, von denen erstere außerhalb der Argonnen, letztere im Tale der Biesme führt. An besseren Querverbindungen durch den Nordostteil der Argonnen bestehen nur die Sträßchen Montblainville—Servon und Varennes—Le Four de Paris, als Nord-Südverbindung nur die auf dem Kamme des Waldgebirges laufende alte Römerstraße. Außerdem sind natürlich eine Unmenge von Holzabfuhrwegen vorhanden von mehr oder weniger fragwürdiger militärischer Brauchbarkeit. Diese ist von der Witterung sehr bedingt. Bei feuchtem regnerischen Wetter verwandeln sich die Wege der lehmigen Bodenbeschaffenheit bald in grundlose Sümpfe.

Das Waldgebiet ist eine Mittelgebirgslandschaft, die etwa den flacheren Teilen des Thüringer Waldes entsprechen dürfte. Nach Osten fällt es steil und plötzlich zur Aire ab, im Inneren weist es zahlreiche tiefeingeschnittene Täler und Schluchten auf; hier tritt überall der kahle Fels zutage. Die Argonnen sind ein echt französischer Wald, der bekanntlich vorwiegend aus dichtem Busch von Buchen, Erlen, Eichen und Birken besteht und alle 15 Jahre geschlagen wird, wobei das gewonnene Knüppelholz in den Kamin

wandert. Nur einzelne Eichen und Buchen läßt der Franzose stehen und sich zu vollem Wachstum entfalten. Um diese Stämme schlingen sich die im französischen Walde so zahlreichen Kletterpflanzen wie der Efeu und die Waldrebe. Ersterer bedeckt große Flächen des Waldbodens, und diesem entwachsen in den Argonnen auch besonders schön und zahlreich ein kleiner immergrüner Strauch, die sogenannte Stechpalme, und der Besenginster. Der Wald ist wenig bewohnt. Nur Köhler, Holzhauer und Jäger gehen dort ihrer Beschäftigung nach. Das Innere des Waldes wird, schon seiner Undurchdringlichkeit wegen, von der Bevölkerung gemieden. Auch die Namen „Ruisseau de Meurissons“, „la Fille morte“, „Moulin de l'Homme mort“ weisen darauf hin.

So sieht der Wald aus, der seit nunmehr vier Monaten Tag und Nacht widerhallt vom Lärm der Waffen und der durch die Erdarbeiten der Soldaten und die Verwüstungen der Feuerwaffen ein ganz neues Gepräge erhalten hat.

Als Ende September die ersten deutschen Truppen aus dem Airetal in westlicher Richtung in die Argonnen vorgeschoben wurden, hatten die Franzosen, nachdem sie aus den östlichen Waldteilen zurückgeworfen worden waren, den südlich Binarville gelegenen Waldteil stark besetzt und namhafte Kräfte aus dem Tale der Biesme nach Barricade Pavillon, St. Hubert Pavillon und Bagatelle Pavillon vorgesandt. Die Truppen legten bei den dortigen Waldhütten Verhaue und Schützengräben an und richteten sich darin zur Verteidigung ein. Vor diesen Sperren fanden die deutschen Jägerabteilungen Ende September ernsthaften Widerstand, so daß Verstärkungen in den Wald geschickt wurden, um den Feind zurückzuwerfen. Da aber auch dieser weitere Truppen dem Walde zuführte, so entspannen sich hier lebhafte Kämpfe, die auf beiden Seiten mehr und mehr den Charakter eines Stellungskrieges annahmen. Mitten im Walde entstand Schützengraben hinter Schützengraben, die durch Laufgräben untereinander verbunden wurden. Es wurden Unterstände gebaut, und als das Laub fiel, auch Geschütze in den Wald gebracht. Neben der natürlichen Beschaffenheit des Waldes erschwerten Verhaue und Drahthindernisse dem Gegner die Annäherung an die künstlich geschaffenen Anlagen. Es begann nun ein Kampf von Graben gegen Graben, vielfach von Schritt zu Schritt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, griff man zur Sappe. Mit ihr stellten sich auch die starken Kampfmittel des Festungskrieges, wie Minenwerfer, Handgranaten, Revolverkanonen, Stahlblenden, Sandsackpackungen usw. ein, und die Tätigkeit der Pioniere gewann eine erhöhte Bedeutung. Diese Waffe schritt dann auch zum Minenangriff, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führten. Aus allem ergab sich ein sehr langsames Vorschreiten des Angriffs und ein ungewöhnlicher Zeitverbrauch, da nur sorgfältige, wohlüberlegte Vorbereitungen zum Erfolge führten. Zuerst hatte man keine Artillerie im Walde, dann ließ man sie auf Wegen und Schneisen vorkommen, endlich lernte man es, sie überall im Walde zu verwenden. Eine Sonderheit bildeten bei den Franzosen die sogenannten „Eselsbatterien“ (Gebirgsgeschütze), eine Bespannungsart, die unseren Soldaten neu war. Die Bevölkerung leistete den Franzosen Vorschub; in deutsche Uniformen verkleidete Soldaten machten sich an unsere Leute heran und versuchten diese auszuhorchen. Der deutsche Soldat und Argonnenkämpfer entwickelte sich bald zu größter Vielseitigkeit. Schnell und gut paßte er sich den neuen Verhältnissen an. Da wir bald den Franzosen überlegene Angriffsmittel zur Anwendung brachten, und unsere Soldaten, was Zähigkeit, Beharrlichkeit und Angriffslust betrifft, unübertrefflich waren, so bildete sich im Waldkampfe ein starkes Ueberlegenheitsgefühl über den Feind heraus, der, abgesehen von gelegentlichen Gegenstößen, in die Defensive gedrängt wurde. Der Feind vermochte unseren Angriffen nicht zu widerstehen, so daß unsere Truppen in zwar langsamem, aber ununterbrochenem Vorrücken geblieben sind, trotz der starken Kräfte, die der Feind uns nach und nach entgegenstellte.



Der Argonnenwald zwischen St. Menehould und Varennes.

Vgl. die Übersichtskarte VI, S. 149.

Um die Wende der Monate September und Oktober 1914 setzte der Beginn der größeren deutschen Angriffe ein. Auf dem rechten Flügel drangen unsere Truppen von Binarville aus in die Westargonnen ein und warfen hier den Feind allmählich südwärts zurück. In der Mitte des Waldgebietes wurden Mitte Oktober dem Feinde Barricade Pavillon und St. Hubert entrissen, nachdem um die letztere heftig gekämpft worden war. In den nächsten Tagen drang man von hier aus weiter nach Westen vor und näherte sich dem Biesmetale in Richtung auf Le Four de Paris, an welchen Ort man bis auf 400 Meter herankam und wo man sich festsetzte und sich hielt trotz aller Gegenangriffe, welche die Franzosen seitdem hierher gerichtet haben. Auch Bagatelle Pavillon, einer der stärksten Stützpunkte der Franzosen im Walde, mußte vom Feinde am 12. Oktober aufgegeben und dem deutschen Angreifer überlassen werden. Die Wegnahme der drei erwähnten Pavillons war ein großer moralischer Erfolg. Man begnügte sich nicht mit ihrem Besitz, sondern trug die Offensive weiter vorwärts. Aber auch für diese blieb, wie bei den bisherigen Kämpfen, der schrittweise Angriff bestehen. Die Infanterie sappte und schanzte unentwegt, vielfach bei Nacht, um unnötige Verluste an Menschenleben zu vermeiden. Dem Infanteristen reichte der Pionier die Hand, der den ersteren lehrte, Bergmannsarbeit im felsigen Boden zu leisten und den Stollen unterirdisch weiterzutreiben. Bei den Kämpfen und Stürmen kämpften und stürmten beide Schulter an Schulter. Auch der Artillerist stellte sich im Schützengraben ein. So entstand ein enges kameradschaftliches Verhältnis, wie es selbst im Frieden kaum zustande gekommen war, einer dem anderen vertrauend, jeder auf die Unterstützung des anderen bauend, sie alle jederzeit dem Tode ins Auge schauend.

Graben um Graben war so gewonnen. Bald war es einer, bald stürmte man eine ganze Gruppe von Schützengräben hintereinander. Dementsprechend schwankte der Raumgewinn zwischen 25 und 1000 Meter. Manchmal wurden selbst größere Fortschritte gemacht, hier und da gelang es auch dem Feinde, vorübergehende kleine Erfolge zu erzielen oder unser Vorgehen durch Gegenangriffe zeitweise aufzuhalten. Beides vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß die deutschen Truppen im Argonner Walde in unausgesetzter Angriffsbewegung, und zwar in langsamem, aber ununterbrochenem Vorwärtsschreiten begriffen sind.

Wie langwierig diese Angriffe sind, mag aus der kurzen Schilderung des Angriffes einer Pionierkompagnie gegen eine im Walde gelegene beherrschende Höhe hervorgehen. Es galt, eine feindliche Stellung wegzunehmen, von der aus die rückwärtigen Verbindungen eines deutschen Abschnittes dauernd gefährdet wurden. Hierzu wurden am 7. Dezember aus dem deutschen Schützengraben drei Sappen vorwärts getrieben, am 18. Dezember war die linke Sappe bis auf etwa 8 m an die feindliche Sappe herangekommen, als die Spitze durch eine französische Minensprengung auf 10 m Länge wieder eingeworfen wurde. Die beiden anderen Sappen waren am gleichen Tage bis auf etwa 20 m an den feindlichen Schützengraben vorgetrieben. Bis zum 19. Dezember war die linke Sappe wieder aufgeräumt und die beiden anderen bis auf 6—8 m an den Gegner getrieben. Von den Sappenspitzen aus wurden jetzt 3 m lange Stollen zur Aufnahme von Sprengladungen vorgetrieben, die am 20. zündfertig waren. 8 Uhr vormittags wurden die Minen entzündet. Gleich darauf stürzten die in den Sappen und den angrenzenden Teilen der Schützengräben aufgestellten Sturmabteilungen gegen den Feind vorwärts, ihnen voraus Pioniere mit Handgranaten, Drahtscheren und Aexten ausgerüstet. Der durch die Sprengungen kopflos gewordene Feind wurde aus seinen Stellungen geworfen. Die Sturmtruppen folgten über ein feindliches Lager hinweg dem fliehenden Feinde noch etwa 800 m, bis sie dichtes Gestrüpp zwang, von der weiteren Verfolgung Abstand zu nehmen und sich einzugraben. Durch die Sprengungen und die



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Im Argonnenwald. — Ein Laufgraben zur Verbindung der Schützengräben



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Im Argonnenwald. — Eine französische Stellung nach der Beschießung durch deutsche Artillerie



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Im Argonnenwald. – Wohnungen und Küche deutscher Truppen, gegen Fliegerangriffe maskiert



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Im Argonnenwald. – Wohnungen französischer Truppen

geworfenen Handgranaten hatte der Feind eine größere Zahl Toter, außerdem wurden 200 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone und 8 Minenwerfer erbeutet. Die Besichtigung der genommenen Gräben ergab, daß der Feind ebenfalls mit Minen gegen die deutschen Stellungen vorgehen wollte. Er hatte vier Schächte, je 4 bis 5 m tief mit einem Durchmesser von 1,5 m abgeteuft und von diesen aus Schleppschächte angesetzt, mit deren Fertigstellung nach Aussage eines gefangenen Genieoffiziers in den nächsten Tagen gerechnet worden war.

Diese Erfolge unserer Truppen sind natürlich unter mancher Schwierigkeit, Gefahr und unter allerlei Entbehrung erzwungen worden. Aber die Schwierigkeiten wurden überwunden, den Gefahren keck ins Auge gesehen, und die Entbehrungen wurden freudig ertragen. Wo die Wege schlecht, ungenügend oder nicht vorhanden waren, wurden neue angelegt oder die alten ausgebessert; wo auch dies dem Bedürfnisse nicht genügte, schritt man zum Bau von Bahnen. Drang Wasser in die Gräben und Sappen ein, so fand man bald Mittel und Wege, um den unerwünschten Eindringling zu beseitigen. Eine ausgezeichnete und reichliche Verpflegung sorgte dafür, daß die Widerstandskraft unserer Truppen andauernd auf der gleichen Höhe blieb; eine Reihe hygienischer Maßnahmen verhinderte das Ausbrechen von Krankheiten und Epidemien. In Hüttenlagern, in bequemen und wohldurchwärmten Erdhöhlen und Unterständen richtete sich die Truppe vorn am Feinde ein. Jeder Schützengraben erhielt seinen Namen, überall entstanden Bezeichnungen für die unterirdischen Dörfer, die sich da entwickelten. Neben einem fröhlichen Humor, dem unsere Soldaten so gern den Zügel schießen lassen, kommt bei diesen Bezeichnungen auch religiöse Gesinnung und ernste Entschlossenheit zum Ausdruck. Da lesen wir vor einem Unterstande „Ordonnanzen- und Burschenstube“ und darunter steht „Eine feste Burg ist unser Gott“ oder eine andere Aufschrift:

„Treu leben,
Tod trotzend kämpfen,
Lachend sterben.“

Die deutschen Führer leben in unmittelbarster Gemeinschaft mit ihren Soldaten. Brigade- und Divisionsstäbe haben mitten im Walde ihre Erdhöhlen, über die bei Tag und Nacht die feindlichen Infanterie- und Artilleriegeschosse hinwegpfeifen. Tagtäglich zeigen sich die höheren Führer der Truppe in den vordersten Linien der Schützengräben, während alle Truppenoffiziere bis zu den Regimentskommandeuren in den Unterschlupfen der Kampflinien nächtigen. Der Oberbefehlshaber, General der Infanterie v. Mudra, erscheint gleichfalls mehrmals in der Woche in den vordersten Linien. Im Hauptquartier ist auch der Armeeführer, Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, kein seltener Gast; auch Seine Majestät der Kaiser ist hier wiederholt gewesen. Vor kurzem erst hat er General v. Mudra für die hervorragenden Leistungen der deutschen Truppen im Argonner Walde durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite ganz besonders ausgezeichnet. In einem kleinen Häuschen eines unansehnlichen Argonner Dorfes lebt inmitten der Truppen der greise Feldmarschall Graf Haeseler. Tagtäglich muß sein Adjutant ihm berichten über den augenblicklichen Stand des Waldkampfes, den der greise General mit unermüdlichem Interesse verfolgt.

Rein zahlenmäßig lassen sich die bisherigen deutschen Erfolge in den Argonnen wie folgt ausdrücken: Bis Ende November 1914 hat der Feind eingebüßt 1300 Gefangene, 4000 Tote, 13 000 Verwundete.

Im Monat Dezember betrug die Zahl der Gefangenen 3000, jene der Toten und Verwundeten 8000. An Trophäen wurden in diesem Monat allein 21 Maschinengewehre, 14 Minenwerfer, zwei Revolverkanonen und ein Bronzemörser erbeutet. Rechnet man die bisher im Januar gemachten 2500 Gefangenen und zählt man etwa

4—5000 Tote hinzu, so ergibt sich französischerseits ein Gesamtverlust in den Argonnen von etwa 36000 Mann. Ein ganzes Armeekorps ist also so gut wie aufgerieben, während die Verluste auf deutscher Seite nicht einmal den dritten Teil betragen.

Wie sehr die Franzosen in den Waldkämpfen gelitten haben, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß sie immer neue Verbände in die Argonnen geschickt haben. Kämpften dort zuerst die Truppen des 2. und 5. Armeekorps, so wurden diese bald verstärkt durch Kolonialtruppen und Marineinfanterie. Im Januar tauchten vorübergehend Truppen des 1. Armeekorps und Garibaldianer auf; endlich wurden Mitte Januar neue, bisher bei Ypern verwendete Verbände in den Wald geschickt, um das anscheinend völlig zusammengebrochene 2. Armeekorps abzulösen.

Wie es mit der Verfassung der französischen Truppen in den Argonnen bestellt ist, das zeigen am besten jene Dokumente, die den französischen Gefangenen in Gestalt von Anordnungen, Befehlen, geheimen Erlassen, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen abgenommen wurden.

Da erwidert General Gourand, Kommandeur der 10. Division, in einem Zusatz zu dem Tagesbefehl vom 23. Dezember 1914 die Klagen seiner Untergebenen mit den Worten: „Sie werden daraus entnehmen, daß sich der Gegner bei der Wegnahme einer Stellung mit den gleichen Schwierigkeiten abzufinden hat wie wir. Das gibt zu denken, denn man denkt oft wegen der eigenen Schwierigkeiten, Anstrengungen und Verluste nicht an diejenigen, die auch der Gegner hat."

Die Schwierigkeiten erweisen sich aber auf französischer Seite als recht erhebliche, sonst würden die höheren Führer nicht so oft über die Untätigkeit und Passivität der ihnen unterstellten Truppen Beschwerde führen. So enthält ein Mitte Dezember abgenommenes Befehlstagebuch folgende Weisungen: „Es ist von der größten Wichtigkeit, auf der ganzen Front die Tätigkeit zu erhöhen. Die bisherige ist nach Ansicht der Divisionsgenerale unzulänglich... Es muß eine größere Angriffstätigkeit entfaltet werden. Wenn es weiter geht wie bisher, werden die Deutschen uns zuvorkommen."

Eine geheime persönliche Anweisung des kommandierenden Generals des 2. Armeekorps enthält folgende Sätze: „Der kommandierende General stellt mit Bedauern fest, daß die Gefechtstätigkeit sich ausschließlich auf starre Verteidigung beschränkt, während die Deutschen bei gleichen Verlusten wie die Franzosen immer erneut angreifen und durch Teilerfolge angefeuert werden... Man hat sich an Untätigkeit gewöhnt und wartet rein passiv auf den feindlichen Angriff. Der Mann übernimmt seinen Wachtposten im Schützengraben wie im Frieden vor einem Pulvermagazin oder Proviantamt... Die Führer bleiben in ihren Gefechtsständen sitzen; sie führen die Posten viel zu selten auf und geben ihnen keine bestimmten Aufträge. Alle Führer bringen ihre Zeit in vorderer Linie in Langweile oder Angst zu... Es ist unbedingt notwendig, daß dies anders wird... Alle Abschnittskommandeure, die Bataillons- und Kompagnieführer müssen jeden Tag in den vordersten Schützengräben ihre Leute aufsuchen... Alle Truppenkommandeure haben ihre Untergebenen mit Angriffsgeist zu erfüllen." Zum Schluß heißt es: „Der kommandierende General will merken, daß die Franzosen den Deutschen das Gesetz vorschreiben. Wenn sie fühlen, daß wir ihnen überlegen sind, dann werden die Deutschen weicher, und die bisherige schwere Arbeit wird leichter werden." Wie erwähnt, mußte inzwischen das 2. französische Armeekorps aus den Argonnen zurückgenommen werden.

Dem Brigadegeneral Gossart (5. französisches Armeekorps) fällt es auf — Befehl vom 30. November 1914 —, „daß der Dienst in den Schützengräben in bezug auf deren Einrichtung und auf Feuerdisziplin viel zu wünschen übrig läßt." General Fouborge (3. Division) „kennt genau die schwierige Lage, in der sich die Truppen befinden, zweifelt

nicht daran, daß sie diese überwinden werden (13. November 1914). Der Armeeführer will keinen Zoll zurückweichen. Er wird unerbittlich gegen jeden Offizier und Mann einschreiten, der nicht bis zum Aeußersten die Stellung und den ihm anvertrauten Posten hält."

Inzwischen gewannen aber die deutschen Truppen erneut Boden, und auf französischer Seite stieg die Unlust am Kriege, die Zahl der dem Feinde in die Hände fallenden Soldaten und Maschinengewehre. Dagegen versuchte nun der Oberbefehlshaber der 4. Armee und das französische Große Hauptquartier der Ostarmee einzuschreiten. Anfangs Januar erschien, von der erstgenannten Stelle ausgegeben, ein Erlaß gegen die zunehmende Selbstverstümmelung bei den Leuten. „Seit einiger Zeit," lautet dieser, „sind eine Anzahl verdächtiger Verwundungen bei Mannschaften verschiedener Truppenteile, vor allem bei der Infanterie bemerkt worden. Es hat sich ergeben, daß es sich um Fälle freiwilliger Verstümmelung handelt zu dem alleinigen Zweck, sich seiner Militärpflicht zu entziehen." In Anlage 3 dieses Erlasses wird erläuternd hinzugesetzt: „Durch Kriegsgericht der 4. Armee vom 18. Dezember 1914 sind wegen Selbstverstümmelung zwecks Verlassens des Schlachtfeldes verurteilt worden je ein Mann der Regimenter 151, 34, 7, 149, 247, 336, 135, 88, Jäger 21 und je zwei Mann vom Kolonialregiment 24 und Jäger 19. Das Urteil ist am 19. vollstreckt worden."

Eine Verfügung des Generals Joffre stellt fest, daß allein in der Zeit vom 20. November bis 15. Dezember 1914 der Ersatz von 315 Stück Maschinengewehren angefordert worden sei. Nachdem der Oberbefehlshaber kurz die Schwierigkeiten betont, die ein derartig umfangreicher Ersatz bereite, weist er darauf hin, daß wohl nur ein Teil der Gewehre aus Mangel an Sorgfalt unbrauchbar geworden, daß dagegen aus den verhältnismäßig hohen Verlusten ganzer Maschinengewehrzüge zu schließen sei, viele Maschinengewehre seien in Feindeshand gefallen. Dazu bemerkt der Generalstab des 5. Armeekorps: „Diese Verfügung kommt zu gelegener Stunde, da die schmachvolle Panik der 5. Kompagnie des Regiments 46 den Verlust von zwei Maschinengewehrzügen gekostet hat."

Ein anderer Joffrescher Erlaß richtet sich endlich dagegen, daß so zahlreiche französische Soldaten in deutsche Gefangenschaft geraten und verfügt, „daß jeder gefangen gewesene, nicht verwundete Soldat bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft einer Untersuchung unterworfen wird."

Dieser und der vorher genannte Erlaß haben nicht zu verhindern vermocht, daß die Zahl der Gefangenen in den Argonnen ständig zunimmt, so daß unmittelbar nach der Ablösung des 2. Armeekorps den frischen Truppen sogleich zwei Offiziere, 250 Mann und fünf Maschinengewehre abgenommen wurden.

Aus den Gefangenenaussagen klingt starke Kriegsmüdigkeit hindurch, die wir aber nicht ohne weiteres verallgemeinern wollen, da der Gefangene ja nur allzusehr dazu neigt, dem Sieger zu Gefallen zu reden, um sich dadurch in eine günstige Lage zu versetzen. Weit schärfere Schlüsse vermag man aus dem Briefwechsel zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen zu ziehen. Wie aus zahllosen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, betrachten die Angehörigen den in die Argonnen entsandten französischen Soldaten als Todeskandidaten und den aus diesen Kämpfen heil Entkommenen als einen, über dessen Haupt die Vorsehung gewaltet haben müsse.

Ein Mitte Januar 1915 bei einem größeren erfolgreichen Angriffsgefecht gefangen genommener französischer Stabsoffizier (Major Guinard) sagte aus: „Der Angriff der Deutschen wurde mit bewunderungswürdiger Energie durchgeführt. Unsere Stellung war schnell durchbrochen. Meine Kompagnien hatten den Befehl, sich bis zum äußersten zu halten. Darum wurden alle, die nicht fielen, gefangen genommen. Ich selbst bekam einen Schuß in den Kopf und weiß von diesem Augenblick an nichts mehr. Ich bin zufrieden, daß ich verwundet bin, denn nun brauche ich den Fortgang dieses Krieges nicht

mit zu erleben. Wir waren sehr schlecht orientiert über die Qualität des deutschen Heeres. Derartige Leistungen hatten wir ihm nicht zugetraut. Anderseits hat man die Russen weit überschätzt. Für die von Joffre befohlene Offensive haben die Franzosen noch einmal ihre beste und äußerste Kraft an allen Punkten eingesetzt. Nachdem nun auch dieser Stoß keinen Erfolg gebracht hat, könnte höchstens nur noch ausländische Hilfe den Feldzug günstig entscheiden. Von wem sollte diese Hilfe aber kommen? Rußland ist fertig und England hat wohl Menschen, aber kein Kriegsmaterial mehr einzusetzen. Der Krieg kann zwar noch lange dauern, aber an eine Besserung unserer Lage glaube ich nicht mehr. Diese Auffassung verbreitet sich immer mehr, und deshalb ist es kein Wunder, wenn wir alten Soldaten traurig und deprimiert sind."

Mögen die Franzosen in ihren Bulletins immerhin weiter von angeblichen Erfolgen in den Argonnen berichten, mögen sie fortfahren zu behaupten, daß sie bei St. Hubert und im Bois de Grurie Stellungen inne hätten, die schon längst einen Kilometer hinter der vorderen Linie der Deutschen liegen, durch alle diese Mittel wird sich auf die Dauer nicht verheimlichen lassen, wer der Sieger in den Argonnen ist, ob derjenige, der unaufhaltsam vorwärts schreitet oder derjenige, der gezwungen ist, Erlasse herauszugeben, von der Art, wie sie im Auszuge soeben vorgeführt wurden.

* * *

Die militärische Lage in den Argonnen um die Mitte des Januars schildert ein Artikel der „Bayrischen Staatszeitung", dem folgendes zu entnehmen ist:

„Während im nördlichen Teile des Kampfgebiets Vienne-le-Château bereits seit dem 7. November 1914 in deutschen Händen ist, hielt sich der Feind im Bois de Grurie, nordöstlich von Vienne, auf einer Linie, die ungefähr vom Bagatelle-Pavillon über Fontaine Madame, St. Hubert zum Four de Paris zieht. Die deutsche Linie schiebt sich indes auch in diesem außerordentlich schwierigen Gebieten langsam und stetig gegen Südwesten vor; besonders bedeutende Fortschritte wurden hier am 30. und 31. Dezember 1914 erzielt. Bagatelle und Fontaine Madame sind in deutschen Besitz (vgl. die Karte S. 155).

Der zweite Gefechtsschauplatz in den Argonnen liegt südlich der Straße Varennes—Vienne zwischen Boureuilles (südlich von Varennes) und dem Four de Paris. Der Höhenrücken Bolante, nordöstlich vom Four de Paris, ist wohl die „wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris", von der die deutsche Heeresleitung am 21. Dezember 1914 meldete, daß sie von den deutschen Truppen genommen wurde. Ueber die Bolante zieht die von St. Hubert kommende Schlachtlinie, die den Meurissons-Grund schneidet, zum Gehölz Courte Chausse. Dieses Gehölz liegt südlich von der Bolante, nordöstlich von La Chalade im Biesmetale, und stellt somit die Stelle dar, wo der deutsche Angriff am weitesten gegen Süden vorgedrungen ist und die französische Stellung am Four de Paris von der linken Flanke her bedroht. Auf der Linie Boureuilles—Courte Chausse—Bolante (Meurissons-Grund) erfolgten daher während der letzten Zeit besonders heftige französische Angriffe, die indes sämtlich abgeschlagen wurden: so in der Gegend von Boureuilles am 21. Dezember 1914, im Meurissons-Grunde am 26. Dezember 1914 und im Bois Courte Chausse am 5. Januar 1915.

Die Gesamtgefechtsfront läßt sich vielleicht mit einem liegenden S vergleichen: die seitlichen Endpunkte stellen Vienne-le-Château und Boureuilles dar, die ungefähr auf derselben nördlichen Höhe liegen. Auf dem linken (westlichen) Teil ist die französische, auf dem rechten (östlichen) Teil die deutsche Linie gegenüber der geraden Verbindung der Endpunkte vorgeschoben, der Schnittpunkt der Kurve mit der Geraden liegt nordöstlich vom Four de Paris. Während nun aber der linke Kurvenast immer mehr eingedrückt wird, schiebt sich der rechte Kurvenast immer weiter (gegen Süden) vor."



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Aus den Argonnen. – Pferdeställe unter Bäumen zum Schutz gegen Fliegerangriffe



Hofphotogr. Krajewski

Ein deutscher Schützengraben an der Westfront mit künstlich aufgebautem Wald im Hintergrund

Hofphotogr. Krajewski

Vor Artillerie geschützte deutsche Unterstände in einem Walde an der Westfront



Phot. Presse-Zentrale, W. Braemer, Berlin

Protzen einer deutschen Batterie in Deckung vor Fliegerangriffen

Weitere Beiträge zur Charakteristik der Argonnenkämpfe

Wie bereits geschildert (vgl. II, S. 132 f. und III, S. 153 f.), haben die Franzosen den Argonnenwald vorzüglich zur Verteidigung ausgebaut. „Der ganze Wald," schreibt ein französischer Berichterstatter, „ist heimlich für den Krieg hergerichtet, voller Fallen und Hinterhalte, voller Gewehre, Kanonen und bewaffneter Männer. Am Waldessaum vermengen die Drahtverhaue ihre spitzigen Zähne mit den Dornen des Gestrüppes. Das Gras der Lichtungen ist ganz von diesen Eisendrähten bedeckt, die kaum sichtbar zwischen Pflöcken gespannt sind, und die Waldwege sind durch gewaltige, erbarmungslos niedergeschlagene Baumstämme versperrt, die mit allen ihren Zweigen wie gepanzerte Krieger ausgestreckt daliegen."

Ein Feldpostbrief, der der „Kölnischen Zeitung" zugegangen ist, enthält interessante Einzelheiten über die französischen Waldbefestigungen: „Die Franzosen haben es fraglos meisterhaft verstanden, sich im Argonnenwalde alle die Umstände in geschickter Weise nutzbar zu machen, die ein so großer Wald bietet. Dazu kam dann noch die Anlehnung des Waldes im Süden an die Festung Verdun und das günstige Hinterland im Westen des Waldes, das an das Lager von Châlons stößt. Den ganzen Wald durchziehen Laufgräben, Wolfsgruben und Verhaue; die Schneisen und Wege können von Maschinengewehren, die zum Teil auf hohen Eichen aufgestellt wurden (Baumkanzeln), oder von Geschützen bestrichen werden. Besonders die Umgebung der Forsthäuser, Blockhütten und Ansiedlungen haben die Franzosen stark befestigt. Den Wald selbst konnte man durch Fällen der Niederhölzer und Vereinigung dieser durch Stacheldrähte fast unpassierbar machen. Hinter diesen Verhauen liegen dann in zwanzig bis dreißig Meter Entfernung die französischen Schützengräben, aus denen die deutschen, durch das Holzgewirr sich schwer durcharbeitenden Truppen leicht abgeschossen werden können. Ein Vordringen durch diese Verhaue war daher eine recht schwierige und vor allem verlustreiche Arbeit. Den im Walde eingenisteten Franzosen ist durch Sturmangriffe nicht beizukommen, da das dichtverzweigte Unterholz die Vorbedingungen des Sturmangriffes, ein kräftiges, geschlossenes Vorwärtsdrängen, einfach ausschließt. Des weiteren wird in dem Unterholze auch ein Handgemenge sehr erschwert, und endlich ist zunächst eine erfolgreiche Beschießung des Feindes durch Artillerie- und Gewehrfeuer infolge der örtlichen Schwierigkeiten keine leichte Sache. Auch die Flieger können die Stellungen des Feindes nicht erkunden, da sich aus der Luft keinerlei Truppenbewegungen in dem Walde beobachten lassen. Außerdem mußten die Deutschen zunächst einige Kilometer über freies Gelände, ehe sie an den Wald kamen, an dessen Saume die Vorhut der Franzosen lag. Sobald sie aber den Waldrand hatten, konnten sie im ersten Ansturm die Vorhut der Franzosen glatt über den Haufen rennen; dann aber hieß es, sich vor der Hauptmacht der Franzosen einzubuddeln und sich unterirdisch an die feindlichen Schützengräben heranzuarbeiten. Dabei hat es denn anfänglich nicht an zahlreichen mit großer Heftigkeit unternommenen Angriffen der Franzosen, namentlich der Alpenjäger-Regimenter, gefehlt. Die Angreifer wurden dabei jedoch stets gründlich verhauen; fast immer drangen die deutschen Truppen dann mit den zurückflutenden Franzosen in deren Schützengräben ein."

Auch Luigi Barzini hat den Argonnenwald besichtigt; sein nationales Interesse zog ihn natürlich vor allem zu den dort kämpfenden Garibaldianern. Er schreibt: „Eine italienische Kompagnie ist im Laufgraben bei Bolante geblieben. Seit dem Sturm der Garibaldianer hat der Kampf an jenem Punkt phantastische Formen angenommen. Franzosen und Deutsche sind nur noch vier Meter voneinander entfernt. Die Deutschen haben ihren früheren Laufgraben am Rande des Plateaus zurückerobert, die Franzosen

dagegen setzten sich in den Löchern fest, die durch acht deutsche Minen ausgewühlt worden waren. Acht tiefe Krater sind das, zu denen man durch die unterirdischen Minengalerien gelangte, die dann aufgedeckt und zu Laufgräben umgewandelt wurden. Nur die letzten Meter, die gar zu sehr von den Deutschen bedroht gewesen wären, hat man als Tunnel gelassen. Sie sind so eng, daß man sich nur mit Mühe hindurchzwängt. Die Schlanken gehen voran und helfen den anderen, indem sie sie am Arm nachziehen. Nachdem die Franzosen auf diese Weise die Krater besetzt hatten, begannen sie, an einem Verbindungsweg von Loch zu Loch zu arbeiten. Des Nachts wurde geschaufelt und die Erde zu den kleinen Schießscharten hinübergeworfen, die sich auf der feindlichen Brüstung abzeichneten. Eine gutgerichtete Mitrailleuse hatte diese Arbeit vor Ueberraschungen zu schützen. Die Deutschen waren während dieser Zeit damit beschäftigt, ihren Laufgraben in Belagerungszustand zu setzen. Beide Arbeiten schritten gleichmäßig vor. An den divergierendsten Punkten waren sie zehn Meter voneinander entfernt. Von Zeit zu Zeit ein Schuß, ein Schrei, ein Fluch: das deutsche Feuer, das die Oberhand hat, ist den französischen Arbeitern durch die Finger gefahren, als sie die Schaufel aufheben wollten. Ein Soldat windet sich in Schmerzen, ein paar Finger sind ihm abgerissen. Die Mitrailleuse erwacht tata ... tatatata ... Dann wieder Schweigen, und die Stille des Waldes unterbricht nichts als das regelmäßige Schürfen der Schaufel auf dem harten Boden.

Nicht weit vor dem deutschen Laufgraben stehen zwei mächtige Bäume, deren Stämme sich berühren. Hinter ihren gigantischen Säulen kauert ein deutscher Wachtposten. Ein kurzer Graben führt ihn auf gefahrlosem Weg dorthin. Nun lehnt sich die Brüstung des neugeschaffenen französischen Laufgrabens gerade an den Fuß dieser Bäume. Franzosen und Deutsche sind deshalb eigentlich nur um die Dicke eines Baumstammes voneinander getrennt. Man hört deutlich das leise Geklirr der feindlichen Waffen, wenn sich hinter dem Baum die Ablösung vollzieht. Bei solchen Entfernungen ist es nicht möglich, zum Schutz des Laufgrabens Drahtnetze vor die eigenen Stellungen zu spannen. Dafür fabriziert man schwere Gitter von Holzböcken, die man mit Stacheln besetzt. Altmodisch ausschauendes Zeug, wie man es im fernsten Mittelalter gebrauchte. Das wirft man dann über die Brüstung, um dort ein Hindernis zu errichten. Manchesmal wird ein solch „Cheval de frise“, um die „Boches“ zu ärgern, mit solcher Heftigkeit geschleudert, daß es den Deutschen gerade auf die Köpfe fällt. Darauf deutsche Schimpfworte, Flintensalven, Schreie, Lachen. „Achtung da!“ Etwas bereitet sich von der anderen Seite vor. Und in der Tat: „Eins, zwei, drei!“ Stampfend und schurrend springt das stachlige Ungeheuer seinen Weg zurück. Die Flinten sind ständig schußbereit. Bei solchem Abstand geht auch nicht ein Schuß fehl. Man braucht nur eine Mütze auf einem Stock hochzuheben, um sie völlig durchlöchert herunterzuholen. Es genügt, daß eine Schießscharte etwas freiliegt, und der Mann, der dahinter steht, ist des Todes. Um sich gegen die Kälte zu schützen, haben die Deutschen häufig ihre Schießscharten mit Glas versehen, so daß gerade nur ein Loch bleibt, durch das sich der Flintenlauf stecken läßt. Aber die Reflexe werden bisweilen zum Verräter. Zwischen dem Astwerk unterscheiden die Franzosen ganz deutlich den „Boche im Schaufenster“ und legen auf ihn an. Sie zielen wie in einer Jahrmarktsbude. Klirr — geht das Glas in Scherben. „Die Pfeife ist ihm kaput!“ ruft befriedigt der Schütze. Der Toten gibt es hier mehr als der Verwundeten; die Kugeln suchen sich immer die Köpfe aus.

Wie auf den Unterseebooten hat man sich hier Periskope fabriziert, um das ganze Terrain beobachten zu können, ohne den Kopf herausstecken zu müssen. Es sind sehr primitive Instrumente, lange hölzerne Schachteln, in denen das Bild von zwei Spiegeln reflektiert wird. Vergrößerungsgläser werden dabei nicht verwendet. Vieles, was man aus den Schießscharten nicht sehen kann, erblickt man im Periskop.

Der Krieg, der auf so engen Raum beschränkt ist, hat einen antiken Charakter angenommen. Längst ins Zeughaus verbannte Feuerwaffen kehren wieder auf den Schauplatz ihres Ruhms zurück. In den französischen Laufgräben im Argonnenwald sieht man die „Crapouillots", die „alten Kröten", wieder in Aktion treten, jene kurzen und ungelenken Geschütze, die räderlos, den Schlund in die Luft streckend, auf einem riesigen Tisch hocken. Aus der Napoleonischen Zeit stammen diese alten Kämpen noch. Die modernsten unter ihnen tragen auf dem Rücken die Inschrift: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Französische Republik 1849". Sie schleudern Bomben mit langen Lunten. Geladen werden sie je nach dem Wetter. Sechzig Gramm Pulver bei trockener Luft. Es handelt sich dabei um eine Barometerfrage. Dieselbe Dosis kann die Bombe bis ans Ende der Welt expedieren oder sie auch je nachdem auf den Rand des Laufgrabens zurückfallen lassen, in welchem Falle es eine allgemeine Flucht unter den Kanonieren gibt, die dagegen hochbefriedigt mit sich sind, wenn sie die Bombe regelrecht wie einen Fußball dahinschießen sehen, während der Maulwurfsschwanz mit der rauchenden Lunte lustig nachwackelt. Die Deutschen sind noch weiter in der Kriegsgeschichte zurückgegangen und haben einen Apparat ans Licht befördert, der den atmosphärischen Eindrücken gegenüber vollständig unempfindlich ist: die gute alte Holzmangel. Ihre Geschosse kommen ohne das geringste Geräusch an, nichts, das sie ankündigt. Man hört ein Rascheln in den Zweigen der Bäume, und schon sieht man aus der Höhe einen großen metallischen Ballen sich selbst überschlagend herabstürzen, der mit höllischem Getöse explodiert. Aus den offiziellen deutschen Berichten wissen wir, daß man diese Geschosse „Lufttorpedos" nennt. Es sind Ofenrohre, die an beiden Enden geschlossen sind und Kartätschen und Explosivstoffe enthalten."

Episoden aus den Kämpfen im Argonnenwald

Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht folgenden Feldpostbrief: „Ist das ein merkwürdiger Krieg! Am hellen Tage kann man sich stundenlang damit amüsieren, das Spiel der Flieger zu beobachten. Die Artillerie umsäumt sie mit einem lichten Gewinde von weißen Wölkchen. Dazwischen tummeln sich die Flieger frei und munter weiter. Gelegentlich stechen zwei Flieger auf einander wie verliebte Raubvögel. Der kleinere macht sich dann scheinbar aus dem Staube, wenn man so sagen darf. Gleich kommt er aber wieder zum Vorschein, um das neckische Spiel mit der Artillerie oder dem Herrn Kollegen von der anderen côté fortzusetzen. Bis er gesehen hat, was er sehen wollte. Dann zieht er ruhig ab.

„Hier is die Seitung und der Tabak!"

„Was segscht du do?" ruft der biedere schwäbische Landwehrmann zurück.

Und wieder spricht die Stimme hinter dem Schutzschild des nur sechs Meter entfernten französischen Schützengrabens:

„Hier is die Seitung und der Tabak."

„Halt dei Gosch, dei saudumme," lautet jetzt die schwäbische Antwort.

„O, Sie is eine dumme Swaben," gibt der Franzose zurück. „Mit Ihre vorige Kameraden wir hatten gute Konversation. Sie gaben Seitung und Snaps und wir gaben Seitung und Tabak. O, Sie dumme Swaben." Gleich darauf fällt etwas in der Nähe nieder, wie wenn ein Stein zur Erde fällt. Wir kennen das und bücken uns und drücken uns so krampfhaft und herzhaft an die Grabenwand, als ob wir den eigenen Schützengraben eindrücken wollten. Nach zwei oder drei Sekunden kracht es, und die in der Nähe niedergefallene Handgranate überschüttet uns mit einem Regen von Dreck und Steinen. Das wiederholt sich noch ein halbes Dutzend mal. Wir werfen wieder. Nach einer halben Stunde hat man sich gegenseitig beruhigt und zieht sich vorläufig wieder

in seine unterirdischen Gemächer zurück. Gegen 7 Uhr abends, oder wenn es eben dunkel ist, zünden wir deutschen Krieger uns ein Feuer an und wärmen uns am stillen Herd zur Winterszeit. Auf dieses Feuer stellen wir auch wohl einen Topf mit Schweinefleisch und Sauerkraut. Und gegen ½8 Uhr, wenn das Essen fertig ist, da saust und zischt eine französische Artilleriesalve nach der andern knapp über unsere Köpfe weg, um 50 Meter dahinter berstend und brechend irgendwo einzuschlagen. Und gegen 8 Uhr, wenn die erste französische Nachtablösung aufgezogen ist, da setzt ein rasendes französisches Infanteriefeuer ein, und die Artillerie fängt ebenfalls von neuem an. Gegen 10 Uhr, wenn wir eben beginnen, Kaffee zu trinken, und gegen 12 Uhr, wenn wir uns anschicken, ein wenig „zu Bett" zu gehen, beginnt dasselbe Spiel nochmals. Und zwar jedesmal so, daß die Luft weithin erdröhnt und der ganze Boden zittert. Das trillt und zischt, das pfeift und schwirrt und schlägt und rattert und donnert und kracht, daß selbst jeder Vergleich mit dem so berüchtigten guten alten „wilden Heer" jämmerlich versagt.

Und am anderen Morgen macht der Feldwebel Meldung: „Verluste hatten wir von gestern auf heute keine, abgesehen von drei Mann, die in ärztliche Behandlung gegeben werden sollten, weil sie nämlich „Häsläus" haben."

Ist das nicht ein merkwürdiger Krieg?"

* * *

Ein anderer Brief erzählt von einem Besuch des Kaisers an der Front im Argonnenwald. Dort wurde er in einen Unterstand geführt, wo ihm ein Artillerieoffizier an einem richtigen Buffet ein Glas Wein anbot. Als er aus der komfortablen Erdhöhle herauskroch, sah er sich, wie erzählt wird, zu seinem nicht geringen Erstaunen einer ganzen Kompagnie Franzosen gegenüber. Da soll ein alter Landsturmunteroffizier vorgetreten sein und gesagt haben: „Majestät, das sind man bloß Gefangene, die ich hergebracht habe, damit sie Ihnen auch mal sehen können."

* * *

Anfang November berichteten die Blätter von dem Heldentode eines deutschen Fliegers, dessen Name in der Geschichte dieses Krieges nicht fehlen darf. Der Berichterstatter des „Neuen Wiener Tagblatts" schreibt: „Binder — dies ist der Name des jungen Piloten — stieg mit einem Offizier als Beobachter zu einem wichtigen Rekognoszierungsflug auf. Die Taube schraubte sich rasch in die Höhe, und ebenso rasch war die gewünschte Erkundung gelungen. Eine feindliche Artilleriestellung, welche die deutschen Truppen stark belästigte, war festgestellt. Das Flugzeug wandte sich schon zur Heimfahrt, als es plötzlich einen französischen Aeroplan hinter sich hörte. Binder manövrierte sehr geschickt, aber schon einige Minuten später flog die französische Maschine etwa 600 Meter entfernt zur Rechten der deutschen Taube. Auf eine kürzere Entfernung wagen sich die Franzosen in den Lüften nicht heran. Es begann nun ein wütender Kampf. Der deutsche Offizier feuerte mit dem Karabiner gegen den französischen Doppeldecker, während die Kugeln eines Maschinengewehres über die Taube dahinpfiffen. Plötzlich traf eine Kugel den deutschen Piloten. Sie durchdrang seinen Leib von rechts nach links. Die Taube hatte eben die deutsche Stellung erreicht, von der aus der Kampf in den Lüften bemerkt worden war. Haubitzen eröffneten ein rasendes Feuer gegen den Franzosen, den ein Volltreffer auch bald herunterholte. Wie ein Stein stürzte die Maschine ab. Der Flugzeugführer, von der Granate getroffen, lag unkenntlich zerrissen neben dem zertrümmerten Apparat; der Beobachter, ein französischer Generalstabsoffizier, war nur durch den Sturz getötet worden. Wie ein Schlummernder lag er, mit einer Rose im Knopfloch, in einer Ackerfurche.

Die Kugel hatte Binder, den deutschen Piloten, tödlich verwundet. Er war aber nur



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Zwei deutsche Geschütze bei St. Mihiel. Im Vordergrund Munitionskörbe



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Deutsche Artillerie an der Westfront gegen Fliegerangriffe gedeckt



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Französische Überläufer aus den Stellungen bei Toul werden durch bayerische schwere Reiter abtransportiert



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Feldgottesdienst in einem Städtchen an der Aisne

den Bruchteil einer Minute auf seinem Führersitz zusammengesunken. Seine Hände ließen nicht von der Lenkstange. Mit fiebernden Augen verfolgte der Offizier in seinem Rücken seine ermattenden Bewegungen. Seine wichtigen Beobachtungen mußten gerettet werden, aber allein der Pilot konnte das Flugzeug zur Erde steuern. Aufpeitschend klang es in Binders Ohren: „Aushalten Kamerad, im Gleitflug nieder!" Und der todwunde Unteroffizier führte die Maschine mit seiner letzten Kraft zur Erde, die er langsam zum Todeskuß berührte. Von allen Seiten eilte Hilfsmannschaft herbei. Dann hielt die Taube. Binder kauerte auf seinem Sitz. Leise fragte er: „Bin ich gut gelandet?" Dann wurde er ohnmächtig. Man trug den Bewußtlosen rasch ins Feldlazarett. Zwei Aerzte nahmen sich seiner liebevoll an, sie erkannten aber sofort: menschliche Hilfe ist hier vergeblich, in wenigen Stunden wird er ausgelitten haben.

Ein Generalstabsoffizier wirft sich in ein Auto und rast zum Oberkommando. Die Meldung von der Heldentat des wackeren Piloten ist eiligst erstattet, und der Offizier jagt zum Feldlazarett zurück. Auf die Brust des Sterbenden legt er das Eiserne Kreuz. Eine Stunde später ist Unteroffizier Binder entschlafen, und auf seinen Lippen ruht noch die Frage: „Bin ich gut gelandet?"

Zwischen Argonnen und Vogesen

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

22. Oktober 1914.

Heftige Angriffe aus der Richtung Toul gegen die Höhen südlich von Thiaucourt wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgeworfen.

24. Oktober.

Nördlich von Toul bei Flirey lehnten die Franzosen eine ihnen von uns zur Bestattung ihrer in großer Zahl vor der Front liegenden Toten und zur Bergung ihrer Verwundeten angebotene Waffenruhe ab.

29. Oktober.

Südlich von Verdun wurde ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nahmen. Die Franzosen erlitten starke Verluste. Auch östlich der Mosel wurden alle Unternehmungen des Feindes, die an sich ziemlich bedeutungslos waren, zurückgewiesen.

30. Oktober.

Nordwestlich von Verdun griffen die Franzosen ohne Erfolg an.

31. Oktober.

Westlich von Verdun und nördlich von Toul brachen wiederholte feindliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen zusammen.

1. bis 3. November.

Zwischen Verdun und Toul wurden französische Angriffe abgewiesen. Die Franzosen trugen teilweise deutsche Mäntel und Helme.

4. November.

Südlich von Verdun wurden Angriffe der Franzosen abgewiesen.

6. November.

Unter schweren Verlusten für die Franzosen eroberten unsere Truppen einen wichtigen Stützpunkt im Bois Brûlé südöstlich von Saint-Mihiel.

11. November.

Nordöstlich und südlich von Verdun wurden französische Vorstöße zurückgeworfen.

15. November 1914.

Die Meldung der Franzosen, sie hätten „eine deutsche Abteilung bei Coincourt, südlich von Marsal, in Unordnung gebracht", ist erfunden. Die Franzosen hatten vielmehr erhebliche Verluste, während wir keinen Mann verloren.

17. November.

Südlich von Verdun und bei Cirey griffen die Franzosen erfolglos an.

18. November.

Französische Angriffe südlich von Verdun wurden abgewiesen. Ein Angriff gegen unsere bei Saint-Mihiel auf das westliche Maasufer geschobenen Kräfte brach nach anfänglichem Erfolg gänzlich zusammen. Unser Angriff südöstlich von Cirey veranlaßte die Franzosen, einen Teil ihrer Stellungen aufzugeben. Schloß Châtillon wurde von unseren Truppen im Sturme genommen.

20. November.

Ein französischer Angriff bei Combres, südöstlich von Verdun, wurde abgewiesen.

23. November.

Eine gewaltsame Erkundung gegen unsere Stellung östlich der Mosel wurde durch unseren Gegenangriff verhindert.

26. November.

Bei Apremont, östlich von Saint-Mihiel, machten wir Fortschritte.

27. November.

Französische Angriffe in der Gegend von Apremont wurden zurückgeschlagen.

28. November.

Im Walde nordöstlich von Apremont wurden den Franzosen trotz heftiger Gegenwehr Schützengräben entrissen.

8. Dezember.

Ein französischer Angriff auf unsere Stellungen nördlich von Nanzig wurde abgewiesen. Die Franzosen hatten starke Verluste, die unsrigen sind gering.

11. Dezember.

Französische Angriffe im Bois de Prêtre, westlich von Pont-à-Mousson wurden abgewiesen.

12. Dezember.

Bei Apremont wurden mehrfache heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen.

13. Dezember.

Nachdem am 11. Dezember die französische Offensive auf Apremont, südöstlich von Saint-Mihiel, gescheitert war, griff der Feind am 12. nachmittags in breiterer Front über Flirey, zwischen Saint-Mihiel und Pont-à-Mousson, an. Der Angriff endete für die Franzosen mit dem Verlust von 600 Gefangenen und einer großen Anzahl von Toten und Verwundeten. Unsere Verluste betrugen dabei etwa 70 Verwundete.

14. Dezember.

Schwächere französische Angriffe gegen Teile unserer Stellung zwischen der Maas und den Vogesen wurden leicht abgewiesen.

15. Dezember.

Ein feindlicher Angriff nordöstlich der Orne nördlich von Verdun wurde unter schweren feindlichen Verlusten abgewiesen. In der Gegend bei Ailly—Apremont südlich von Saint-Mihiel, versuchten die Franzosen in viermaligem Ansturm, unsere Stellungen zu nehmen. Die Angriffe scheiterten. Ebenso mißlang ein erneuter feindlicher Vorstoß aus der Richtung Flirey.

21. Dezember.

Aeußerst heftige Angriffe der Franzosen nordwestlich Verdun scheiterten gänzlich.

22. Dezember 1914.

Nordwestlich und nördlich Verdun wurden die französischen Angriffe zum Teil unter schwersten Verlusten für die Franzosen leicht zurückgewiesen.

25. Dezember.

Feindliche Vorstöße nordwestlich Verdun und westlich Apremont wurden abgewiesen.

26. Dezember.

Am 20. Dezember, nachmittags, warf ein französischer Flieger auf das Dorf Jnor neun Bomben, obgleich dort nur Lazarette sich befinden, die auch für Fliegerbeobachtung ganz deutlich erkennbar gemacht sind. Nennenswerter Schaden wurde nicht angerichtet. Als Antwort auf die Tat und auf das am 19. Dez. erfolgte Bombenwerfen auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg (vgl. S. 187) wurden einige in der Position von Nanzig liegende Orte von uns mit Bomben mittleren Kalibers belegt.

27. und 28. Dezember.

Französische Angriffe südöstlich von Verdun brachen in unserem Feuer zusammen.

29. Dezember.

Ein Vorstoß im Bois Brûlé westlich von Apremont führte unter Erbeutung von drei Maschinengewehren zur Fortnahme eines französischen Schützengrabens.

31. Dezember.

Französische Angriffsversuche in der Gegend von Flirey scheiterten.

1. Januar 1915.

Ein nordwestlich von Saint-Mihiel bei Lahaimeix liegendes französisches Lager schossen wir in Brand. Angriffe bei Flirey wurden abgeschlagen.

2. Januar.

Heftige französische Angriffe nördlich von Verdun, sowie gegen die Front Ailly—Apremont nördlich von Commercy wurden unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen, drei Offiziere und 100 Franzosen gefangen genommen. Es gelang unseren Truppen hierbei, das heiß umstrittene Bois Brûlé ganz zu nehmen. Kleinere Gefechte südwestlich von Saarburg hatten den von uns gewünschten Erfolg.

Die Franzosen beschießen in letzter Zeit systematisch die Orte hinter unserer Front; im Unterkunftsraum einer unserer Divisionen gelang es ihnen, fünfzig Einwohner zu töten.

9. Januar.

Ein vorgeschobener, von uns nicht besetzter Graben bei Flirey wurde in dem Augenblick gesprengt, in dem die Franzosen von ihm Besitz genommen hatten. Die ganze französische Besatzung wurde vernichtet.

10. Januar.

In der Gegend von Apremont dauern die Kämpfe an.

12. Januar.

Französische Angriffsversuche bei Ailly, südlich von St.-Mihiel scheiterten.

13. Januar.

Ein französischer Sappenangriff in der Gegend südlich von Saint-Mihiel ist erfolgreich abgewiesen worden. Unsere Truppen setzten sich in den Besitz der Höhen nördlich und nordöstlich von Romény.

15. Januar.

Feindliche Angriffe nördlich von Verdun bei Consenvoye scheiterten. Mehrere Vorstöße gegen unsere Stellungen bei Ailly, südöstlich von Saint-Mihiel, wurden durch Gegenangriffe, nachdem sie stellenweise bis in unsere vordersten Gräben geführt hatten, unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im letzten Nachstoß eroberten unsere Truppen die feindlichen Stellungen, die aber nach Wiederaufbau unserer eigenen Stellungen freiwillig und ohne Kampf während der Nacht wieder aufgegeben wurden.

Der Kampf um Verdun

Nach dem raschen Fall von Lüttich, Namur, Maubeuge und vor allem von Antwerpen schien die Einnahme von Verdun allzulange auf sich warten zu lassen. In dem felsenfesten Vertrauen auf die Wirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen Belagerungsgeschütze übersah man bisweilen, daß ihre Verwendung nur nach Erfüllung gewisser Vorbedingungen möglich ist. Die Inangriffnahme einer Belagerung ist abhängig von der militärischen Lage auf dem ganzen Kriegsschauplatz. Dazu kommt noch die örtliche Vorbereitung, die gerade vor der Linie Verdun—Toul gewaltige Anstrengungen erfordert.

Solange die Voraussetzungen nicht geschaffen sind, die den jeden Beton zerbrechenden Geschützen gestatten, ihre Donnerstimme erschallen zu lassen, behalten die Festungen ihren Wert für die Landesverteidigung. Die „Kölnische Zeitung" schreibt: „Die ungeheuren Kosten, die Frankreich seit Jahrzehnten für die Befestigung seiner Ostgrenze durch die lange Linie von Festungen und Forts aufgewandt hat, tragen jetzt reiche Zinsen. Von Verdun bis Belfort ist die Kette noch nicht durchbrochen, abgesehen von der Einnahme des Forts Camp des Romains. Es waren eben auch nicht die Werke allein, die sorgfältig ausgebaut und ausgerüstet worden waren, um den Vormarsch feindlicher Heere aufzuhalten. Ihre ganze Umgebung wurde in folgerichtiger Entwicklung der Gedanken, die der große Kriegsbaumeister Brialmont festgelegt hatte, zu einer Région fortifiée umgestaltet, die das gesamte Vorgelände und die Zwischenräume umfaßte, um den Aufmarsch einer Belagerungsarmee nach Möglichkeit zu verzögern und aufzuhalten. Unterstände, Munitionsgelasse, betonierte Bettungen für schwere Geschütze, Stellungen für Artillerie und Infanterie, Brunnen, Schmalspurgeleise, unterirdische Telegraphen- und Telephonanlagen, genaueste Vorbereitung der Einwohnerschaft für die Nachrichtenübermittlung durch Brieftauben und Signale; all dies und noch mehr waren Mittel, die schon im Frieden bereitgestellt oder soweit vorbereitet waren, daß sie beim Erscheinen des Gegners sofort in Tätigkeit treten konnten. Auf sie und den Kern der Region, die eigentlichen Werke, gestützt, kann ein willensstarker und entschlossener Befehlshaber den Beginn des artilleristischen Angriffs längere Zeit hinausschieben, wenn die Gesamtlage die Kräfte des Gegners zum großen Teil an anderer Stelle fesselt. In dieser Lage befindet sich jetzt der französische Oberbefehlshaber der Linie Verdun und Toul. Nur unter schweren Kämpfen schieben sich unsere Truppen vorwärts, Schritt für Schritt müssen sie Boden auf die Festung zu gewinnen, aus deren Raum heraus der Feind immer wieder Vorstöße versucht, um die deutschen Einschließungslinien zu sprengen."

Ueber das französische Signal- und Spionagesystem, von dem hier die Rede ist, berichtet ein deutscher Kriegsfreiwilliger im Berner „Bund" interessante Einzelheiten. „Alle Dörfer im Festungsbereich," schreibt er, „sind ‚organisiert' (villages organisés). Zur ‚Organisation' rechnet der Franzose außer dem weitverzweigten Spionage- und Signaldienst, der durch pensionierte Offiziere oder verkappte Militärs ausgeübt wird, die Anlage starker Gartenmauern, Anlage von Gehölzen und kleinen Waldstrichen, Grabenanlagen, Benutzung und Befestigung harmloser Scheunen mit ungewöhnlich dicken Mauern, die gegen Durchschlag noch mit Sandsäcken verstärkt sind, Besetzung derselben mit Maschinengewehren und leichten Geschützen, Anlage von Sümpfen und Weihern, die leicht überschwemmbar sind, und Drahthindernisse. Im Spionagedienst spielen unterirdische Kabelleitungen mit Fernsprechanschlüssen in Kellern und auf den Kirchtürmen eine große Rolle. In der Gegend von Toul wurde eine ganze Reihe solcher Telephone schon unschädlich gemacht. Sie wurden oft erst entdeckt, nachdem sich die Truppen schon tagelang in dem betreffenden Dorfe aufgehalten hatten. Der Geheimtelephonist wird durch einen Signalgeber unterstützt, den meist ein als Bauer verkleideter Offizier spielt.

Von Kirchturm zu Kirchturm wurden bei Tag mittelst roter Tücher, bei Nacht mit Hilfe von Leuchtraketen (die ja auch die deutschen Flieger in ähnlicher Form verwenden) Signale gegeben und unsere vormarschierenden Kolonnen so präzis beschossen, daß man mit allen Mitteln an die Auffindung und Unschädlichmachung dieser Spione gehen mußte."

Die militärische Lage vor Verdun und an der Sperrfortlinie ist, nach einem zusammenfassenden Artikel der „Frankfurter Zeitung", in großen Zügen folgende: Nach der Einnahme von Saint-Mihiel und des Forts Camp des Romains (vgl. II, S. 128) besetzten die Deutschen noch den nordwestlich von Saint-Mihiel gelegenen Ort Chauvoncourt (vgl. die Karte S. 149); im übrigen wurde die Ueberschreitung der Maas nach der Eroberung der wichtigen Brückenköpfe auf dem westlichen Ufer nicht weiter ausgedehnt. Die westlichen Höhen sind zwar außerordentlich stark befestigt, aber man darf wohl annehmen, daß dies nicht der Grund der Unterlassung eines weiteren Vorgehens ist, da diese neuen Hindernisse für unseren Generalstab selbstverständlich keine Ueberraschung sein konnten. Es genügte vorläufig im Besitz der Uebergangsstelle zu sein. Die folgenden Monate vergingen unter zahllosen Versuchen des Feindes, von Verdun und Toul aus unsere Truppen bei Saint-Mihiel abzuschneiden, oder sie aus der Woëvre zu verdrängen. Die Angriffe aus Toul gingen besonders häufig in der Richtung auf Thiaucourt und den Rupt de Mad. Die Stellungen scheinen in diesem Gebiet stets im Fluß zu sein. Schauplätze dauernder, heftiger Kämpfe sind die Gegenden von Apremont, Flirey und Pont-à-Mousson (bei Apremont liegt das in den deutschen Generalstabsmeldungen oft genannte Bois Brûlé; der andere häufig genannte Wald, das Bois de Prêtre dehnt sich nördlich von Pont-à-Mousson am linken Moselufer aus; vgl. die Karte II, S. 123). Die deutsche Stellung auf dem westlichen Maasufer, gegenüber von Saint-Mihiel, war natürlich dem Ansturm des Feindes gleichfalls stark ausgesetzt. Die Erfahrungen der Franzosen, die einen Teil von Chauvoncourt zurückerobert hatten, aber mit schweren Verlusten von dort vertrieben wurden, weil die Deutschen den verlorenen Teil des Ortes in die Luft sprengten, haben der Besatzung des Brückenkopfes jedoch für einige Zeit Ruhe verschafft. Die Angriffe der um Verdun versammelten französischen Truppen konnten sich nur in einem eng umgrenzten Raume ausbreiten.

Die bedeutendsten Kämpfe in diesem Abschnitt der Kampffront waren diejenigen am Rupt de Mad Ende Oktober und Mitte Dezember 1914; ihnen muß daher eine ausführlichere Schilderung gewidmet werden.

Am Rupt de Mad

Nachdem schon mehrere Angriffe der aus der Festung Toul nach Norden vorgeschobenen Deckungstruppen auf die Linie des Flüßchens Rupt de Mad in der Gegend von Thiaucourt abgewiesen worden waren, versuchten sie am 22. und 23. Oktober 1914 mit Hilfe frischer, eben aus Paris eingetroffener Kräfte einen besonders heftigen Vorstoß. Ueber diesen berichtet Oberst Karl Müller, der Kriegsberichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung", nach Erzählungen von Beteiligten folgendes:

„Der französische Angriff begann bei Tagesgrauen. Wie gefangene Franzosen erzählen, war ihre eben neu ausgebildete und aus Paris mit Bahntransport angekommene Angriffstruppe unmittelbar nach ihrer Ausladung in Pont-à-Mousson in Marsch gesetzt und ins Gefecht geführt worden, ohne daß zuvor eine Erkundung der deutschen Stellungen stattgefunden hätte. Die Franzosen hatten allerdings in der letzten Zeit eine sehr lebhafte Auskundschaftung durch Spione betrieben, um sich einen Einblick in die durch starke Feldbefestigungen sehr gut gedeckten deutschen Stellungen zu verschaffen. Erst in den letzten Tagen noch waren in einer Scheune in der Gegend von Thiaucourt fünf

französische, bürgerlich gekleidete Soldaten entdeckt worden, die durch eine unterirdische Fernsprechleitung mit dem französischen Truppenkommando verbunden waren. Sie trugen ihre Erkennungsmarken, einzelne sogar Uniformstücke unter dem Bürgerrocke. Sie wurden an der Friedhofsmauer erschossen. Die Franzosen bedienen sich ferner häufig der Flieger, um die deutschen Stellungen zu erkunden. Hat der Flieger eine Artilleriestellung beobachtet, so wirft er eine Bombe hinunter, worauf die französische Artillerie sofort ein lebhaftes Feuer gegen die dadurch bezeichnete Stellung eröffnet. Die Deutschen suchen dieses Verfahren durch häufigen Stellungswechsel zu parieren. Daß aber Auskundschaftung durch Spione und Flieger die taktische Nahaufklärung durch Patrouillen vor dem Angriff auf eine befestigte Stellung nicht ersetzen, namentlich wenn die Angriffstruppe eben frisch auf dem Gefechtsfelde ankommt und mit dem Gelände nicht vertraut ist, mußten die Franzosen zu ihrem Schaden erfahren. Sie bezahlten die Mißachtung dieses elementaren Grundsatzes mit Strömen Blutes. Man muß annehmen, daß die Führer dieser Truppe der nötigen taktischen Ausbildung entbehrten.

Sei dem, wie ihm wolle, die Franzosen marschierten in parallelen Marschkolonnen bis auf etwa 400 Meter Entfernung an die deutschen Stellungen heran und begannen dann auszuschwärmen. Die Deutschen lagen in ihren Deckungen, die Geschütze und Maschinengewehre in die Feuerlinie der Infanterie, in die vorbereiteten Geschützstände vorgezogen, alles schußbereit. Kein Schuß fiel. Die Franzosen liefen förmlich in das deutsche Feuer hinein. Man ließ sie auf 200, auf 100, an einzelnen Stellen bis auf 50 Meter herankommen. Dann begann mit einem Male auf der ganzen Linie ein höllisches, mörderisches Feuer, das die französischen Schützenlinien, Unterstützungen und Reserven im wörtlichen Sinne hinmähte. Die deutschen Feldgeschütze sprühten ihnen ihre Schrapnells entgegen, die Maschinengewehre ließen ihr vernichtendes, ratterndes Strichfeuer spielen, und die Infanterie gab Schnellfeuer ab. Die Wirkung dieses Feuerüberfalles war fürchterlich. In Haufen lagen die Leichen nachher übereinander, drei, vier Mann hoch an einzelnen Stellen. Die Schützenlinie wurde sozusagen bis auf den letzten Mann vernichtet, was an Reserven noch vorgebracht werden konnte, brach ebenfalls unter dem wohlgezielten, ruhig abgegebenen Feuer der Deutschen zusammen. Der Angriff war blutig abgewiesen. Erst als die Ueberbleibsel der Reserven zurückfluteten, konnte die französische Artillerie in Tätigkeit treten, während sie vorher teils durch den Nebel und die Dunkelheit der Morgendämmerung, teils durch die eigene, in der Gefechtslinie stehende Infanterie verhindert war, zu wirken.

Die Verluste der Franzosen werden deutscherseits als sehr beträchtlich eingeschätzt. Zwei ganze Regimenter sollen vollständig vernichtet worden sein. Die deutschen Verluste sind gering und kommen ausschließlich auf Rechnung der französischen Artillerie, die nach dem abgeschlagenen Infanterieangriff ein wohlgezieltes und sehr heftiges Feuer auf die deutschen Stellungen eröffnete und den ganzen Tag über, teilweise auch noch an den folgenden Tagen, unterhielt."

Das Artilleriefeuer, mit dem die Franzosen die deutschen Linien in der nächsten Zeit überschütteten, wurde von den Deutschen kräftig erwidert. Zu weiteren französischen Infanterieangriffen kam es zunächst nicht. Seit dem 11. Dezember steigerte sich jedoch die Heftigkeit des französischen Artilleriefeuers in auffallendem Maße. Hierüber berichtet Müller weiter: „Schwere Artillerie wurde in Tätigkeit gesetzt und überschüttete, gemeinsam mit den leichteren Feldgeschützen, den ganzen von den Deutschen besetzten Abschnitt nördlich von Flirey während mehr als 24 Stunden mit einem wütenden Granat- und Schrapnellhagel, der bis nach dem Bahnhof von Thiaucourt reichte. Bei Waville zweigt eine kurze Sackbahn nach Thiaucourt ab. Ein mit Nachschub beladener Güterzug dieser Nebenbahn geriet bei seiner Einfahrt in Thiaucourt unter Granatfeuer.

Samstag, 12. Dezember 1914, nach Mittag steigerte sich die Artilleriebeschießung der von den Deutschen besetzten Stellungen zu ungewöhnlicher Heftigkeit. Es war die Einleitung zu einem regelrechten Durchbruchsversuch, der mit starken Infanteriekräften, beidseitig der Straße Flirey—Essey—Thiaucourt, d. h. in der nämlichen Richtung angesetzt wurde, wo schon der verlustreiche Angriff in der Morgendämmerung vom 22. Oktober 1914 stattgefunden hatte. Ueberfallartig brach plötzlich die französische Angriffsinfanterie vor. Die vorzüglich eingeschossene deutsche Artillerie, die ihr Feuer schon zum voraus abschnittweise auf die verschiedenen Streifen des Angriffsfeldes nach Breite und Tiefe verteilt hatte, empfing die zum Angriff vorgehenden Franzosen mit einem mörderischen Kreuzfeuer. Trotzdem hielt die französische Infanterie noch stand und gelangte insbesondere auf einem Flügel noch weiter vor. In der Zone des wirksamsten Infanteriefeuers brach dagegen der Angriff zusammen, zuerst am linken Flügel, dann auch am rechten und in der Mitte. Die Voraussetzung des Gelingens des Durchbruchsversuchs, daß nämlich die deutsche Infanterie unter dem lang andauernden Artilleriefeuer erschüttert sei, bestätigte sich nicht. Die Deutschen erwarteten den Angriff kaltblütig und entschlossen. Ihrem ruhig gezielten Schützen- und Maschinengewehrfeuer, das von der Artillerie planmäßig unterstützt wurde, vermochte der Angriff der Franzosen nicht standzuhalten. Wie diese aber Kehrt machten, um den Rückzug anzutreten, änderte die deutsche Artillerie, die mit den Schützengräben durch Fernsprechleitungen in beständiger Verbindung stand, ihr Ziel und überstreute das Rückzugsgelände mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells, in den die Franzosen bei ihrer weiteren Rückzugsbewegung hätten hineinlaufen müssen. Dieses gleichzeitige Front-, Rücken- und Kreuzfeuer brach den Halt der Franzosen, deren Angriff kraftvoll angesetzt und deren Rückzug anfänglich in Ordnung angetreten worden war. Nirgends zeigte sich ein Ausweg. Ein Teil der Franzosen machte zum zweitenmal Kehrt und lief wieder gegen die deutschen Schützengräben vor, verzweifelte Sturmangriffe versuchend. Mit bewaffneter Hand drangen vereinzelte Gruppen in die Schützengräben ein, wo sie im Kampfe Mann gegen Mann unterlagen. Größere Kampfgruppen aber, denen ihre hoffnungslose Lage klar wurde, legten jetzt die Waffen nieder und hoben zum Zeichen der Ergebung die Hände hoch. Vier Offiziere und 440 Mann gerieten auf diese Weise, die man unter Würdigung aller Umstände nicht als unehrenhaft bezeichnen kann, in deutsche Gefangenschaft. Durch versprengte Gruppen, die später noch eingebracht wurden, vermehrte sich die Zahl der unverwundeten Gefangenen auf rund 600 Mann — eine im Stellungskampfe überraschend hohe Ziffer. Denn es ist zu bedenken, daß die Verfolgung ausschließlich durch Feuer geschah. Ueberdies wurden von den Sanitätsmannschaften noch weitere 150 Franzosen verwundet vom Gefechtsfelde eingebracht, so daß sich die Gesamtzahl der verwundeten und unverwundeten Gefangenen auf ungefähr 750 beläuft. Dementsprechend sind die Verluste an Toten und an Verwundeten, die von den Franzosen selbst zurückgeschafft wurden. Sie werden schätzungsweise nach der Zahl der vor den einzelnen Bataillonsabschnitten Gefallenen auf 900 bis 1000 angegeben. Nach den Regimentsnummern der Gefangenen und nach der Breite der Angriffsfront zu schließen, haben die Franzosen eine Division zu dem Angriff bereitgestellt, wovon jedoch nur eine Brigade in erster Linie zur Verwendung gekommen ist. Schwerer als die Verluste wiegt der moralische Eindruck des taktischen Mißerfolgs auf der anderen Seite. Der in jeder Hinsicht gut vorbereitete und mit Kraft unternommene Angriff der Franzosen bezweckte, wie schon oben angedeutet, offenkundig die Durchbrechung der gegen Süden Front machenden deutschen Truppenaufstellung zwischen Maas und Mosel. Bereitgestellte Reserven der Deutschen brauchten indessen nicht einmal eingesetzt zu werden.

Die Deutschen haben ihren Erfolg nebst dem geschickten Zusammenarbeiten der Infanterie und Artillerie ganz besonders der unerschütterlichen Disziplin, Standhaftigkeit,

Ruhe und großen Schießtüchtigkeit ihrer Infanterie zu verdanken, die den Feind kaltblütig aufs Korn nimmt, wenn er auf wirksame Schußweite herangekommen ist.

Was die Leute bei diesem Wetter in den Schützengräben auszuhalten haben, ist unbeschreiblich. Ohne die vorzügliche Verpflegung wären die Abgänge ungeheuer. An einigen Orten stehen die Schützen zuweilen bis über die Knie im Schlamm und Wasser, das sich in dem undurchlässigen Lehmboden der Woëvre überall ansammelt. Abzugsgräben helfen nicht immer. Ein Abzugsgraben, durch den ein langer Schützengraben entwässert worden war, wurde durch einen einzigen Granatschuß verstopft, und sofort stieg den Leuten das Grundwasser wieder bis an die Knie...

Dem mißglückten Vorstoß vom 12. Dezember 1914 folgte am 14. Dezember ein zweiter, der aber keine Kraft mehr hatte und gleich in der Einleitung zusammenbrach. Die Infanterie war nach dem ersten Anlauf nicht mehr weiter vorzubringen. Seither lassen es die Franzosen bei einer fortgesetzten Kanonade bewenden, die den Deutschen immerhin einige Verluste bringt. Auch die deutschen Batterien sind in voller Tätigkeit und erwidern das französische Feuer. Für die allgemeine Kriegslage haben diese Gefechte im Zusammenhang mit anderen ähnlichen Charakters, die in diesen Tagen stattgefunden haben, insofern eine Bedeutung, als sie zeigen, daß die deutsche Schlachtfront allenthalben stark genug ist, um die gewonnenen Stellungen zu halten, bis der Zeitpunkt gekommen sein wird, um selbst zum Angriff überzugehen."

Bei den Verteidigern von Verdun

Der Pariser Mitarbeiter der „Times" hat Gelegenheit gehabt, Verdun und seine Verteidigungswerke zu besichtigen, und schreibt über seine Eindrücke: „Die französischen Stellungen sind weit vorgeschoben; weit außerhalb der Forts liegen die Franzosen den Deutschen in den Schützengräben gegenüber, stellenweise nur zwanzig bis dreißig Meter voneinander entfernt. Von einer eigentlichen Belagerung merkt man demgemäß — außer dem Donner der Geschütze — wenig; vor allem ist die Stadt reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Beim Beginn des Krieges hat sich nämlich die Zivilbevölkerung von Verdun in Erwartung der Belagerung aus Paris verproviantiert; zudem sind 7000 Einwohner aus der Stadt geschickt worden, so daß jetzt viel zu essen, aber nur wenige Esser da sind." General Sarrail, bei dem der „Times"-Berichterstatter viel Entgegenkommen fand, erklärte dem Engländer, seiner Meinung nach bedeute eine belagerte Stadt schon eine genommene Stadt, und daher suche er Verdun durch den Feldkampf so lange wie möglich zu halten. Der Punkt, an dem die Deutschen am dichtesten an Verdun herangekommen seien, sei Jumelles d'Ormes (in Nordnordosten), wo sie in dreizehn Kilometer Abstand einen Doppelhügel besetzt haben. Da General Sarrail eingesehen hat, daß der Fortgürtel, der vor wenigen Monaten noch für modern galt, jetzt unwirksam ist, hat er jede Höhe und jedes Tal meilenweit im Umkreise mit Schützengräben und Stacheldrahthindernissen versehen lassen, so daß das Land um Verdun eine gewisse Aehnlichkeit mit den Weinfeldern der Champagne im Herbst hat. „In den Tälern," schreibt der Engländer, „durch die wir auf dem Wege zu einem geeigneten Punkt der Maashöhen kamen, von wo aus wir das Artillerieduell beobachten sollten, bekamen wir einen guten Einblick. Regimenter waren daran, neue Wege anzulegen und die alten auszubessern, die durch den beständigen Strom der Transporte abgenutzt waren; im Walde waren andere Regimenter dabei, Bäume zu fällen, um für eine versteckte Batterie das Schußfeld freizulegen. Andere stellten aus Zweigen Körbe her, die mit Erde gefüllt und dann zu Feldbefestigungen verwandt werden sollten. Wieder andere schnitten junge Baumstämme zu Pfählen für die Stacheldrahthindernisse oder richteten Bretter zur Bedeckung der Schützengräben zu. Von unserem Beobachtungspunkte aus wirkten die fernen Men-



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Französische Alpenjäger in den Vogesen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Alpenjäger in einem gesicherten Unterstand in den Vogesen



Photo-Bericht Hoffmann, München

In einem Unterstand an der Westfront am Telephon



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Deutsche Artillerie in Deckung an der Westfront

schenhaufen wie fleißige Bienen. Man hat den Mannschaften der Artillerie bei der Anlegung ihrer Feldbefestigungen freie Hand gelassen, und so sind ihre Stellungen förmliche Gartenstädte. Als wir uns einer solchen Gartenstadt näherten, tauchten die Mannschaften von überall her auf und stellten sich zur Besichtigung in Reih und Glied — das schien zunächst das einzige Zeichen dafür zu sein, daß wir im Kriege lebten. Wir stiegen immer höher in den Hügeln hinauf, bis wir schließlich auf den Kamm der Hügelkette kamen. Hier hatten wir einen weiten Ueberblick über das Schlachtfeld an der Maas. Plötzlich feuerten vier Geschütze in der Nähe. General Sarrail zeigte in die Höhe und erklärte die plötzliche Tätigkeit der Artillerie: ein Flugzeug, das mit dieser Batterie zusammenarbeitet, hatte das Ergebnis seiner Aufklärung gemeldet, und kleine Lichtfunken, die sich hell vom Tageshimmel abhoben, verrieten, wie Batterie um Batterie in Tätigkeit trat. Es schien, als wolle sich alles beteiligen: Baß-, Alt- und Tenorstimmen der Geschütze erschollen. Auch die Infanteristen in den Laufgräben hörten auf, Domino zu spielen, bereit, die Sopranstimme des Gewehrfeuers der Schlachtmusik hinzuzufügen."

Ein Zeppelinbesuch über Nanzig

Nachdem verschiedentlich deutsche Flieger Bomben auf Nanzig geworfen hatten, erschien am 26. Dezember 1914 auch ein Zeppelin über der Stadt. Die französischen Blätter berichten darüber: „Das Luftschiff flog in verhältnismäßig geringer Höhe. Es war anscheinend aus Metz herübergekommen und hielt sich über der Stadt nur zwanzig Minuten auf. Nachdem es vorher beim Ueberfliegen des Moseltales bei Frouard zwei Bomben herabgeworfen hatte, warf es insgesamt vierzehn Bomben auf Nanzig, wovon die meisten ungeheuren Gebäudeschaden anrichteten. Zwei Personen wurden getötet und sechs schwer verletzt. Die Bomben fielen in der Rue de Vigny, am Quai Claude-Lorrain, in der Rue Isabey und auf dem Carnot-Platze nieder, wo sie außer zahlreichen Läden und Wohnungen auch das Haus des Generals de Lavillon vollständig zerstörten. Ueberall wurde unter der Bevölkerung große Panik hervorgerufen und großer Schaden verursacht. Die auf die Umgebung der Place Saint-Epvre hinabgeworfenen Bomben durchschlugen mehrere Dächer; die Fenster aller Häuser auf dem Platze sowie die kostbaren Kirchenfenster der gleichnamigen Kirche wurden zerstört. Von verschiedenen Stellen aus suchte man auf den Zeppelin zu schießen; er wurde aber, obwohl er ziemlich niedrig flog, nicht getroffen."

Im Militärspital in Nanzig, wo zahlreiche deutsche Gefangene sind, rief der Besuch des Luftschiffs einen kleinen Tumult hervor. Die Verwundeten hatten sich bisher durchaus diszipliniert benommen. Als aber plötzlich der Zeppelin über der Stadt erschien und Bomben warf, gerieten sie in einen Freudentaumel, sprangen aus den Betten, tanzten und jubelten. Die Krankenwärter hatten Mühe, die Aufgeregten zu beruhigen.

Die Kämpfe in den Vogesen und im Sundgau

Chronologische Darstellung nach den deutschen Generalstabsmeldungen

(Vgl. die Uebersichtskarten Bd. I, zwischen S. 112 u. 113 und Bd. I auf S. 115.)

3. November 1914.

In den Vogesen in der Gegend von Markirch wurde ein Angriff der Franzosen abgeschlagen. Unsere Truppen gingen hier zum Gegenangriff über.

4. und 5. November.

In den Vogesen wurden französische Angriffe abgewiesen, die eigenen schritten vorwärts.

28. November 1914.

In den Vogesen wurden den Franzosen trotz heftiger Gegenwehr Schützengräben entrissen.

4. Dezember.

In der Gegend nordwestlich von Altkirch wurden französische Angriffe abgewiesen, wobei die Franzosen bedeutende Verluste hatten.

5. Dezember.

Südwestlich von Altkirch machten unsere Truppen Fortschritte.

6. Dezember.

Westlich und südwestlich von Altkirch erneuerten die Franzosen ihre Angriffe mit erheblicheren Kräften, aber ohne Erfolg. Sie erlitten starke Verluste.

12. Dezember.

Auf dem Vogesenkamm westlich von Markirch wurden heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen.

15. Dezember.

In den Vogesen sind die Kämpfe noch im Gang. Bei der Rückeroberung des Dorfes Steinbach westlich von Sennheim machten wir 300 Gefangene.

16. Dezember.

Eine vom Feind seit dem 14. Dezember zäh gehaltene Höhe westlich von Sennheim wurde erstürmt.

26. Dezember.

In den Vogesen, südlich von Diedolshausen, und im Oberelsaß, westlich von Sennheim, sowie südwestlich von Altkirch, kam es zu kleineren Gefechten. Die Lage ist dort unverändert.

27. Dezember.

Im Oberelsaß griffen die Franzosen unsere Stellungen östlich der Linie Thann—Dammerkirch an. Sämtliche Angriffe wurden zurückgeschlagen. In den ersten Nachtstunden setzten die Franzosen sich in den Besitz einer wichtigen Höhe östlich von Thann, wurden aber durch einen kräftigen Gegenangriff wieder geworfen. Die Höhe blieb fest in unserem Besitz.

28. Dezember.

Ein Versuch des Feindes, die umstrittene Höhe westlich von Sennheim zurückzugewinnen, war ohne Erfolg.

29. Dezember.

Französische Angriffe westlich von Sennheim wurden abgewiesen.

31. Dezember 1914.

Westlich von Sennheim brachen sämtliche Angriffe der Franzosen in unserem Feuer zusammen. Systematisch schossen sie Haus für Haus des von uns besetzten Dorfes Steinbach in Trümmer. Unsere Verluste sind aber gering.

1. Januar 1915.

Französische Angriffe westlich von Sennheim wurden abgeschlagen.

2. Januar.

Angriffe der Franzosen auf Steinbach wurden zurückgewiesen.

4. Januar.

Bei Thann zeigte der Feind lebhafte Tätigkeit. Nach einem überwältigenden Feuer auf die Höhe westlich von Sennheim gelang es ihm in den Abendstunden, unsere zusammengeschossenen Schützengräben auf dieser Höhe und anschließend das von uns hartnäckig verteidigte, in den letzten Tagen öfters erwähnte Dorf Steinbach zu nehmen. Die Höhe wurde nachts im Bajonettangriff von uns wiedergenommen. Um den Ort Steinbach wird noch gekämpft.

5. Januar 1915.

Ein französischer Angriff zwischen Steinbach und Uffholz wurde im Bajonettkampf abgeschlagen.

6. Januar.

Auf der vielumstrittenen Höhe westlich von Sennheim faßten die Franzosen erneut Fuß, wurden aber mit kräftigem Bajonettangriff wieder von der Höhe geworfen und machten keine neuen Vorstöße. Fünfzig Alpenjäger wurden von uns gefangen genommen.

7. Januar.

Westlich von Sennheim versuchten die Franzosen sich wieder in den Besitz der Höhe 425 zu setzen, ihre Angriffe brachen aber in unserem Feuer zusammen. Die Höhe blieb in unserem Besitz.

8. Januar.

Ein nächtlicher französischer Angriff gegen unsere Stellung am Buchenkopf, südlich von Diedolshausen in den Vogesen, wurde abgewiesen. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf die Höhe westlich von Sennheim brachen in unserem Artilleriefeuer zusammen. Wir machten zwei Offiziere und hundert Mann zu Gefangenen. Um die Ortschaft Oberburnhaupt, südlich von Sennheim, wird zurzeit gekämpft.

9. Januar.

Westlich und südlich von Sennheim änderte sich nichts. Die Franzosen wurden aus Oberburnhaupt und den vorgelagerten Gräben in ihre Stellungen zurückgeworfen und ließen 190 Gefangene in unseren Händen.

10. Januar.

Am 8. Januar abends versuchten die Franzosen erneut das Dorf Oberburnhaupt im Nachtangriff zu nehmen. Der Angriff scheiterte gänzlich. Unsere Truppen machten weitere 230 Franzosen zu Gefangenen und erbeuteten ein Maschinengewehr, so daß sich die Beute von Oberburnhaupt auf zwei Offiziere, 420 Mann Gefangene und ein Maschinengewehr erhöht. Die Franzosen hatten auch hier augenscheinlich schwere Verluste. Eine große Menge an Toten und Verwundeten liegt vor der Front und in den angrenzenden Wäldern. Am 9. Januar fanden im Oberelsaß nur kleinere Gefechte statt. Gegen Mitternacht wurde bei Niederaspach ein französischer Angriff abgewiesen.

15. Januar.

Ein unbedeutender Angriff nördlich von Saint-Dié wurde von unseren Truppen abgewiesen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt.

Die Lage in den mittleren Vogesen

Die Vogesenfront ist seit Beginn des Stellungskriegs Nebenkriegsschauplatz. Große operative Handlungen verbieten sich dort von selbst, solange nicht an der Hauptfront, zwischen dem Meere und Verdun, eine Entscheidung gefallen ist. Dadurch sind die an der Vogesenfront liegenden Heeresteile zu einer vorwiegend abwartenden Haltung verurteilt. Die Kampfbedingungen sind in diesem Waldgebiet fast dieselben wie in den Argonnen (vgl. II, S. 133 f.).

Oberst Karl Müller, der schon genannte Berichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung", gibt von der Lage in den mittleren Vogesen folgendes Bild: „Es ist viel umstrittenes Kriegsgebiet, in das mich mein diesmaliger Streifzug geführt hat. Zeugen davon sind die zerstörten und beschädigten Häuser und die zahlreichen Kriegergräber, Einzel- und Massengräber, die von den blutigen Opfern erzählen, die der Krieg in den Orts-, Wald- und Gebirgskämpfen dieser Landschaft seit dem August vorigen Jahres gefordert hat... In verlustreichen Kämpfen wurden die Franzosen im September und

Oktober 1914 Schritt für Schritt bis an die Grenzkämme zurückgeworfen. Wiederholt versuchten sie später, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen. Ihre Vorstöße wurden abgeschlagen und die Deutschen gewannen im Gegenangriff neuen Boden und günstigere Stellungen, die sofort ausgebaut wurden. Immer neue Schützen- und Laufgräben haben sie gezogen, immer tiefer haben sie sich eingegraben, immer stärker die Brustwehren, Blockhäuser und Unterstände ausgebaut, so daß nun der ganze Abschnitt in eine fast geschlossene, auf der ganzen Front mit Stacheldrahtverhauen abgesperrte Wald- und Bergfestung mit Stützpunkten, Flanken- und Zwischenstellungen und bastionierten Werken, Zitadellen und Kaponnieren umgewandelt ist. Die aus Truppen verschiedener Altersstufen und Heeresklassen und verschiedener Volksstämme Deutschlands zusammengesetzte, nunmehr mit fast allen Mitteln für den Gebirgskrieg ausgerüstete Armee an der Vogesenfront befindet sich in einer so hervorragend guten körperlichen und geistigen Verfassung, sie ist von einem so trefflichen Geiste beseelt, Offiziere und Mannschaft versehen ihren meist etwas eintönigen Dienst mit einer so gespannten Aufmerksamkeit und mit einer so mustergültigen Pflichttreue, daß ein Durchbruchversuch der Franzosen unverhältnismäßig große Opfer kosten würde, und jedenfalls nur dann Aussicht auf Erfolg hätte, wenn er mit einer mehrfachen zahlenmäßigen Ueberlegenheit und mit mindestens gleichwertigen Truppen unternommen würde. **Ein** Gedanke und **ein** Wunsch beseelt die deutschen Offiziere und Mannschaften: wenn es nur bald vorwärts, zum Angriff, an den Feind ginge! Davon ist natürlich zurzeit noch keine Rede."

Besonders fest haben sich beide Teile im **Markirchertal** eingebaut. Dort ist es, — wie die deutschen Generalstabsmeldungen zeigen, die sonst aus den Vogesen nur wenig zu berichten wissen —, häufig zu bedeutenderen Zusammenstößen gekommen. Von einem solchen, der Mitte November stattgefunden hat (es war wohl überhaupt der wichtigste), wird den Schweizer Blättern aus Basel berichtet: „Der Paßteil gegen Wiesenbach ist in deutschen Händen, liegt aber unter französischem Geschützfeuer. Die Deutschen müssen darum ihre Truppen bei Saint-Dié von einer weiter nördlich gelegenen Etappe aus versehen. Die Straße von Markirch nach Diedolshausen ist in französischem Besitz. Dort hatten sich die Deutschen auf einigen Höhen verstärkt. Die Erkundungen eines französischen Fliegers, der den Truppenanmarsch beobachtete, veranlaßten nun die Franzosen, ihrerseits den Kampf zu beginnen. Die Deutschen vermochten jedoch ihre Stellungen zu halten und drangen sogar nördlich und nordwestlich von Saint-Dié vor. Sie konnten trotz der starken französischen Stellungen immerhin den Punkt 700 bei Chatas besetzen. Im ganzen verlief das dreitägige Gefecht, dessen Mittelpunkt wohl Saint-Dié war, ergebnislos.

Ende Oktober führten die Franzosen in den Vogesenkämpfen eine neue Spezialtruppe ein, die bald auch auf anderen Kriegsschauplätzen Bedeutung erlangen sollte: die **Skisoldaten**, über die die französischen Chasseurbataillone und die Infanterieregimenter des Vogesengebiets verfügen. Sie tragen als Mimikry weiße Ueberkleidung, die sie auf den schneebedeckten Kammflächen der Vogesen fast unsichtbar macht. Es dauerte nicht lange, so standen den französischen Skipatrouillen deutsche gegenüber.

Die Kämpfe in der Gegend von Sennheim — Thann

Die mit allen nur erdenklichen Mitteln der Feldbefestigung hergerichtete **französische Stellung im Sundgau** verläuft, bei Steinbach nordwestlich von Sennheim beginnend, etwa in folgender Linie: Steinbach—östlicher Waldrand des Amselkopfes über Alt-Thann, Ober-Aspach, Gewenheim—Niedersulzbach—Büttweiler—Ballersdorf—Nieder-Sept östlich Pfetterhausen vorbei an die Schweizer Grenze. Hinter diese vordere Linie haben die Franzosen ihre Reserven gebracht, während ihre Hauptreserven in Belfort zu suchen sind. Dieser feindlichen Stellung gegenüber befindet sich die



Phot. Ed. Frankl, Berlin

Bayerische Proviantkolonne auf dem Marsch in den Vogesen



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Deutsche Soldaten schneiden Weidenruten zur Sicherung der durch die nasse Witterung abstürzenden Wände ihrer Schützengräben



Photo-Bericht Hoffmann, München

Die Bewohner französischer, von den Franzosen zerstörter Dörfer werden von deutschen Truppen in Sicherheit gebracht



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ansprache eines französischen Offiziers an die Bevölkerung eines kleinen elsässischen Städtchens

deutsche Linie, die vollkommen zur Verteidigung eingerichtet, vorn mit starken Drahthindernissen versehen ist und ihrer ganzen Einrichtung nach es fast unmöglich macht, bei einiger Aufmerksamkeit, unvorbereitet überfallen zu werden.

Besonders hart ist seit Beginn des Feldzugs die Gegend von Sennheim—Thann umstritten worden, von der zunächst die Rede sein soll. Das ganze Wesserlinger Tal und den Talausgang bei Thann halten die Franzosen schon seit den Augusttagen 1914 besetzt, vorübergehend hatten sie auch Sennheim in ihrem Besitz, das ihnen indessen schon im September 1914 von den Deutschen wieder entrissen wurde, die es seither dauernd halten (vgl. II, S. 135 und die Karte S. 179).

Als Beherrscher der Höhen haben die Franzosen ungleich günstigere Stellungen als die Deutschen, die aus der Ebene hinauf angreifen; auch verfügen sie rückwärts im Wesserlinger Tal über gute Verbindungen und waren für den Gebirgskrieg vorbereitet. Der Besitz ihrer Stellung ist strategisch ohne Bedeutung, denn große Ereignisse werden sich in der Sundgauecke und im Elsaß nach der derzeitigen Kriegslage überhaupt nicht abspielen. Man will natürlich den deutschen Boden und damit auch die Vogesen vom Feinde säubern, das ist zunächst aber auch alles. Seit Mitte Dezember bildete die Höhe 425 den ständigen Angriffspunkt der Franzosen (vgl. S. 179); besonders hartnäckig wurden um die Jahreswende die Kämpfe um den Ort Steinbach. Ihnen ging bereits am 13. Dezember 1914 ein Ueberfall auf dieses Dorf voraus, den der katholische Pfarrer des Orts, Dr. Wira, in der „Oberelsässischen Landeszeitung" folgendermaßen schildert:

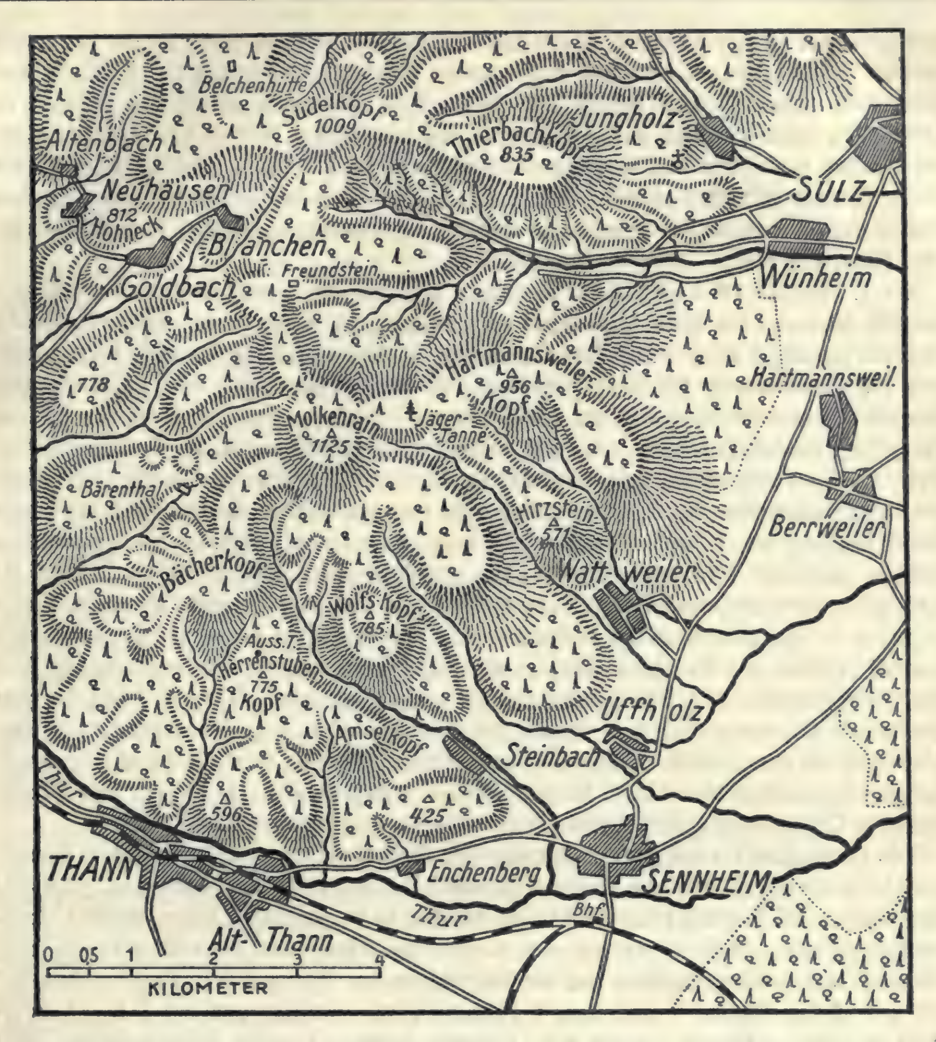
„Am Sonntag den 13. Dezember 1914," so berichtet der Pfarrer, „war eben der Morgengottesdienst beendigt, als es auf den umliegenden Höhen lebendig wurde. Auf eine kurze Kanonade folgte starkes Infanteriefeuer, der Kampf wälzte sich näher und näher, und schon mittags zwischen 1 und 2 Uhr flutete französische Infanterie, untermischt mit Alpenjägern, die Abhänge hinunter dem Dorfe zu. Die Bevölkerung hatte sich zumeist in die Keller geflüchtet, als die Franzosen ins Dorf einfielen und sofort sämtliche Häuser nach deutschen Soldaten durchsuchten. Es fielen ihnen jedoch nur einige wenige Landwehrleute von der kleinen schwachen Besatzung in die Hände, die sich zuerst mit Todesverachtung gewehrt und der gewaltigen französischen Uebermacht ganz erhebliche Verluste beigebracht hatte.

Die Franzosen waren noch keine zwei Stunden im Dorf, da erschienen um sechs Uhr abends drei Mann mit aufgepflanztem Gewehr im Pfarrhause und forderten mich auf, sie in den Glockenturm der Kirche zu begleiten: es sei nämlich begründeter Verdacht vorhanden, daß sich dort oben deutsche Maschinengewehre befänden. Ich machte den Leuten klar, daß sämtliche Türen des Gotteshauses gleich nach Schluß des Morgengottesdienstes angesichts der drohenden Lage abgeschlossen wurden, somit jede Möglichkeit für ihre Annahme ausgeschlossen sei. Das half jedoch nichts; ebensowenig gingen sie auf meinen Vorschlag ein, der Kirchenschweizer möge sie in den Turm hinauf begleiten, da ich überhaupt noch nie ganz oben gewesen sei. Wenn ich nicht voran mache, bemerkte der Sergeant, indem er das aufgepflanzte Bajonett gegen mich kehrte, werde er von seinem Recht Gebrauch machen. Wohl oder übel mußte ich mich, während es von allen Seiten mit Flinten und Kanonen feuerte, getrieben durch die mir folgenden Bajonette, auf den schmalen wackeligen Treppen in die Höhe des Turmes, bis unter das Dach hinauf winden, bis die drei Mann festgestellt hatten, daß in der Tat nichts Verdächtiges vorhanden sei. Nachher wurde ich ins Schulhaus abgeführt und dort inhaftiert, in Gesellschaft des Herrn Bürgermeisters Neber, der sich bereits dort befand; später, etwa um 10 Uhr abends, wurde auch noch Herr Lehrer Schmidt dazu geholt. Mein treuer Kirchenschweizer, der von seinem Pfarrer nicht lassen wollte, folgte mir freiwillig in die Gefangenschaft. Auf die Frage an einige Offiziere, die im Schullokal ein- und ausgingen, warum ich

denn verhaftet sei, erhielt ich zur Antwort: „Wir ergreifen diese Maßregel nun in jeder Gemeinde, die wir besetzen, weil wir mit den Elsässern, nicht zuletzt mit dem elsässischen Klerus, gar schlimme Erfahrungen gemacht haben; wir glaubten, in ein französisches Elsaß zu kommen, sehen aber zu unserer größten Betrübnis und Enttäuschung, daß das Elsaß, nicht zuletzt unter dem Einfluß des Straßburger Bischofs, deutsch geworden ist."

Den guten Schulschwestern, die beim Kommandanten der Besatzung um meine Freilassung baten, gab dieser zur Antwort: „Es wird ihm kein besonderes Leid geschehen, aber wir werden ihn mitnehmen und eine Zeitlang behalten, denn er ist franzosenfeindlich gesinnt, und wir wissen, was er gegen Frankreich geredet und geschrieben hat." So saßen wir nun da, anfänglich ziemlich unbehelligt, langsam aber mehr und mehr in die Enge gedrückt und mißtrauisch beobachtet; eine Bewegung, die mein Schweizer nach seiner Pfeife machte, wurde schon als verdächtig beanstandet. Am Montag morgen wurde uns auf Bitten der besorgten Schwestern gestattet, den Schulraum, der mit Soldaten und militärischem Effektenvorrat, den die Franzosen auf Mauleseln mitgeschleppt hatten, wie ein Ei angefüllt war, mit dem im oberen Stock gelegenen Gemeindesaal zu vertauschen; wir blieben aber stets unter militärischer Aufsicht. Die Posten, die uns behüteten, waren nicht besonders freundlich, aber zu Klagen gaben sie keinen Anlaß; auch wurde uns bedeutet, Essen zu bestellen, ich lehnte jedoch dankend ab. In den Vormittagsstunden entspann sich wiederum der Kampf, der, je näher er gegen Mittag kam, heißer und heftiger wurde. Zwischen 1 und 2 Uhr merkte man den Offizieren und Mannschaften, die bei uns aus und ein gingen, schon an, daß die Sache eine andere Wendung nahm. „Nous sommes vaincus!" raunte ein Offizier einem Kollegen ins Ohr. Ohne mit einer Wimper zu zucken, aber mit einem Gefühl von Hoffnung und Sehnsucht vernahm ich diese Worte. Da das Feuer mehr und mehr an Heftigkeit zunahm, wurden wir in den Keller geschafft, wo zahlreiche Einwohner der Ortschaft Schutz gesucht hatten. Die beiden Wächter legten sich hier, das Verhängnis ahnend, auf einen Holzhaufen und schienen sich dem Schlafe zu überlassen. Da plötzlich, zwischen 3 und 4 Uhr, ertönte im Schulhause der Ruf: „Hurra, die Deutschen sind da!" und schon stürmten sie zu allen Türen des Schulhauses herein."

Ueber die Hauptkämpfe um Steinbach und die Höhe 425 berichtet Oberst Müller in der „Neuen Zürcher Zeitung": „In der Weihnachtswoche 1914 versuchten die Franzosen, gleichzeitig mit der allgemeinen, fast auf ihrer ganzen Kampffront einsetzenden Offensive, sich wieder in den Besitz von Sennheim und des einen Kilometer nördlich davon am Ausgange des Tälchens von Steinbach zwischen Weinbergen liegenden Dorfes Uffholz zu setzen. Die Deutschen ihrerseits waren entschlossen, den wichtigen Straßenknotenpunkt Sennheim, an dem die beiden über Thann ins Wesserlingertal und über Maasmünster ins Dollertal führenden Eisenbahnen sich verzweigen, zu halten und ein nochmaliges Heraustreten französischer Kräfte in die Rheinebene abzuwehren. Es gelang zwar den Franzosen in der Weihnachtswoche, sich durch einen mit überlegenen Kräften ausgeführten Vorstoß in den Besitz des zwei Kilometer nordwestlich von Sennheim in einem Tälchen gebetteten rebenumkränzten Dorfes Steinbach und der südlich davon liegenden vielgenannten „Höhe 425" zu setzen, die Sennheim, den Talausgang von Alt-Thann, das Ochsenfeld, d. h. die südlich der Thur bei Sennheim sich ausbreitende große Talebene, (vgl. II, S. 136) und das ganze darauf sich verzweigende Straßen- und Eisenbahnnetz beherrscht. Der unter dem Namen „Höhe 425" bekannt gewordene Hügelzug ist etwa zweieinhalb Kilometer lang, verläuft in westöstlicher Richtung und erhebt sich etwa 120 Meter hoch über der Talsohle. Nach Süden fällt er in einem offenen, mit Reben bebauten ziemlich steilen Hange an die dem Talrande folgende Straße Sennheim—



Übersichtskarte über die Kämpfe bei Sennheim und Steinbach.
(Vgl. die Übersichtskarten Bd. I zwischen S. 112 und 113 sowie Bd. I auf S. 115.)

Alt-Thann, nach Norden in das Tälchen von Steinbach ab und verläuft nach Osten in einer schmalen Nase, die in den durch die Straßengabelung Sennheim—Steinbach und Sennheim—Thann gebildeten Winkel hineinragt. Der nach Westen in eine kleine Schlucht abfallende Hang ist bewaldet und bot den Franzosen gedeckte Aufstellung ihrer Reserven und gedeckte Annäherung gegen die Höhe. Ueberhaupt hatten die Franzosen alle Vorteile des Geländes für sich: nach allen Seiten überhöhende, beherrschende, teilweise flankierende und weite Schußfelder bietende Stellungen für Infanterie und Artillerie auf den Terrassen und Abhängen der Ausläufer des großen Belchens.

Der Besitz der Sperrstellung zwischen Sennheim, Steinbach und Alt-Thann ist von entscheidender Bedeutung für die Behauptung der von ihr beherrschten breiten Talebene und der Zugänge zu Mülhausen. Ein weiteres Vordringen stärkerer französischer Kräfte ins Oberelsaß mußte deutscherseits aus politischen und militärischen Gründen verhindert werden. Die damals dort schwachen deutschen Streitkräfte setzten daher den angreifenden Franzosen bei Sennheim, Uffholz und Steinbach einen zähen Widerstand entgegen,

und so kam es in dieser Gegend in der Weihnachtswoche und den ersten Tagen des neuen Jahres zu wiederholten hin- und herwogenden Kämpfen, bei denen die Artillerie das Hauptwort führte. Dabei wurde das schöne Dorf Steinbach vollständig zerstört; es bildet heute einen einzigen Trümmerhaufen, ein betrübendes Bild der Kriegswut. Auch Uffholz und Sennheim sind hart mitgenommen und in Alt-Thann, das in französischem Besitz ist, wird es nicht viel besser stehen. Die in der Zone des Artilleriefeuers liegenden Ortschaften sind zwangsweise geräumt worden, die Einwohner wurden nach Mülhausen oder hinter den Rhein ins Badische geschafft...

Am 7. Januar 1915 gingen die Deutschen mit verstärkten und frischen Kräften zum Angriff über, um die Höhe 425 wieder zu gewinnen, die ihnen in der Weihnachtswoche verloren gegangen war. Unter dem Schutze der Nacht wurden die Truppen bereitgestellt und bei Tagesanbruch der Kampf eröffnet. Es gelang ihnen, sich nach stundenlangem Ringen auf dem östlichen Teil des Höhenkammes festzusetzen und die Franzosen bis auf die Höhe zurückzudrängen. Der deutsche Angriff wurde wirksam von der Artillerie unterstützt, die aus verschiedenen geschickt gewählten Batteriestellungen aus der Ebene die überhöhenden französischen Stellungen beschoß. In einem wütenden Gegenangriff versuchten die Franzosen, die Deutschen wieder aus dem gewonnenen Abschnitt hinauszuwerfen, wurden aber mit beträchtlichen Verlusten zurückgewiesen. Die Deutschen schätzen die Zahl der gefallenen Franzosen auf annähernd 500; 150 unverwundete Franzosen fielen gefangen in ihre Hände. Mit gewohntem Elan und Ungestüm hatten die Franzosen den Angriff eröffnet; die Deutschen zollen namentlich den französischen Alpenjägern, die hier mitgekämpft haben, das Lob gewandter und tapferer Haltung. Aber es fehlte die zähe Ausdauer, als der Erfolg dem Feuer des Angriffs nicht sogleich entsprach, eine Erscheinung, die von deutschen Frontoffizieren häufig festgestellt wird. Sehr günstig lautet im allgemeinen das Urteil über die französischen Offiziere, über die ich aus dem Munde deutscher Offiziere oft genug Worte höchster Anerkennung vernommen habe...

Die Franzosen, die bei der Zerstörung von Steinbach, das jetzt von beiden Kampfparteien geräumt ist, wie auch im Gefechte vom 7. Januar 1915 eine ungeheure Zahl von Granaten und Schrapnells verfeuert haben, scheinen in den folgenden Tagen an Munitionsmangel gelitten zu haben. Es trat eine längere Feuerpause ein, die vielleicht auch durch die Verpflegungsschwierigkeiten und die Erschöpfung der Truppen beeinflußt worden ist."

In denselben Tagen — nach dem 7. Januar 1915 — wurde auch bei Oberburnhaupt heftig gekämpft. Ueber diese Gefechte berichtet derselbe Korrespondent: „Am 7. Januar vormittags eröffneten die Franzosen aus ihren geschickt versteckten Batteriestellungen hinter den Wäldern ein sehr lebhaftes Feuer gegen Oberburnhaupt, das sie den ganzen Tag über fortsetzten. Bei Einbruch der Nacht wurde das Feuer besonders heftig, namentlich der westliche Teil von Oberburnhaupt und die davor liegenden Schützengräben wurden unter Feuer genommen. Die französische Artillerie verfuhr in diesem Kampfe in sehr geschickter Weise. Die Batterien waren zugweise, mit je zwei Geschützen auseinander gezogen. Oefters wurde das Feuer in einer Stellung unterbrochen und von einer anderen aufgenommen, so daß das Einschießen der deutschen Artillerie sehr erschwert wurde. Im Laufe des Nachmittags gingen mehrere französische Kompagnien von den Sulzbacher Höhen gegen und durch den Eichwald vor und besetzten die Vorstellung. Besonders stark wurde der Bahnhof Burnhaupt gegenüber Exbrücke besetzt. In den Schützengräben von Oberburnhaupt lag zu der Zeit eine einzige deutsche Kompagnie. Gegen Abend, bei Einbruch der Dunkelheit, rückten die Franzosen mit starken Kräften gegen Oberburnhaupt vor und drückten die deutsche Stellung in der Mitte ein. Es herrschte ein orkanartiger Sturm, und ein heftiger Platzregen ging nieder, so daß es den Franzosen möglich war, zwei deutsche Schützengräben zu nehmen, bevor die Horch-

posten das Vorrücken melden konnten. Ihre Besatzung wurde zum Teil gefangen oder erschossen. Nur ein Unteroffizier mit zwölf Mann blieb zurück und schloß sich in einem Unterstand ein. Im späteren Verlaufe des Gefechtes suchte ein Trupp sich zurückziehender Franzosen in diesem Graben Schutz vor dem Feuer eines deutschen Maschinengeschützes und wurde von der zurückgebliebenen deutschen Gruppe gefangen genommen.

Die Franzosen waren in den westlichen Dorfteil von Oberburnhaupt bis zu der Häusergruppe an der Kirche vorgedrungen und hatten sich dort in die Häuser eingenistet. Sie zeigten hier wiederum ihre bekannte Geschicklichkeit im Ortskampfe. An den Schießscharten, die sie durch Aufheben von Ziegeln und Bohren kleiner Löcher in die Mauern der Häuser schufen, ist noch jetzt ersichtlich, wie gut sie sich einzurichten wußten.

Die schwachen deutschen Abteilungen, welche rechts und links von der eingedrückten Front in Schützengräben lagen, hatten noch standgehalten. Abends 7 Uhr trafen zwei deutsche Kompagnien als Verstärkung in Oberburnhaupt ein, besetzten nach den Weisungen des Bataillonskommandeurs die Hofeingänge der Häuser an der Hauptstraße und wiesen einen dreimaligen Versuch der Franzosen, weiter in das Dorf vorzudringen, durch Feuer zurück. Gegen 10 Uhr kamen aus Niederburnhaupt zwei weitere Kompagnien nebst einer kleinen Abteilung Pioniere an, die, unterstützt vom Infanteriefeuer, mit Wurfgranaten gegen die von den Franzosen besetzten Häuser vorgingen. Zugleich wurde eine Infanterieabteilung nördlich umfassend um das Dorf herum vorgeschickt. Es entspann sich nun ein erbitterter Ortskampf, in dem Haus für Haus mit Granaten und Gewehrfeuer beschossen und schließlich mit dem Bajonett gestürmt wurde.

Noch aber war das Dorf nicht gesäubert. Da der Vorrat an Handgranaten bald verbraucht war, ein bloßer Infanterieangriff mit den schwachen Kräften aber zu verlustreich gewesen wäre, so wurde zunächst das Eintreffen neuer Verstärkungen aus Niederburnhaupt und eines neuen Vorrates an Handgranaten abgewartet. Als diese Nachschübe um halb 5 Uhr morgens eintrafen, wurde die nördlich des Dorfes vorgesandte Umgehungsabteilung verstärkt, mit dem Auftrag, dem Feinde den Rückzug zu verlegen. Der Ortskampf dauerte die ganze Nacht weiter. Verschiedene Versuche, die Franzosen aus dem Dorfe hinauszuwerfen, mißlangen zunächst, da die Franzosen die Angreifer mit einem wütenden Feuer aus den Häusern überschütteten. Als der Tag anbrach, war der westlich der Kirche vorspringende Dorfteil immer noch in den Händen der Franzosen. Nun wurde auch eine Kompagnie dem südlichen Dorfrande entlang eingesetzt und der nördliche Angriffsflügel in der Richtung Bahnhof-Burnhaupt abermals verlängert und verstärkt. Langsam wurde Boden gewonnen. Der Angriff auf den westlich vorspringenden Dorfteil wurde mit frischen Truppen wieder aufgenommen. Jedes einzelne Haus mußte auch hier gestürmt werden, in allen Häusern wurden Gefangene gemacht.

Als der Tag heller wurde, setzten die Franzosen neue überlegene Kräfte in den Kampf ein und suchten den Deutschen das wiedergewonnene Dorf neuerdings zu entreißen. Von 8 Uhr an gingen dichte Abteilungen aus dem Eichwald in Abständen von 100 zu 100 Metern gegen das Dorf vor. Sie wurden von einer deutschen Batterie unter Feuer genommen und wichen zum Teil zurück. Der Rest wurde zum Stehen gebracht. Um 10 Uhr rückte ein französisches Bataillon vom Bahnhof Burnhaupt gegen den Abschnitt Exbrücke—Oberburnhaupt vor. Es wurde von der erwähnten deutschen Batterie unter Feuer genommen und flutete in Unordnung in den Eichwald zurück. Weitere Kolonnen, die gleichzeitig aus der Südostecke des Eichwaldes vorbrachen, wurden durch das Feuer einer anderen Batterie und durch das wohlgezielte ruhige Infanteriefeuer der Deutschen zurückgetrieben. Oberburnhaupt wurde von den Deutschen behauptet.

Den ganzen Tag über ist noch weiter gekämpft worden. Erst gegen Mittag gelang es den Deutschen, den Nordwestrand des Dorfes vollständig vom Feinde zu säubern. Reserve-

kompagnien wurden als Rückhalt für den Fall eines Rückschlages vorgezogen und bereit gestellt. Beim Rückzug aus dem Dorfe und aus den von ihnen besetzten deutschen Schützengräben erlitten die Franzosen, die in dichten Haufen zurückfluteten, große Verluste. Ein deutsches Maschinengewehr trat hier flankierend ins Gefecht ein.

Noch einmal versuchten die Franzosen, die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen; von halb 6 Uhr abends an nahmen sie die von den Deutschen wieder besetzten Schützengräben am westlichen Dorfrande und das Dorf selbst unter ein heftiges Artilleriefeuer. Mehrere Häuser gingen in Flammen auf. Gegen 7 Uhr abends erfolgte der letzte Versuch, die deutschen Schützengräben wieder zu nehmen, aber die Stoßkraft der Franzosen war erlahmt, der Angriff wurde mühelos unter starken Verlusten abgeschlagen. Mit Unterbrechungen dauerte das Infanteriefeuer noch die ganze folgende Nacht an. Am Morgen des 9. Januar war bei Anbruch der Tageshelle kein Feind mehr vor der deutschen Front zu sehen. Das Vorfeld war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Die französischen Verluste werden auf 900 bis 1000 Mann berechnet. 350 Mann, darunter zwei Hauptleute, wurden gefangen, ein Maschinengewehr erbeutet. Die Gefangenen gehörten vier verschiedenen Regimentern an. Die Verluste der Deutschen an Toten, Verwundeten und Vermißten betragen rund 150 Mann. Gefallen sind deutscherseits vier Offiziere, darunter ein Hauptmann, und 33 Mann."

In gleicher Weise versuchten französische Truppenabteilungen kleinere Angriffe auf Nieder-Aspach, die jedoch ebenso wie alle sonstigen Unternehmungen in dieser Gegend infolge der Aufmerksamkeit der deutschen Truppen im Keime erstickt wurden.

Kämpfe im südlichen Sundgau

Im südlichen Sundgau kam es zuerst am 23. Oktober 1914 wieder zu einem ernstlicheren Zusammenstoß, und zwar versuchten die Franzosen die deutschen Stellungen bei Sept und Largitzen zu stürmen. Die deutsche Artillerie wurde des Angriffes rasch Herr.

Dann blieb es in dem Operationsgebiet zwischen Mülhausen und Belfort längere Zeit ruhig. Erst am 29. November 1914 wurde im Elsaß wieder Kanonendonner hörbar. Wie die elsässischen Zeitungen berichten, handelte es sich um heftige Kanonaden der Franzosen, die eine ungeheure Menge Munition verschossen, ohne jedoch den deutschen Truppen nennenswerten Schaden zuzufügen. Besonders stark wurde der Geschützdonner am 4. Dezember. In manchen Ortschaften gab es Brände, insbesondere wurde Ammerzweiler stark mitgenommen. Verschiedentlich kam es auch zu Gefechten, so auf den Straßen nach Largitzen und Heimersdorf. Eine ganze französische Radfahrerabteilung wurde hier durch Maschinengewehrfeuer vernichtet. Einen besonders heftigen Sturm unternahmen die Franzosen auf das Dorf Ammerzweiler, der indessen mit blutigen Verlusten für die Angreifer abgewiesen wurde. Die beiden Parteien behielten ihre bisherigen Stellungen. Bei den Kämpfen wurden zahlreiche Gefangene gemacht, unter denen sich auch Engländer befanden. Auf den französischen Vorstoß war man schon seit längerer Zeit gefaßt. Im Winter werden die tief mit Schnee bedeckten Vogesen für militärische Operationen unwegsam, weswegen sich die Franzosen wohl eine in der Ebene liegende Verbindung zwischen Belfort und dem Thanner Tal, also vor allem die Straße Belfort—Exbrücke—Niederaspach—Thann, sichern wollten. Der Vorstoß ist gründlich gescheitert.

Von den späteren französischen Angriffen im südlichen Sundgau ist besonders der auf den Bahnhof von Altkirch am 3. Januar 1915 bemerkenswert, über den ein ausführlicher Bericht des „Matin" vorliegt. Darnach ist diese Beschießung nicht eine bloße militärische Demonstration gewesen, sondern die Franzosen beabsichtigten mit ihrem Vorstoß, einen deutschen Truppentransport aus dem obern Illtal, der zur Unterstützung nach Steinbach—Sennheim bestimmt war, unmöglich zu machen. Diese Unterstützungs-

truppen waren in einem Zuge der Bahn Pfirt—Altkirch untergebracht und kamen aus der Gegend von Waldighofen; dies alles hatten die Franzosen durch Flieger feststellen lassen und hatten sich alsdann unverzüglich daran gemacht, die Bahnlinie oberhalb Hirzbachs auf einer Strecke von fünf Kilometern zu zerstören. Als die französische Infanterie von dem Erfolg der Beschießung in Kenntnis gesetzt wurde, drang sie durch die Wälder von Carspach vor, in denen sie von fünf Uhr abends bis um sechs Uhr morgens unter strömendem Regen biwackierte, um dann gegen Carspach voranzugehen. Von der französischen Feldartillerie konnte nur ein kleiner Teil der Bewegung folgen und dieser mußte, um rechtzeitig einzutreffen, von Dammerkirch bis Ballersdorf die Eisenbahn benützen. Zu diesem Behufe wurde ein „Panzerzug" improvisiert, in dem Blechstücke und Sandsäcke die Panzerplatten ersetzten. Nun entwickelte sich die französische Infanterie auf eine Breite von mehreren Kilometern, auf der linken Flanke geschützt durch den mit Artillerie besetzten Panzerzug und auf der rechten durch Gebirgsartillerie mit Mauleseln. Am 4. Januar abends neun Uhr bekamen die Franzosen Hirzbach in Sicht und standen drei Kilometer von der Ill entfernt, von wo aus am Tage vorher die Bahnlinie beschossen worden war. Bei diesem Vorrücken stießen sie auf keinerlei Widerstand. Die beiden durch Flieger avisierten Militärzüge standen noch auf der Linie und konnten nicht vorwärtsfahren. Mit dem Fernglas konnte man feststellen, daß auch die Züge bei der Beschießung gelitten hatten. Die Schienengeleise waren verbogen, der Bahndamm wies tiefe Löcher auf, und man sah Menschen hin und hergehen. Die Franzosen bleiben hinter der Waldlisiere westlich von Hirzbach versteckt, und nur eine Patrouille geht langsam vor, gleitet einen Abhang hinunter und nähert sich der deutschen Abteilung auf tausend Meter. Dort kann sie feststellen, daß die Deutschen nur etwa 200 Mann stark sind, da das deutsche Gros zu Fuß den Marsch nach Altkirch fortsetzt. Die Zurückgebliebenen bessern die Bahnlinie aus und bewachen die zurückgelassenen Eisenbahnwagen, die Artilleriemunition oder größere Proviantmengen zu enthalten scheinen. Die Franzosen rückten alsdann — es war bereits zehn Uhr — langsam vor in der Absicht, die ganze deutsche Abteilung gefangen zu nehmen, aber diese hatte ebenfalls ihre Wachen ausgestellt und die Franzosen rechtzeitig bemerkt. Sofort eilten sie an die Gewehrpyramiden und legten sich in Deckung hinter den Bahndamm. Der Umstand, daß sie sich nicht zurückzogen, ließ vermuten, daß sie auf Unterstützung rechnen konnten; sie eröffneten auch ein gutgezieltes Feuer auf die Franzosen, die nun ihrerseits langsam vorrückten, bis auf einmal jenseits der Ill auf dem rechten Ufer von allen Seiten schwarze Scharen aus dem Walde auftauchten und zugleich ein wahrer Hagel von Granaten gegen die Stellung der Franzosen sauste. Diese machten rechtsumgekehrt und marschierten wieder in den Schutz der Wälder zurück. Sofort traten ihre Gebirgsbatterien in Aktion und nahmen sich die Straße und die Brücke von Hirzbach zum Ziel, auf der bereits deutsche Kolonnen erschienen waren. Die kleine Zahl der Gebirgsgeschütze aber ließ es nicht zu, daß damit die deutsche Infanterie beschossen wurde, da sie ohnehin einen schweren Stand gegen die deutsche Artillerie hatte. Als die ersten deutschen Vorposten auf der Hirzbacher Brücke erschienen, schlug daselbst auch eine französische Granate ein und zwang die vordersten deutschen Reihen zum Stehenbleiben. Sofort flog ein französischer Flieger nach Ballersdorf und überbrachte der dortigen Artillerie eine Meldung, worauf sich in wenigen Minuten die französischen 75 Millimeter-Geschütze auf der linken Flanke der Franzosen hören ließen. Das war die Artillerie, die mit der Eisenbahn von Dammerkirch vorgefahren war. Nun platzten die Geschosse über den Deutschen und im Augenblicke standen die Eisenbahnwagen in hellen Flammen trotz eines heftigen Regenschauers. Die deutsche Infanterie riskierte zwischen zwei Feuer zu kommen, und gegen ein Uhr nachmittags zog sie sich in die Hügel auf dem rechten Ufer der Ill zurück. Die Verluste auf beiden Seiten waren kaum nennenswert. Natürlich

rühmt der „Matin" die Durchbrechung der strategischen Bahn Pfirt—Altkirch als einen bedeutenden französischen Erfolg. Die Beschädigungen waren aber in wenigen Tagen wieder auszubessern.

Die Verteidigung Belforts

Ein Mitarbeiter des im bernischen Jura erscheinenden „Démocrate" hat in Begleitung eines französischen Offiziers eine Fahrt durch das Festungsgebiet von Belfort gemacht. Er gibt seinem Blatte folgende Schilderung von seinen Eindrücken: „Die Einnahme von Lüttich und Namur hat die grandiose Wirkung der deutschen Belagerungsgeschütze vor Augen geführt, und die Einnahme von Antwerpen hat sie wiederum bestätigt. In Belfort wird man sich nicht darauf beschränken, von den verschiedenen Forts aus den Angriff zu beantworten, sondern sich auf eine schon seit geraumer Zeit vorbereitete energische aktive Defensive verlegen. Belfort ist nicht nur allein stark durch die Forts, die es rings umgeben, sondern gegenwärtig auch ganz besonders durch die großartigen Verteidigungswerke, die im ganzen Gouvernement angelegt worden sind, und durch die starke Armee, die in der Festung liegt. Die Organisation der Verteidigung wurde bereits im August in die Hand genommen, man arbeitet aber daran immer noch weiter. Daß die Geschütze allerschwersten Kalibers, über die die Franzosen verfügen, in den Forts aufgestellt sind, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Was an Feldbefestigungen angelegt wurde, ist unglaublich. Alle Ortschaften, die im Festungsrayon liegen, sind zu kleineren Festungen ausgebaut worden. Tiefe Gräben durchziehen das Land, zahlreiche unterirdische Bauten in versteckten Lagen sind zum Schutze der Kämpfer hergestellt worden. Verschanzungen aller Art, dichte künstliche Häge ziehen sich hin, und auf weite Strecken sind gespitzte Pflöcke in den Boden geschlagen und miteinander durch Stacheldraht verbunden worden. Gegen Osten hin sind besonders zahlreiche Befestigungen angelegt worden. Das von vielen kleinen Sümpfen durchzogene Gelände, das eine Entwicklung der Truppen sowieso nicht zuläßt, ist mit frisch angelegten Kanälen durchschnitten worden, die es ermöglichen, das ebene Land sofort unter Wasser zu setzen. Die breiten Straßen, die das Land durchziehen, können durch plötzliche Sprengungen an mehreren Stellen unpassierbar gemacht werden. Aber damit nicht genug, an zahlreichen Orten liegen gut versteckt ganze Batterien schwerer Geschütze, die auf weite Strecken hin von unsichtbarem Standorte aus das Land bestreichen können. Alle diese improvisierten Bauten und Arbeiten sind viel bedeutender, als man annehmen kann. Wie wirksam solche Feldbefestigungen sein können, hat man bei Nanzig gesehen; die Befestigungen um Belfort sind jedoch noch viel stärker angelegt. Die 42 Zentimetermörser sind wohl sehr wirksam, um ein Fort niederzulegen, aber es ist fraglich, ob man sie auch mit Erfolg verwenden kann, um kleinere zahllose Feldbefestigungen erfolgreich zu bekämpfen. Ganz besonders stark befestigt und mit großen Truppenmassen belegt ist die ganze Gegend von Dammerkirch bis Pfetterhausen." Belfort sei uneinnehmbar, meint ein Berichterstatter des „Temps"; um eine Belagerung durchzuführen, seien wenigstens fünf Armeekorps notwendig, denn die mobile Verteidigung Belforts erstrecke sich bis in die Umgebung von Mülhausen. Das Leben in Belfort sei äußerst monoton. Die Zivilbevölkerung habe unter dem strengen Militärreglement zu leiden. Nachdem alle Fremden entfernt und alle unnützen Esser beseitigt worden seien, sei die Bevölkerungszahl, die in Friedenszeiten 35 000 Seelen umfaßt, auf die Hälfte gesunken, die aus Militärbeamten, sowie Klein- und Großkaufleuten bestehe. Die Zahl der Frauen sei gering; Kinder seien so gut wie gar nicht vorhanden, man sehe nichts als Soldaten. Während jedoch viele Provinzstädte, ja selbst Paris, Mangel an manchen Lebensmitteln leiden, sei Belfort dank einer umsichtigen Intendantur immer vorzüglich verproviantiert. Es fehle an nichts; Zucker, Mehl, Kohlen usw. seien in reicher Fülle vorhanden.

Angriffe feindlicher Flieger auf deutsche Städte

21. November 1914.

Gegen 1 Uhr mittags erschienen zwei englische Flugzeuge über Friedrichshafen und versuchten einen Angriff auf die Luftschiffwerft auszuführen. Einer der Flieger, der in etwa 40 Meter Höhe über der Halle kreiste, konnte alsbald von dem Ballonabwehrkommando mit Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer herabgeschossen werden. Dem anderen Flieger, der sich in ziemlich großer Höhe hielt und gleichfalls die Halle umkreiste, gelang es zu entkommen. Die Flieger warfen fünf Bomben ab, die teilweise in der Nähe der Halle einschlugen. Die Anlagen des Luftschiffbaus wurden nicht beschädigt, doch erlitten in der Stadt zwei Häuser Beschädigungen, auch wurden ein Arbeiter getötet und zwei Frauen schwer verletzt. Der Insasse des herabgeschossenen Flugzeugs ist ein englischer Marineoffizier. Er wurde leicht verletzt ins Krankenhaus gebracht.

Amtliche schweizerische Meldung: „Am 21. November überflogen einige englische, vielleicht auch französische Luftfahrzeuge, von Frankreich herkommend, schweizerisches Gebiet. Sie griffen hierauf in Friedrichshafen die Zeppelinwerft an. Angesichts dieser offenbaren Verletzung der schweizerischen Neutralität hat der Bundesrat die schweizerischen Gesandten in London und Bordeaux beauftragt, bei der britischen und bei der französischen Regierung energisch zu protestieren und für die Verletzung der schweizerischen Neutralität Satisfaktion zu verlangen." Die Regierungen haben sich daraufhin entschuldigt und erklärt, die Verletzung der schweizerischen Neutralität sei nicht wissentlich erfolgt.

* * *

Ueber den Angriff selbst berichten Augenzeugen folgende Einzelheiten: „Um die Mittagsstunde war das Kommando der Bewachungsmannschaft der Halle von Konstanz aus benachrichtigt worden, daß vom Rheintal her sich mehrere Flieger näherten, welche die Richtung nach Friedrichshafen einschlügen. Bald darauf wurden die Flieger auch von Friedrichshafen aus gesichtet. In einer Höhe von etwa tausend Metern erschien am tiefblauen Himmel ein Doppeldecker, dem bald ein zweiter und einige Minuten später ein dritter Doppeldecker folgten. Der erste Flieger nahm direkt die Richtung gegen die Zeppelinwerft. Er näherte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit. Sobald er in Schußweite kam, krachten die Schüsse der Kanonen und knatterte das Maschinengewehrfeuer des Abwehrkommandos. Der Flieger beschrieb über der Halle einen Kreis und sauste dann mit rasender Schnelligkeit aus etwa tausend Metern Höhe direkt auf die Ballonhalle hinab. Es folgte nun eine aufregende Szene. Die Landsturmleute, die zur Bewachung der Halle aufgestellt waren, eröffneten ein heftiges Feuer auf das niedergehende Flugzeug; das Maschinengewehrfeuer knatterte, und das Geschützfeuer weckte ein tausendfaches Echo über dem See. Als der Flieger nur noch etwa vierzig Meter über der Halle war, sah man plötzlich einige kochtopfähnliche Bomben herabfallen; gleichzeitig aber schien der Flieger die Herrschaft über seinen Apparat verloren zu haben. Der Doppeldecker sauste in steilem Gleitfluge zur Erde, wo er noch etwa fünfzig Meter weiterrollte und dann auf einer Wiese auf dem Gelände der Zeppelinwerft stehen blieb. Die Wachmannschaft und das Personal der Werft stürmte auf das Flugzeug zu. Der Flieger saß unbeweglich auf seinem Sitz und gab, als die Werftarbeiter dicht herangekommen waren, einen Revolverschuß auf diese ab, ohne aber zu treffen. Dann blieb er wie eine Bildsäule sitzen und wartete, bis man ihn von seinem Flugzeuge herunterholte. Ueber die Person des etwa dreißigjährigen Flugzeugführers ließ sich feststellen, daß er Briggs heißt, aus Bristol stammt und den Rang eines Oberleutnants der Marine bekleidete. Zweifellos sind die Flieger in Belfort aufgestiegen und haben den Weg den Rhein entlang ge-

nommen. Daß die Flieger auch eine weite Strecke schweizerischen Gebietes überflogen haben, ist zweifelsfrei festgestellt. Der gelandete Apparat ist ein Avrot=Doppeldecker, der mit einem achtpferdigen Gnomemotor ausgestattet ist. Die Tragflächen sind von zahlreichen Schüssen durchlöchert, und der Benzinbehälter wurde, wie bereits gemeldet, so stark beschädigt, daß der Flieger zur Landung gezwungen wurde. Seine Verwundung, eine Schußwunde am Kopf, hätte den Flieger am Weiterfliegen nicht gehindert. Der zweite Flieger wurde durch das kräftige Feuer der Wachmannschaft gleich vertrieben, und der dritte Flieger hat sich in die Nähe der Halle überhaupt nicht herangewagt."

Der gefangene Fliegeroffizier Briggs hat bei seiner Vernehmung folgendes zu Protokoll gegeben: „Seit Kriegsausbruch bin ich als Kommandeur eines zur britischen Marine gehörigen Flugzeuggeschwaders tätig; in der letzten Zeit vor meiner Gefangennahme machte ich meine Flüge von Belfort aus. Als Anführer eines Flugzeuggeschwaders erhielt ich den Auftrag, die Zeppelinwerke in Friedrichshafen anzugreifen. In Ausführung dieses Auftrags befand ich mich am 21. November 1914 in meinem zweisitzigen Aeroplan ohne Begleiter über den Zeppelinhallen in Friedrichshafen. Ueber diesen erhielt ich um die Mittagszeit in einer Höhe von etwa hundert Meter einen Schuß in meinen Benzinbehälter, der mich zu sofortiger Landung zwang, auch erhielt ich durch einen Streifschuß eine leichte Wunde über dem rechten Ohr, die blutete. Ich mußte ganz nahe bei zwei Luftschiffhallen auf die Erde niedergehen; ich landete auf einer ebenen Fläche neben diesen, ohne daß mein Flugzeug bei dieser Landung weiterhin zu Schaden kam. Nach der Landung blieb mein Flugzeug auf der Erde. Gleich nach der Landung feuerte aus der Richtung von den beiden Hallen her ein deutscher Soldat aus einer Entfernung von ungefähr vierzig Meter nacheinander fünf Gewehrschüsse auf mich ab, die mich aber nicht trafen. Darauf hielt ich meine Hände empor: es kamen sodann mehrere Personen — es waren sowohl Militär= als auch Zivilpersonen — auf mich und mein Flugzeug zugelaufen, in dem ich an meinen Gurt angebunden saß. Ich wurde von meinem Gürtel befreit, dann wurde ich aus dem Flugzeug herausgezogen. Während ich mit dem Gesicht nach unten dabei den Oberkörper vorgebeugt halten mußte, erhielt ich oben auf den Kopf einen starken Schlag, den ich wuchtig durch meine dicke Fliegermütze fühlte. Als ich aus dem Flugzeug vollends herausgezogen war und auf meine Beine zu stehen kam, stand ich zwischen zwei Soldaten, die mich festhielten. In meinem Rücken befand sich eine Menge, die ihrem Benehmen nach anscheinend auf mich eindringen wollte; ich wurde dann sogleich von den beiden Soldaten nach dem wenige Minuten entfernten Wachthaus gebracht. Dort blieb ich etwa eine halbe Stunde. Ein Deutscher sprach dort mit mir Englisch, als er mir Wasser zu trinken gab. Dieser Deutsche und die beiden Soldaten brachten mich sodann im Auto ins Friedrichshafener Spital; dort suchte mich am folgenden Tage der englischsprechende Deutsche auf und erklärte mir bei dieser Gelegenheit, der bei der Landung hinzugekommene deutsche Offizier habe mir wahrscheinlich das Leben gerettet; er sei zwischen mich und die Menge getreten, als ich aus dem Flugzeug herausgezogen, weggeführt wurde. Der Offizier habe gedroht, jeden niederzuschießen, der sich an mir vergreifen würde. Mir ist nun eine Veröffentlichung des „Matin" vom 27. November 1914 vorgelesen worden, die folgenden Wortlaut hat: „Als Höhepunkt der Feigheit wird bezeichnet, daß ein deutscher Offizier den heruntergeschossenen Flieger Briggs mit der Reitpeitsche blutig züchtigte." Demgegenüber erkläre ich: „Weder der deutsche Offizier, der bei der Landung zugegen war, noch irgend ein anderer deutscher Offizier hat sich an mir vergriffen, geschweige denn mich mit einer Reitpeitsche blutig geschlagen, seit ich aus dem Flugzeug herausgehoben worden war. Vorher habe ich nur einen einzigen Schlag erhalten. Ich habe zwar nicht gesehen, wer mir diesen versetzte, da ich das Gesicht beim Herausgezogenwerden aus dem Flugzeug

nach unten halten mußte; ich erkläre aber noch einmal, daß es ganz unwahrscheinlich ist, daß ein Offizier mir den Schlag versetzte. Außerdem ist meine persönliche Meinung die, daß es ein deutscher Offizier ebenso wie ein englischer unter seiner Würde halten würde, einen Akt zu begehen, wie ihn der „Matin" darstellt. Ich gebe diese Erklärung ab, ohne daß der geringste Zwang auf mich ausgeübt worden wäre, mir sind Fragen und Antworten Englisch übersetzt worden."

4. Dezember 1914.

Französische Flieger warfen mittags bei Freiburg im Breisgau Bomben ab, vermutlich um die Bahnlinie zu treffen.

9. Dezember.

Meldung der deutschen Heeresleitung: Drei feindliche Flieger warfen auf die offene, nicht im Operationsgebiet liegende Stadt Freiburg i. Br. zehn Bomben ab. Schaden wurde nicht angerichtet. Die Angelegenheit wird hier erwähnt, um die Tatsache festzustellen, daß wieder einmal, wie schon so häufig seit Beginn des Krieges, eine „offene, nicht im Operationsgebiet liegende" Stadt von unseren Gegnern mit Bomben beworfen wird.

13. Dezember.

Zwischen ½3 und 3 Uhr nachmittags erschienen wieder feindliche Flieger über Freiburg i. Br. und warfen Bomben. Eine davon schlug in ein Haus der Straße Unterlinden und richtete ziemlichen Schaden an. Ein auf dem Dache stehendes Fräulein wurde erheblich am Oberschenkel verletzt. Zwei weitere Bomben schlugen im Colombipark ein, wo sich viele Spaziergänger aufhielten. Zwei Mädchen erlitten Verletzungen durch Bombensplitter, einige weitere Personen sollen auf dem Rotteckplatz verletzt worden sein.

17. Dezember.

Gegen 12 Uhr nachts überflogen zwei feindliche Flugzeuge Saarburg und warfen insgesamt zehn Bomben ab. Dabei wurde ein Ulanenunteroffizier und ein Ulan auf offener Straße getötet und ein Dienstmädchen so schwer verletzt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Der angerichtete Materialschaden ist ziemlich bedeutend. Auch in Heming warfen die Flieger zwei Bomben ab, ebenso auf die Bahnstation Rieding.

22. Dezember.

Zwischen 3 und 4 Uhr erschien ein feindlicher Flieger über Straßburg und ließ in der Nähe der Illkircher Mühlenwerke eine Bombe fallen, die einen leeren Schuppen und Fenster des Getreidespeichers beschädigte. Einige Sprengstücke fielen in den Handelshafen. Verletzt wurde niemand. Der Flieger, der sich in 1500 bis 1700 m Höhe bewegte, wurde beschossen.

Auch über Dieuze erschienen in zeitlichem Abstand zwei feindliche Flieger, von denen der eine Bomben abwarf. Eine davon fiel in die Saline und tötete einen Arbeiter.

3. Januar 1915.

Amtliche deutsche Mitteilung: Eine amtliche französische Note erklärt das deutsche Communiqué vom 26. Dezember (vgl. S. 167) für unrichtig, welches das Werfen von Bomben auf Nanzig als eine Vergeltungsmaßregel für die Bewerfung der Stadt Freiburg i. Br. und des Lazarettdorfes Jnor mit Bomben durch französische Flieger darstellte. Diese hätten niemals etwas anderes als kriegerische Operationen ausgeführt, die durch militärische Rücksichten begründet gewesen wären. Sie hätten nur militärische Gebäude getroffen. Tatsächlich fielen die Fliegerbomben in Freiburg: 1. auf ein Privathaus, 2. auf ein durch das Rote Kreuz kenntlich gemachtes Krankenhaus (St. Vincentiushaus), 3. in die Nähe eines die städtischen Kunstsammlungen enthaltenden Gebäudes. In Jnor fielen die französischen Bomben ausschließlich auf Lazarettgebäude, wodurch die Kranken aufs äußerste erschreckt und geschädigt wurden.

Weihnachten auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Wie tief das Weihnachtsfest — und damit die Liebe zum Frieden überhaupt — in der deutschen Volksseele wurzelt, zeigen die ergreifenden Feiern, die in den Weihnachtstagen längs der ganzen deutschen Westfront stattgefunden haben. Oberst Müller erzählt in der „Neuen Zürcher Zeitung": „Am heiligen Weihnachtsabend wurde in der deutschen Front, soweit das mit dem Dienst vereinbar war, die Hauptfeier des Weihnachtsfestes begangen. Nicht überall. Vorne in den Schützenlinien und vorgeschobenen Stellungen wird der Dienst mit erhöhter Strenge und Aufmerksamkeit betrieben. Man ist darauf gefaßt und vorbereitet, daß der Feind, im Wahne, die deutsche Gefechtsbereitschaft könnte etwa an Weihnachten nachlassen, gerade diesen Festtag, der den Franzosen nichts oder wenig sagt, zu einem kräftigen Angriffe wählen. Darum wird Weihnachten „staffelweise" gefeiert. Vorne in den Stellungen und Schützengräben regiert auch am Feste des Friedens Mars die Stunde. Wer am heiligen Weihnachtsabend im Schützengraben liegt, der feiert tags darauf Weihnachten im geschützten Quartier oder Unterstande.

Am Nachmittag fand ich mich wieder im Hauptquartier des Generalkommandos ein. Für die hier liegenden Truppen fand um halb fünf Uhr in der Kirche die Christbaumfeier statt. Die Kirche ist reich mit Tannengrün geschmückt. Vor dem Chor prangt ein mächtiger Weihnachtsbaum, dessen strahlenden Kerzen den schönen Raum erleuchten. Mit den Soldaten hat sich auch ein Teil der einheimischen Bevölkerung zu der Feier eingefunden. Ein katholischer Feldgeistlicher hält vor der konfessionell gemischten Soldaten- und Bürgergemeinde eine ebenso gehalt- wie taktvolle Predigt. Ein ausgewählter gutgeschulter Soldatenchor umrahmte die Feier mit Weihnachtsliedern. Nach der kirchlichen Feier begaben sich die Offiziere und Soldaten in das Schulhaus, wo die Bescherung der Mannschaften, die Verteilung der überreich eingelangten Weihnachtsgaben stattfand. Zwei Christbäume verbreiteten auch hier Licht und Glanz. Der kommandierende General hielt eine kurze Ansprache, die mit dem dreifachen Hoch auf den Kaiser schloß. Hierauf begaben sich die Offiziere zum Weihnachtsmahle in ihr Kasino, das einfache Dorfwirtshaus, dessen Schild daran erinnert, daß hier gute Jagdgründe sind. Der niedere Raum, der über und über in Grün prangte und mit Girlanden, Bändern und Tannenbäumchen ausgeschmückt war, bot ein recht trauliches Heim zur stimmungsvollen deutschen Weihnachtsfeier."

„Ich feiere meine Weihnachten heuer draußen bei unseren Truppen im dichten Walde nordwestlich von Verdun," schreibt der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung". „Das Schießen von Infanterie, Maschinengewehren und Artillerie dauert den ganzen Tag an und wird zeitweise sehr lebhaft. Eine besonders aufmerksame Bereitschaft unserseits ist angeordnet und befohlen worden; die Vorbereitungen für die Weihnachtsfeier sollen so getroffen werden, daß feindliche Ueberraschungen unmöglich sind. Ueberall in den Schützengräben waren in den Bereitschaftsstellungen und Quartieren liebevolle Vorbereitungen für das schöne Fest im Gange. Kleine Weihnachtsbäumchen, die aus der Heimat gesandt worden waren, sowie Tannenbäume, die man aus dem Walde geholt hatte, waren vielfach zu finden. Die Intendantur lieferte den Truppenteilen für die Mannschaften Lichter und Baumschmuck. Diese Fürsorge wurde von den Mannschaften dankbar anerkannt, wie denn überhaupt die Stimmung trotz der wehmütigen Heimatsgedanken überall zuversichtlich und gehoben war. Nirgends herrscht Trübsinn und Niedergeschlagenheit, obwohl die Anforderungen an die Truppen gerade in diesen Tagen groß sind und aller Anspannung erfordert."

Viel Freude hat ein Erlaß des deutschen Kronprinzen hervorgerufen, der den Truppen seiner Armee vor dem Weihnachtsfeste bekanntgegeben wurde:

„Weihnachten in Frankreich, in engster Fühlung mit dem Feinde! Solche Feier wird uns allen unvergeßlich bleiben! Dazu wünsche ich sämtlichen Angehörigen meiner tapferen Armee Gottes reichsten Segen, bis wir uns mit dem Soldatenglück pflichtbewußter Streiter einen Frieden erkämpft haben, auf den wir und unser geliebtes Vaterland stolz sein werden. Wie mein Großvater, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, Weihnachten 1870 seiner braven Armee, Euren Vätern und Großvätern, so sende ich jedem einzelnen meiner treuen Mitkämpfer als bescheidene Erinnerungsgabe an die gemeinsame Weihnachtsfeier im Feindesland in Deutschlands größter Zeit eine Tabakspfeife mit meinem Bilde."

Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen.

Armand Fehéri, der Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse" hat dem bayrischen Infanterieregiment, dessen Inhaber Kaiser Franz Josef ist, einen Weihnachtsbesuch gemacht. Er schreibt: „Als ich das Regiment erreichte, trafen Offiziere und Mannschaften gerade die letzten Vorbereitungen für Weihnachten und schmückten ihre Waldhütten mit Tannenzweigen. Die Mannschaften holzten noch immer Tannenbäume für ihre Offiziere ab. Diese stellten eigenhändig Christbäume für die Mannschaften auf. In der Dämmerung wurden die kleinen Kerzen der Christbäume angezündet. In den Hüttenfensterchen flackerten kleine Weihnachtslichter und in allen Teilen des Waldes schimmerte das vertraute Licht wie in uralten Märchen. Wo der Wald in heiliger Nacht von tausend Lichtern hell wird, feierten hier deutsche Krieger Weihnachten. Durch diese unvergeßlichen Gruppen kam ich zu den Offizieren und wurde, da ich gerade von Wien kam, mit Fragen nach dem Gesundheitszustand des Kaisers von Oesterreich bestürmt; Offiziere und Mannschaften waren glücklich, zu hören, daß ihr allerhöchster Regimentsinhaber sich ständigen Wohlbefindens erfreut...

Ich mußte fort, über Abhänge erreichte ich das Tal. Hoch oben leuchtete der verlassene Wald wie ein Riesenchristbaum, und der Schall der Weihnachtslieder tönte weit hinaus in die Nacht. Spät abends bestieg ich dann einen Lazarettzug. Alle Waggone waren mit Zweigen geziert, in jedem einzelnen stand ein Christbaum. Das Zugspersonal zündete Lichter an. Arzt und Schwestern kamen in jeden Waggon und sangen mit den Verwundeten Weihnachtslieder und beschenkten die Kranken mit Liebesgaben. Fröhlich nahmen diese die Gaben entgegen. Sehr viele weinten gerührt. Es war die heiligste Weihnachtsnacht. Die Verwundeten erhoben sich; ihre fieberhaft bebende Stimme klang kräftiger als der Gesang der noch unverletzt Gebliebenen."

Wie der Kaiser das Fest beging, schildert ein Feldpostbrief in der „Frankfurter Zeitung". „Am 25. Dezember um halb 11 Uhr morgens," heißt es hier, „befahl mir mein Rittmeister, mit ihm im Wagen nach... zu fahren, was mir bei dem kalten Wetter gar nicht behagen wollte. Um halb 12 Uhr waren wir dort und wollten nach dem Marktplatz fahren, um nachzusehen, ob Konzert sei, als wir die auffallende Leere in den sonst sehr lebhaften Straßen bemerkten. Am Marktplatz standen Posten. „Na, was ist denn hier los?" „Der Kaiser ist in der Kirche und feiert Weihnachten mit den hier liegenden Regimentern, er kommt hier vorbei." Donnerwetter, haben wir Glück! Es dauerte kaum eine Stunde, so kamen das erste Garde-Regiment zu Fuß, enorm große Kerle, im Paradeschritt dahermarschiert, voraus Musik, dann vier Fahnen, die mit Hurra von uns empfangen wurden; dann kam das dritte Garde-Regiment und dann die Garde-Artillerie, alles zu Fuß. Ein wunderbarer Anblick, der sicher auf die Franzosen großen Eindruck gemacht hat, und dann kam der Kaiser, majestätischer und stolzer denn je, den Marschallstab in der Hand, ganz in Feldgrau, wie wir ja alle. Dahinter schlossen sich die Offiziere an, worunter auch Prinz Eitel war. Auch der Rittmeister und ich schlossen uns an. Die vorausmarschierten Regimenter hatten inzwischen auf dem großen

Platze Parade-Aufstellung genommen. Beim Eintreten in den Platz fiel die Musik mit dem Parademarsch ein. Die Fahnen senkten sich zum Gruße und der Kaiser sprach, die Offiziere sämtlich die Hand am Helm. Ich war so wie in einem Traum, daß ich nur noch die Schlußworte ungefähr weiß: „Und gerade weil der Feind den Frieden gebrochen hat, darum feiern wir dieses deutsche Fest auf Feindesboden und mit Gottes Hilfe wird es uns gelingen, sie zu zerschmettern. (Mit besonderer Betonung und lauter Stimme): Wir wollen nicht in die Heimat zurückkehren, bis der Feind am Boden liegt! das ist unsere Pflicht! Unsere deutsche geliebte Heimat, sie lebe: Hurra!" Die Regimenter marschierten mit Musik vorüber und dann stieg der Kaiser ins Auto — ta tüta ta! Ich stand so nahe beim Kaiser, daß ich jede seiner Bewegungen beobachten konnte. Es war einzig schön, unvergeßlich!"

* * *

Die Anregung des Papstes, eine kurze Waffenruhe über Weihnachten herbeizuführen, fiel bei der Mehrheit der kriegsführenden Mächte auf einen günstigen Boden. Besonders Deutschland und Oesterreich-Ungarn äußerten sich sofort zustimmend. Auch die Türkei war bereit, dem Wunsche der Kurie Rechnung zu tragen. Der Widerspruch gegen die päpstliche Anregung ging von Rußland und Frankreich aus, die bestimmt ablehnten, auf den Vorschlag einzugehen. Die „Frankfurter Zeitung" bemerkte dazu: „Wenn Rußland dem Vorschlag des Papstes nicht zustimmen will, so kann das weiter nicht verwundern, denn für die Russen gilt unser Kalender nicht. Sie feiern ihr Fest dreizehn Tage später. Aber es verdient vermerkt zu werden, daß die Gefolgschaft, die die französische Republik den Russen leistet, so zwingend ist, daß alle Wünsche, dem Vatikan gefällig zu sein, verstummen müssen."

Beim Empfang des Kardinals-Kollegiums zur Weihnachtsgratulation im Thronsaale des Vatikans kam der Papst in seiner Antwort nochmals auf seine Bemühungen zur Einstellung der Feindseligkeiten während der Weihnachtstage zurück. Er habe gehofft, dadurch, wenn auch nicht das schwarze Gespenst des Krieges zu verscheuchen, so doch wenigstens denen Linderung bringen zu können, denen der Krieg Wunden geschlagen habe. Leider sei diese christliche Anregung nicht von Erfolg begleitet gewesen, aber das habe ihn nicht entmutigt; er beabsichtige, seine Anstrengungen, das Ende des Krieges zu beschleunigen oder wenigstens dessen traurige Folgen zu erleichtern, fortzusetzen. Er sei, nicht ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, für den Austausch derjenigen Kriegsgefangenen eingetreten, die für einen späteren Kriegsdienst unbrauchbar sind. Ferner habe er gewünscht, daß Priester, die der Sprache der Gefangenen kundig sind, sich diesen nähern, um sie zu trösten und wohlwollende Vermittler zwischen ihnen und ihren Familien zu bilden, die vielleicht aus Mangel an Nachrichten in Sorge seien.

Gesamtbericht von der Schlacht bei Ypern bis zur Schlacht bei Soissons

Französisches Heeresbulletin

Die amtliche französische Mitteilung über die Ereignisse bis Mitte Januar (vgl. S. 70) lautet: „Nach der Schlacht bei Ypern nahm der Krieg den Charakter eines Belagerungskrieges an. Die auf beiden Seiten erzielten Ergebnisse sind jedoch sehr verschieden, man kann sogar sagen, daß wir mit Ausnahme eines einzigen Punktes Boden gewonnen haben. Ueberall, ausgenommen an diesem Punkte, sind die Deutschen zurückgewichen. Der folgende Ueberblick wird eine Beurteilung dieser Behauptung ermöglichen.

Die von den Franzosen vom Meere bis zur Lys erzielten Erfolge sind: Zurückeroberung des ganzen linken Ufers der Yser zwischen Knocke und Hetsas, Uebergang auf das rechte Ufer zwischen dem Meere und St. Georges, Errichtung je eines Brückenkopfes vier Kilometer vor unsern Stellungen in dieser Gegend und südlich von Dixmuiden, Einnahme von St. Georges und des Fährmannhauses von Korteleer, allgemeine Ausdehnung unserer Front um Ypern (Erfolg über eine deutsche Maschinengewehrabteilung bei Wydendreft), Einstellung der feindlichen Infanterieangriffe.

Von der Lys bis zur Oise: Einnahme des Schlosses und des Dorfes Vermelles und von Rutoire, Einnahme zahlreicher deutscher Schützengräben zwischen Aix, Noulette und Carency, teilweise Zurückeroberung von St. Laurent und Blangy bei Arras, Einnahme von La Boiselle, Einnahme deutscher Schützengräben bei Lihons, Einnahme von Quenoy-en-Santerre Ende Oktober, und seitdem Fortschritte im Osten, Ausdehnung und Konsolidierung unserer Front.

Von der Oise bis Reims: Einnahme deutscher Schützengräben auf dem Plateau von Nouvron, Zerstörung zahlreicher deutscher Geschütze, Verminderung unserer Verluste an Infanterie um vier Fünftel dank den Erfolgen unserer Artillerie, Konsolidierung unseres Verteidigungssystems.

Von Reims bis zur Maas: Fortschritt um einen Kilometer in der Gegend von Prunay, Fortschritt um mehr als zwei Kilometer in der Gegend von Perthes, Scheitern der deutschen Gegenangriffe, Fortschritt um beinahe einen Kilometer in den Argonnen, Zurückweisung zahlreicher Angriffe in den Wäldern de la Grurie und von Bolante, Ausdehnung unserer Front um Verdun, Zerstörung zahlreicher deutscher Batterien.

Von der Maas bis an die Schweizergrenze: bedeutender Fortschritt in den Wäldern von Consenvoye und Apremont, von Ailly, von Morte-Mare und Le Prêtre, Scheitern deutscher Angriffe, Fortschritt nordöstlich von Nanzig, Lesmesnil, Wald Parroy und im ganzen Ban-de-Sapt, Einnahme der Tête-de-Violu, die Markirch beherrscht, und der Tête-de-Faux, vollständiges Scheitern der feindlichen Gegenangriffe, Einnahme von Aspach, von Steinbach und den Höhen östlich davon, Fortschritt gegen Münster, Sennheim und Altkirch.

Dagegen sind die von den Deutschen erlangten Erfolge vom Meere bis zur Lys folgende: Zerstörung der Hallen, der Kathedrale und des Spitals von Ypern, Zerstörung von Nieuport-Ville und Nieuport-Bains. Von der Lys bis zur Oise Beschießung von Armentières, von Béthune und von Arras. Von der Oise bis Reims Beschießung von Soupir und Soissons, Zurückeroberung des Punktes 132 und der Dent-de-Crouy, Gewinn von 1200 bis 1800 Meter nördlich von Soissons. Von Reims bis zur Maas Fortschritt von 300 Meter in den Argonnen bei dem Meurissonsbache auf einer Front von 800 Meter. Von der Maas bis zur Schweizergrenze Beschießung einer Kirche in Nanzig und des Spitals von Thann.

Alles in allem muß ein allgemeiner, sehr merklicher Fortschritt unserer Truppen an den verschiedensten Punkten und ein Zurückweichen des Feindes, ausgenommen im Nordosten von Soissons, festgestellt werden. Das ist die Bilanz der letzten zwei Monate.

Frankreich und seine Verbündeten können demnach einen Gesamterfolg in Ruhe abwarten. Dieser Erfolg muß mit unermüdlicher Geduld vorbereitet werden. Die deutsche Offensive ist bereits gebrochen, die deutsche Defensive wird es ebenfalls werden."

* * *

Die deutsche Heeresleitung hat diesen Bericht wie alle französischen Tagesbulletins zur Veröffentlichung freigegeben. Sie lehnt es ausdrücklich ab, die Entstellungen und Erfindungen darin zu widerlegen und überläßt es dem Urteil unseres Volkes, durch einen Vergleich der Mitteilungen von beiden Seiten den Wert der französischen

Behauptungen zu bestimmen. Die „Kölnische Zeitung" schreibt dazu: „Wiederholt hatte unser Generalstab sich selbst der Mühe unterzogen, die Berichtigung vorzunehmen*), er wird jedoch von andern wichtigeren Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, als daß er die Zeit dazu hätte, sich dieser Aufgabe dauernd zu widmen. Es verrät ein stolzes Vertrauen auf die Wahrheit der eigenen Veröffentlichungen, wenn der Generalstab diesen Entschluß aller Welt bekannt gibt und sich damit selbst in den Mittelpunkt der allgemeinen Kritik stellt. Wir können uns darüber nur freuen. Was die französische Regierung ihrem Volk zu bieten wagt, ist ihre Sache. Das republikanische Frankreich tritt damit nur in die Fußtapfen der berüchtigten Bulletins des Kaisers Napoleon I. wie seines Neffen von 1870. Joffres große Offensive ist gescheitert, deshalb wagte man nicht, die Wahrheit über die Ereignisse bei Soissons, La Bassée und in den Argonnen auszusprechen. Jetzt tröstet man die öffentliche Meinung, die zu Anfang des Krieges mit Nachrichten über das unaufhaltsame Vordringen der Russen gespeist wurde, mit der Aussicht auf großartige englische Verstärkungen, die den Gang der Dinge zum Guten wenden würden. Von der Anspannung aller eigenen Kräfte scheint man weniger zu erwarten als von fremder Hilfe, und einzelne politische Kreise würden am liebsten zu der buntscheckigen Uebersicht von Rassen, die gegen die Deutschen und ihre Bundesgenossen fechten, auch noch die Japaner herbeiholen. So stehen die Dinge nach einer halbjährigen Dauer des Krieges, in den die leitenden Kreise in Paris, Petersburg und London mit der zuversichtlichen Hoffnung hineingingen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn durch die Gewalt der Waffen und des Hungers in kürzester Zeit niederzuzwingen. Und jetzt? Belgien bis auf einen ganz geringen Teil in deutscher Hand, von Nordfrankreich die Provinzen, in denen die Industrie am stärksten vertreten ist, die Zufuhr nach England über See wie der Verkehr auf dem Kanal sind bedroht, nach deutschem Belieben kreisen Luftschiffe über englischen Städten, und das alles, ohne daß die militärische Kraft der angegriffenen Mächte, zu denen nur die Türkei noch als Bundesgenosse getreten ist, irgendwie erschöpft wäre."

Das Ergebnis der Joffreschen Offensive

Amtlicher deutscher Bericht

Die deutsche Heeresleitung hat Mitte Januar 1915 über das Endergebnis der von Joffre angeordneten Offensive, über die das französische Bulletin wohlweislich schweigt (vgl. S. 139 f.), folgenden kurzen Bericht gegeben: „Vor etwa vier Wochen wurde der allgemeine Angriffsbefehl veröffentlicht, den der französische Oberbefehlshaber kurz vor dem Zusammentritt der französischen gesetzgebenden Körperschaften im Dezember 1914 erlassen hatte. Die Angriffsversuche der Gegner auf dem Westkriegsschauplatze, die daraufhin einsetzten, haben die deutsche Heeresleitung in keiner Weise behindert, alle von ihr für zweckmäßig erachteten Maßnahmen durchzuführen. Sie haben dem Feinde an keiner Stelle irgend einen nennenswerten Gewinn gebracht, während unsere Truppen nördlich von La Bassée, an der Aisne und in den Argonnen recht befriedigende Fortschritte zu verzeichnen hatten. Die feindlichen Verluste während dieser Zeit betragen an von uns gezählten Toten etwa 26 000 und an Verwundeten und Gefangenen 17 860 Mann. Im ganzen werden sie sich, wenn man für die Berechnung der Verwundeten das Erfahrungsverhältnis von 1 : 4 einsetzt, abgesehen von Kranken, nicht beachteten Toten und Vermißten auf mindestens 150 000 Mann belaufen. Unsere Gesamtverluste im gleichen Zeitraum erreichen noch nicht ein Viertel dieser Zahl."

*) Diese amtlichen Richtigstellungen sind im „Völkerkrieg" nicht jedesmal erwähnt worden, weil auch die französischen Meldungen, denen sie entgegentreten, nicht wiedergegeben wurden.



Phot. Richard Guschmann

Kaiser Wilhelm II.
im Felde



Phot. W. Braemer, Presse-Centrale, Berlin

Die Militär-Attachés der neutralen Staaten auf dem westlichen Kriegsschauplatz



Phot. Hofphotograph Krajewski

Die türkischen Prinzen im Hauptquartier des westlichen Kriegsschauplatzes

Von den deutschen Fürsten und Heerführern

21. Oktober 1914.

Der deutsche Kaiser hielt auf dem Schlachtfeld von Gravelotte eine Parade über die neugebildeten Regimenter ab. Er stand an der gleichen Stelle, wo am 18. August 1870 Kaiser Wilhelm I. die Schlacht bei Gravelotte leitete.

27. Oktober.

Der Kaiser hat den Königen von Bayern, Sachsen und Württemberg in Anbetracht der glänzenden Waffentaten ihrer Truppen das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen.

29. Oktober.

Prinz Heinrich XXVI. von Reuß jüngere Linie, der zweite Sohn des verstorbenen Prinzen Heinrich XXV., ist im Alter von 18 Jahren gefallen.

30. Oktober.

Kronprinz Rupprecht von Bayern hat folgenden Heeresbefehl erlassen: „Seit einer Reihe von Tagen haben das 7., 13., 14. und 19. A.-K., das 1. B. K. und die Kav.-Div., die H. K. K. 1, 2 und 4, ferner die 11. Landw.-Inf.-Brig. mit größtem Todesmut und äußerster Hingabe Tag und Nacht unter sehr schwierigen Verhältnissen gekämpft. Sie haben dem Feinde eine große Zahl befestigter Stellungen entrissen, ihm schwere Verluste beigebracht und zahlreiche Gefangene gemacht. Die Kavallerie hat gezeigt, daß sie im Kampf mit dem Karabiner auch vor befestigten feindlichen Stellungen nicht zurückschreckt und hat in diesem, ihrer Natur fernliegenden Kampfe eine Reihe von Erfolgen errungen. Sie hat dadurch auf einem Teil des Schlachtfeldes höchst wertvolle Dienste geleistet. Ich spreche den Truppen für ihre vortreffliche Haltung, ihre ganz ungewöhnliche Ausdauer meinen wärmsten Dank und meine höchste Anerkennung aus und werde nicht verfehlen, S. M. dem Kaiser und den Landesherren der verschiedenen Kontingente hierüber zu berichten. Soldaten! Die Augen der ganzen Welt sind jetzt auf Euch gerichtet. Es gilt jetzt, in dem Kampfe mit unserm verhaßtesten Feinde nicht zu erlahmen, seinen Hochmut endgültig zu brechen. Schon wird er mürbe. Schon haben sich zahlreiche feindliche Offiziere und Mannschaften ergeben. Aber der entscheidende Schlag steht noch bevor. Ihr müßt darum aushalten bis ans Ende! Der Feind muß hinunter! Ihr müßt ausdauern, ihn nicht aus den Zähnen lassen! Wir müssen siegen, wie wollen siegen und — wir werden siegen!"

1. November.

Der Chef des deutschen Generalstabs, Generaloberst v. Moltke, der seit einigen Tagen an Leber- und Gallenbeschwerden leidet, mußte einen Erholungsurlaub antreten. Der Kaiser hat ihm zu diesem Zweck das Schloß in Homburg v. d. H. zur Verfügung gestellt. Seine Vertretung hat der Kriegsminister, Generalleutnant v. Falkenhayn, übernommen.

1. November.

Zwischen Kaiser Wilhelm und König Ludwig von Bayern hat folgender Depeschenwechsel stattgefunden:

Telegramm König Ludwigs: „Eure Kaiserliche und Königliche Majestät hatten die außerordentliche Güte, mich durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes zweiter und erster Klasse auszuzeichnen. Dieser neuerliche Freundschaftsbeweis, in dem ich die Anerkennung der Leistungen meiner Armee erblicke und für den ich Eurer Majestät meinen tiefempfundenen herzlichen Dank ausspreche, hat mich mit besonderer Freude

erfüllt. Er gibt mir willkommenen Anlaß, Eurer Majestät eine mir am Herzen liegende Bitte zu unterbreiten. Diese Bitte, bei der ich mich eins weiß mit allen deutschen Bundesfürsten, geht dahin, daß Eure Majestät die hohe Kriegsauszeichnung des Eisernen Kreuzes zweiter und erster Klasse, die jetzt die Brust so vieler tapferer deutscher Krieger schmückt, als Oberster Bundesfeldherr zur Ehre der ruhmreichen deutschen Armee auch persönlich anlegen möchten. Gott sei auch fernerhin mit Eurer Majestät und mit unserem tapferen Heere." Ludwig.

Antwort des Kaisers: „Eure Königliche Majestät haben die Güte gehabt, Allerhöchst Sich eins wissend mit den deutschen Bundesfürsten, Mich zu bitten, das Eiserne Kreuz anzulegen. Ich danke Eurer Majestät herzlich dafür. Ich werde das Kreuz von Eisen tragen im Andenken an die Entschlossenheit und Tapferkeit, die alle deutschen Stämme in unserem Kampfe um Deutschlands Ehre auszeichnet. Gott sei auch ferner mit uns."
Wilhelm.

3. November 1914.

König August von Sachsen, der einige Tage bei seinen Truppen im Feld geweilt hatte, sagte bei seiner Rückkehr zu dem zum Empfang erschienenen Dresdener Oberbürgermeister Dr. Beutler: „Mit großer Freude habe ich unter meinen braven Truppen im Felde geweilt und mich mit Genugtuung davon überzeugt, wie dort ein jeder, vom obersten General bis zum jüngsten Soldaten furchtlos und treu seine Pflicht tut. Wer gesehen hat, wie unsere Truppen unter zum großen Teil schwierigen Verhältnissen nicht nur von standhaftem Heldenmut, sondern auch von dem Geist frischer Offensive erfüllt sind, der weiß, daß wir in diesem Kampfe siegen werden. Freilich hat dieser Krieg auch schon viele und schreckliche Opfer von meinem treuen sächsischen Volke gefordert. Dankbar erinnere ich mich dabei auch der Opfer, die die Stadt Dresden durch die reichliche Aussendung von Liebesgabenzügen nach West und Ost gebracht hat. In dem Wetteifer aller Kreise in dieser Opferfreudigkeit erblicke ich einen neuen Beweis für den unerschütterlichen Zusammenhalt und den durch den Feldzug neuerweckten sittlichen Ernst des ganzen Volkes. Ich benutze diese Gelegenheit, um zum Ausdruck zu bringen, wie sehr mich die patriotische Haltung des ganzen Volkes erfreut, die mir seit Beginn des großen Krieges immer wieder aufs neue entgegentritt."

6. November.

Kaiser Franz Josef hat den Prinzen Eitel Friedrich von Preußen zum Obersten im Infanterieregiment Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen Nr. 34, und den Prinzen Konrad von Bayern zum Major im Ulanenregiment Kaiser Nr. 4 ernannt.

7. November.

König Wilhelm von Württemberg, der wie die Könige von Bayern und Sachsen mehrere Tage in der Mitte seiner Truppen verbrachte, hat 500 Offiziere und 2500 Mannschaften mit Auszeichnungen bedacht. Das „Württembergische Militärverordnungsblatt" veröffentlicht folgenden Dank des Königs: „An Meine Truppen! Offiziere und Mannschaften! Ihr habt das Vertrauen und die Erwartungen, die Ich und mit Mir das Württembergische Volk in Euch gesetzt haben, im bisherigen Verlauf des Krieges glänzend gerechtfertigt. Durch Ausdauer sondergleichen und unerschütterliche Tapferkeit seid Ihr allen, auch den schwersten Aufgaben in vollstem Maß gerecht geworden. Mit Euch gedenke Ich bewegten Herzens, aber auch mit Stolz, der im Kampf für unsere gerechte Sache heldenmütig gefallenen Kameraden. Ihnen und Euch allen — den Offizieren wie Mannschaften — gebührt höchste Anerkennung, der Ich auch äußeren Ausdruck geben will, indem Ich zunächst den Tapfersten der Tapferen Auszeichnungen verleihe." Wilhelm.

14. November 1914.

Kaiser Wilhelm richtete anläßlich des Besuchs dreier türkischer Prinzen im Hauptquartier, die ihre Ausbildung in der deutschen Armee erhalten sollen, ein herzliches Begrüßungstelegramm an den Sultan.

19. November.

Der Generalquartiermeister, Generalmajor v. Voigts-Rhetz, ist in der Nacht vom 18. zum 19. November unerwartet einem Herzschlag erlegen. Sein Nachfolger ist noch nicht bestimmt. (Vgl. II, S. 106.)

20. November.

Der Kaiser hat dem König von Württemberg gelegentlich eines Besuchs bei den württembergischen Truppen folgende Feldpostkarte geschrieben: „Einen Gruß aus dem Hüttenlager Deines Regiments. Habe mich sehr gefreut, auch das meine in vorzüglicher Haltung gesehen und Abordnungen anderer Regimenter sowie die ausgezeichneten Pioniere begrüßt zu haben. Deine Schwaben sind ebenso stramm, wie sie zäh und tapfer sind." Wilhelm.

21. November.

Prinz August Wilhelm von Preußen erlitt bei einem Autounfall auf einer dienstlichen Fahrt einen Unterschenkelbruch und eine Kieferverletzung.

28. November.

Der türkische General Zekki Pascha ist nach Berlin abgereist, um sich im Auftrage des Sultans in das Große Hauptquartier zu begeben. Er ist der Person des Kaisers als Generaladjutant attachiert. Zekki war vor Ausbruch des Krieges Inspekteur der zweiten syrischen Armeeinspektion in Damaskus.

9. Dezember.

Generaloberst v. Moltke hat seine Kur in Homburg beendet und ist in Berlin eingetroffen. Sein Befinden hat sich erheblich gebessert, ist aber doch noch immer so, daß er bis auf weiteres nicht wieder ins Feld gehen kann. Seine anderweitige Verwendung ist in Aussicht genommen, sobald sein Gesundheitszustand es gestattet. Die Geschäfte des Chefs des Generalstabs des Feldheeres sind dem Kriegsminister, Generalleutnant v. Falkenhayn, unter Belassung in dem Amt als Kriegsminister endgültig übertragen worden.

v. Falkenhayn, der jetzt im 53. Lebensjahre steht, trat am 17. April 1880 als Leutnant in das oldenburgische Infanterieregiment Nr. 91 ein. 1887 bis 1890 wurde er zum Besuch der Kriegsakademie und dann zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert. 1893 kam er als Hauptmann wiederum in den Großen Generalstab und darauf in den Generalstab des 9. Armeekorps in Altona. Nachdem er ein Jahr lang Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 21 in Thorn gewesen war, ging er 1896 als Militärinstrukteur nach China und blieb bis 1899 im chinesischen Dienst. Von dort wurde er zum Gouvernement in Kiautschou kommandiert und trat im nächsten Jahr wieder in den Großen Generalstab und von diesem in den Generalstab des 14. Armeekorps über. Bei Ausbruch der chinesischen Wirren führte er den ersten Truppentransport nach China und wurde später dem Generalstab der ostasiatischen Besatzungsbrigade in Tientsin zugeteilt. 1904 wurde er Bataillonskommandeur in Braunschweig, 1906 Abteilungschef im Großen Generalstab, bald darauf Chef des Generalstabs des 16. Armeekorps. Im Januar 1911 wurde er zum Kommandeur des 4. Garderegiments z. F., ein Jahr später zum Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps in Magdeburg ernannt.

Von dieser Stellung aus, die er nur wenig über ein Jahr innegehabt hatte, wurde der junge Generalmajor im Juni 1913 zum preußischen Kriegsminister an Stelle des zurückgetretenen Generals v. Heeringen ernannt, wobei er gleichzeitig das Patent eines Generalleutnants erhielt. Ihm lag in dieser Stellung vor allem die schwierige Arbeit der schnellen Durchführung der großen Heeresvorlage ob, die eine große Organisationskraft erforderte. Bei Ausbruch des Krieges ergab es sich von selbst, daß der Kriegsminister an den Arbeiten des Generalstabs den tätigsten Anteil nahm, und als Generalstabschef v. Moltke aus Gesundheitsrücksichten die Leitung abgeben mußte, übernahm der Kriegsminister seine Stellvertretung.

20. Dezember 1914.

Der Kaiser, der sich eines heftigen Bronchialkatarrhs wegen 14 Tage lang in Berlin aufhalten mußte, ist völlig wiederhergestellt und hat sich von neuem zur Front begeben.

21. Dezember.

Kronprinz Wilhelm, Oberbefehlshaber der 5. Armee, hat folgenden Armeebefehl erlassen: „Wiederholt mir in letzter Zeit erstattete Berichte über die ausgezeichneten Leistungen der Pioniere aller Armeekorps der Armee geben mir erwünschte Veranlassung, dieser vorzüglichen Truppe meine Anerkennung auszusprechen. Der ständige Ruf aller Schwesterwaffen nach Pionieren kennzeichnet am besten deren ausschlaggebende Bedeutung in unserem gegenwärtigen Stellungs- und Festungskampfe gegen unseren pioniertechnisch höchst achtbaren Gegner. Ich ersuche die kommandierenden Generale, meine Anerkennung allen unterstellten Pionierkommandos zur Kenntnis zu bringen." Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.

24. Dezember.

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und Prinz Friedrich Karl von Hessen wurden zu Generalen der Infanterie, Prinz Maximilian von Baden zum General der Kavallerie und der Fürst von Lippe zum Generalleutnant befördert.

25. Dezember.

Der Kaiser hat das Weihnachtsfest inmitten der zum Hauptquartier gehörenden Soldaten begangen. Vor der Bescherung, bei der für 960 Personen Gabentische aufgestellt waren, hielt der Kaiser folgende Ansprache: „Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause feiern. Unsere Gedanken schweifen zurück zu den Unsrigen daheim, denen wir die Gaben danken, die wir heute so reichlich auf unsern Tischen sehen. Gott hat es zugelassen, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern; wir sind überfallen worden, und wir wehren uns. Und das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfest Friede mit unserm Gott für uns, und für unser Land aus dem schweren Kampf reicher Sieg erstehe. Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze des Schwertes, das Herz unserm Gott zugewandt, und wir sprechen aus, wie es einst der Große Kurfürst getan hat: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands. Amen." Der Kaiser ging dann die Tische entlang und zeichnete viele Offiziere und Mannschaften durch Ansprachen aus.

31. Dezember.

Se. Heiligkeit der Papst hat an Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef folgendes Telegramm gerichtet: „Im Vertrauen auf die Gefühle christlicher Nächstenliebe, von der Ew. Majestät beseelt sind, bitten wir Ew. Majestät, dieses unheilvolle Jahr zu beendigen und das neue zu eröffnen mit einer Handlung kaiserlicher Großmut, indem Ew. Majestät unseren Vorschlag annehmen, daß zwischen den kriegführenden Staaten ein Austausch der für den Militärdienst künftig als untauglich anzusehenden Kriegsgefangenen stattfinden möge."

Antwort Kaiser Wilhelms: „Indem ich Ew. Heiligkeit für Ihr Telegramm danke, ist es mir ein Herzensbedürfnis zu versichern, daß Ew. Heiligkeit Vorschlag, das Los der für den ferneren Militärdienst untauglichen Kriegsgefangenen zu lindern, meine volle Sympathie findet. Die Gefühle christlicher Nächstenliebe, von der dieser Vorschlag eingegeben ist, entsprechen durchaus meinen eigenen Ueberzeugungen und Wünschen."

Antwort Kaiser Franz Josefs: „Tief gerührt von den Gefühlen christlicher Nächstenliebe, die Ew. Heiligkeit zu der großherzigen Initiative bewogen haben, die auf den Austausch der für den Militärdienst als unfähig erkannten Kriegsgefangenen abzielt, habe ich bereits auf telegraphischem Wege meinen Botschafter beim Heiligen Stuhl be-



Phot. Albert Meyer, Inh. Arthur Schulz, Berlin

Generalleutnant Wild von Hohenborn
seit 20. Januar 1915 Preußischer Kriegsminister



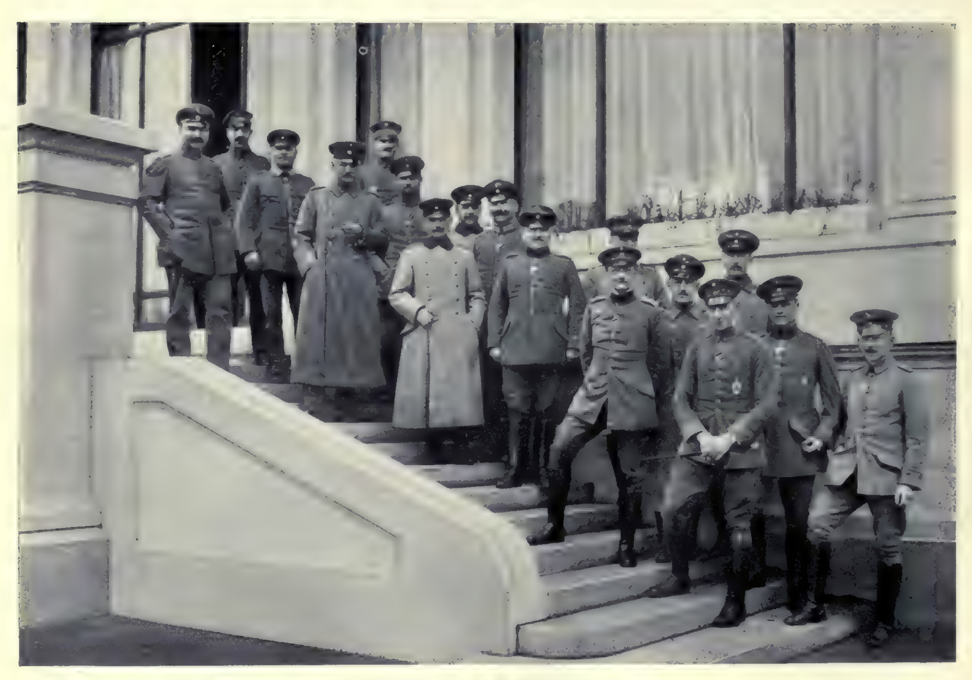
Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Generalfeldmarschall Gottlieb F. A. A. Graf von Haeseler
links General d. J. v. Mudra, rechts Generalleutnant v. Gebsattel, der Kommandeur
des 3. bayerischen Korps mit seinen Stabsoffizieren



Phot. Albert Meyer, Inh. Arthur Schulz, Berlin

General d. Inf. K. Bruno J. v. Mudra



Phot. Presse-Centrale, W. Braemer, Berlin

Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Oberkommandierende der VI. Armee mit seinem Stabe

auftragt, dem Kardinalstaatssekretär mitzuteilen, daß meine Regierung diesem liebreichen Vorschlag grundsätzlich von Herzen zustimmt und daß sie sich beeilen wird, mit den in Betracht kommenden Staaten in Verhandlungen einzutreten, um den Vorschlag Ew. Heiligkeit seiner praktischen Verwirklichung zuzuführen." Franz Josef.

Auch der Sultan hatte dem Vorschlag des Papstes zugestimmt.

31. Dezember 1914.

Bei der Neujahrsfeier des Großen Generalstabs im Großen Hauptquartier hielt der Generalstabschef v. Falkenhayn folgende Ansprache: „Wir weihen unser Glas heute den Brüdern, die in der kalten Erde oder auf dem Grunde des Meeres ruhen, den Kameraden, die ihre Brust dem Feinde bieten, dem Kaiser, unsern Lieben daheim und dem Frieden, der auf den Sieg folgt!"

3. Januar 1915.

Generaloberst v. Moltke wurde für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Chef des stellvertretenden Generalstabs der Armee ernannt.

7. Januar.

Der Kaiser begab sich in das Hauptquartier der VI. Armee, um dort mit dem Kronprinzen von Bayern und seinen Offizieren den 70. Geburtstag des Königs Ludwigs zu feiern. Bei der Frühstückstafel erhob sich der Kaiser zu einem Trinkspruch, in dem er ausführte, wie anders der festliche Tag begangen würde, als man hätte voraussehen dürfen. Er würde es sich unter anderen Umständen nicht haben nehmen lassen, einem Herzenswunsch folgend, seine Glückwünsche persönlich darzubringen, und sei, da dies unmöglich geworden, hierher gekommen, um mit dem Kronprinzen und den ihn umgebenden Offizieren schlicht und einfach, wie es der Krieg erfordere, das schöne Fest zu feiern. Die größte Freude für den hohen Herrn am heutigen Tage werde gewiß darin bestehen, daß er mit berechtigtem höchsten Stolz auf seine braven Truppen blicken könne, deren herrliche Taten ihnen bei Freund und Feind großen Ruhm und rückhaltlose Anerkennung verschafft hätten. Mit solchen Truppen könne der Ausgang der schweren Kämpfe, in denen wir ständen, nicht zweifelhaft sein. In dieser Zuversicht trinke er auf das Wohl seines erlauchten Verbündeten.

14. Januar.

Der Kaiser hat auf dem Schlachtfeld von Soissons dem General der Infanterie v. Lochow den Orden Pour le mérite und dem Generalleutnant Wichura das Komturkreuz des hohenzollerschen Hausordens verliehen.

General der Infanterie v. Lochow ist kommandierender General des 3. Armeekorps. Er wurde am 1. April 1855 geboren und 1873 aus dem Kadettenkorps als Leutnant in das 2. Garderegiment zu Fuß eingestellt. Nach dem Besuch der Kriegsakademie wurde er 1886 zum Generalstab kommandiert und 1888 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Als Bataillonskommandeur stand er im 36. Infanterie-Regiment. 1899 mit den Geschäften des Stabschefs beim 4. Armeekorps beauftragt, wurde er am 18. April 1900 Oberstleutnant und zwei Monate später in das Kriegsministerium kommandiert. 1901 ist er zum Chef der Armeeabteilung, 1902 zum Oberst und 1903 zum Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß ernannt worden. Im Februar 1906 wurde er mit der Führung der 19. Infanterie-Brigade in Posen beauftragt, und kurz darauf Generalmajor und Kommandeur dieser Brigade. Im Oktober 1906 wurde er Direktor des Armeeverwaltungsdepartements im Kriegsministerium, erhielt dann die 2. Gardedivision und wurde im September 1912 kommandierender General des 3. Armeekorps.

Generalleutnant Wichura war seit 3. September 1912, nachdem er vorher die 23. Infanteriebrigade kommandiert hatte, Kommandeur der 5. Division in Frankfurt a. d. Oder.

15. Januar.

Der kommandierende General des 16. Armeekorps v. Mudra hat den Orden Pour le mérite erhalten, nachdem er bereits Anfang September durch das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse ausgezeichnet worden war.

General v. Mudra wurde 1851 in Muskau in Schlesien geboren. Nach Beendigung der Gymnasialstudien trat er 1870 in das Gardepionierbataillon ein, wurde 1886 Hauptmann im Pionierbataillon 8, 1897 Oberstleutnant, 1898 Direktor der Artillerie- und Ingenieurschule, 1903 Inspekteur der 2. Pionierinspektion, 1907 Generalleutnant und Kommandeur der 39. Division, 1910 Gouverneur von Metz und 1911 Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, Generalinspekteur der Festungen. 1913 erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General des 16. Armeekorps.

Der amtliche Dank der deutschen Truppen für die Weihnachtenspenden ist vom General Wild von Hohenborn unterzeichnet. Man erfährt daraus zum ersten Male, daß er als Nachfolger des verstorbenen Generals von Voigts-Rhetz zum Generalquartiermeister ernannt wurde.

Der neue Generalquartiermeister war bei Ausbruch des Krieges Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im preußischen Kriegsministerium. Er ist 1863 als Fahnenjunker in das 83. Infanterie-Regiment eingetreten und wurde 1898 in den Generalstab der Armee berufen. Nachdem er kurze Zeit Chef des Generalstabs des 13. Armeekorps gewesen war, übernahm er die Führung des badischen Grenadierregiments Kaiser Wilhelm I. und dann des 3. Garde-Grenadierregiments Königin Elisabeth. Als Generalmajor führte er die dritte Gardeinfanteriebrigade. Beim Jahrhundertwechsel wurde ihm (von Haus aus Sohn des bürgerlichen Arztes Dr. Wild) unter dem Namen Wild von Hohenborn der erbliche Adel verliehen. Er ist im Reichstag wiederholt hervorgetreten und hat sich als ein außerordentlich geschickter Redner erwiesen.

Der Kaiser im Felde

Der italienische Publizist Cabasino-Renda, der als Gast der Reichsregierung das deutsche Große Hauptquartier besuchte, gibt im „Giornale d'Italia" ein überaus interessantes Bild von seinen Eindrücken. Nachdem Cabasino-Renda die wunderbare Organisation in allen Einzelheiten geschildert (vgl. II, S. 180 ff.), kommt er auf den Kaiser zu sprechen, der, wenn er nicht gerade abwesend ist, den Beratungen fast immer anwohne, ohne aber seine persönliche Ansicht irgendwie durchsetzen zu wollen. Der Kaiser nehme an den Beratungen wie alle andern Generäle teil, ohne entscheidenden Einfluß zu beanspruchen, nicht einmal in solchen Fragen, wo er besondere Kompetenz besitze, wie denn Wilhelm II. bekanntlich ein ausgezeichneter Kenner der Taktik sei. Als letzthin in einer Sitzung des Großen Generalstabes ein rein taktisches Problem erörtert und gegen die Ansicht des Kaisers gelöst wurde, sagte der Kaiser einfach: „Ich bin anderer Ansicht, aber Taktik ist Meinungssache." Sehr häufig begibt der Kaiser sich zu den Truppen erster Linie, und das sind für ihn Tage und Nächte voll Entbehrung, denn er nimmt nichts mit sich und reist wie jeder einfache General. „Das Leben im Felde bekommt dem Kaiser so gut, daß er zehn Jahre jünger geworden ist. Seit dem Kriegsausbruch," schreibt der Korrespondent, „sah ich den Kaiser in Berlin dreimal, an dem historischen 1. August 1914, als er von Potsdam nach Berlin zurückkehrte, dann ein paar Stunden später, als er seine Rede an das Volk hielt, endlich am 16. August, als er ins Feld reiste. Jedesmal fiel mir der harte, stählerne, tragische Ausdruck seines kühnen Gesichts auf, in dem selbst bei leidenschaftlicher Volksbegeisterung kein Muskel zuckte oder auch nur das blasseste Lächeln erschien. Der Wilhelm, den ich im Hauptquartier sah, war ein ganz anderer. Er war der Kaiser von früher, der Kaiser der guten Tage. Das war der Kaiser, der unser Land in Freud und Leid besuchte, der nach der Katastrophe von Adua, als die Franzosen und Engländer das italienische Heer frohlockend mit Schimpf und Hohn bedeckten, mit feierlichem Prunk nach Rom kam, um Italien und dem italienischen Heer seine Achtung und sein Vertrauen zu beweisen. Der Kaiser, den die französischen und englischen Blätter schlaflos, gealtert, niedergebrochen schildern, macht im Gegenteil wirklich den Eindruck, als wäre er um ein Jahrzehnt verjüngt worden. Er hat wieder ganz jugendliches Aussehen, einen zufriedenen Gesichtsausdruck und ein

etwas spöttisches Lächeln wie sonst. Der Kaiser bewohnt ein Patrizierhaus, das der Hofmarschall Frhr. v. Reischach in 24 Stunden in eine recht bequeme Residenz verwandelt hat. Das Gefolge des Kaisers ist klein. Es zählt nur elf Flügeladjutanten und Funktionäre, sowie den Leibarzt Dr. v. Ilberg. Auch die Zahl der Reitpferde, Wagenpferde und Autos ist nur gering. Obschon die Kaiservilla, wie der Kaiser selbst, natürlich unter strengstem Polizeischutz steht, liebt es Wilhelm II. ohne Begleitung auszugehen, als wäre er in Potsdam. So sah ich den Kaiser wiederholt mit Kindern scherzen, und er war dabei so aufgeräumt wie je. Die französische Stadt, in der das Hauptquartier seinen Sitz hat, ist in ihrer vornehmen Ruhe ein Klein-Berlin geworden, aber es ist," schließt Cabasino, „eine kleine Welt, die von tiefstem Ernste, von unerschütterlichem Willen, von einem Eifer durchdrungen ist, der nichts von dem häßlichen Zuge eines Eroberungskrieges an sich hat, und nie habe ich deutlicher als hier empfunden, daß die Deutschen nach Frankreich marschiert sind, um Deutschland zu erobern."

Der bekannte, vom Kaiser sehr geschätzte Dichter Ludwig Ganghofer hat mehrere Tage im Großen Hauptquartier und in der Gesellschaft des Kaisers zugebracht. Er schildert seine Erlebnisse in den „Münchener Neuesten Nachrichten" in einer spannenden Artikelreihe, betitelt „Reise zur deutschen Front". Er schreibt: „Unter allem Sturm dieser vierundzwanzig roten Wochen ist der Kaiser in jeder Wertlinie seines Wesens der Gleiche geblieben — nein, nicht der Gleiche, er ist einer geworden, der gewann und nichts verlor. Der Kaiser ist ein durch die Zeit Erhöhter! Man empfindet es vor dem Bilde seiner Würde und Haltung, empfindet es bei seinem ruhigen Lächeln, vor seinem ruhigen Blick. Und bevor ich noch ein erstes Wort von ihm höre, strömt etwas Aufrichtendes in mich über. Ein frohes Gefühl der deutschen Sicherheit ist in mir, erneuter Glaube und erhöhtes Vertrauen. Ich weiß: bei uns ist die Wahrheit, bei uns das Recht, bei uns die Kraft und bei uns der Sieg!

Ob der Kaiser ahnt, was in mir vorgeht? Er sieht mich plötzlich mit einem jener forschenden Blicke an, die in seinen stählernen Augen sein können. Dann nickt er freundlich, reicht mir die Hand und erhöht mir die Freude dieser Minuten durch ein ebenso herzliches, wie impulsives Lob meiner Landsleute: „Na, Ganghofer, Ihre Bayern! Prachtvolle Leute! Die haben feste und tüchtige Arbeit gemacht! Und vorwärts geht es, überall, Gott sei Dank!" Dann ein Erinnern an die letzte Begegnung im Frühjahr, wo zu Berlin im Palais des deutschen Kronprinzen meine kleine Dorfsatire „Tod und Leben" vor dem Kaiser aufgeführt wurde. Nun schweigt er eine Weile, und sein Lächeln mindert sich und verschwindet. Tief atmend sieht er mir ernst in die Augen und sagt mit einer langsamen und strengen Stimme: „Wer hätte damals ahnen können, was jetzt gekommen ist? Und daß wir uns hier in Frankreich wiedersehen würden? So!" — In einem diplomatischen Aktenstücke, das die deutsche Schuldlosigkeit an diesem Kriege zu dokumentieren hat, können dieser Atemzug, dieser ernste Blick und diese Worte des Kaisers nicht aufgezählt werden. Aber Beweiskraft haben sie. Eine überzeugende.

Man geht zur Tafel. Das Speisezimmer ist ein gemütlicher Raum, der mich weidmännisch anheimelt. Von den braunverschalten Wänden blinken die weißen Hauer wuchtiger Eberköpfe herunter — Jagdtrophäen, die in den Argonnen erbeutet wurden. Nur wenige Diener. Und eine kurze, rasche, feldmäßig einfache Mahlzeit. Dazu als Getränk: französischer Landwein und Wasser. Und Kriegsbrot gibt es. Nur Kriegsbrot!...

Nach der Mahlzeit kommt eine ernste, manchmal auch von einem Lachen erhellte Plauderstunde in einem kleinen, netten Wintergarten. Zigaretten und kurze Pfeifen brennen, und in Kelchgläsern wird Münchner Bier gereicht. Auf dem Tisch, an dem sich der Kaiser niederläßt, stehen blühender Flieder und Rosen, die ihm die Kaiserin aus Berlin sandte. Alles Gespräch dreht sich um den Lauf der Dinge in der Heimat und um wichtige

Episoden des Krieges. Dabei gilt alles Denken nur dem Ernst und den Notwendigkeiten der Gegenwart; von der Zukunft ist nicht die Rede. Unausgesprochen klingt aus allen bedeutsamen Worten, die ich höre, das feste und klare Zeitgesetz heraus: erst arbeiten und siegen; alles weitere wird kommen, wie es kommen muß, und wie wir es uns verdienen."

Aus späteren Gesprächen mit dem Kaiser teilt Ganghofer einige bezeichnende Einzelheiten mit. Nie höre man vom Kaiser über unsere Feinde, selbst nicht über England, ein maßloses Wort. Allerdings bemerke man ein leises Vibrieren seiner Stimme, wenn er von den germanischen Vettern über dem Kanal drüben spreche. „Im Gespräch mit dem Vertreter eines neutralen Staates sagte der Kaiser: „Sie sind doch Sportsmann? Wenn bei einem Wettrennen nach und nach alle schwächeren Konkurrenten ausscheiden, und es ringen nur noch die zwei stärksten Pferde um den Sieg — haben Sie es da schon einmal gesehen, daß der Jockei des Pferdes, welches nachzulassen droht, mit der Peitsche nach dem Jockei des Pferdes schlägt, das ehrgeiziger und besser bei Kräften ist?" Ein Kopfschütteln des Sportsmannes. „Nun? Warum schlägt denn England nach uns? Warum schlägt es nicht auf seinen fauler werdenden Gaul?" Und noch ein anderes Kaiserwort, von dem ich glaube, daß es festgehalten werden muß: „Viele von den Leuten, die uns Deutsche immer nach Aeußerlichkeiten des Schliffes beurteilen und uns immer Barbaren nennen, scheinen nicht zu wissen, daß zwischen Zivilisation und Kultur ein großer Unterschied ist. England ist gewiß eine höchst zivilisierte Nation. Im Salon merkt man das immer. Aber Kultur haben, bedeutet: tiefstes Gewissen und höchste Moral besitzen. Moral und Gewissen haben meine Deutschen. Wenn man im Ausland von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der heiterste Unsinn, der je über mich geredet wurde. Aber in der Moral, im Gewissen und im Fleiß der Deutschen steckt eine erobernde Kraft, die sich die Welt erschließen wird!" Unser Kaiser ist ein Deutscher im Sinne seines eigenen Wortes."

Ganghofer durfte den Kaiser auf einer Fahrt in das Hautquartier des Kronprinzen begleiten. Sie kamen über das Schlachtfeld von Sedan. „Mir wird leichter um die Brust," erzählt Ganghofer. „Auch die Landschaft, durch die wir fahren, bringt aufrichtende und verheißungsvolle Erinnerungsbilder. Historischer Boden! Heiliger Boden für uns Deutsche! Das Schlachtengelände von Sedan!

„Dort oben," sagte der Kaiser, und deutet nach einer Feldhöhe, „da ist mein Vater gestanden."

Neben der Landstraße huscht ein kleines, einsames Haus vorüber.

„Hier ist Napoleon mit Bismarck zusammengetroffen."

Aus einem hübschen, in seiner Laublosigkeit durchsichtigen Wäldchen lugen die Türme und Mauern eines zierlichen Schlosses heraus.

„Das ist Bellevue. Hier war die Unterredung meines Großvaters mit Napoleon."

Diese Worte des Kaisers wecken in mir das Feuer eines frohen deutschen Stolzes. Gerne hätte ich Halt gemacht und wäre ausgestiegen, um diese geweihten Stätten der Reichswerdung als Andächtiger zu besuchen. Aber ich nahm mir heilig vor, noch einmal hierher zurückzukehren."

Die Begrüßung zwischen Vater und Sohn ist außerordentlich herzlich. „Die frohen Augen des Kronprinzen glänzen in Freude — kann er doch dem Vater von einem großen Erfolge der letzten Nacht erzählen. „Ein festes Stück vorwärts gekommen und zwölfhundert Franzosen gefangen!" Die müssen auf dem Marsche zur Bahn in einer Stunde da vorbeikommen...

Die gute Nachricht belebt und erwärmt die Stimmung am Frühstückstisch. Dem Kaiser schmeckt das Mahl, und scherzend sagt er zum Kronprinzen: „Bei dir ißt man besser als bei mir. Ich muß mir das überlegen, ob ich nicht deinen Koch requirieren lasse."

Kaum ist an der Tafel das Obst gereicht, da heißt es: „Sie kommen!"

Die Straße hat sich schon zu beiden Seiten mit langen und dichten Reihen der Feldgrauen gefüllt. Durch diese Soldatengasse bewegt sich ein Zug von seltsam aussehenden Gestalten einher. Franzosen? Wo ist denn die berühmte rote Sache, die man die Hose von Frankreich nennt? Davon ist nichts zu sehen. Ein bißchen Blau sieht man, ein dunkles Blau, alles andere an diesen Kommenden ist schmutzgelb. So tappen und taumeln sie durch die Gasse her...

Während die Gefangenen am Kaiser und der Gruppe seiner Offiziere vorüberkommen, reden wunderlich verschiedene Dinge aus diesen französischen Augen: Gleichgültigkeit und Neugier, Hohn oder Haß. Aber es sind doch auch manche dabei, in denen der Zorn und die Pein der Stunde nicht völlig die Züge soldatischer Ritterlichkeit ersticken kann. Ob sie den Kaiser und den Kronprinzen erkennen? oder ob sie nur glauben: das sind Generäle? Sie salutieren oder ziehen das Käppi herunter und der Kaiser dankt.

Die letzten verschwinden, und eine Gruppe von deutschen Lanzenreitern klirrt hinter ihnen her.

Das Bild, das ich gesehen, beschäftigt mich noch lange, während die Fahrt im Auto gegen Süden geht. Der Kronprinz begleitet seinen kaiserlichen Vater eine Strecke Weges, will ihm eine Stelle mit weiter Fernsicht gegen die Argonnen zeigen. Das Gespräch der beiden, das sich immer um Dinge des Krieges dreht, ist ernst, aber die Stimmen bleiben durchhaucht von einer warmen Herzlichkeit."

Auf der Rückfahrt wird an einem Hügel Halt gemacht, den der Kaiser besteigt. Der Abstieg gestaltet sich etwas schwierig. „Beim Niederstieg," schreibt Ganghofer, „erweist sich der glitschige Boden noch feindseliger. Ich frage den Kaiser, ob ich ihn stützen darf. ‚Ja! Kommen Sie her!' Er faßt mich an der Schulter. So geht es langsam hinunter und ich haue bei jedem Schritt den Stiefelhacken ein, wie bei Glatteis auf einer Gemsbirsche. Halb sind wir schon drunten. Da rutsche ich selber aus. Und der Kaiser mit seiner starken Faust hält mich aufrecht. Meinen etwas verlegenen Dank erwidert er mit dem lachenden Wort: ‚Soldat und Bürger, die beiden müssen einander helfen, so gut sie können!'"

Vom deutschen Heer

Einige Urteile von Ausländern

Im Laufe unserer Darstellung bot sich verschiedentlich Gelegenheit, die Bewunderung neutraler und selbst feindlicher Ausländer für unsere heldenmütige Armee, ihre straffe Disziplin und ihre vorzügliche Organisation kennen zu lernen (vgl. II, S. 108—109, 110, 113, 115, 149, 198; III, S. 91—92, 95, 121). Hier seien noch einige Zeugnisse dieser Art nachgetragen.

Ein amerikanischer Korrespondent, der dem Einzug deutscher Truppen in eine große Stadt beigewohnt hat, schreibt: „Es waren nicht Menschen, die durch die Straßen zogen, sondern es wirkte wie eine Naturgewalt, eine Flutwelle, eine Lawine. Beim Anblick der ersten Regimenter waren wir ganz gespannt. Nach drei Stunden, als ununterbrochen eine stahlgraue Heeressäule vorbeigezogen war, waren wir ermüdet, aber als Stunde auf Stunde verrann, und es kein Halt, keine Atempause gab, als keine Lücken zwischen den Reihen zu sehen waren, wurde die Sache unheimlich, übermenschlich. Fasziniert wandte man sich dem Vorbeimarsch wieder zu. Es war wie der Nebel über der See. Die grauen Uniformen, die Offiziere und Mannschaften tragen, erhöhten den Eindruck des Geheimnisvollen. Nur das schärfste Auge konnte unter den Tausenden, die vorbeimarschierten, den geringsten Unterschied entdecken. Alles bewegte sich unter

dem Mantel der Unsichtbarkeit. Erst nach außerordentlich zahlreichen und scharfen Proben auf alle Entfernungen, mit allen Stoffen und mit Farbenzusammenstellungen, die keine eigentliche Farbe ergeben, hat dieses Grau entdeckt werden können. Daß es zur Bekleidung und Verheimlichung der Deutschen im Kampfe ausgewählt wurde, ist bezeichnend dafür, wie die deutsche Oberleitung nach höchster Wirksamkeit strebt, nichts dem Zufall überläßt und keine Einzelheit vernachlässigt... Ich habe in verschiedenen Kriegen sechs Heere gesehen. Aber ich habe keins gesehen, das so gut ausgerüstet war, auch das amerikanische, das japanische und das englische nicht ausgenommen."

Ein englischer Offizier, der eine Brigade befehligt, schreibt der „Times": „Es ist mir widerlich, in den englischen Zeitungen die Erzählungen von der Inferiorität der Deutschen als Soldaten zu lesen — glauben Sie bitte kein Wort davon! Sie sind glänzend in jeder Weise: ihr Mut, ihre Wachsamkeit, ihre Organisation, ihre Ausrüstung und ihre Führung sind so gut wie nur irgend möglich, und niemals haben andere Truppen sie übertroffen. Sie kommen in Massen gegen unsere Laufgräben und Maschinengewehre, und immer wieder erscheinen sie, und sie bleiben niemals ruhig, sondern immer in der Offensive. Ich bin voll Bewunderung für sie und allen anderen, die sie kennen, geht es ebenso. Es ist schade, daß solch ausgezeichnete Soldaten sich so schlecht in Belgien betragen konnten — daß sie sich schlecht betragen haben, steht wohl außer Zweifel —, aber in den Gebietsteilen, durch die ich gekommen bin, habe ich nichts davon gesehen."

Den Franzosen, insbesondere ihren Intellektuellen, die in ihren geschwollenen Phrasen die deutschen Reserven als Schwächlinge, halbe Kinder oder Greise, hinzustellen pflegen, hat Jaurès' Nachfolger an der „Humanité", Pierre Renaudel, durch den Mund eines an der Front stehenden Soldaten gründlich die Wahrheit gesagt. „Warum," fragt dieser, „wollt Ihr Herren Akademiker und Modeschriftsteller dem Publikum durchaus einen ohnmächtigen Gegner oder eine Armee von Greisen, Invaliden und halben Kindern vormalen? Fürchtet man sich hinter unseren Rücken „im Hintergrund" vor der nackten Wahrheit einer furchtbaren Kraft, die durch die Begeisterung einer tapfer kämpfenden Armee noch verzehnfacht wird? Oder ist es ein Verbrechen, auszusprechen, daß das Heer unserer Gegner aus Soldaten besteht, die ihren Beruf verstehen und ihn bewunderungswürdig ausüben, wodurch sie für uns furchtbar sind, und der Kampf endlos wird? Verehrte Herren Akademiker, statt von Greisen und Kindern zu sprechen, sprechen Sie lieber davon, wie es wirklich ist."

Schon bei ihrem ersten Auftreten an der flandrischen Front haben die jungen deutschen Kriegsfreiwilligen dem Gegner die höchste Achtung abgenötigt (vgl. S. 95). Kein Geringerer als Joffre selbst hat das dort zitierte englische Urteil bestätigt. In einem an die französische Armee verteilten Flugblatt sagt er wörtlich: „Der wunderbare Mut der deutschen Reservetruppen, die Dixmuiden angriffen, zeigt uns, daß wir im Irrtum waren. Wir unterschätzten die deutsche Beharrlichkeit, vornehmlich aber den Mut des einfachen Soldaten, der die größte militärische Tugend, nämlich die Todesverachtung, besitzt."

Während die Ueberlegenheit der deutschen Infanterie von allen Beurteilern ohne Einschränkung anerkannt wird, sind die Meinungen unserer Feinde über die deutsche Feldartillerie geteilt. Daß sie jedoch der französischen und englischen in nichts nachsteht, geht aus dem Brief eines englischen Offiziers hervor, in dem über die deutsche Feldartillerie gesagt wird: „Die deutsche Artillerie ist außerordentlich gut, ihre Beobachtung ist scharf und ihr Schießen ist genauer, als ich es mir jemals träumen ließ. Die Leute sind dabei oft außerordentlich verschwenderisch mit ihren Granaten, es liegt ihnen gar nichts daran, Hunderte zu jeder Tages- und Nachtzeit loszuschleudern, und

dabei nehmen sie ihre Stellungen so, daß man niemals vor ihnen sicher ist und es sehr schwer wird herauszufinden, wohin wir unsere Transporte, unsere Pferde usw. bringen sollen."

Besonderen Respekt hat sich die deutsche schwere Artillerie zu verschaffen gewußt. Ein aus der Front zurückgekehrter englischer Soldat erzählt dem Pariser Korrespondenten der „Times": „Es gibt allerlei Kanonen, aber das schwere deutsche Geschütz, das unsere Leute mit dem Spitznamen „Schwarze Marie" belegt haben, trägt doch den Sieg davon. (Schwarze Marie ist die Bezeichnung für den Londoner Gefangenentransportwagen.) Unsere Leute in den Verschanzungen an der Aisne erzählen Wunderdinge von den Verwüstungen, die von den Granaten der „schwarzen Marie" angerichtet wurden. Gegenüber den englischen Stellungen an einem gewissen Kanal — der Ort tut nichts zur Sache — haben verschiedene „schwarze Maries" Posten gefaßt. Wenn man sich mit einem Auto auf der Straße hinter unseren Stellungen sehen läßt, so schleudert die liebliche Maid sofort ihre Visitenkarte in Form einer Granate hinterher. Der durch die Explosion der Granate verursachte Luftdruck ist so groß, daß alles, selbst Häuser und Bäume im Umkreise von wenigstens fünfzig Fuß umgerissen sind. Das Loch selbst, das solch eine Bombe in den Weg reißt, ist so groß, daß Mann und Automobil völlig darin verschwinden können. „Schwarze Marie" warf dieser Tage eine Granate in eine Gruppe von vierzig Pferden, die auf einem Feld bei einem Dorf, wo man sich keines Ueberfalls versah, ruhig weideten. Die ganze Herde wurde in Stücke gerissen, und von einem Unteroffizier, der in der Nähe gestanden hatte, fand man buchstäblich nichts anderes wieder als nur einen Arm und ein Bein. Ein General hatte mit seinem Stab neben einer Heumiete, die ihm als Deckung diente, Aufstellung genommen, um die Operationen zu verfolgen, während in der Nähe ein glücklicherweise leeres Automobil stand. Jemand von den Feinden, vielleicht eine Taube, muß die Gruppe von Offizieren bemerkt haben. Die „schwarze Marie" begann zu sprechen und ließ eine Granate vor das Auto niederfallen, das völlig verschwand; es war von der Erde verschlungen."

Die deutsche Reiterei kommt in letzter Zeit, bei dem Kampf in den Schützengräben, nur wenig mehr zu selbständiger Geltung. Umso mehr Lorbeeren hat sie sich zu Anfang des Krieges gepflückt. Der „Ulan" war der Schrecken des Feindes; die Bevölkerung lebte in fast abergläubischer Furcht vor ihm. Ein hübsches Charakterbild der deutschen Patrouillenreiter entwirft ein Korrespondent des „Corriere della Sera". Er schreibt: „Dieser endlose Schwarm von Reitern, die das deutsche Heer vor sich herwirft, geht nicht nur über begangene Straßen, sondern über alle Straßen, über jeden Weg. Man darf nicht glauben, daß sie unbemerkt bleiben wollen. Sie wollen sich sehen lassen. Jede Schar geht voran, bis sie beschossen wird. Sie marschiert in bestimmter Richtung, bis sie auf den Feind stößt. Ihre Sorge ist es, wie sie dem Tode entgehen. Die ganze feindliche Front wird in dieser Weise abgesucht. Die Vorposten tasten die Kräfte des Feindes mit der Gefahr ihres eigenen Lebens ab. Von zehn Ulanen, die kampfunfähig werden, entkommen immer zwei oder drei und erstatten ihren Bericht. Wenn eine Patrouille verschwindet, so taucht auf ihren Spuren eine neue, stärkere auf. Das Feuer, mit dem sie empfangen wird, zeigt ihr die Stärke der Verteidigung, weil auf die ersten feindlichen Reiter alle Soldaten aus ihren Stellungen nervös schießen: das ist unvermeidlich und menschlich begreiflich. In jedem Dorf, vor jeder Baumreihe, bei jeder Geländebewegung muß sich der Ulan sagen: vielleicht ist hier der Feind. Er weiß, daß er keine Verteidigung hat und daß man unweigerlich auf ihn schießen wird. Er muß sich immer unter einer unsichtbaren Gefahr fühlen. Dennoch geht er dahin, ruhig und mit deutscher Disziplin."

Soldatentod

Von Otto Flake

So gleich alle im Felde geworden sind, es gibt doch verschiedene Arten zu sterben. Die Unterschiede des Alters, des Standes, der Bildung lassen sich nicht auslöschen. Es sind die Unterschiede, wie man sich mit dem Tode abfindet.

* * *

Zwischen sechzehn und zwanzig, das sind die Knaben, die sich dem Tode bieten, damit er sie mähe.

Sie wissen von den Dingen, aber sie haben sie nicht erfaßt. Sie haben hundert Aufsätze geschrieben von der Pflicht, der Schuld, der Menschlichkeit, der Liebe, aber das alles hat noch nicht ihre verschlossenen Tiefen zu sprengen begonnen. Sie haben das Wort Erleben gehört, aber sie ahnen nicht, was ein Mensch von dreißig, von vierzig, von fünfzig Jahren ist, und weit hinter diesem Alter steht für sie das Sterben — so fern, daß sie es gleichgültig läßt.

Was sie in den Krieg treibt, was sie Tag für Tag betteln läßt, bis ihre Eltern ihnen die Erlaubnis, freiwillig mitzuziehen, geben, ist das große Abenteuer, heute ein Primaner zu sein, morgen früh das Geschenk des Notexamens zu erhalten, und übermorgen gegen Frankreich zu marschieren, das im Sturm zu besiegen sie überzeugt sind.

Sie haben keine Geliebte, nicht Frau und Kind, sie sind so jung, daß kaum Eltern für sie existieren. Sie kennen den Schmerz nicht. Wenn sie dem Tode begegnen, werden sie ihn nicht sehen. Sie werden nur singen und stürmen — wie es neulich im Tagesbericht hieß: Junge Regimenter gingen gegen die Stellung des Feindes vor und nahmen sie.

* * *

Nach ihnen kommt der Jahrgang, der unter den Fahnen stand, als der Kaiser rief.

Sie sind die, die vor allem ausgewählt wurden. Während der Saarburger Schlacht bin ich ihnen hinter der Front in einem Dorf, das das Etappenkommando und ein Lazarett enthielt, zu Hunderten begegnet. Es waren alles junge Bayern und sie waren wahrlich prachtvoll.

Wenn den Verwundeten die ersten Verbände abgenommen wurden, floß ihnen das Herz über und sie begannen ungefragt zu erzählen. Wenn sie in der Narkose lagen, lebten sie den Sturm noch einmal nach und sie riefen ihr wildes Hurra, mit dem sie die Bajonette aufpflanzten oder auf fünfzig Meter vom Feind die Kolben umkehrten und zu jenem letzten Angriff übergingen, den die Franzosen nicht vertragen konnten.

Wir überholten einen Zug von ihnen, der gefangene Feinde transportierte: wagerecht lagen ihre laubgeschmückten Gewehre auf den Schultern und sie singen dazu das Lied: „Wenn man Franzosen jagen will..." Am Bahnhof kam eine Schar an, um erbeutete Geschütze abzuladen. Mit einer naiven Renommage überließen sie sich ihrer Rauflust und das Franzosenfangen hatten sie betrieben wie die Katze die Mäusejagd — keiner, dem fünf, sechs Gegner Angst gemacht hätten. Wie im Märchen war es unmöglich, sie das Fürchten zu lehren.

Sie waren lachend und heldenhaft, deutsch wie in den Epen des Mittelalters, blauäugig und blond und gut gegen den Gegner, sobald er geschlagen war. Nur vor etwas hatten sie Furcht, berichteten sie, das wären die alten Weiber in den französischen Dörfern, die wildgewordenen Megären.

Der Tod? Ja, es war wohl grausig, wie die Leichen den Kohlenkanal auffüllten, und die Baumwipfel in den Wäldern zerfetzt waren, aber „da is halt nix zu machen".

Wenn sie dem Tod begegnen, schieben sie ihn trotzig beiseite.

* * *



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

König Ludwig III. von Bayern beim Besuch der bayerischen Truppen an der Westfront



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

König Wilhelm II. von Württemberg in Begleitung des deutschen Kronprinzen beim Besuch der württembergischen Truppen an der Westfront



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Generaloberst J. v. Heeringen mit seinem Stabe an der Westfront
Links von General v. Heeringen General v. Harnisch, rechts General v. Zieten



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Generaloberst A. v. Kluck mit seinem Stabe an der Westfront
Links von General v. Kluck General v. Kahl, rechts Oberst v. Bergmann

In ein Straßburger Regiment traten alle Studenten und was sonst an jungen Gebildeten da war.

Sie fühlten sich alle wie eine große verwandte Gemeinschaft, Lützower von 1914 und wie jene Schar umwitterte sie der Hauch einer schönen Kriegslyrik. Sie waren schon junge Männer, und sie gaben sich schon eine erste Rechenschaft, daß sie Helden sein mußten.

Sie verstanden schon etwas von der gewaltigen Gefahr, die dem Reich drohte, von der harten Notwendigkeit, siegen zu müssen, um das zu erhalten, was mit einem Male ein so teurer Begriff geworden war: die Kultur des deutschen Landes, die Größe des Vaterlandes. Sie hatten ein Gelöbnis: der Kaiser als Symbol der unangetasteten Nation.

Sie wußten schon viel von der Bitterkeit, sterben zu müssen, ihre Phantasie ging ihnen schon voraus zur Begegnung mit ihm — dem Tode. Er machte ihre Herzen rein, und was vor hundert Jahren geboren wurde, eine deutsche und dichterische Auffassung vom Tod für das Vaterland, lebte in ihnen wieder auf.

* * *

In den Zeitungen berichtet manche Todesanzeige von den Gefallenen. Viele aus den Reihen des Adels, der Offiziere, sind genannt. Und eine Anzeige enthält manchmal die Nachricht vom Ende zweier, drei Brüder, von Vater und Sohn, von Bräutigam und Schwager.

Und bereits begegnet man bei Frauen aus diesen Kreisen einer tragischen, leiddurchtränkten Haltung, einer unausgesprochenen Auffassung, daß es mit diesen Opfern etwas Besonderes sei: Alle im Reich müssen ihr Liebstes hergeben, aber von uns wird so viel gefordert, daß es fast unerträglich ist. Wir stellen die Führer und Ihr müßt wissen, wie sie sterben. Sie sind reife Männer, die an uns, den in der Heimat, hängen, und von denen sie doch kaum Abschied nehmen durften.

Sie wissen, daß von ihnen eine noch größere, bewußtere, furchtlosere Bereitschaft zum Tode verlangt wird als von denen, die ihnen noch so bereitwillig folgen. Denn der geheime Befehl, den jeder von ihnen mitbekommen hat, auch ohne daß er in Worte gefaßt worden wäre, ist, sich an der Spitze seiner Soldaten dem Feind entgegenzuwerfen, ihnen mit einem solchen Mut voranzugehen, daß jeder sich schämen würde, ihnen nachzustehen.

Sie sind das Rückgrat und mehr noch, die Nerven, das Hirn, die Seele der Armee. Die anderen verteidigen ihr Vaterland, aber für sie ist der Augenblick gekommen, der ihrem ganzen Sein nun erst Sinn und Berechtigung gibt: der Augenblick, zu fallen, zu fallen, nichts als zu fallen. Alle Friedensarbeit gilt nur dieser härtesten Pflicht, ganz unpersönlich zu sein.

Dieses Lob eines Standes darf die nicht verdrießen, die nicht zu ihm gehören und von denen auch nichts Geringeres verlangt wird als ihr Leben, das sie nur einmal haben. Ich wollte auch nur von der Mannigfaltigkeit sprechen, mit der im Krieg gestorben wird. Wer wollte es einem Landwehrmann übelnehmen, wenn er nicht so eisern wie ein Offizier unter den Gedanken an die Seinen den großen Strich setzt.

Mancher wünscht, daß es keinen Krieg gegeben hätte oder daß er schon zu Ende wäre, und doch tut er seine Pflicht. Er hat nicht wie die, deren Beruf der Krieg ist, ein Leben lang den Gedanken an den Tod in sich gehütet, aber er lernt ihn rasch nach.

Waren es nicht Landwehrmänner, die die russische Garde schlugen; schließen sich nicht die Söhne unserer Seebevölkerung in den eisernen Bauch der Schiffe wie in einen sicheren Sarg ein?

Von den feindlichen Fürsten und Heerführern

20. Oktober 1914.

König Albert von Belgien, der bei seinen Truppen an der Front geblieben ist (vgl. II, S. 184) — sein Hauptquartier befindet sich in Veurne —, hat folgenden Heeresbefehl erlassen: „Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten! Während zweier Monate habt Ihr mit vorbildlichem Mut gekämpft, ohne daß es Euch jedoch gelungen wäre, die Invasion zum Stehen zu bringen. Belgien ist aber nicht unterworfen, und das belgische Heer ist nicht vernichtet. Dank der Sorgfalt, mit der unser Rückzug aus Antwerpen erfolgte, sind bedeutende Streitkräfte unversehrt geblieben. Durch die neuen Rekruten und Freiwilligen kann das Feldheer wieder auf die ursprüngliche Stärke gebracht werden, um, zusammen mit dem französischen und englischen Heere, den Kampf fortzusetzen. Schritt für Schritt wollen die Bundesgenossen den Feind zurückdrängen, der so gewaltige Kampfmittel gegen uns gebraucht hat. Soldaten! Unsere Städte sind verbrannt, unsere Felder verwüstet, unsere Häuser vernichtet. Das Elend herrscht überall in unserem geliebten Vaterland. Aber unsere Landsleute werden noch mehr zu leiden haben, wenn wir sie von dem Eindringling nicht befreien. Das ist für Euch eine gebieterische Pflicht. Einst, nach einer Niederlage, sagte ein großer König von Frankreich: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" Ihr habt Euer unglückliches Vaterland mit Ruhm bedeckt. Wir müssen jetzt danach trachten, das Vaterland wieder aufzurichten. Soldaten, Ihr könnt mehr als nur Ruhm allein ernten: Ihr könnt Euer Vaterland befreien mit der Hilfe unserer tapferen Bundesgenossen."

31. Oktober.

Nach amtlicher Meldung aus London ist Prinz Moritz von Battenberg in Belgien gefallen, während er seine Kompagnie zum Angriff führte. Er wurde durch einen Granatsplitter tödlich getroffen und starb fast unmittelbar darauf. Der Prinz wurde in Ypern begraben.

Prinz Moritz Battenberg, der Leutnant im ersten Bataillon des King's Royal Rifle Corps war und im 24. Lebensjahre stand, war ein Neffe des (inzwischen demissionierten) Ersten Seelords Prinzen Ludwig Battenberg. Er stand in verwandtschaftlichem Verhältnis zu Prinz Max von Hessen, der, für die deutsche Ehre kämpfend, den Tod auf dem Schlachtfeld gefunden hat (vgl. II, S. 180).

27. November.

Der französische Generalissimus Joffre erhielt von Präsident Poincaré, der in Begleitung der Präsidenten des Senats und der Kammer das Hauptquartier besuchte, mit einer Ansprache die Militärmedaille überreicht.

7. Dezember.

König Georg von England, der mehrere Tage im englischen Hauptquartier in Nordfrankreich weilte, traf dort mit Poincaré und Viviani sowie mit König Albert von Belgien zusammen, dem er den Hosenbandorden überreichte. Vor seiner Rückkehr aus Frankreich hat er folgenden Tagesbefehl erlassen: „Es ist für mich eine Freude, meine Armee im Felde zu sehen und eine Vorstellung von dem Leben erhalten zu können, das ihr führt. Ihr habt durch Disziplin, Mut und Ausdauer die Ueberlieferungen der britischen Armee hochgehalten und ihrer Geschichte neuen Ruhm hinzugefügt. Ich kann an eueren Kämpfen, Gefahren und Erfolgen nicht teilnehmen, aber ich kann euch die Versicherung des Stolzes, des Vertrauens und der Dankbarkeit geben, die ich und eure Landsleute empfinden. Wir verfolgen stets in Gedanken euren sicheren Weg zum Siege."

31. Dezember 1914.

Se. Heiligkeit der Papst hat sich auch an die Regierungen des Dreiverbands und seiner Verbündeten mit der Bitte gewandt, die Heimkehr der dauernd invaliden Kriegsgefangenen zu ermöglichen. Sämtliche Antworten lauteten auch hier zustimmend (vgl. S. 196). Poincaré telegraphierte: „In Beantwortung Ihres liebenswürdigen Vorschlages beeile ich mich, Ihnen die Zusicherung zu geben, daß Frankreich, getreu seinen Traditionen des Edelmutes, die Kriegsgefangenen stets menschlich behandelt hat und daß es die Mittel prüfen wird zum Austausch der für den weitern Kriegsdienst untauglichen Kriegsgefangenen." König Albert von Belgien hat geantwortet: „Ich würdige in hohem Maße den christlichen Gedanken der mir übersandten Botschaft. Er entspricht meinen eigenen Wünschen und ich werde alle Vorschläge, die mir in diesem Sinne zugehen, aufs wärmste aufnehmen."

13. Januar 1915.

Den Kommandeuren des englischen Armeekorps, den Generälen Douglas Haig und Smith-Dorrien, wurde von Präsident Poincaré bei einem Besuch im Hauptquartier des Feldmarschalls French die Plakette des Großkreuzes der Ehrenlegion überreicht.

Vom Heer der Verbündeten

Im französischen Hauptquartier

Ein Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung", der Gelegenheit gehabt hat, die französische Front zu besuchen, gibt von dem Hauptquartier Mitte Januar 1915 folgendes Bild: „Das französische Hauptquartier befindet sich in einer kleinen Stadt nördlich von Paris; sein Sitz war bis gegen Ende November in Romilly, einem zwischen Troyes und Paris gelegenen Städtchen von 10 000 Einwohnern, 123 Kilometer von der Linie Paris—Belfort entfernt. General Joffre und sein Stab haben sich inzwischen der Hauptstadt sowohl wie dem nördlichen Kriegstheater genähert.

Was im Hauptquartier auffällt, das ist die große Ruhe, die hier herrscht. Niemand, der es nicht wüßte, würde vermuten, daß von dieser Stelle aus die Operationen einer Armee geleitet werden, die über anderthalb Millionen Soldaten zählt. Am Einfahrtstore des großen Palace-Hotels, in dem der Generalstab untergebracht ist, steht eine einzige Schildwache. Nicht die mindeste Bewegung herrscht hier, kein Kommen und Gehen von geschäftigen Offizieren, die auf den Straßen einhergaloppieren. Die Stabsoffiziere bekommt man beinahe nie zu Gesicht, sie sind mit ihrer Arbeit beschäftigt. In einer benachbarten Stallung ist eine Anzahl Reitpferde untergebracht, weiter entfernt bemerkt man eine Garage mit einigen zwanzig Automobilen, die für den Fall bereit stehen, daß der Generalstab sich in Sicherheit bringen müßte. Auf dem Rasenplatze vor dem Hotel ist eine Batterie von sechs Mitrailleusen aufgestellt; die Bedienungsmannschaft steht in einem benachbarten Zelt auf Pikett für den Fall, daß feindliche Aeroplane einen Ueberfall versuchen sollten. Auch gewahrt man einige Automobile zur Legung von telephonischen Drähten. Weiter vorn befindet sich ein Kordon von Wachen.

Vor dem Postgebäude des Städtchens steht ein riesiges Lastautomobil, in dem Tag und Nacht acht Feldtelegraphisten arbeiten. Es ist durch Drähte einerseits mit dem städtischen Telegraphenbureau, andererseits mit dem Palace-Hotel verbunden. Hier erkennt man den Hauptnerv der Armeeleitung; durch ihn werden alle Befehle verteilt, durch ihn laufen alle Nachrichten aus ganz Frankreich und von der ungeheuren Front zusammen. Und das Gesammelte muß sich schließlich in einem Menschengehirn konzentrieren: in dem des Generals Joffre, des Chefs der französischen Armeen."

Der Korrespondent schildert dann die Persönlichkeit Joffres, seine Hartnäckigkeit und seine Popularität. Der Stellungskrieg sei von jeher eine Spezialität Joffres gewesen.

Weiter heißt es dann in dem Bericht: „Seit Joffre den Oberbefehl innehat, verabschiedete oder ersetzte er nicht weniger als 77 Generäle, eine Zahl, die inzwischen noch zugenommen haben dürfte. Von allen politischen Generälen und Armeekorpskommandanten, d. h. solchen, die ihre Stellung durch die Vermittlung politischer Machthaber erhalten hatten, ist ein einziger übrig geblieben: General Sarrail, der sich über hohe strategische Fähigkeiten ausgewiesen hat. Der geringste Verstoß bei der Truppenführung wird streng bestraft, beziffert man doch die Zahl der gemaßregelten höheren Offiziere auf 150. So hat Joffre nicht nur das Kommando der französischen Armee verjüngt, sondern fortwährend körperlich und geistig Unfähige systematisch ausgemerzt und den militärischen Geist des Ganzen dadurch gehoben."

Joffre selbst hat sich über seine Zwangsmaßnahmen zu einem Jugendfreund, einem südfranzösischen Publizisten, eingehender ausgesprochen. Dieser hatte ihn gefragt, ob es wirklich wahr sei, daß die Schlacht von Charleroi infolge einer erdrückenden Uebermacht der Deutschen verloren worden sei. Joffre erwiderte mit gewohnter Offenheit und Gradheit: „Durchaus nicht! Keinesfalls! Unsere Armee war stark genug. Die Schlacht von Charleroi hätte von uns gewonnen werden müssen und zwar zehn für einmal. Sie ging uns durch unsere Schuld verloren, durch ein Versagen der Führung. Lange bevor der Krieg ausbrach, war es mir klar geworden, daß von unseren Generälen eine große Anzahl abgearbeitet und müde war. Einige hatte ich direkt als untauglich befunden. Bei anderen waren mir Zweifel aufgestiegen, wieder andere beunruhigten mich geradezu. Ich hatte die Absicht, in der obersten Führung der Armee die abgenützten, unbrauchbaren Elemente durch jüngere Kräfte zu ersetzen und ich hätte trotz allen Kommentaren und Quertreibereien die Aufgabe durchgeführt. Aber der Krieg kam zu früh! Es gab unter den Generälen auch solche, denen ich vertraute, die dann aber meinen Erwartungen nicht entsprochen haben. Denn der eigentliche Heerführer kommt oft erst im Kriege, nicht aber in der „großen Bude" zum Vorschein. Die Verantwortlichkeit im Kriege ist oft eine derart schwere, daß sie bei selbst verdienstvollen Männern die glänzendsten Fähigkeiten lahmlegt. Und diese Katastrophe brach auch über einige meiner Führer herein. Es fand bei ihnen etwas wie eine Umwertung aller Werte statt. Ich erkannte ihre Schwächen und mußte vorbeugen. Mit verschiedenen unter ihnen verbanden mich Gefühle der Kameradschaft, ja selbst der Freundschaft. Aber, wenn ich auch meine Freunde liebe, die Liebe zu Frankreich ist in mir noch stärker. Ich habe sie kurzerhand ihrer Stellungen enthoben, was auch mit mir geschehen müßte, wenn ich untauglich, schwach befunden würde. Es war für die Betroffenen, wohlverstanden, keine Strafe. Es war nur eine von der öffentlichen Wohlfahrt diktierte Maßnahme. Ich waltete schweren Herzens meines Amtes. Als ich allein war, brach ich in Tränen aus."

General Joffre

Aus einem Feuilleton von Max Nordau

Der Höchstbefehlende der französischen Heere in diesem Kriege, General Joffre, ist von Geburt Katalane und stammt aus den Niederpyrenäen, aus Rivesaltes im Roussillon. Er ist von übermittelgroßer, breiter und schwerer Gestalt, seine großen blauen Augen blicken gerade und scharf. Man kann nicht sagen, daß ihn der gegenwärtige Krieg geoffenbart hat. In Frankreich kannte man ihn auch früher und stellte ihn sehr hoch. Der russische Generalstab hielt große Stücke auf ihn. Der englische General French, der ihn wiederholt bei den großen Feldübungen an der Arbeit sah, setzte sein volles Vertrauen in ihn. Doch im Frieden kann man einen General immer nur theoretisch werten. Seine Probe kann er erst im furchtbaren Ernst des Krieges bestehen. Und zu dieser gelangte der 1852 geborene General Joffre erst in dem Alter Moltkes beim Ausbruch



Die Könige von England und von Belgien nehmen auf dem Marktplatz zu Veurne die Parade belgischer Truppen ab
Der Prinz von Wales und ein indischer Prinz stehen hinter den Königen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Blick auf den Marktplatz zu Veurne



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Algerische Schützen in den Straßen von Veurne vor dem Aufbruch zur Front

des dänischen Krieges. Die einzige Gelegenheit, die er vorher gehabt hatte, sich als Führer zu bewähren, bot ihm nur sein Zug nach Timbuktu zur Rettung der Reste der unglücklichen kleinen Truppenmacht Bonniars, der den Tuaregs in einen Hinterhalt gegangen und von ihnen fast aufgerieben worden war. General Joffre schlug die verschleierten Räuber und eroberte die Wüstenstadt, aber die Waffentat hatte einen zu entlegenen Schauplatz und zu kleine Verhältnisse, um ihn sofort weithin berühmt zu machen.

Als Deutschland Frankreich den Krieg erklärte, war General Joffre seit zwei Jahren der Vorsteher des Großen Generalstabes und als solcher dem Namen nach zweiter, in Wirklichkeit eigentlicher Vorsitzender des obersten Kriegsrats, dessen erster Vorsitzender satzungsgemäß der jeweilige Kriegsminister ist. Die Behörde setzt sich aus ehemaligen kommandierenden Generalen zusammen, die vorbestimmt sind, im Ernstfall an die Spitze eines Heeres gestellt zu werden. Um das Amt eines Leiters des obersten Kriegsrats zu erlangen, mußte er sich im Heere großen Ansehens erfreuen. Das war sein Fall. Er ist aus einer gelehrten Waffe hervorgegangen. Er war Genieoffizier, seiner Fachbildung nach Mathematiker von solcher Tüchtigkeit, daß er im Polytechnikum mit Henry Poincaré, einem der größten mathematischen Genies des letzten Geschlechtsalters, um die Palme hatte ringen können, aus Neigung und von Beruf Kriegsingenieur und Naturwissenschaftler. Lange Zeit war er im Kriegsministerium Vorsitzender des technischen Ausschusses zur Prüfung der Erfindungen, die ein militärisches Interesse haben könnten. Er verfiel jedoch nie in fachsimpelnde Einseitigkeit und weckte bei seinen Kameraden wie bei seinen Untergebenen immer, seit er zu höheren Verwendungen berufen wurde, die Ueberzeugung, daß er alle Eigenschaften eines Führers besitze, der den Aufgaben eines solchen in ihrem ganzen Umfang gewachsen sei.

Ganz ohne Widerspruch blieb seine Ernennung zum Nachfolger der Saussier, de Boisdeffre, Hagron, de Lacroix allerdings nicht, als sie erfolgte. Er war zwar durchaus kein „politischer" General und hatte sich nie mit einer Partei eingelassen, sich nie durch eine Kundgebung bloßgestellt. Aber man wußte, daß er aus einer frommen katholischen Familie stammte, und die für derartige Dinge sehr feinfühligen Parlamentarier und auch gewisse Militärkreise hatten die Empfindung, daß er seiner Gesinnung nach mindestens konservativ, wenn nicht ausgesprochen rückschrittlich sei, und das flößte ihnen Mißtrauen ein. Den Argwohn der Radikalen bestärkten trotz seiner tadellosen Haltung einerseits die Aufnahme, die er bei den Klerikalen im Heere fand, andererseits gewisse Maßregeln gegen die wenigen Republikaner unter den Generalen, wie die Verabschiedung des Generals Percin nach den Herbstübungen des vergangenen Jahres, die die Regierung angesichts der Entrüstung seiner Parteifreunde auf der Linken später rückgängig machen mußte.

All das ist heute vergessen, war es schon beim Ausbruch des Krieges. Alle Welt fand es selbstverständlich, daß General Joffre den Höchstbefehl übernahm, als mobilgemacht wurde. Seine Unterführer waren monatelang der breiten Oeffentlichkeit unbekannt. Der einzige allen geläufige Name war zu Beginn des Feldzuges und eine ganze Weile darüber hinaus der seine. Er hatte das Glück, das Vertrauen des Heeres und Volkes von vornherein zu besitzen und durch alle Enttäuschungen des Anfangs zu bewahren.

Was ihm diese bevorrechtete Stellung sicherte, das waren ursprünglich nicht so sehr seine Leistungen, von denen man noch nichts wußte, wie seine Charaktereigenschaften. Diese sind es, die ihn zu der Ausnahmeerscheinung machen, die er unfraglich ist....

Seine innere Unabhängigkeit ist General Joffres größte Stärke. Er ist ganz und gar auf sich gestellt. Seine Persönlichkeit ruht in sich und sucht keine äußere Stütze. Er fühlt sich vor seinem eigenen Urteil und Gewissen verantwortlich und macht einer anderen Meinung keinerlei Zugeständnis. Die Volkstümlichkeit ist ihm gekommen, ohne

daß er sie gesucht hat. Er hat sich nie um sie bemüht. Die modernen Künste der Reklame verachtet er. Jede theatralische Haltung ist ihm fremd. Er verabscheut es, sich in Szene zu setzen. Er ist zu sehr Mathematiker und Geometer, um Redensarten zu machen. Er denkt, spricht und handelt so schlicht, daß er immer an Theoreme erinnert. Nach der Schlacht an der Marne sagte ihm einer seiner Generalstabsoffiziere: „Wissen Sie, mein General" (in Frankreich kennt die Heeressprache keine Exzellenz), „daß Sie den größten Sieg der Weltgeschichte errungen haben? Was können Sie jetzt noch wünschen?" Er erwiderte: „Die baldige Ruhe in meinem Häuschen der Niederpyrenäen." Und er meinte, was er sagte.

Als er es nach der verlorenen Schlacht von Charleroi für nötig hielt, vor den siegreichen deutschen Heeren in fluchtähnlichen Eilmärschen bis an die Aisne und die Marne zurückzuweichen, tat er, was nach seiner Ansicht die Lage erforderte, ohne sich lange die Frage vorzulegen, was das französische Volk zu diesem Rückzug fast bis in die Befestigungslinie von Paris sagen würde. Seit Monaten hält er sich von Compiègne und Soissons, über Argonne und St. Mihiel bis zur Grenze bei Mosselbrück, ebenso an der Lys und Yser, von Nieuport über Dixmuiden bis Arras in einer Verteidigungslinie, die, von einigen aus- und einspringenden Winkeln abgesehen, in der Hauptsache unverändert geblieben ist. Er fühlt die Ungeduld um sich wachsen. Er hört die von Hunderten in seiner Umgebung geflüsterte Frage: „Worauf warten wir, um vorzugehen?" Obschon er keine Zeitungen liest, weiß er doch, daß täglich in Dutzenden Leitartikeln immer nachdrücklicher darauf angespielt wird, daß die Natur des französischen Soldaten den Angriff fordert und daß dessen beste Eigenschaften in der Verteidigung verkümmern oder mindestens brach liegen. Es ist ihm bekannt, daß man ihn den Zauderer nennt und daß nicht jeder den Titel Cunctator als eine Lobpreisung gebraucht. Er läßt all das sich nicht anfechten. Er folgt seinem eigenen Gedanken und weicht den anderen zu Gefallen nicht um Haaresbreite von ihm ab. Und die Soldaten verstehen ihn oder glauben ihn zu verstehen.

Ueber seine Feldherrnbegabung wird man erst urteilen dürfen, wenn der Feldzug als Ganzes abgeschlossen vor den Augen des Geschichtsschreibers liegt. Bis jetzt hat er keine auffallende Originalität verraten. Alle Philosophen des Krieges, von Friedrich dem Großen, Napoleon, Jomini, Clausewitz bis Moltke, v. d. Goltz und den jüngeren Moltkeschülern, haben immer als das erste Gebot des Führers gelehrt, seinen eigenen Willen dem Feinde aufzunötigen. General Joffres Strategie gehorcht diesem Gebote nicht. Er hat bisher nicht ein einziges Mal den Versuch gemacht, seinen Willen gegen den der deutschen Heeresleitung durchzusetzen*). Er hat alle seine Anstrengungen darauf gerichtet, zu verhindern, daß die deutsche Heeresleitung ihren Willen ausführt. Um es kurz auszudrücken: seine Strategie war bisher nicht positiv, sondern negativ. Zu Beginn des Feldzuges versuchte er, einen eigenen Plan zu verwirklichen. Er brach in das Oberelsaß ein. Der Plan erlitt vollständigen Schiffbruch. Sein Heer mußte das Elsaß räumen und unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgehen. Er behielt kalt Blut, setzte mit einer harten Bestimmtheit, die kein Zögern kannte, Generale ab, die sich nicht bewährt hatten, ernannte an ihrer Stelle andere, die man jetzt in Frankreich mit Stolz nennt — die Foch, Michel, Sarrail, Maud'huy, Maunoury, Dubail —, und stellte die Lage wieder her. Manche Sachkenner entschuldigen seine Fehler vom August damit, daß er damals mit einem höchst unvollkommenen Werkzeug arbeiten mußte, mit einem ungenügend zahlreichen, wenig geübten, mangelhaft bewaffneten und mittelmäßig geführten Heere, und daß seitdem alle diese Bedingungen sich sehr gebessert haben. Jeden-

*) Dieser Aufsatz ist im Dezember 1914 vor dem Bekanntwerden der großen Joffreschen Offensive geschrieben worden.

falls hat er im Mißgeschick keinen Augenblick den Kopf verloren und ist in der Niederlage ebenso ruhig geblieben wie später, wo er auf die Rückkehr des Waffenglücks rechnete.

Für seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Menschen und seinen Takt spricht das ausgezeichnete Verhältnis, das er zum englischen und belgischen Oberbefehl herzustellen verstanden hat und zu unterhalten weiß. Generale im Felde sind sehr empfindlich, und sie sind es doppelt und dreifach, wenn sie einem fremden Führer gehorchen sollen. Zwischen General Joffre und den ihm unterstellten Briten und Belgiern hat es nie eine Reibung, ein Mißverständnis, einen Schatten gegeben. Das allein würde genügen, um ihn als Charakter von ungewöhnlicher Bedeutung zu kennzeichnen.

Die glücklichsten körperlichen Eigenschaften ergänzen seine moralischen Qualitäten. Dieser 63jährige nimmt es an Frische und Spannkraft mit seinem jüngsten Leutnant auf. Er weiß nicht, was Müdigkeit ist. Er arbeitet achtzehn Stunden täglich, und wenn es sein muß, zwanzig. Er widmet seinen Mahlzeiten zwanzig Minuten. Er ist in Speise und Trank von äußerster Mäßigkeit. Er versagt sich jeden Luxus, selbst jede Bequemlichkeit. Und dieses Spartanertum beeinträchtigt seine Leistungsfähigkeit in keiner Weise.

Alles in allem stellt General Joffre einen neuen Typus in der französischen Kriegsgeschichte dar, ganz verschieden von den Condé, Heinrich IV., Turenne, Hoche, Napoleon, Bugeaud: nicht brillant, aber solid.

Die französische Armee

Die Vorzüge und Schwächen des französischen Soldaten sind aus den verschiedensten der hier wiedergegebenen Darstellungen hinreichend bekannt. Eine günstige Charakteristik aus deutscher Feder und eine weniger rühmliche Episode, die ein Engländer erzählt, mögen das Bild vervollständigen.

Walter Oertel, der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung", schreibt aus der Gegend von Arras: „Die der Armee gegenüberliegenden Franzosen setzen sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Sie sind zum großen Teil aus dem Süden und schlagen sich mit ganz hervorragender Bravour. Auch ihre Ausbildung ist überraschend gut, und wenn auch die Schießausbildung bei weitem nicht an die Sorgfalt des deutschen Infanteristen heranreicht, so befinden sich doch bei jeder Kompagnie verschiedene Scharfschützen, die mittels Zielfernrohr auf jedes Ziel feuern, das sie in dem feindlichen Schützengraben zu erkennen glauben. Und das nötigt sehr zur Vorsicht, denn besonders da, wo Alpenjäger liegen, sind schon sehr oft Leute selbst durch die Sandsackverschartung angeschossen worden. Ihre Angriffe führen sie stets mit großem Schneid über das freie Feld aus; auch in der Nacht, bevor ich selbst in die Schützengräben vor Arras kam, waren sie zweimal sehr schneidig vorgestoßen. Die Bayern aber, denen sie in so ungemütlicher Weise die Nachtruhe störten, hatten ihnen ganz gehörig heimgeleuchtet; beide Angriffe waren unter dem fürchterlichen, in eisiger Ruhe abgegebenen Feuer mit ungeheuren Verlusten zusammengebrochen.

Die Franzosen verwenden zu ihren Vorstößen selten Truppen, die in derselben Feuerstellung liegen, sondern holen aus der Reserve von einem anderen Orte Truppen heran und lassen diese dann anlaufen, ohne daß sie eigentlich recht wissen, wogegen sie angehen. Diese frisch herangezogenen Truppen greifen stets mit großer Bravour an, klappen dann aber um so eher zusammen, weil sie sich im Gelände nicht so zurechtfinden können.

Bei der Infanterie tauchen nach und nach auch die neuen taubengrauen Uniformen auf. Die Gefangenen sind jedoch nicht sehr mit ihnen zufrieden, sie saugen sich bei Regenwetter sehr schnell voll Wasser, weil sie zu lose gewebt sind.

In Maschinengewehren sind die Franzosen den Deutschen bei weitem unterlegen. Die Feuergeschwindigkeit der deutschen Maschinengewehre ist bedeutend höher.

Auch die Treffsicherheit des deutschen wassergekühlten Maschinengewehrs ist der des luftgekühlten französischen sehr stark überlegen. Die Engländer haben dagegen wassergekühlte Maschinengewehre, die sich gut bewährt haben.

Die französische Artillerie ist ausgezeichnet, vor allem verfügt sie über enorme Mengen von Munition, mit der sie geradezu verschwenderisch umgeht und oftmals breite Geländestrecken unter Feuer nimmt, in denen sie feindliche Truppen vermutet, oder Straßen befeuert, von denen sie annimmt, daß sie stark in Anspruch genommen werden. Auch ihre Fliegerbeobachtung ist gut, und zwar verwenden die Franzosen für die artilleristische Beobachtung vor allem kleine, leichte Maschinen, während sie die Fernflüge den großen Maschinen übertragen."

Ein Blatt aus dem Tagebuch eines gefallenen Engländers erzählt: „Sonntag, 25. Oktober 1914. Ein lieblicher, schöner Tag ist angebrochen. Doch bald beginnt ein entsetzliches Granatfeuer; dicht hinter unseren Schützengräben, wo die Granaten bersten, ist nichts zu sehen, als dicht schwelender Rauch. Die Franzosen links von uns sind erbärmlich und feige genug, die Gräben zu verlassen und davonzulaufen. Das Schönste war, daß einige von ihnen sich hinter Strohmieten stellten, und obgleich unsere Leute sie aufforderten, zurückzukommen, richteten sie mit ihrem Zuspruch nichts aus. Um 5 Uhr konnte man die edlen Franzosen zurücklaufen sehen; sie waren sehr um ihr Leben besorgt, indem sie sich hinter unsere Gräben verkrochen. Es war wirklich das feigste Benehmen, das ich je gesehen habe. Es kam dann auch soweit, daß einer unserer Leute sie mit dem Bajonett bedrohte, als sie nicht zurückkommen wollten. Natürlich gerieten unsere Leute in eine verteufelte Erregung, und zwar umsomehr, als sich bei den Franzosen nicht ein einziger Offizier sehen ließ. Ein Leutnant von unserer „A"-Kompagnie führte einige Leute zur Unterstützung vor, wobei er hinten im Dorf Dutzende von Franzosen antraf, die er aufforderte, in ihre Stellungen zurückzukehren. Ich glaube, die Franzosen, die sich hinter den Strohmieten verbargen, wurden abgeschlachtet; aber ich kann nur sagen, sie haben sich schändlich blamiert; wären sie in den Gräben geblieben, würden sie sich wie Männer benommen haben."

Die englische Armee

In einem früheren Bericht aus den Kämpfen westlich von Lille (vgl. S. 115 f.) ist bereits eine vorzügliche Schilderung des englischen Soldaten enthalten. Im selben Sinne berichtet ein Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts", der bei Ypern mitgefochten hat: „Der erste gefangene Engländer wurde von einer Patrouille an unserer (zur Front marschierenden) Kolonne entlang geführt. Er erregte natürlich das allgemeine Interesse unserer Soldaten. „Wie ein Chauffeur sieht der Kerl aus!" hörte man die Leute sagen. „Ob der Söldling überhaupt schießen kann? Er sieht mehr nach Fußball und Cricket aus!" Eine weitere Stunde später gaben uns die Kameraden des gefangenen Engländers die Antwort auf die Frage, ob sie schießen könnten, und zwar haben sie uns dies, der Deutlichkeit halber, gleich praktisch demonstriert, und so deutlich demonstriert, daß zum Beispiel unser Bataillon schon nach den ersten Gefechten auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Plötzlich sah man ein, daß man die „englischen Söldlinge" doch nicht so ohne weiteres mit Hurra über den Haufen rennen konnte, und wir hatten am eigenen Leibe erfahren, daß diese glattrasierten Gentlemen ihre langen Beine nicht immer nur zum Davonlaufen, sondern hie und da auch zu ganz gefährlichen Angriffen benutzten. Wir wußten in wenigen Stunden, daß wir einen keineswegs ungefährlichen Gegner uns gegenüber hatten.

Die englische Infanterie, die uns dort in der Gegend von Ypern gegenübertrat, muß als eine der besten Truppen bezeichnet werden. Von vornherein auffallend war das

hohe Maß von Energie, mit der die englische Infanterie das von ihr besetzte Gelände gegen unsere Angriffe verteidigte, und wenn sie zurückgetrieben wurde, immer wieder, vor allem des Nachts, versuchte, das Verlorene zurückzugewinnen. Hierbei wurde sie auf das wirksamste durch das Feuer ihrer Feldartillerie unterstützt, die ebenso wie die französische der deutschen Feldartillerie mindestens ebenbürtig ist . . .

Die Hauptstärke der englischen Infanterie liegt unzweifelhaft in der Verteidigung und in der Geländebenutzung. Auch hier machen sich bei dem sportgeübten Engländer die natürlichen Jägerinstinkte stärker geltend, als dies bei unserem Durchschnittsinfanteristen der Fall ist. Der Engländer hat als Sportsmann ohne Frage besser reagierende Nerven als der Durchschnittsdeutsche. Der englische Rekrut ist daher fraglos leichter im Schießen, in der Geländebenutzung, im Patrouillendienst usw. auszubilden als der deutsche; die Jugendbewegung will ja auch hierin in Deutschland für die Zukunft Wandel schaffen. Die Gewandtheit des englischen Infanteristen im Gelände fiel in den zahllosen Kämpfen bei Ypern so recht in die Augen. Die englischen Schützengräben waren meist so angelegt, daß sie mit dem bloßen Auge nicht zu erkennen waren. Als wir den ersten Schützengraben gestürmt hatten, waren wir erstaunt über die sachgemäße Anlage der Gräben, was Tiefe, Seitendeckung gegen Granatsplitter, Brustwehr und Unterstände betrifft. Die Gräben waren fast alle für einen langen Widerstand vortrefflich vorbereitet. Was uns am meisten auffiel, waren die Stahl- und Eisenplatten, die in die Brustwehr eingebaut waren. Die Unterstände waren auf das denkbar bequemste eingerichtet. Unsere Leute erbeuteten dort wundervolle Konserven, Corned beef und Schinken, und manch einer hat sich dort auch einen Rasierapparat erobert, wie ihn fast jeder englische Soldat bei sich trägt . . .

Oft hatten die Engländer Schützengräben ausgehoben, diese aber gar nicht besetzt, sondern, um uns zu täuschen Rübenköpfe und Aehnliches auf die Brustwehr gesteckt. Ihre feuernde Schützenlinie lag dann so weit vor oder hinter den Schützengräben, unsichtbar dem Gelände angepaßt, daß sie von unserem Feuer, das zunächst noch auf die anscheinend besetzten Schützengräben gerichtet war, kaum belästigt wurde. Oft kam es vor, daß man aus einem Waldrand plötzlich lebhaftes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer erhielt. Man nahm den Waldrand unter Feuer, ging sprungweise gegen ihn vor, und erst beim Eintritt in den Wald merkte man, daß am Waldrand gar keine Schützen lagen, und daß alle Schüsse von den Bäumen herab kamen. Dort oben hatten sich englische Infanteristen in den Baumkronen eingenistet und sogar Maschinengewehre auf den Bäumen untergebracht.

Als Patrouilleur ist der Engländer hervorragend. Ich hatte öfter Gelegenheit, englische Patrouillen mit dem Glas ein großes Stück ihres Weges verfolgen zu können, und ich mußte jedesmal feststellen, daß sie sich äußerst sachgemäß verhielten . . .

Auch in den Nachtgefechten wenden unsere Gegner vielfach eine uns vollständig neue Taktik an. Bei den Deutschen ist es Brauch, nachts nur das Seitengewehr zu benützen, auf jeden Fall aber nur dann zu schießen, wenn es so hell ist, daß man zielen kann. Engländer und Franzosen dagegen sind in manchen Fällen auch für das Infanteriefeuer bei Nacht zu dem Verfahren der Artillerie übergegangen, die bekanntlich auch bei Nacht gewisse Geländestücke mit Feuer abstreut. Als mein Regiment nach der Erstürmung des Dorfes Becelaere das Dorf bei Dunkelheit besetzt hatte, ging ein stundenlanges Infanteriefeuer über Straßen und Häuser hernieder, so daß der Aufenthalt dort schließlich unmöglich wurde. Als wir dann bei Becelaere schanzten, befanden wir uns fast während der ganzen Nacht im Infanterie- und Maschinengewehrfeuer des Gegners, das zwar nur wenig Verluste zur Folge hatte, aber die übermüdete Truppe keinen Augenblick zur Ruhe kommen ließ. Und das bezweckten die Engländer."

Die italienischen Freiwilligen

Der Journalist Ravasini, einer der Getreuen Ricciotti Garibaldis, berichtet im „Messaggero" über seine Erfahrungen und Eindrücke bei den in Frankreich stehenden Garibaldianern. Er kam zunächst nach Montélimar, um sich Peppino Garibaldi, dem in den zwanziger Jahren stehenden „General" zur Verfügung zu stellen, der dort die Sammlung seiner Scharen erwarten wollte. Anstatt einer Armee von Rothemden fand jedoch Ravasini nur das erste Regiment der Fremdenlegion vor, in das man die italienischen Freiwilligen und zwar in französischer Uniform gesteckt hatte; und an Stelle des Generals Peppino fand er den Oberstleutnant Garibaldi in Zivil, dem die Franzosen es offenbar schwer gemacht hatten, die alten Traditionen seines Großvaters unverändert wieder aufzunehmen; denn seine Erzählung klingt, wie sie Ravasini wiedergibt, nicht eben begeistert: Peppino kam mit seinem Bruder Ciotti bei Ausbruch des Krieges aus Amerika, um Frankreich seine Dienste anzubieten; diese nahm die französische Regierung zwar gerne an, aber sie weigert sich, die Ueberfahrtskosten für tausend Garibaldianer zu zahlen, die in Amerika auf Peppinos Ruf warteten; auch erlaubte sie die Bildung eines selbständigen Korps nicht, wie es der Alte 1870 mit eigenem Kommando und eigener Uniform befehligt hatte, sondern billigte nur die Ernennung garibaldinischer Offiziere zu. Ueber die Verwendung der Truppen wurden Verhandlungen mit der republikanischen Partei in Italien geführt, die zwei Abgeordnete nach Lyon und Bordeaux schickte und die sich bemühte, eine garibaldinische Expedition nach der Adria und eine Sendung auf österreichischen Boden zustande zu bringen. Die französische Regierung kümmerte sich jedoch nicht im geringsten um die eigenen politischen Ziele der Garibaldianer, sondern schickte italienische Freiwillige aus Lyon nach Marokko und andere aus Avignon in die Marneschlacht, wo am 4. Oktober 1914 nach Ravasini vierhundert gefallen sein sollen.

Die Enttäuschung über die Behandlung der Freiwilligen war groß: Unterricht und Kommando sind französisch. „Zuviel Kaserne und zuviel Disziplin", stellt Ravasini fest; auch der Zwang, in der Kaserne zu schlafen, fällt den Leuten schwer, die einer romantisch-idealistischen Abenteuerlust gefolgt sind, sich nun aber als Söldner einer fremden Sache verbunden sehen. Die Löhnung ist fünf Centimes täglich oder alle drei Tage ein Päckchen Tabak für fünfzehn Centimes. Der Zulauf ist unter diesen Umständen nicht sehr groß und wird es nach Ravasinis sauer-süßem Bericht noch weniger sein. Hundertfünfzig sind bisher aus Italien gekommen, darunter die meisten „Offiziere". Ravasini selbst ist wieder nach Rom zurückgekehrt und hat das Schwert mit der Feder vertauscht.

Noch manch anderer ist in den schmutzigen Kaschemmen Marseilles zur Besinnung gekommen und enttäuscht heimgekehrt. Von den übrigen hörte man monatelang fast nichts; kaum eine flüchtige Kunde von ihnen drang über den Exerzierplatz hinaus, wo sie von französischen Unteroffizieren gedrillt wurden. Endlich kam auch für sie der Tag der Feuertaufe. Schon beim ersten Treffen quoll aus tausend Wunden heißes Italienerblut. Und nun begab sich das Seltsame, daß mit einemmale die Presse Italiens, die im vergangenen Herbst den Garibaldinerzug nicht sehr ernst genommen hatte, das Wort von der „Heldenschar" prägte und in epischen Schlachtberichten die italienischen Ruhmestaten im Argonnerwalde verkündete. Die Bewunderung erreichte die Höhe, als der Tod Bruno Garibaldis gemeldet wurde, dem bald mit anderen Unseligen sein Bruder Costante im Tod nachfolgte.

Daß die Franzosen die Italiener in den Argonnen buchstäblich als Kanonenfutter benutzten, geht u. a. aus einem Feldpostbrief hervor, den das „Berliner Tageblatt" veröffentlicht hat: „Du wirst in den dortigen Zeitungen wohl auch schon über

das Eingreifen der Garibaldianer gelesen haben. Die Angriffe, an einem Tage vier, am folgenden zwei, erfolgten gegen den rechten Flügel unserer Brigade, also in unserer allernächsten Nähe. Ob alle sechs Sturmangriffe von den Garibaldianern ausgeführt wurden, konnte unsererseits noch nicht genau festgestellt werden. Man sollte aber in italienischen Zeitungen über die mißbräuchliche Verwendung der italienischen Freiwilligen-Legionen Mitteilung machen. Die Franzosen hatten doch schon so oft vergeblich versucht, bei uns durchzubrechen, wußten also ganz genau, daß es Wahnsinn ist, gegen unsere Stellungen Sturm laufen zu lassen, und trotzdem hetzten sie frische Truppen, wie die Garibaldianer, die von unseren Stellungen natürlich keine Ahnung hatten, gegen uns vor, mit dem Ergebnis, daß alle Angriffe in unserem Feuer zusammenbrachen und kaum einer der Unglücklichen zurückkam. Derselbe Vorwurf, den man den Engländern machte, als man sie beschuldigte, daß sie die Belgier gegen uns vortrieben, um die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen, dieser gleiche Vorwurf trifft nun auch die Franzosen. Dies sollten sich kriegsbegeisterte Italiener, die vielleicht noch Lust haben, sich den freiwilligen Legionen anzuschließen, zur Warnung dienen lassen."

Die dunklen Hilfsvölker

In dem bunten Völkergemisch, das den deutschen Truppen im Nordwesten gegenübersteht, sind die Inder wohl die interessantesten Gegner. Sie setzen sich vor allem aus Gurkhas, Sikhs und Pathaus zusammen. Walter Oertel schreibt in der „Frankfurter Zeitung": „Die Gurkhas sind ihrer Rasse nach Mongolen, klein und untersetzt, mit etwas mongolischem Gesichtsausdruck; ihrer Religion nach sind sie Brahmanen. Die Sikhs dagegen sind eine Kriegersekte, die sich anfangs des 16. Jahrhunderts bildete, als sich die Kämpfe zwischen Mohammedanern und Hindus ihrem Ende näherten. Eine besondere Kriegerkaste bilden auch die Koschapatties oder Ratschputen, eine Art von Schwertadel. Die Kastenverschiedenheit zwischen den Anhängern der gleichen Religion erschwert naturgemäß die Zusammensetzung der indischen Truppen sehr. Die Gurkhas und Koschapatties essen z. B. nur Ziegenfleisch und Hammelfleisch, aber auch nur dann, wenn sie es selbst geschlachtet und zubereitet haben. Hier gibt wieder die Zubereitung Schwierigkeiten. Die Sikhs essen das Fleisch der geschlachteten Tiere nur dann, wenn ihm nach ihrem Ritus das Haupt mit einem Schwerthiebe vom Rumpfe getrennt worden ist. Die Brahmanen dagegen schneiden diesen Tieren die Kehle durch. Die Mohammedaner essen Rindfleisch, was wieder den Anhängern Brahmas, bei denen das Rind heilig ist, ein Aergernis ist. Man überlege nur die kolossalen Verpflegungsschwierigkeiten, die sich im Bewegungskriege für eine Truppe ergeben, die von so verschiedenen Riten abhängig ist und streng daran hält. Um einigermaßen Ordnung zu halten, werden die Inder in ihren Regimentern so eingeteilt, daß eine Doppelkompagnie aus Sikhs, eine aus Mohammedanern und eine aus Kaschopatties besteht...

Die militärische Ausbildung der indischen Truppen ist, entsprechend ihrer langen Dienstzeit, gut. Und doch sind deutsche Soldaten in allen Kämpfen selbst den ältesten und besten Truppenteilen dieser Gattung vollkommen überlegen gewesen, und an die Schießausbildung der deutschen Infanterie kann überhaupt keiner ihrer Gegner heran...

Interessant ist, daß den Indern in ihrem Heimatlande nicht gesagt worden ist, gegen wen sie kämpfen sollen. Sie wurden mobil gemacht, dann mit der Bahn verladen, von der Endstation sofort auf die Schiffe gebracht und dann abgesandt. Auch in Aegypten hielt man sie fern von aller anderen Bevölkerung, und erst in Marseille sprach es sich unter ihnen herum, daß es gegen die Deutschen gehe. Sie wurden dann bald darauf in die Schützengräben eingeschoben, wobei man jedoch darauf achtete, die indischen Regimenter zu trennen und in die englischen und französischen einzuschieben. Jetzt wurde

ihnen auch mitgeteilt, daß sie sich nur auf Befehl ihrer englischen Offiziere ergeben dürften, sowie daß die Deutschen jeden gefangenen Inder in der schrecklichsten Weise vom Leben zum Tod beförderten. Hieraus erklärt sich die verhältnismäßig geringe Anzahl gefangener Inder, da diese, nachdem die englischen Offiziere gefallen waren, einfach bis zur Vernichtung weiterkämpften."

So wild der Inder im Kampf ist, so ritterlich und edelmütig zeigt er sich gelegentlich wehrlosen Verwundeten gegenüber. Davon erzählt ein Feldpostbrief: „In den letzten verlustreichen Kämpfen bei Messines standen wir auch indischen Truppen gegenüber. Als ihre Eigenart haben wir außer zähester Tapferkeit eine unsere sämtlichen europäischen Gegner beschämende Ritterlichkeit schätzen gelernt. Als Beispiel möchte ich nur folgendes anführen: Unsere Verwundeten wurden in den Schützengräben, die das Regiment vorübergehend bis zum Eintreffen von Verstärkungen hat räumen müssen, verbunden, verpflegt und sorgsam vor die Gräben gelegt; auf die abholenden Krankenträger wurde nicht geschossen. In einem Schützengraben fanden sich drei schwerverwundete Deutsche und ein leichtverwundeter Inder zusammen. Der Inder hat unsere Kameraden zwei Tage lang verpflegt, ihnen kriechend Wasser geholt und alles mit ihnen geteilt. Das sind nicht Taten einzelner, sondern die Erfahrungen vieler."

Die Verkündigung des Heiligen Kriegs, über die an anderer Stelle ausführlich zu sprechen ist, haben die Engländer natürlich mit allen Mitteln vor den Indern zu verheimlichen gesucht. Deutsche Flieger haben durch herabgeworfene Flugblätter dafür gesorgt, daß die Kunde davon da und dort doch zu ihnen drang. An solchen Stellen fanden sich dann unerwartet zahlreiche indische Ueberläufer ein. In einem Brief eines Artillerieoffiziers heißt es: „Oft kam aus den Schützengräben die Anfrage, was mit den übergelaufenen Indern gemacht werden solle, es wäre unheimlich: sie lägen neben unseren Soldaten und schössen auf ihre Engländer. Ich wollte es erst gar nicht glauben. Aber bei der Armee nördlich von uns ist das auch vorgekommen."

Viel niedriger als die Inder stehen die meisten Hilfsvölker der Franzosen. Aber nicht etwa militärisch. Die Senegalneger z. B. sind ganz ausgezeichnete Schützen und haben sich auch sonst sehr tapfer geschlagen. So wehrten sich bei den Kämpfen um Bailleul mehrere Kompagnien Senegalschützen noch ganz verzweifelt, als bereits die Deutschen an allen anderen Punkten über den Ort hinaus waren und es mußte erst Artillerie vorgezogen werden, um die sich so schneidig verteidigenden Schwarzen zusammenzuschießen. Die algerischen Truppen, Turkos und Marokkaner, scheint man nach Proklamation des Heiligen Krieges nicht mehr in größeren Verbänden zu verwenden, sondern schiebt sie, ebenso wie es auch die Engländer mit den Indern machen, in kleinen Formationen in die Kampflinien ein. Ueber die Kampftüchtigkeit dieser Regimenter liegen keine abschließenden Urteile vor.

Während die Hindus, die mit vorzüglicher warmer Kleidung ausgerüstet sind, die Kälte verhältnismäßig gut ertrugen, sind die französischen Kolonialtruppen massenhaft den Unbilden des ungewohnten Klimas erlegen. Die Senegalschützen mußten schließlich schleunigst zurücktransportiert werden.

Ueber die bestialische Art, wie diese Völker unter den Augen französischer und englischer Offiziere morden, sind zahlreiche Zeugnisse vorhanden. Ein spanischer Kriegskorrespondent erzählt nach der „Frankfurter Zeitung": „Auf dem Rückweg nach Paris sah ich auf einer Station einen Zug von mehr als vierzig Wagen stehen, der verwundete Turkos und Senegalesen führte, und an den Wänden der Wagen waren Ohren und Hände von gefallenen Feinden angenagelt!" In dem Tagebuch eines gefallenen französischen Offiziers findet sich, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" berichtet, folgende Eintragung: „Wir reihen in unsere Kompagnie einige

Schwarze und einige Jäger ein. Es kommen auch einige Marokkaner vorbei. Einer hat, wie es scheint, 16 Ohren in seinem Brotbeutel. Ein anderer ist an der Hand verwundet; als ihn jemand fragt, wer ihm diese Verwundung beigebracht hat, antwortet er: „Dieser da!" und zieht aus seinem Brotbeutel einen abgeschnittenen Kopf! Man hat Mühe, ihn zu veranlassen, sich davon zu trennen." Ein Mitarbeiter der römischen „Tribuna" berichtet über seine Unterredung mit einem französischen Abgeordneten der äußersten Linken. Die Senegalesen, erzählte ihm der Franzose, seien der Schrecken der Feinde. Sie machten keine Gefangenen. Einmal seien deutsche Kriegsgefangene und Senegalesen zusammen in einem Eisenbahnzuge transportiert worden. Als man auf einer Zwischenstation nachgesehen hätte, seien alle deutschen Kriegsgefangenen von den Senegalesen ermordet gewesen, obgleich man die Senegalesen nicht in denselben Abteilen mit den Deutschen, sondern in benachbarten untergebracht hatte.

Nach solchen Erzählungen versteht man das ergreifende Stimmungsbild in einem Feldpostbrief von Hans Fr. Blunck, den die „Vossische Zeitung" wiedergibt:

„Am Abend war der Kampf gewesen, einer jener wilden französischen Angriffe zu Beginn der Yperner Schlacht. Es war wohl ein Zufall, daß ich im Morgengrauen über das Schlachtfeld kam, da wo das Regiment gestanden hatte. Die Schlacht schwieg, war auch weiter vorgerückt. Ich hatte eine nachdenkliche Weile mich umzusehen.

Der Kampf, der herrliche Kampf war mir zum Ekel geworden in jener Nacht. Senegalneger und indische Hilfstruppen hat der Feind gegen unsere herrlichen Freiwilligen angesetzt und es war, als käm' durch den Blutdampf, der über dem Schlachtfeld lag, jener schüttelnde, tierische Geruch der dunkelhäutigen Völker. Als strömte mit dem niedrigen Blut der Fremden etwas in den Boden, das das Land verpestete, als wüßte die Erde, daß sie nie wieder grün werden dürfe, nachdem der Fuß der Afrikaner im gräßlichen Takt über sie hinweggestürmt war.

Eine jener unergründlichen Stimmungen lag im grauenden Morgen, die wir nur mit Erschütterung ertragen, mit einer Verzweiflung und doch mit einem schleichenden Zorn gegen die, die sie über uns brachten. Nicht jene herrliche Kampfwut, wie sie uns vor Abenden beherrschte, als wir auf diese Schlacht warteten, — — es war niedriger, quälender, als hätten wir etwas Hohes verloren, das uns getragen hatte bisher. Als wäre man kleiner geworden, körperlich kleiner, — möchte ein Gift brauen und über die Welt streuen. So furchtbar wirkte der Anblick der schwarzen Körper, die wie aufgeschnürt vor unsern Schützengräben lagen.

Der Himmel zog kleine hellgelbe Wolken, die höher und höher über den Osten kreisten. Ueber den Gräben stand der Morgendampf in seinen seltsamen blassen Farben.

Ich ging den Schützengraben entlang.

Ein paar Soldaten mühten sich um den toten Körper ihres Obersten, hatten ihn aufgerichtet und an einen Weidenstamm gelehnt, so daß er mit großen gläsernen Augen zum Feind schaute. Die Kugel war durch die Brust gegangen und das feine, überzarte Gesicht des Toten sah mit ganz stillen, ernsten Zügen über das Feld. Aber nur solange man die Augen im Schatten sah. Als ich weiterschreiten wollte und mich noch einmal umwandte, erblickte ich ihn plötzlich von vorn und erschrak. Es war, als hätte sich sein Gesicht verzerrt während ich nicht hinsah. Ein Ausdruck tiefster Verachtung auf die, die vor ihm herangenaht waren, ein verhaltener Schmerz und dann, wenn man ihm in die Augen sah: wie ein Entsetzen. Etwas unsäglich Grauenhaftes war aufgestürmt, bevor seine Blicke brachen. Er, der soviel vom Kampf gleichwertiger Gegner geträumt hatte, der eine wunderliche Hochachtung vorm Feinde bis in die letzten Stunden bewahrt hatte, der Grübler, der Deutsche, hatte die schwarze Flut gesehen, den dunkeln Schlamm, der aus dem Wald auf ihn und seine Leute niedergebrochen war. Nicht Mann gegen Mann

hatte er sich mit starkem Feinde messen können, wie wohl sein Lebenswunsch gewesen war; halbtierische Völker Afrikas hatte der Gegner geschickt, als er sich stellen sollte, Asien hatte er aufgepeitscht, und das tausendjährige Europa verraten.

Ich wußte plötzlich, woher das Furchtbare kam, das über all unsern Gedanken lag. Es war, als sei seine verstörte Seele um uns mit all ihrem Entsetzen vor dem dunkeln Verrat an Europa."

Verletzungen des Völkerrechts

Auch in diesem Zeitabschnitt sind Völkerrechtsverletzungen durch die Gegner Deutschlands begangen worden. Hier nur einige charakteristische Fälle:

1. Der Generalstabsarzt und Chef des Feldsanitätswesens v. Schjerning hat folgende Meldung erstattet: In Orchies wurde ein Lazarett von Franctireurs überfallen. Bei der kurz darauf, am 24. September 1914, gegen Orchies unternommenen Strafexpedition durch das Landwehrbataillon 85 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlusten von Toten und 36 Verwundeten zurück. Ein am nächsten Tag ausgesandtes bayrisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind und fand Orchies von den Einwohnern verlassen. Im Orte wurden 20, bei dem Gefecht am vorhergehenden Tage verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten und man hatte sie durch Einführen von Sägemehl in den Mund und die Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen bestätigt. Orchies wurde dem Erdboden gleichgemacht."

2. Die „Deutsche Tageszeitung" erfährt von einer hochstehenden Persönlichkeit: „Es war zu Beginn der Kämpfe um den Abschnitt von Reims, wobei das 7. deutsche Korps Franzosen und Engländern gegenüberstand. Da kam eines Morgens ein Parlamentär im Auftrag des englischen Oberkommandierenden mit der Bitte, die Deutschen möchten einen gewissen Hügel bei Reims nicht unter Feuer nehmen, da die Engländer dort ein Feldlazarett errichtet hätten. Richtig war auch inzwischen auf einem Gebäude, das auf dem Hügel stand, die bekannte weiße Flagge mit dem roten Kreuz aufgezogen worden. Daher erklärte sich die Oberleitung des 7. deutschen Korps bereit, den betreffenden Hügel nicht zu beschießen. Im Laufe des Tages entwickelte sich dann ein heftiges Gefecht, wobei es für die Deutschen darauf ankam, den Feind aus einer wichtigen Stellung zu vertreiben. Aber trotz aller Anstrengungen kamen die Deutschen nicht weiter, sie hatten namentlich unter dem vernichtenden Feuer feindlicher Geschütze zu leiden, deren Standort nicht zu ermitteln war, obschon die Deutschen den größten Teil der übrigen feindlichen Batterien bereits zum Schweigen gebracht hatten. Da erstattete dem deutschen Oberkommandierenden ein Adjutant die Meldung, daß das vernichtende Feuer von Geschützen herkommen müsse, die hinter dem betreffenden Lazarett aufgestellt seien. Er bat gleichzeitig um die Erlaubnis, das Lazarett beschießen zu dürfen. „Nein," lautete die Antwort, „das können Sie nicht. Sie sehen doch, daß dort die weiße Flagge weht, und die müssen wir respektieren!" Allein das schwere Feuer hielt an, die Deutschen erlitten dadurch schwere Verluste, bis sie sich endlich durch einen Sturmangriff auf den Hügel Luft machten, wo das Lazarett stand. Was entdeckte man dort? In dem englischen Lazarett lag nicht ein einziger Verwundeter, dagegen hatte der Barackenbau als Deckung für eine englische Batterie gedient, die hinter dem englischen Lazarett aufgestellt war und deren Feuer den Deutschen so schweren Schaden zufügte!"

3. Eidliche Aussage eines deutschen Offiziers: „Bei Ervilliers befand ich mich als Führer einer Patrouille im Aufklärungsdienst. Da sah ich plötzlich zwei Autos in schnellster Fahrt auf unsere Stellungen zufahren. Die Wagen waren mit dem Roten

Kreuzzeichen versehen. In der Absicht, ihnen mitzuteilen, daß sie direkt auf unsere Stellungen zufahren, dort festgenommen und auf anderen Wegen erst wieder nach Frankreich zurückgeleitet werden könnten, ritt ich mit meinen Leuten auf sie zu. Die Autos hielten und einige Leute der Bemannung erhoben die Hände zum Zeichen ihrer friedlichen Absicht. Meine Leute ritten nun in langsamem Tempo auf die beiden Wagen zu, als plötzlich drei von ihnen durch die in den Wagen versteckten Maschinengewehre niedergemacht wurden. Da ein Kampf nutzlos gewesen wäre, habe ich schleunigst Meldung geschickt; die Roten-Kreuz-Autos, deren Besatzung sich als englische Maschinengewehrleute herausstellten, wurden abgefangen und ihrer verdienten Strafe entgegengeführt."

4. Ein bayrischer Offizier, der bei Wytschaete verwundet wurde, erzählt: „...Plötzlich stand unser Armee-Oberkommandant, Seine Königliche Hoheit Prinz Rupprecht vor uns. Er erkundigte sich eingehend nach unseren Verletzungen, insbesondere denjenigen, die von Dumdum-Geschossen herrührten. Besonderes Interesse fand das englische Gewehr, das wir mit uns führten, mit Vorrichtung zum Abknicken der Spitze des Geschosses, das heißt zum Herstellen von Dumdum-Geschossen. Die englischen Geschosse, die gegen uns verwendet wurden, sind alle fabrikmäßig als Dumdum-Geschoß dadurch präpariert, daß der Kern aus zwei Teilen besteht, die nur durch den Mantel verbunden sind. An der Stelle, wo innen das Geschoß auseinandergesägt ist, ist außen ein kleiner Einschnitt. Man kann das Geschoß nun so verwenden, daß man es wie jedes andere abschießt. Es wird dann im Moment des Aufschlages zum Dumdum-Geschoß: beim Aufschlag bricht die Spitze ab, daher der Eindruck eines Explosiv-Geschosses, den wir hatten, bis wir die Dinger in die Hand bekamen. Haben die Burschen aber Zeit, so machen sie gleich ganze Arbeit, indem sie mit Hilfe der Abknickvorrichtung an ihrem Gewehre die Spitze wegbrechen und das Dumdum-Geschoß ist fertig." Diese Tatsache ist durch zahlreiche Feldpostbriefe einwandfrei bezeugt.

* * *

Obwohl die angeführten Beispiele sich noch stark vermehren ließen, darf man sie doch nicht ohne weiteres verallgemeinern. Das zeigt folgende deutsche Meldung: „Am 4. Dezember 1914 war ein zur Bewachung eines Drahthindernisses aufgestellter deutscher Posten mit abgeschnittenen Ohren, durch Kopfschuß getötet, aufgefunden worden. Schon am nächsten Tage erschien bei den an jener Stelle liegenden deutschen Sicherungen ein Offizier des französischen 165. Infanterie-Regiments und bat, mit verbundenen Augen zu dem kommandierenden General geführt zu werden. Hier gab der französische Offizier die Erklärung ab, daß sein Truppenteil mit dem der Verübung der Greueltat schuldig Befundenen keine Gemeinschaft habe. Der Mann sei wegen des von ihm begangenen Verbrechens am gleichen Tage, dem 5. Dezember, erschossen worden."

Die deutsche Verwaltung in den besetzten Gebieten Frankreichs

Die wirtschaftliche Organisation

Der Kriegsschauplatz zerfällt bekanntlich in Operations- und Etappengebiet. Sobald sich ein feindliches Land fest in deutschen Händen befindet und vor kriegerischen Ereignissen für geraume Zeit sicher ist, erhält es eine Zivilverwaltung (ein Generalgouvernement wie Belgien) und gehört damit nicht mehr zum Kriegsschauplatz. Von Frankreich sind die Gegend von Maubeuge und das Maastal von der Sémoismündung abwärts dem Generalgouvernement Belgien angegliedert worden. Alles übrige ist Kriegsschauplatz, also entweder Operations- oder Etappengebiet.

Natürlich ist es in erster Linie Aufgabe der Etappe, für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen, die rückwärtigen Verbindungen aufrecht zu erhalten und die wirtschaftlichen Werte des Etappengebiets dem Interesse des Kriegs nutzbar zu machen. Daneben hat aber der deutsche Etappendienst in Frankreich infolge der stationären Kriegslage sehr bald auch Verwaltungsaufgaben mit übernehmen müssen, wie sie sonst den Generalgouvernements obliegen. In jedem dieser beiden Wirkungskreise und besonders in der Vereinigung beider hat sich der deutsche Organisationsgeist mustergültig bewährt.

Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen des Heeres ging man wie in Belgien und Polen (vgl. I, S. 225 und II, S. 70—71) zunächst an die Wiederherstellung des Eisenbahnbetriebes. Die verschiedenen von Noveant, Amanweiler und Fentsch nach Nanzig, Verdun und Sedan führenden Linien, sowie die das Erzgebiet von Briey*) durchziehenden Zwischenstrecken wurden sofort von der Generaldirektion der Eisenbahnen in Straßburg in Verwaltung und Betrieb genommen und mit dem erforderlichen Personal besetzt. Landstraßen wurden ausgebessert und zum Teil ganz neu angelegt; über die Somme wurde im Lauf von zehn Tagen in schwierigem, sumpfigem Gelände eine Brücke von gut einem halben Kilometer Länge gebaut.

Das französische Etappengebiet besitzt zahlreiche ausgedehnte Fabrikanlagen. Auch sie wurden den Zwecken der Heeresverwaltung nutzbar gemacht. Der dänische Journalist Christensen berichtet nach der „Frankfurter Zeitung": „Ich war in einem Militärlazarett, das in einer Baumwollfabrik errichtet worden war, und in einer Autofabrik, die als Artillerie-Reparaturwerkstatt diente, in der eroberte englische, belgische und französische Kanonen, Panzerautos und andere Waffen instandgesetzt und für die Zwecke der Deutschen umgearbeitet werden. Alles geht schnell und praktisch.

Früher war es Brauch, daß die einzelnen Truppenabteilungen das Vieh, das sie brauchten, selbst schlachteten. Das war sehr verschwenderisch, weil dabei eine Menge verloren ging. Jetzt haben die Deutschen große Korpsschlachtereien eingerichtet, die von fachkundigen Wehrpflichtigen bedient werden. Jetzt geht nichts mehr verloren. Aus den Fleischresten, die übrig bleiben, wenn das Vieh zerlegt wird, werden Würste gemacht — und ganz vorzügliche, ich hab' sie selbst probiert. Der Talg wird in großen Tonnen gesammelt und dann zu Lichtern gegossen — für die Schützengräben! Und die Häute werden getrocknet und nach Deutschland geschickt, wo man für alles, was Fell heißt, Verwendung hat."

Ueber die landwirtschaftliche Organisation in den besetzten Landesteilen schreibt der amerikanische Berichterstatter James Archibald in der „Neuen Freien Presse": „General v. Heeringen, Kommandant der siebenten Armee, erzählt mir, daß er den französischen Bauern seine Artilleriepferde geliehen habe, um sie bei der Ernte und den Arbeiten für das nächste Jahr zu unterstützen. In vielen Fällen, wo die Bauern alle zur französischen Armee abgegangen und nur Frauen und Kinder übrig waren, stellte ihnen der deutsche General Soldaten für die Feldarbeit zur Verfügung. Ich selbst habe Dutzende von Dreschmaschinen, ausschließlich bedient von deutschen Soldaten, gesehen, die für die französischen Einwohner arbeiteten. Diese Maschinen wanderten von Gehöft zu Gehöft, bis die ganze Ernte beendet war. Dann kaufte der deutsche Kommandant einen gewissen Teil davon und zahlte dafür bar und einen guten Preis. Schließlich wurde die Saat für das nächste Jahr unter der Aufsicht deutscher Fachmänner bestellt, die den Leuten vorschrieben, was zu säen sei.... Schließlich ist es immer Organisation, die siegt, und in meiner Kriegserfahrung mit mehr als fünfund-

---

*) Für die Gruben und Hüttenwerke des Erzbeckens von Briey und Longwy, an denen auch deutsches Kapital beteiligt ist, wurde eine deutsche Schutzverwaltung eingesetzt.

zwanzig der größten Armeen der Welt habe ich nie etwas gesehen, was sich mit der Organisation der deutschen Armee vergleichen ließe.

Hierzu teilt Professor Dr. Georg Wegener in der „Kölnischen Zeitung" noch einige bemerkenswerte Einzelheiten mit. „Man ist," schreibt er, „mit der Aberntung bis hart an den Feuerbereich im Operationsgebiet herangegangen, so daß kaum viel Frucht stehen geblieben ist. Höchstens Rüben, an denen ja aber solch eine Ueberfülle vorhanden war, daß wir sie auch im ungefährdeten Etappengebiet vielfach haben liegen lassen müssen. Mit einem Teil der Kühe hat man Molkereien eingerichtet, insbesondere im Norden des Etappengebietes, wo wöchentlich 150 Zentner Butter erzeugt werden. Ebenso sind im Süden solche Molkereien für die Lazarettbedürfnisse geschaffen worden. Auch als Zugtiere sieht man Rinder hier und dort auf den Feldern. An die Verwertung des Vorhandenen schloß sich sogleich, in weit vorschauender Weise, die Vorbereitung einer neuen Ernte. Die Bestellung der Wintersaat wurde noch im Herbst vorgenommen.... Das Pflügen, soweit wir es ausführen, geschieht auf Rechnung der französischen Gemeinden, die für den Morgen Pflügung acht Mark bezahlen. Die Deutschen liefern ihnen auch das Saatgetreide, ebenfalls gegen Bezahlungen, die natürlich in bar geleistet werden müssen. Gesät werden Sommerweizen, Sommergerste, Hafer und Frühkartoffeln. Die Bestellung wird im Lauf des März beendet sein, und man erwartet eine mehrere Wochen frühere Ernte als daheim."

Ein schwieriges Problem bildete der Zuckerrübenbau. Für die Deutschen hatte es keinen Sinn, die Zuckerproduktion in Nordfrankreich aufzunehmen und dadurch Deutschland, das schon wegen der Exportstockung viel mehr Zucker hat, als es selbst braucht, Konkurrenz zu machen. Darum hat man etwas anderes erfunden: die Zuckerrüben wurden in Scheiben geschnitten, getrocknet und aufbewahrt und haben im Laufe des Winters einen vorzüglichen Futterstoff abgegeben. Gleichzeitig wurden Versuche gemacht, einen Zuckerrübenlikör herzustellen.

Neben der Fürsorge für das eigene Heer bildet die **Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Kohlen** eine wichtige Aufgabe der deutschen Verwaltungsbehörden. Im „Matin" veröffentlicht ein angesehener Kaufmann aus Roubaix folgenden Bericht über die Lebensverhältnisse im dortigen Industriebezirk: „Die Vorräte sind noch nicht erschöpft; vor allem fehlt es noch nicht an Brot. Nur hat sich das Weizengebäck zum Schwarzbrot gewandelt. Gleichwohl muß man sich mit dem Gedanken abfinden, daß in nicht zu ferner Zeit Mangel an Mehl eintreten könnte, eine Gefahr, die eine dunkle Wolke am Horizont unseres gegenwärtigen Lebens bildet. Kaffee, Fleisch und Gemüse kommen in genügenden Mengen heran; vom Salz kann man leider nicht dasselbe sagen. Butter wird mit 4,50 bis 5,50 Franken das Kilo bezahlt. Milch ist selten geworden, weil es an Viehfutter fehlt, und Eier werden mit 25 Centimes für das Stück bezahlt, da die Deutschen viele Hühner geschlachtet haben. Was den Zucker anbetrifft, so existiert er nur noch in Form von gestoßenem Zucker. Der Wein ist bei den Bewohnern von den Deutschen mit Beschlag belegt worden. Vor einiger Zeit drohten die Kohlen knapp zu werden, so daß man sich auf die Koksfeuerung hätte einrichten müssen. Heute aber erhalten wir von den Kohlengruben Anzin sowohl wie aus dem Becken von Mons zu Bahn und zu Schiff ausreichende Kohlenzufuhren. Man verfeuert heute auch die Fabrikkohlen als Hausbrandkohle und bezahlt 4 bis 5 Franken für 100 Kilogramm."

Wie die deutschen Truppen für die ärmere Bevölkerung der von ihnen besetzten Gebiete sorgen, geht aus einem Protokoll hervor, das eine aus angesehenen französischen Bürgern gebildete Kommission über die Behandlung der Zivilbevölkerung durch die Deutschen aufgenommen hat. „Ueberall, wo wir hinkamen," heißt es darin, „wurde

besonders dankbar anerkannt, daß die deutschen Militärärzte auch die notleidende Bevölkerung versorgen, und daß die Truppen überall den Armen Suppe und Brot bringen. Herr Levêque, der Bürgermeister von Sinceny, meinte sogar, der arme Teil der Bevölkerung wünsche vielfach eine lange Dauer des Kriegs, da man „jetzt alles von den deutschen Truppen erhalte". Allgemein wurde festgestellt, daß sich der Verkehr zwischen dem deutschen Militär und der französischen Zivilbehörde von Tag zu Tag angenehmer gestalte."

Die Haltung der nordfranzösischen Bevölkerung ist denn auch mit wenigen Ausnahmen musterhaft zu nennen. Der Verkehr mit der deutschen „Einquartierung" ist stellenweise geradezu herzlich. Zwei neutrale Zeugnisse mögen das bestätigen. Ein in St. Quentin ansässiger Holländer schreibt: „In St. Quentin herrscht zwischen der Kommandantur und den Gemeindevertretern ein gutes Einvernehmen. Man sorgt in lobenswertem Eifer für die hungernde, arbeitslose Bevölkerung und tut das Möglichste, um das stockende Verkehrsleben wieder herzustellen. Ich hege die größte Bewunderung für die deutschen Sanitätssoldaten. Was sie in Feindesland Gutes getan haben, das verdient höchste Anerkennung. Die braven Menschen werden von den Franzosen sehr geschätzt. Wenn auf den Flugzetteln, die von Luftschiffern in die Stadt geworfen werden, von „Barbaren" die Rede ist, so zeigen sich die Einwohner empört über diese ungerechte Beschimpfung. St. Quentin hat kein absonderliches Verlangen, vom Feinde befreit zu werden. Täglich sendet ein Flieger die Botschaft: „Wir kommen, wir verjagen den Feind aus eurer Stadt." Beim Lesen dieser Nachricht brechen die Weiber und Kinder in Tränen aus. Sie fürchten, daß St. Quentin von den Franzosen verteidigt wird und dann das gleiche Schicksal erleidet wie Arras, Reims, Soissons, Armentières und viele andere schöne Städte Nordfrankreichs. „Wir fühlen uns unter deutscher Herrschaft ganz zufrieden, sie mögen uns doch in Ruhe lassen." Diese und ähnliche Bemerkungen hört man sehr häufig in den Straßen von St. Quentin."

Der schweizerische Oberst Karl Müller, der als Kriegsberichterstatter des Berner „Bunds" und der „Neuen Zürcher Zeitung" an der deutschen Westfront weilt, schreibt über den Verkehr der deutschen Soldaten mit der französischen Bevölkerung: „In und vor den Wohnungen treffe ich die deutschen Soldaten im freundlichsten Verkehr mit den französischen Dorfbewohnern. Der Oberst gestattet mir ohne weiteres, mich mit den Bewohnern zu unterhalten, ja, er zieht sich, um das Gespräch durch seine Anwesenheit nicht zu beeinflussen und die Unbefangenheit der Leute nicht zu beeinträchtigen, zurück, wenn ich mich mit ihnen bespreche... „Ils sont bien gentils, bien gentils", lautet die Antwort über die Soldaten überall, wo ich anfrage... Wir besuchten ein Haus, in dem an die zwanzig Soldaten einquartiert waren. Sie saßen, als wir ankamen, in der Stube und sangen. Die Familie aber, mehrere Frauen und Kinder, waren in der Küche um den Tisch herum versammelt und tranken ihren Kaffee. Eine anmutige Französin im Alter von 21 bis 23 Jahren, ein bildschönes Mädchen, schien die Regentin dieses Familienkreises zu sein; sie führte das Wort, und die Soldaten, die aus- und eingingen, begegneten ihr mit großer Achtung. Ich fragte auch hier nach dem Betragen der Soldaten und sie antwortete lebhaft und nicht ohne Wärme: „Oh, ils sont très aimables, très convenables." Dann klagte sie mir, wie groß die Not im Dorfe eine Zeitlang gewesen, als es bald von französischen, bald von deutschen Truppen besetzt war. Seitdem die Deutschen im unbestrittenen Besitz des Dorfes sind, ist die Lebensmittelversorgung der Bewohner wie überall, wo deutsche Truppen französische Gebiete besetzt haben, geordnet. Lebensmittel werden durch die Heeresverwaltung herbeigeschafft und an die Bevölkerung abgegeben. „Maintenant, nous avons à vivre, les soldats partagent leur pain avec nous", sagte die junge Französin. „Il paraît que ce ne sont pourtant pas des barbares", bemerke ich, und sie antwortet mit Leidenschaft: „Non, certainement

pas, monsieur. Mais vous savez c'est la guerre, qui excite tant les âmes des gens qu'ils se médisent et qu'ils se calomnient."

Eine kurze Trübung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen dem deutschen Militär und der Zivilbevölkerung trat ein, als die Militärbehörde sämtliche im dienstpflichtigen Alter stehenden Männer einer Musterung unterzog und die Tauglichen zur Internierung nach Deutschland schickte. Die unglaublichsten Gerüchte liefen bei den armen Weibern um: ihre Männer würden in Feldgrau gesteckt werden und müßten gegen die Russen kämpfen, und dergleichen Unsinn mehr. Die Erregung legte sich bald, als von den Internierten befriedigende Nachrichten eintrafen.

Der Zustand der Kunstdenkmäler

Geheimrat Paul Clemen aus Bonn, der Vorsitzende des Denkmalrates der Rheinprovinz, hat im Auftrage der obersten Heeresleitung das Etappengebiet und das Operationsgebiet der deutschen Armeen an der französischen Front bereist, um den Zustand der dortigen Kunstdenkmäler festzustellen. Nach seinem Bericht sind die Schäden an den historischen Baudenkmälern im nördlichen und östlichen Frankreich innerhalb unseres Etappengebietes bis in die hintere Zone des Operationsgebietes verhältnismäßig gering. Ganz unberührt geblieben sind von Nordosten angefangen Cambrai, Douai, Valenciennes und St. Quentin. Lille, wo unsere Truppen, obwohl es als offene Stadt bezeichnet war, unerwartet und heimtückisch Feuer erhielten, ist anderthalb Tage lang von Südosten her beschossen worden; zumal in der Gegend des Hauptbahnhofes sind ganze Straßenviertel und einzelne Häuserfronten durch das Bombardement zerstört, doch haben die historischen Denkmäler darunter kaum gelitten. Von den historischen Städten nördlich von der Aisnefront sind zum Glück Laon und auch Noyon gänzlich unberührt. Aber auch bei den notwendig gewordenen Zerstörungen einzelner Orte zwischen der Nordostgrenze Frankreichs und der Aisnelinie ist die Heeresleitung überall sorgsam um die Erhaltung der historischen Bauten bemüht gewesen. Ihre Hauptsorge gilt jetzt den Denkmälern von Reims und Soissons, die beide von den deutschen Truppen eng eingeschlossen, beide von den Franzosen aus Stellungen hinter der Stadt und in der Stadt selbst auf das hartnäckigste verteidigt werden.

Die Reimser Kathedrale hatte nach dem Bericht von Professor Clemen überhaupt nur zwei Volltreffer bekommen. Die ganze Substanz des Bauwerkes stand damals noch. Wohl fehlte das Dach, das bei der ersten Beschießung am Nachmittag des 19. November 1914 in Brand aufgegangen war, aber die Turmfront stand noch mit den beiden mächtigen stumpfen Westtürmen, die beiden Querschiffgiebel standen, die feine durchbrochene Galerie, die das Hochschiff abschließt, war erhalten, und in dem Strebesystem der Nordseite, die vor allem unserer Artillerie zugängig war, war keine Lücke zu entdecken. An der Spitze des Nordturms ist die eine innere Ecke durch eine Granate weggeholt, es scheint aber hier nur die Bekrönung der einen Fiale abgeschlagen zu sein. Die übrigen großen Kirchenbauten, vor allem St. Rémi, standen gleichfalls noch. Die Abbildungen, die die französische „Illustration", der „Miroir", der amerikanische „Outlook" gebracht haben, zeigen zumal an dem nördlichen Seitenportal der Westfront schwere Beschädigungen. Die meisten davon scheinen aber nicht durch die Granaten selbst oder durch die Rückwirkung von dem Abprallen der großen Geschosse auf dem Platz vor der Kathedrale hervorgebracht zu sein, sondern durch den Brand, der das große und nur allzu solide Baugerüst ergriffen hatte, das für die noch immer im Gang befindliche Restauration diesen Teil des Domes verkleidete (vgl. II, S. 118). Die Flammen, die die ganze Front lang emporschlugen, und die leider auch das Innere mit der hölzernen Ausstattung an Kanzel und Beichtstühlen ergriffen hatten, haben den Kalkstein der Skulpturen völlig ausglühen

müssen. In Soissons hat Professor Clemen aus der Entfernung von nur 2400 Meter aus günstigster Position von oben herab während des Granatfeuers die Denkmäler der Stadt genau beobachten können. Die Kathedrale stand am 7. Dezember noch wenig verletzt da. Sie hatte im ganzen nur vier Haupttreffer aufzuweisen. An dem zweiten Strebepfeiler an der Nordseite des Chores war ein Stück unterhalb der Fiale herausgeschlagen. Am Langhaus westlich vom Querschiff ist eine Granate durch das Dach und scheinbar durch das Gewölbe eingedrungen und hat den Zwickel zwischen zwei der Fenster des Obergadens zerrissen. Der unvollendete Nordturm war in seinem späteren Aufsatz durch ein Geschoß getroffen, das aber die Architektur des eigentlichen Baues nicht weiter berührte, und der eine vollendete Südturm ist durch eine Granate in der Höhe des Obergeschosses getroffen. Von der Front von St. Jean-des-Vignes, die allein noch von der alten Abtei übrig geblieben ist, zeigen die Türme noch Spuren der Beschießung von 1870.

In beiden Fällen ist jedoch die Beschießung noch nicht beendet; und wenn die Franzosen fortfahren, die Bauwerke dieser Städte, wie fast allnächtlich den Turm der Kathedrale von Soissons für Lichtsignale, zu benutzen, so wird die deutsche Artillerie leider keine andere Möglichkeit haben, als diese, das Leben der deutschen Truppen dauernd gefährdenden Positionen zu zerstören.

Am schlimmsten sieht es an der Nordfront aus, in Arras und in Ypern. Hier wie in Armentières mußten die Beffrois fallen, da diese hohen Beobachtungsstellen dem Feind die bequeme Möglichkeit der Feststellung der Wirkung seiner und der feindlichen Artillerie gaben und für die deutschen Truppen gefährlich und todbringend waren. Wenn auch in Arras der große Platz mit seinen durchgehenden Arkaden äußerlich unverletzt scheint, so hat das Rathaus schwer gelitten, die eine Hälfte ist völlig zerstört. Und in Ypern ist nach französischen Aufnahmen vom 5. Dezember 1914 über dem Riesenbau der gotischen Tuchhallen, die der Graf Balduin IX. von Flandern im Jahre 1200 begonnen hatte, das hohe steile Dach mit dem so charakteristischen alten Dachstuhl abgebrannt. Der Beffroi hat in seiner Front eine tief heruntergehende Bresche und die Außenfront der Hallen selbst ist an drei Stellen völlig durchgeschlagen. Das im rechten Winkel an die Hallen anstoßende Renaissancerathaus ist völlig zerstört und bis auf das Erdgeschoß zusammengebrochen. Der spätgotische Turm der Kathedrale St. Martin hat gleichfalls sein Dach verloren. Von dem Museum, das in der alten zweigiebligen Boucherie untergebracht war, steht nur noch die Außenfront mit leeren Fensterhöhlen. Dixmuiden, das von unseren Truppen besetzt, aber von den Verbündeten dauernd unter Feuer gehalten wird, ist eine große Ruinenstadt (vgl. S. 93).

Es ist aber festzuhalten, daß bei diesen beklagenswerten Zerstörungen überall eine unbedingte Notwendigkeit vorlag, daß die Deutschen durch die Aufstellungen des Feindes, durch die Ausnutzung dieser Denkmäler, zumal der Türme für die Feuerleitung, direkt gezwungen waren, die Bauten unter Feuer zu nehmen, — und sowohl an unserer flandrischen Front in den Orten bei und vor Dixmuiden wie an der Aisnelinie und an der lothringischen Front sind es umgekehrt jetzt die Franzosen und Engländer, die ihre eigenen Denkmäler oder die der Verbündeten zerschießen. In Bourgogne nördlich von Reims ist die frühgotische Kirche durch ein schweres Geschoß der Franzosen getroffen worden, ebenso hat die ehrwürdige Kirche von Brimont von der Südseite her durch französische Geschosse schwer gelitten. An der Côte Lorraine beschossen die Franzosen das hochgelegene Bergdorf Hattonchâtel, in dem die Kirche mit ihrem feinen kleinen Kreuzgang zuerst unter dem deutschen Bombardement gelitten hatte. Und in St. Mihiel haben wiederum die Franzosen die Kirche St. Etienne beschossen und darin eines der berühmtesten Denkmäler der französischen Renaissanceplastik, die unvergleichliche Grablegung Ligier Richiers, schwer beschädigt.

Belgien unter deutscher Verwaltung

Von der belgischen Regierung in Le Havre

21. November 1914.

Der belgische Minister des Aeußern ist zurückgetreten. Der belgische Finanzminister macht bekannt, daß auch der Dezembercoupon der belgischen Staatsschuld nicht bezahlt wird.

6. Dezember.

Belgien erhielt von England einen weiteren Barvorschuß von 100 Millionen Franken, woraus verschiedene dringende finanzielle Verpflichtungen eingelöst werden sollen.

15. Dezember.

Um ein neues Heer aufzustellen, fordert die belgische Regierung alle nach Frankreich gegangenen ledigen Flüchtlinge zwischen 18 und 30 Jahren auf, sich dem nächsten Rekrutierungsamt zu stellen. Die für tauglich Befundenen werden entweder in die Linie eingestellt oder den in Calais für militärische Arbeiten organisierten Kompagnien zugeteilt. Die französische Behörde wirkt bei der Durchführung dieser Maßnahmen mit. Die „Indépendance Belge“ meldet, das belgische Heer solle auf eine Stärke von 100 000 Mann gebracht werden.

* * *

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ gibt den Bericht eines Spezialkorrespondenten aus Le Havre wieder, der einige interessante Mitteilungen über die Tätigkeit der ausgewanderten belgischen Regierung enthält. Ihr Aufenthaltsort ist Sainte-Adresse, ein beliebter Badeort in der Nähe von Le Havre, dessen Villen der Regierung geräumige Unterkunft geboten haben. Die französische Republik hat die Exterritorialität, die sie den Belgiern bewilligt hat, vollkommen durchgeführt. Ueberall stehen die schwarz-gelb-roten Schilderhäuschen, vor denen belgische Soldaten Wache halten. Ein belgisches Postbureau ist eingerichtet, bei dem man Briefe mit belgischen Marken aufgeben kann. Autos mit belgischen Fahnen fahren durch die Straßen. Man sieht viel bekannte belgische Gesichter, und könnte glauben, sich in Belgien zu befinden. Nach der Schilderung des Berichterstatters herrscht in den Regierungsbureaus von Sainte-Adresse eine lebhafte Tätigkeit. Berichte über den gegenwärtigen Zustand des besetzten Landes treffen ein. Maßregeln für die Zukunft werden getroffen, Abgesandte ausgeschickt zur Wahrung der Interessen der belgischen Regierung. Ihr Vorsitzender, Kriegsminister de Broqueville, befindet sich meistens im Hauptquartier, kommt aber zu Ministerberatungen oder anderen dringenden Angelegenheiten herüber. Die anderen Mitglieder der Regierung sind alle in Sainte-Adresse: der Minister des Innern Berryer, der des Auswärtigen Davignon, der Justizminister Carton de Wiart, der Finanzminister Van de Vijvere, der Marine- und Postminister Segers, der Minister für Kunst und Wissenschaft Poullet, der Arbeitsminister Hubert, der Ackerbauminister Helleputte und der Kolonialminister Renkin. Alle haben ihren Kabinettschef und ihr Bureau bei sich.

Ausländische Diplomaten sind in großer Zahl anwesend, außer dem niederländischen Gesandten noch die des päpstlichen Stuhls, Frankreichs, Englands, Rußlands, Japans, Rumäniens, Italiens und Brasiliens. Eine große Zahl hochgestellter Belgier wurden Anfang Dezember 1914 mit besonderen Aufträgen ins Ausland geschickt, so die Kammermitglieder Lorand und Destrée nach Italien, Professor Waxweiler, der Direktor des Solvay-Instituts in Brüssel, nach der Schweiz, um dort die Oeffentlichkeit zu bearbeiten. Der Staatsminister de Sadeleer gehörte zu der Delegation für Amerika, Herr Poolreiziger hat eine Regierungssendung nach den skandinavischen Reichen erhalten. Die

Staatsminister Hymans und Cooreman waren in Holland, um die Situation der belgischen Flüchtlinge dort zu untersuchen. Mit demselben Auftrag ging Vandervelde nach England und Schollaert ist mit der Fürsorge für die belgischen Flüchtlinge in Frankreich betraut.

Auch von der Tätigkeit einzelner Departements erfährt man einiges. Im Eisenbahnministerium beschäftigt man sich mit der Verteilung des in Sicherheit gebrachten Bahnmaterials. Von den insgesamt 4700 Lokomotiven der belgischen Staatseisenbahnen befinden sich jetzt 4000 in Frankreich, außerdem die große Mehrheit des Wagenparks. Ein Teil des belgischen Eisenbahnpersonals ist zeitweise bei den französischen Bahngesellschaften angestellt; ungefähr 3000 Eisenbahnbeamte sind so untergebracht, ebenso 250 Telegraphisten.

Der zweite deutsche Generalgouverneur für Belgien

28. November 1914.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ist von seiner Stellung als Generalgouverneur von Belgien enthoben und für die Dauer des mobilen Verhältnisses der Person des Sultans und dessen Hauptquartier zugeteilt worden. Zu seinem Nachfolger als Generalgouverneur von Belgien wurde der stellvertretende kommandierende General des 7. Armeekorps, Freiherr von Bissing, ernannt.

Moritz von Bissing wurde 1844 zu Bellmannsdorf in Schlesien geboren, trat mit 19 Jahren in das 8. Dragoner-Regiment ein und wurde 1865 Leutnant. Im Feldzuge 1866, in dem sein Regiment Gelegenheit hatte, sich bei Nachod besonders auszuzeichnen, erwarb er sich den Kronenorden 4. Klasse mit Schwertern. 1870/71 befand sich Leutnant von Bissing im Stabe des Oberkommandos der 3. Armee, die der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Chef seines Regiments, führte, und erhielt das Eiserne Kreuz. Nach dem Kriege kam er bald in den Generalstab, stand als Rittmeister im Königs-Husaren-Regiment und wurde als Major 1887 persönlicher Adjutant des Prinzen Wilhelm von Preußen, des jetzigen Kaisers. Er blieb nun zwei Jahre in der Umgebung des Kaisers, erhielt dann das Regiment der Gardes du Corps, 1893 die 4. Garde-Kavallerie-Brigade, 1897 die 29. Division und 1901 als Generalleutnant das 7. Korps. 1902 wurde er General der Kavallerie.

Freiherr von der Goltz hat sich bei seiner Abreise aus Belgien mit folgendem Gouvernementsbefehl verabschiedet: „Bei meinem Scheiden aus der Stellung als Generalgouverneur in Belgien rufe ich allen meinen bisherigen Untergebenen ein herzliches Lebewohl zu und sage ihnen meinen Dank für die tatkräftige Unterstützung, die ich stets von ihnen erfahren habe. Ihnen gebührt das Verdienst, daß es gelungen ist, in fremdem, von uns besetztem Lande selbst in den erregtesten Tagen Ruhe und Ordnung ohne Blutvergießen aufrechtzuerhalten. Ruhmvoll hat ein erheblicher Teil der Gouvernementstruppen an der Seite der Kameraden von der Feldarmee vor Antwerpen, an der Schelde und der Yser gefochten und gezeigt, daß der Geist der Väter in ihnen lebt, der zum Siege führen muß. Unerschrocken taten die übrigen den schweren und oft gefahrvollen Dienst im Gebiet hinter der Armee. Sie haben sich damit ein gleiches Verdienst um das schwerbedrohte Vaterland erworben wie jene. Unvergeßlich wird mir die große Zeit bleiben, die ich auf belgischem Boden durchlebte und die mein Herz in treuer Erinnerung an meine alten Mitarbeiter und Waffengefährten gefesselt hat. Mögen Erfolg und Kriegsglück ihnen auch weiter beschieden sein zum Heile Deutschlands und zum Ruhm seines Kaisers."

Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall.

* * *

Die „Vossische Zeitung" schreibt über die Amtstätigkeit von der Goltz': „Die Aera Goltz wird in der Geschichte des belgischen Königreiches eine große Rolle spielen, denn die Okkupation Belgiens, die mit der Besetzung der Hauptstadt Brüssel markant in die Erscheinung trat, fiel zeitlich zusammen mit der Einsetzung des Generalgouverneurs.

Am 25. August 1914 zog Freiherr von der Goltz mit seinem kleinen Stabe in Lüttich ein, wo er im erzbischöflichen Palais Wohnung nahm, und am 1. September 1914, um 4 Uhr nachmittags, traf er in Begleitung des Chefs der Zivilverwaltung, von Sandt, in Brüssel ein, um die Verwaltung des okkupierten Belgiens zu übernehmen. Die Zeit der Einrichtung des Generalgouvernements war nicht gut gewählt, denn in den ersten Tagen des Monats September wurde noch vor den Toren der Stadt gekämpft, und es gab Tage, in denen die Lage der nicht sehr starken Besatzung recht kritisch war. Dennoch konnten wir uns halten. Mit der Einnahme Antwerpens und der Besetzung Gents und der Küste wurde dann (allerdings erst Anfang Oktober) eine Situation geschaffen, die eine freiere Entwicklung der Tätigkeit des Generalgouverneurs gestattete. Man konnte dazu übergehen, nach der politischen Einteilung des Landes und der Provinzen, die Regierungsgewalt zu dezentralisieren und jeder Provinz einen Militär- und einen Zivilchef zu geben. Dadurch kamen unsere Behörden in direkte Verbindung mit den Provinzialverbänden Belgiens und indirekt auch mit den Kommunalverwaltungen. Es entstanden dadurch Beziehungen zwischen den Deutschen und der einheimischen Bevölkerung, die von allergrößter Wichtigkeit für die fernere Verwaltung des Landes werden mußten. Feldmarschall von der Goltz war ganz der Mann für diese Art der Verwaltung, für die sich auch der Zivilchef einsetzte. Denn es war klar, wenn man eine allmähliche Rückkehr zum normalen Leben anstreben wollte, wurde die Anteilnahme der Bevölkerung an den Geschicken des Landes notwendig. Auf diese Weise wurde vor allem erreicht, daß die Industrie zum Teil wieder arbeitete und daß maßgebende Persönlichkeiten aus der politischen Welt sich der Verwaltung zur Verfügung stellten, um das Volk über die Aufgaben der neuen Regierung zu unterrichten."

Deutsche Verwaltungsmaßnahmen in Belgien

Anfang Januar 1915 waren es vier Monate, seitdem die deutsche Verwaltung in den okkupierten Teilen Belgiens eingesetzt war, Zeit genug, um ihre Tätigkeit einer Betrachtung zu unterziehen. Die „Vossische Zeitung" schreibt: „Es kann für die Verwaltung Belgiens nur eine mittlere Linie in Frage kommen, die sowohl mit der Möglichkeit rechnet, daß Belgien ganz oder zum Teil dem Deutschen Reiche angegliedert oder einverleibt wird, als auch mit der Möglichkeit, daß Belgien als selbständiges Staatengebilde erhalten bleibt. In jedem Fall muß man zuerst dahin streben, daß das Land, das durch den Krieg und seine Folgen stark gelitten hat, dessen Handel und Wandel darniederliegt, zu Atem kommt, daß seine Kräfte möglichst wieder belebt werden."

Die deutsche Verwaltung hat diesen Weg mit Erfolg beschritten. Sie hat vor allem die Regelung des Geld- und Verkehrswesens fest in die Hand genommen (vgl. II, S. 188). Ueber die Ordnung des Geldverkehrs und die Einbringung der Kontributionen wird in anderem Zusammenhang ausführlich zu sprechen sein. Der Einrichtung eines geordneten Postdienstes setzten die belgischen Unterbeamten einen starken passiven Widerstand entgegen. Obwohl sie unter Androhung strenger Bestrafung zum Dienstantritt aufgefordert wurden, weigerten sich die Brüsseler Postbeamten, so daß ein umfangreicher Briefabholdienst eingerichtet werden mußte, der nach einigen Wochen durch einen von deutschem Personal ausgeübten Bestelldienst abgelöst wurde. Die belgischen Beamten in Lüttich und Verviers nahmen den Dienst wieder auf, legten jedoch nach zwei bis drei Wochen die Arbeit gemeinsam nieder mit der Begründung, von der belgischen Regierung eine entsprechende Weisung erhalten zu haben.

Im Eisenbahndienst ergaben sich dieselben Schwierigkeiten, daneben auch noch verkehrstechnische, da die belgischen Truppen u. a. fünfzig Maasbrücken zerstört hatten, die zum Teil erst wieder instand gesetzt werden mußten. Die Industrie konnte unter diesen

Umständen nicht so gefördert werden, wie es wünschenswert gewesen wäre, da es sich für sie vor allen Dingen darum handelt, Rohmaterialien herbeizuführen und die Abfuhr der fertigen Produkte zu ermöglichen. Vieles ist aber trotzdem bis jetzt erreicht worden. Namentlich die Post konnte im größten Teile des okkupierten Landes, wenn auch in beschränktem Maße, ihre Tätigkeit aufnehmen, und viele Schmalspurbahnen haben unter Leitung der alten belgischen Behörden ihre Betriebe wieder eröffnet. Die Schiffahrt, namentlich auf der Maas, konnte allmählich wieder aufgenommen werden und sich vor allen Dingen mit dem Abtransport von Kohlen aus den Industriebezirken beschäftigen.

Am geklärtesten und vielleicht auch am günstigsten ist die industrielle Lage in der Provinz Lüttich. Ein Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" schreibt Ende Dezember 1914: „In der sehr regen Arbeitsprovinz Lüttich wird wieder in allen 43 Kohlengruben und in den 73 Schächten, die bisher ausgebeutet worden sind, gearbeitet. Die belgischen Minendirektoren arbeiten unter eigener Verantwortung, und es ist ihnen sogar das zum Sprengen der Schächte so nötige Dynamit jetzt bewilligt worden. Ein deutscher Offizier, der Bergwerksdirektor im Oberschlesischen gewesen ist, wacht darüber, daß militärisches und finanzielles Interesse in dem regsamen Lütticher Land sich gut vertragen. Es war nicht leicht, die Ruhe in den Kohlengruben wieder in eifrige Tätigkeit umzuwandeln. Bisher konnte erst ungefähr die Hälfte der Arbeiter, die früher förderten, eingestellt werden. Doch springen die Ziffern des Grubenertrages gewaltig in die Höhe. Der Monat November hat das Doppelte des Monats Oktober zutage gebracht. Das berühmte Eisenwerk von Cockerill ist Belgiens größte Unternehmung. Es beschäftigt in gewöhnlicher Zeit 8000 Mann. Fünfzig Prozent dieser Industriearmee konnten bisher wieder eingestellt werden. Es werde nicht vergessen, daß auch in den Zinkhütten wieder gearbeitet wird. In der Provinz Lüttich wurden auch kostbare Kristallgefäße gegossen. Damit die Glasgießer nicht feiern müssen, stellt man gröbere Nutzglasvasen her... In den reichen Fabriken von Herstal, die auch deutsches Kapital aufgenommen hatten, und in zahlreichen Häusern wurden die berühmten Lütticher Waffen hergestellt, Kriegsmaterial, Jagdmaterial, Munition und Schmuckstücke, die nicht zum Töten, sondern nur zum Verzieren bestimmt waren. 301 000 Menschen lebten gut von diesem Erwerb. Sie wollen jetzt im Kriege nicht mehr tätig sein, sie wollen nicht den Lauf ausblasen, aus dem vielleicht einen ihrer Brüder oder Verbündeten die Gewehrkugel treffen könnte. Das ist ein Bedenken, das man verstehen kann, und da der Gewissenskampf auch durch höhere Löhne nicht beschwichtigt werden konnte, hat die Waffenindustrie in der Provinz Lüttich aufgehört. Das bedeutet jedoch wieder Not für viele, viele arme Familien und macht den deutschen Regierenden nicht wenig Kopfzerbrechen.

Während die belgische Regierung den Bahn- und Postbeamten streng untersagte, sich der deutschen Verwaltung zur Verfügung zu stellen, hat sie Anfang November die Beamten des Finanzministeriums und des Ministeriums des Innern unter gewissen Bedingungen ermächtigt, ihren Dienst wieder zu versehen. Desgleichen sollten die Lehrer sich wieder der örtlichen Behörde zur Verfügung stellen, von der sie abhingen, und die Richter wieder ihr Amt versehen „vorbehaltlich moralischer oder materieller Unmöglichkeit". Die Formel, unter der sich diese Beamten der deutschen Regierung verpflichten durften, bestimmte die Bekanntmachung dahin: „Ich Unterzeichneter gelobe hiermit, gemäß den Beschlüssen des Uebereinkommens vom Haag vom 18. Oktober 1907, meine Amtstätigkeit getreu fortzusetzen und nichts zu unternehmen oder zuzulassen, was der deutschen Verwaltung des belgischen Grundgebiets schaden könnte."

Durch diese Verfügung wurde die Wiederherstellung der inneren Ordnung wesentlich erleichtert. Gleichzeitig (am 1. November 1914) wurde deutscherseits eine neue Organisation in Kraft gesetzt, um die Verwaltung über das ganze Land auszu-



Phot. Nikola Perscheid, Berlin

General d. Kav. Moritz Freiherr von Bissing
seit 28. November 1914 Generalgouverneur von Belgien



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Der deutsche Generalgouverneur von Belgien Freiherr v. Bissing mit seinem Stabe
vor der neuen Generalstabskarte des besetzten Belgiens



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Brotausgabe an die arme Bevölkerung Mechelns durch deutsche Soldaten



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Hinter der Front in Belgien. — Ein verwundeter Offizier diktiert seine Befehle seinem Wachtmeister

breiten. An die Spitze jeder Provinz tritt ein Militärgouverneur, dem ein höherer deutscher Verwaltungsbeamter mit dem Titel: „Präsident der Zivilverwaltung" beigegeben und unterstellt wurde. Als Kreisinstanzen sind Kreischefs tätig, deren Stellen mit Offizieren besetzt sind und denen als Vertreter der Zivilverwaltung Assessoren beigegeben sind. Im allgemeinen fügt sich die neue Provinzialverwaltung in die früheren belgischen Verhältnisse ein (vgl. S. 227).

* * *

Das schwierigste Problem für die deutsch-belgischen Behörden bildete die Ernährungsfrage. Ueber die Lösung, die sie gefunden hat, berichtet die „Tägliche Rundschau": „Die Versorgung Belgiens mit Lebensmitteln, besonders mit Brotfrucht, erfolgt bei der geringen Produktion des Landes und dem Bedürfnis seiner annähernd 7½ Millionen Einwohner auch in Friedenszeiten zu dreiviertel aus dem Ausland, insbesondere aus Amerika. Was Belgien an Brotfrucht erzeugt, reicht nur auf die Dauer weniger Monate. Die kriegerischen Ereignisse brachten es mit sich, daß die Produktion des Landes hinter ihrer normalen Höhe weit zurückblieb, da Anfang August die Ernte vielfach noch nicht eingebracht war. So weit noch Vorräte vorhanden waren und Erträge der neuen Ernte vorlagen, ist das faßbare Getreide zum großen Teil von der belgischen Regierung für die Bedürfnisse des belgischen Heeres in Anspruch genommen worden. Die Versorgung der belgischen Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln war hiernach zeitweise allerdings ernstlich in Frage gestellt. Schlimm wurde die Lage aber nur dadurch, daß England in seinem Bestreben, Deutschland auszuhungern, gegen alles Völkerrecht auch kein Getreide nach Belgien hineinließ. Nach § 53 des Haager Abkommens über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges ist das Besatzungsheer berechtigt, Vorratshäuser und Lebensmittelvorräte zu beschlagnahmen, keineswegs aber verpflichtet, aus seinen eigenen Vorräten die feindliche Zivilbevölkerung zu unterhalten. Deutscherseits ist daher von Anfang an darauf hingewiesen worden, daß die Knappheit der Lebensmittel für die Zivilbevölkerung Belgiens nur verschuldet sei durch das Verhalten Großbritanniens.

Diesem Standpunkt trugen die in Belgien verbliebenen Vertreter der beiden neutralen Großmächte, Amerika und Spanien, Rechnung, indem sie zunächst für die Stadt Brüssel unter ihrem Schutze ein Hilfs- und Ernährungskomitee (Comité Central de Secours et d'Alimentation) ins Leben riefen, das seine Tätigkeit alsdann auf ganz Belgien ausdehnte. Das Komitee sandte Vertreter nach England, um bei der dortigen Regierung die Genehmigung zur Versorgung Belgiens mit amerikanischer Brotfrucht nachzusuchen. Der Generalgouverneur in Belgien hat dem Komitee die schriftliche und förmliche Erklärung abgegeben, daß die für die Ernährung der Zivilbevölkerung Belgiens bestimmten ausländischen Lebensmittel in keiner Weise für die Verpflegung der deutschen Truppen requiriert werden würden, sondern ausschließlich der Ernährung der belgischen Zivilbevölkerung dienen sollen. Auf Grund dieser Zusage haben der amerikanische und spanische Gesandte in Brüssel in einer Note vom 10. November 1914 mitteilen können, daß die nach London geschickte Kommission von der englischen Regierung das Versprechen erlangt habe, daß die von neutralen Häfen auf neutralen Schiffen nach Rotterdam verfrachteten Lebensmittel frei nach Belgien gebracht werden können.

Der Einkauf und die Verteilung des ausländischen Getreides ist in folgender Art organisiert: Unter dem Ehrenschutz der amerikanischen und spanischen Botschafter und Gesandten in London, Brüssel und im Haag hat sich ein amerikanisch-spanisches Komitee mit Unterabteilungen in den drei genannten Städten gebildet. Das Komitee in London hat die Aufgabe, die für die belgische Zivilbevölkerung nötigen Lebensmittel anzukaufen, alle freiwilligen Gaben des Auslandes an Geld und Naturalien zu sammeln und die Lebensmittel sowie die übrigen Naturalien bis Rotterdam zu verfrachten. Das Komitee

in Rotterdam speichert die ihm zugeschickten Sendungen und leitet sie weiter nach Belgien. Das Komitee in Brüssel stellt durch das „Comité Central de Secours et d'Alimentation" fest, welcher Bedarf in Belgien vorliegt, übermittelt das Ergebnis an die Beschaffungsstellen, speichert die Sendungen aus Holland an geeigneten Plätzen auf und führt die Lebensmittel dahin, wo sie benötigt werden."

Das amerikanische Komitee verteilt täglich auf den Kopf der Bevölkerung 250 Gramm Nahrungsmittel. Das loyale Verhalten der deutschen Behörde in dieser Angelegenheit geht daraus hervor, daß sie ihren Truppen jede Requisition von Lebensmitteln in den Distrikten verboten hat, wo die eingeführten Lebensmittel zur Verteilung gelangten, damit nicht etwa auf Umwegen irgend etwas von der Masse dem Heere zugute kommt. Auf diese Weise ist durch die Bemühungen des Hilfskomitees und der deutschen Verwaltung das belgische Volk für einige Zeit vor dem Aergsten bewahrt geblieben.

* * *

Es ist ein schönes Zeugnis für den Geist der deutschen Verwaltung, daß sie sich nicht auf die Erfüllung der Pflichten und die Ausübung der Rechte beschränkt, die den Haager Bestimmungen entspringen, sondern auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers durch Wohlfahrtseinrichtungen aller Art die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen in ihr Programm aufgenommen hat. In Verviers wurde z. B. eine Darlehenskasse errichtet, die Sparkassenbücher der nationalen Caisse d'Epargne et de Retraite beleiht, solange diese unter der Geltung des belgischen Moratoriums steht. Was nach und nach aus unserer deutschen Sozialgesetzgebung in Belgien einzuführen sein wird, muß der Zeit überlassen bleiben. Durch den Geist, in dem eine Verwaltung geführt wird, läßt sich vielleicht mehr erreichen, als durch die Aufnötigung neuer Gesetze, die nicht organisch aus der einheimischen Gesetzgebung herauswachsen. „In diesem Sinne," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „hat die sozialpolitische Abteilung der deutschen Zivilverwaltung ihre Aufgabe aufgefaßt. Ohne eine positive Neuerung anzustreben, konnte sie einen guten Schritt vorwärts tun. Sie sorgte einfach für die Ausführung eines Gesetzes, das von der geflohenen belgischen Regierung noch nicht zur Anwendung gebracht worden war. Die ergriffene Maßnahme bezieht sich auf den Arbeiterschutz, und hierin wiederum auf die Arbeit von Frauen und Kindern. Die Fortschritte gegenüber dem bisher bestehenden Schutze bedeuten zunächst eine Erhöhung des Schutzalters für Kinder von 12 auf 14 Jahre. Ferner wird der Geltungsbereich auf das Gast- und Schankgewerbe sowie auf die Bureaus von Gewerbe- und Handelsunternehmungen ausgedehnt. Außerdem erweitert sich das Verbot der Nachtarbeit der Frauen, das bisher nur Betriebe mit mehr als 10 Personen einschloß, auf alle Betriebe ohne Ausnahme. Zuletzt werden die Strafen für Vergehen gegen den Kinderschutz aufs Doppelte erhöht, um eine wirksamere Beachtung der Vorschriften zu erlangen. Das Gesetz erlaubt außerdem, durch königliche Verordnung, die Anwendung auf andere bisher noch nicht geschützte Kategorien auszudehnen. Da der Generalgouverneur alle Vollmachten besitzt, die früher für Erlaß einer königlichen Verordnung notwendig waren, so steht dem ferneren Fortschritt nichts im Wege, wenn die Umstände eine neue Maßnahme wünschenswert machen."

Wie eingehend sich die deutsche Zivilverwaltung mit der allgemeinen Volkswohlfahrt befaßt, zeigt sich am deutlichsten auf dem Gebiet der Medizinalverwaltung. Dr. Mamlock schreibt darüber im „Berliner Tageblatt": „Die Vorstellung, als ob etwa hier nur militärärztliche Forderungen die Lage beherrschen, ist nicht angängig: im Rahmen des Feldsanitätswesens im eigentlichen Sinne ist eine mustergültige Organisation geschaffen, deren Segnungen an Ort und Stelle sowie auch in weiterem Umkreise sich fühlbar machen. Es will gewiß etwas heißen, wenn in einem Land, in dem Schlachten getobt haben, Orte zerstört wurden, Einwohner flüchteten und große Truppenmassen hin-

und hergezogen worden sind, der Gesundheitszustand im Heere sowie bei der Zivilbevölkerung durchweg gut ist. Weder Seuchen oder Epidemien sind in dem Gebiet von Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Namur und Löwen aufgetreten. Kaum merkt man gegen die Verhältnisse im Frieden eine nennenswerte Veränderung. Die Wasserversorgung genügt allen Anforderungen; selbst in Antwerpen, wo die Wasserwerke zerstört sind und infolgedessen das Oberflächenwasser der Schelde benutzt werden mußte, haben sich dank einer umsichtigen hygienischen Ueberwachung völlig befriedigende Ergebnisse gezeigt. Und das gleiche gilt von den Schlachthöfen, der Milchversorgung usw., so daß die Hygiene der Ernährung nach jeder Richtung hin gewahrt ist. Im einzelnen ist in erster Reihe für den guten Stand der Dinge die Auswahl der Lazarette verantwortlich zu machen. Soweit belgische Militärlazarette, wie zum Beispiel das Antwerpener, einfach übernommen werden konnten, da sie allen modernen Anforderungen entsprachen, war die Sache verhältnismäßig einfach. Dagegen hatte unsere Verwaltung in Brüssel, mit Ausnahme des Schaerbecker Bürgerhospitals, im Palais des Académies, in der Karabinierkaserne Baudouin und im Hôpital militaire Kriegslazarette zu improvisieren bzw. unseren Ansprüchen gemäß auszugestalten. Gerade an diesen Stellen zeigt sich nun, daß eine umsichtige Verwaltung gemeinsam mit erfahrenen ärztlichen Praktikern alles verwertet hat, was die moderne Kriegskrankenpflege an Hilfsmitteln bietet. Spezialistische Behandlung ist für alle vorkommenden Erkrankungen vorhanden, Badeeinrichtungen, Röntgen-Kabinette, zahnärztliche Abteilungen, Gymnastiksäle, kurz nichts fehlt, was etwa die heimatlichen Lazarette besitzen. Im Festungslazarett Namur ist sogar eine Einrichtung zur Behandlung mit künstlicher Höhensonne vorhanden. Hier war man auch in der Lage, da das Lazarett früher ein Kloster mit großen Gartenanlagen war, die ansteckend Kranken völlig von den übrigen abzusondern, so daß nicht einmal die Gärten gemeinschaftlich benutzt zu werden brauchen. Sonst haben alle Lazarette Isolierräume. Für die Typhuskranken ist noch besonders dadurch gesorgt, daß man sie zur Nachkur nach Spaa läßt, wo die gesamten Kureinrichtungen zu ihrer Verfügung stehen. Sie werden in besonderen Genesungszügen, die ausschließlich für Typhusrekonvaleszenten bestimmt sind, dorthin befördert. Damit ist Vorsorge getroffen, daß eine etwaige Krankheitsverschleppung nicht vorkommt. Außerdem sind bei einigen Linienkommandanturen eigens Hygieniker tätig, denen die Ueberwachung des gesamten Eisenbahnpersonals obliegt."

Eine der traurigsten sozialen Erscheinungen in Belgien ist die Prostitution. Sie besteht als Folge materieller Not, das kann nicht geleugnet werden. Allerdings hatte sie seit langem in Belgien recht unerfreuliche Formen angenommen, wenn auch die Angaben einiger deutscher Blätter über dies Thema mit lediglich hypothetischen Zahlen arbeiteten. Aber die sittliche Not besteht nun einmal; und die verschiedenen Polizeimaßnahmen, die getroffen wurden, können zwar helfen, aber nicht bessern. Daher besteht, nach Mitteilungen der „Münchener Neuesten Nachrichten", die Absicht, dem belgischen Roten Kreuz, das sich allerdings bisher der Lage wenig gewachsen zeigte, hier wie auf dem Gebiete der Krüppel- und Tuberkulosenfürsorge und der Säuglingssterblichkeit ein Tätigkeitsfeld zu eröffnen. Sollte das belgische Rote Kreuz versagen, müßte eine eigene Institution neu geschaffen werden.

* * *

Den kommunalen Aufgaben zeigt sich die deutsche Zivilbehörde ebenso gewachsen wie den großzügigeren der Landesverwaltung. Ueber die Vorgänge in Brüssel nach der Entfernung des Bürgermeisters Max (vgl. II, S. 185 ff.) berichtet der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung": „Die deutsche Militärbehörde verlangte, daß energische Maßregeln gegen den Verkauf der in Antwerpen und Gent gedruckten verbotenen Blätter in Brüssel und dessen Vorstädten ergriffen würden. Als unsere Truppen

Antwerpen und Gent besetzt hatten, konnten natürlich diese Zeitungen nicht mehr erscheinen. Dafür aber wurden auf den Straßen der Stadt durch Vervielfältigungsmaschinen hergestellte Blättchen feilgeboten, die Auszüge aus französischen und englischen Blättern brachten, gespickt mit Tatarennachrichten. Um diesem Unfug zu steuern, waren einige deutsche Kriminalbeamten mit dem Auftrag, sämtliche Verkäufer zu verhaften, ausgeschickt worden. Als sie vor der Börse einige Verkäufer festnehmen wollten, wurden sie von der Menge insultiert und unter Mitwirkung zweier Brüsseler uniformierter Polizisten tätlich angegriffen, was dem Publikum riesigen Spaß machte. Die beiden Polizisten sind zu fünf und drei Jahren Gefängnis verurteilt worden, und um der Stadt Brüssel zu beweisen, daß unsere Militärverwaltung sich ein derartiges Auflehnen von Polizeiorganen nicht ungestraft bieten lassen kann, ist der Stadt eine Strafkontribution von fünf Millionen Frs. auferlegt worden, die bis zum 10. November 1914 beglichen sein mußte. Außerdem wurde sämtlichen Brüsseler Polizisten die Schußwaffe abgenommen und ihnen anbefohlen, von jetzt ab die deutschen Offiziere zu grüßen. Schon vorher hatte sich der Militärgouverneur genötigt gesehen, den Nachtpatrouillen deutsche Soldaten als Deckung mitzugeben....

Die Militärbehörde hat sich auch mit der Bürgergarde beschäftigt. Als am 20. August 1914 die deutschen Truppen in Brüssel einzogen, rückten die aktiven Bürgergardisten nach Flandern ab, und als Antwerpen vor der Uebergabe stand, zog die Brüsseler Bürgergarde Zivilkleidung an und begab sich einzeln nach der Hauptstadt zurück. Dagegen mußte etwas geschehen. Die Militärbehörde hat deshalb durch Maueranschlag alle Bürgergardisten auffordern lassen, sich auf dem Hofe der Militärschule zu versammeln. Hier wurde eine Liste der Garde civique aufgestellt, sie wurden entwaffnet und zu wöchentlicher Meldung verpflichtet. Die älteren Jahrgänge werden in gleicher Weise behandelt. Viele Brüsseler sind der deutschen Behörde dankbar für ihr Vorgehen, denn sie erkennen selbst an, daß die deutsche Militärbehörde berechtigt gewesen wäre, die Bürgergarde als ehemalige Kombattanten als Kriegsgefangene nach Deutschland zu senden."

Gegen die Arbeitsverweigerung mußten in Brüssel schließlich strenge Maßregeln ergriffen werden. Die deutschen Behörden erließen folgende Bekanntmachung: „Die deutsche Regierung in Belgien hat vor einiger Zeit der Bevölkerung den Rat erteilt, ihre Arbeit, die so lange geruht hat, wieder aufzunehmen, da die deutsche Regierung unter allen Umständen Arbeitslosigkeit und die dadurch entstehende Not zu verhindern wünscht. Trotz aller Bemühungen weigert sich aber die belgische Bevölkerung, die Arbeit wieder aufzunehmen, und es sind selbst Fälle vorgekommen, daß direkte Befehle der deutschen Verwaltung zur Ausführung gewisser Arbeiten von den Bürgern nicht befolgt wurden. Die deutsche Behörde erneuert hiermit diesen Befehl zur Wiederaufnahme der Arbeit, die jetzt durchaus möglich ist, da sowohl Post- wie Eisenbahnverkehr zurzeit als beinahe normal zu bezeichnen sind. Sollte auch diesem Befehl keine Folge geleistet werden, so wird die Verteilung von Lebensmitteln aus den Liebesgaben-Sendungen an diejenigen verboten werden, die nur deshalb ohne Arbeit sind, weil sie die ihnen angebotene Arbeit verweigern."

Von den reichen Beständen, die in den Antwerpener Magazinen entdeckt wurden, sind genaue Verzeichnisse aufgestellt worden; sie sollen später so weit noch möglich, den rechtmäßigen Eigentümern wieder zur Verfügung gestellt werden.

Sodann wurden die Ersatzansprüche der Deutschen Antwerpens für die seit Kriegsausbruch erlittenen Verluste festgestellt. Die belgische Regierung bediente sich eines sehr bequemen Mittels, um die verlassenen Häuser der Deutschen auszuräumen. Alles was für gemeinnützige Zwecke, besonders für das Rote Kreuz, nötig schien, wurde aus den deutschen Häusern geholt. Es befanden sich dabei Möbel, Wäsche und Nahrungs-

mittel. Damit die Form der Gerechtigkeit gewahrt sei, wurde von den belgischen Beamten eine Quittung für jedes Stück hinterlegt. Aber welche Quittung! Ein schöner Stuhl kostet einen Franken. Luxuswäsche kostet das Waschgeld. Eine Badewanne kostet drei Franken. Jemand hatte ein prachtvolles Haus, und die patriotischen Belgier kauften das Ganze mit ihrer papiernen Quittung für ein paar Franken auf. Die Aufnahme dieser Schäden verlangt viel Mühe, viel Klugheit, viel Geschicklichkeit und Einsicht in allerhand menschliche Eigensucht. Denn die am wenigsten Leidenden sind nicht immer die Bescheidensten.

Finanzielle Maßnahmen des deutschen Generalgouverneurs

21. Oktober 1914.

Das Moratorium für Wechselzahlungen und Auszahlung von Bankguthaben ist bis zum 30. November 1914 verlängert worden.

27. Oktober.

Die vorübergehend starke Nachfrage nach belgischen Zahlungsmitteln und die hierdurch bedingte starke Kurssteigerung der belgischen Frankennoten (vgl. II, S. 191), hat der deutschen Regierung in Brüssel Veranlassung gegeben, Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, ausgleichend auf die Preisbildung zu wirken. Das deutsche Generalgouvernement für Belgien wird aus seinen Eingängen und Beständen bis auf weiteres dem deutschen Markte größere Beträge belgischer Frankennoten zur Verfügung stellen. Den börsenmäßigen Verkauf der Noten besorgt die Reichsbank in Berlin.

3. November.

Das von England und Frankreich gegen Deutschland erlassene Zahlungsverbot hat bekanntlich die deutsche Regierung gezwungen, Gegenmaßregeln zu ergreifen und in Vergeltung Zahlung von Deutschland nach England und Frankreich ebenfalls zu untersagen (vgl. S. 18). Um diese Vergeltungsmaßregel voll wirksam zu machen, bedurfte es einer Ausdehnung des Zahlungsverbots auf die okkupierten Gebiete Belgiens. Der Generalgouverneur in Belgien hat dementsprechend eine Verordnung erlassen, die sich dem Inhalt des deutschen Zahlungsverbots sinngemäß anschließt. Es sind sonach aus dem belgischen Okkupationsgebiet alle Zahlungen oder Wertüberweisungen, sei es daß diese mittelbar oder unmittelbar erfolgen sollen, nach England oder Frankreich verboten und alle Schulden an feindliche Länder zinslos gestundet. Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot werden ebenso wie der Versuch nach Kriegsrecht bestraft. Die Befugnisse, die in der deutschen Verordnung dem Reichskanzler zustehen, sind für Belgien dem Generalgouverneur vorbehalten. Durch eine spätere Verordnung wird das Zahlungsverbot auch gegenüber Rußland und Finnland verkündigt.

6. November.

Die Kriegskontribution für Brüssel (vgl. II, S. 187) ist auf 45 800 000 Franken ermäßigt worden und wird in wöchentlichen Raten von zweieinhalb Millionen abgezahlt werden.

29. November.

Für den gesamten Betrag der Antwerpen auferlegten Kriegskontribution (50 Millionen Franken) werden Schuldscheine ausgegeben, die von den Banken und einigen wohlhabenden Eingesessenen mitunterzeichnet werden. Diese Scheine werden der Nationalbank von Belgien oder einer andern Bank überwiesen, die dafür die 50 Millionen in bar zur Verfügung der Stadt stellt. Auf diese Weise gewährleisten die Bank und die Eingesessenen die Zahlung der Schuldscheine am Verfalltage gegenüber der Bank, die sie in bar umsetzt; ohne diese Bürgschaft war nach den Satzungen der Nationalbank das Geschäft nicht möglich. Alle Banken und die vermögenden Eingesessenen haben bereitwillig für je eine halbe Million diese Bürgschaft unterzeichnet.

19. Dezember 1914.

Der Artikel 49 des Haager Abkommens über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges gibt den Okkupanten eines feindlichen Gebietes das Recht, besondere Auflagen zur Deckung der Bedürfnisse des Heeres oder der Verwaltung des Gebietes zu erheben. Auf Grund dieser von allen Teilnehmern der Haager Konferenz, also auch von Belgien anerkannten Bestimmung, hat die deutsche Heeresverwaltung beschlossen, für die Unterhaltung des Okkupationsheeres auf die Dauer eines Jahres eine monatliche Kontribution von 40 Millionen Frs. einzufordern. Die Landtage der neun belgischen Provinzen haben beschlossen, diese Kontribution durch Ausgabe von Schatzscheinen aufzubringen, für die die neun Provinzen solidarisch haften. Die Schatzscheine werden von einem Bankkonsortium, an dessen Spitze die belgische Société Générale steht, übernommen und bei dem noch zu schaffenden Noteninstitut lombardiert werden. Der Generalgouverneur hat die Erklärung abgegeben, daß bei pünktlicher Zahlung der einzelnen Kontributionsraten die Requisitionen bar bezahlt werden, und daß die Rohstoffe, die die Reichsregierung in Antwerpen, Gent und anderen Plätzen gekauft hat, so bald als möglich bezahlt werden sollen. Diese Bezahlung wird nach Durchführung des Transportes der Güter nach Deutschland und nach Schätzung des Preises erfolgen, und zwar ohne daß eine Geldübertragung von Deutschland nach Belgien während des Krieges zu geschehen hat. Das Abkommen tritt sofort in Kraft und mit ihm hören alle von den einzelnen Städten noch zu leistenden Sonderkontributionen auf. Die bisher schon gezahlten Summen sind verfallen. Aber alle noch nicht gezahlten Raten werden in das neue Abkommen verrechnet. Das bedeutet für die einzelnen betroffenen Gemeinden, für Antwerpen namentlich, eine wesentliche Erleichterung.

24. Dezember.

Der belgischen Nationalbank ist das Notenprivileg entzogen worden. Es wurde der „Société Générale de Belgique" verliehen. Die Verfügung des Generalgouverneurs hat folgenden Wortlaut:

„Die Belgische Nationalbank brachte auf Beschluß des belgischen Staatsministeriums vom 26. August 1914 den gesamten Metallbestand, eine große Menge zur Ausgabe fertiger Noten, ihre Notenklischees und Notenstempel, ferner die bei ihr deponierten Werte des Staates, die von Privaten als Kaution hinterlegten Werte, sowie Wertpapiere der Caisse Générale d'Epargne et de Retraite nach London. Eine mit Zustimmung der deutschen Regierung nach London entsandte Kommission, bestehend aus Mitgliedern des Verwaltungsrates der Nationalbank, die einen Teil dieser Werte nach Brüssel zurückbringen sollte, erhielt von der Bank von England, wo die Werte deponiert sind, den Bescheid, daß sie sich mit dem belgischen Finanzminister in Le Havre ins Einvernehmen setzen solle. Der belgische Finanzminister aber erklärte, daß er sich die Verfügung über die in England befindlichen Metallvorräte sowie der Noten und Klischees der Nationalbank vorbehalte. Die Nationalbank schoß ferner im Widerspruch mit ihren Satzungen, die die Gewährung von Blankovorschüssen untersagen, der belgischen Regierung große Summen ohne Deckung vor. Der belgische Finanzminister nahm diese Vorschüsse mit der wörtlichen Begründung in Anspruch, daß sie „den Charakter einer Requisition trügen, der die Bank zu gehorchen habe, obgleich sie ein Privatinstitut sei". (Brief des Finanzministers an die Nationalbank vom 20. August 1914.) Das Verhalten der Nationalbank und des Finanzministers ist wider Recht und Gesetz. Es verletzt die von der belgischen Regierung der Nationalbank gegebene Verfassung aufs schwerste und stellt das Land vor eine große Gefahr, denn der belgische Finanzminister könnte den Metallvorrat der Bank, diese Reserve der Volkswirtschaft, direkt oder indirekt zu Kriegszwecken verwenden. Dadurch würde die Grundlage des Notenumlaufs von rund 1600 Millionen Franken er-

schüttert. Alles dieses bedroht die Lebensinteressen der belgischen Bevölkerung aufs schwerste. Die deutsche Regierung steht vor der Möglichkeit, daß die belgische Regierung Noten eines im okkupierten Gebiete Belgiens befindlichen Instituts zur Unterstützung feindlicher Handlungen gegen die deutsche Regierung ausgibt. Aus all diesen Gründen sehe ich mich gezwungen, der belgischen Nationalbank das Recht zur Notenausgabe zu entziehen und den Gouverneur sowie den Staatskommissar des Instituts abzuberufen. Die rechtmäßig ausgegebenen Noten der Nationalbank behalten Zwangskurs. Um das Wirtschaftsleben des Landes vor einer Katastrophe zu bewahren, erteilte ich dem ältesten belgischen Bankinstitut, der Société Générale de Belgique, das Notenprivileg. Die Noten dieses Instituts erhalten Zwangskurs. Das Notendepartement der Société Générale de Belgique wird die Möglichkeit haben, in voller Freiheit, auf solidester Grundlage die Bedürfnisse von Handel, Industrie und Landwirtschaft zu befriedigen. Sie wird den Abbau des Moratoriums herbeiführen helfen. Die Zivilverwaltung wird gemeinsam mit der Société Générale de Belgique insbesondere auch die Frage untersuchen, welche Schritte eingeleitet werden können, um den Besitzern von Einlagen bei der Caisse Générale de Retraite und diesem Institut selbst wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen, das gegenwärtig widerrechtlich in der Bank von England festgehalten wird."

Die Zustände, die diese Verfügung herbeigeführt haben, beleuchtet ein Artikel der „Kölnischen Zeitung", in dem es heißt: „Die deutsche Regierung hat den Standpunkt bekundet und innegehalten, daß das Eigentum der Nationalbank nicht Staatseigentum ist, sondern — gleich dem der deutschen Reichsbank — Privateigentum ihrer Aktionäre. Die belgische Regierung aber handelt anders, und zwar in einer Weise, wobei zwar sie, die Herren Minister und Generale, die in Frankreich Zuflucht gesucht haben, nicht zu kurz kommen, desto sicherer aber diese Aktionäre, deren Eigentum sie aufzehren, die Beamten und das ganze Land, weil diese Erschöpfung der Barmittel der Nationalbank für sich und die noch im Feld stehenden Truppen unzweifelhaft den finanziellen Bankerott des Staates herbeiführen muß. Vielleicht aber greift die Regierung in Le Havre die Barmittel der Nationalbank nicht an und gibt neue Noten aus? Das wäre ebenso ungesetzlich und ebenso schlimm. Denn welchen Zahlungswert haben dann diese Noten noch, denen keine Deckung mehr gegenübersteht? Wie man die Sache auch dreht, mit dem Vorgehen der Regierung in Le Havre steht der finanzielle Staatsbankerott Belgiens vor der Tür, und das einzige, was es davor bewahren könnte, wäre eine schleunige wirtschaftliche Wiederbelebung von Industrie und Handel auf der Grundlage eines zugleich neu belebten und geordneten Kreditwesens." Dazu soll die Verordnung des deutschen Generalgouvernements die Möglichkeit bieten. Ein Erfolg liegt schon darin, daß dieses die freiwillige Unterstützung einflußreicher belgischer Kreise findet. Daß ein so rein belgisch-nationales Institut, wie die Société Générale de Belgique, in dem kein Ausländer als Verwaltungsrat oder Beamter Platz findet, sich zur Wiederaufrichtung gesunder Finanzverhältnisse in Belgien in den Dienst des „Eroberers" gestellt hat, bildet gleichzeitig eine Anerkennung für diesen und eine auffällige Verurteilung der belgischen Regierung durch das eigene Land.

Der Zustand der belgischen Kunstdenkmäler

Geheimrat Paul Clemen (vgl. I, S. 229) hat auch den Zustand der belgischen Kunstdenkmäler zu begutachten gehabt. Seinem offiziellen Bericht ist folgendes zu entnehmen: „Das Gesamtergebnis einer eingehenden Untersuchung ist, daß nirgendwo auf belgischem Boden unersetzliche architektonische Werte zugrunde gegangen sind, daß kein einziges der großen Denkmäler der flandrischen und brabantischen Kunst zerstört und daß bei allen den Denkmälern, die unter dem Krieg zu leiden gehabt haben, die Substanz des Bauwerkes

selbst erhalten ist. Die Schäden können mit verhältnismäßig geringen Kosten beseitigt werden. Bei allen Bauwerken ist Fürsorge getroffen worden, daß — so weit die erste vorläufige Sicherung in Betracht kommt, durch Aufführen von Notdächern, einstweiliges Schließen der Fenster, Abdecken der Gewölbe und Mauerkronen — diese Arbeiten noch vor Beginn des Winters 1914/1915 in Angriff genommen wurden.

Es ist nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der belgischen Karte, innerhalb dessen diese Zerstörungen liegen; die Linie an der Maas, der Weg von Lüttich nach Brüssel, das Schlachtfeld um Antwerpen, die Rückzugslinie der Verbündeten gegen Westen. In dem ganzen übrigen Belgien, so weit es von Deutschen besetzt ist, ist zurzeit nichts von Beschädigungen wichtiger, in öffentlichem Besitz befindlicher Baudenkmäler zu verzeichnen. Am meisten gelitten haben unter den belgischen Städten Löwen, Mecheln, Lierre, Dinant."

Der Verfasser schildert die Zerstörungen in Löwen übereinstimmend mit der von uns bereits an anderer Stelle (I, S. 229) gegebenen Darstellung und fährt dann fort:

„In Mecheln haben bei den wiederholten Beschießungen von belgischer wie von deutscher Seite die beiden gotischen Hauptkirchen, die Metropolitankirche St. Romuald wie die Liebfrauenkirche jenseits der Dyle verschiedentliche Schäden erlitten (vgl. II, S. 150). Doch sind alle Schäden an beiden Kirchen örtlich begrenzt, sie haben keine weitergehenden bedenklichen Erscheinungen zur Folge gehabt und berühren in keiner Weise die Standfestigkeit des Baues. An dem ehemaligen Rathaus des 14. Jahrhunderts ist die Front durch zwei Schüsse in geringem Umfang beschädigt. An dem gegenüber gelegenen malerischen Schepenhuis vom Jahre 1374 hat ein Geschoß das eine Ecktürmchen der Rückseite glatt abgerissen, da aber das Gegenstück erhalten ist, ist die Wiederherstellung ohne weiteres möglich.

In Lierre, das in den Kämpfen um Antwerpen schwer zu leiden hatte (vgl. II, S. 156), zeigt die spätgotische Gommariuskirche doch nur verhältnismäßig geringe Beschädigungen. Sie ist ersichtlich von beiden Seiten beschossen worden und trägt vielfache Spuren der aufschlagenden Schrapnells. Die Jesuitenkirche, ein großer barocker Saalbau mit Querschiff, hat durch den Brand das Dach verloren. Die Orgelbühne, der Hochaltar und der rechte Seitenaltar sind zerstört, doch haben die Gewölbe gehalten und gestatteten die sofortige Anlage eines Notdaches. Das Rathaus mit dem Beffroi ist unversehrt erhalten, ebenso die gotische Häusergruppe hinter dem Rathaus, gegenüber die Fassade des Brouwerhuis mit den benachbarten barocken Fassaden.

In Dinant haben die harten blaugrauen Hausteinquadern der schönen frühgotischen Liebfrauenkirche der Feuersglut erfolgreich standgehalten. Der Brand hat das Dach vollständig zerstört und damit auch den Helm des hohen kürbisartigen barocken Hauptturms. Die Gewölbe haben aber überall sich als standfest bewährt. Von dem Dach der im Norden angebauten neuen Sakristei ist das Feuer durch das Fenster auf die Orgel im nördlichen Querschiff übergesprungen und hat dieses verzehrt. Durch die Hitze sind gleichzeitig an der Nord- und Westseite die meisten Scheiben zersprungen. Auch hier ist die notwendige Sicherung schon eingeleitet. Der Gottesdienst in der Kirche ist sofort wieder aufgenommen worden.

Die übrigen Schäden an den Denkmälern des nördlichen Belgiens sind geringfügiger Natur. In Dendermonde, das nicht weniger als neunmal bombardiert und fortgesetzt von Deutschen und Belgiern abwechselnd besetzt worden ist, hat die Liebfrauenkirche zumal an dem erst 1912 vollendeten Turmhelm viele Schrapnellspuren aufzuweisen. Das Rathaus, das auf eine Anlage vom Jahre 1336 zurückgeht, aber nach Umbauten des Jahres 1740 in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine vollständige gotisierende Erneuerung gefunden hat, ist völlig ausgebrannt, doch stehen die starken Mauern mit den Giebeln aufrecht und gestatten die Wiederaufführung des Daches.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine deutsche Militär-Bäckerei in den Straßen einer belgischen Stadt

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft Berlin

Eine deutsche Militär-Fleischerei in den Straßen Brüssels



Phot. W. Braemer, Presse-Centrale, Berlin

Die Beisetzung eines in Nordfrankreich gefallenen Pionier-Offiziers



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Vor einer deutschen Feldpost-Station

In Aerschot sind in der Pfarrkirche die Windfänge an der Nordseite und am Westeingang durch Feuer zerstört, doch ist das Innere im übrigen erhalten, völlig unversehrt erhalten ist vor allem hier wie in Lierre der kostbare und überreiche spätgotische Lettner.

In Aalst weist die riesige spätgotische Martinskirche vielfache Spuren von Schrapnells und am Choreingang zwei von Granaten herrührende Löcher auf, doch sind alle diese Schäden leicht auszubessern."

Ueber den Zustand der Kunstdenkmäler von Ypern und Dixmuiden hat Geheimrat Clemen bereits im Zusammenhang seines Berichts über Nordfrankreich referiert (vgl. S. 223). Er verweist zum Schluß auf die ungeheure Menge der gänzlich unversehrten Kunstschätze Belgiens und schließt: „All diesen Reichtum zu wahren und zu schützen, hat die neue, in Verbindung mit dem Generalgouvernement eingesetzte Zivilverwaltung Belgiens als eine Ehrenpflicht erfaßt und noch zwischen den Schlachten eine eigene Organisation zum Schutz der unbeweglichen und beweglichen Denkmäler geschaffen. Die um den Bestand dieser Denkmäler besorgten Kreise der deutschen Kunstfreunde wie die durch die Uebertreibungen und falschen Gerüchte aufgeschreckten Kunstfreunde des Auslandes dürfen beruhigt sein und sich sagen, daß selbst unter den Unbilden des Krieges und selbst für kurze Zeit so kostbarer Kunstbesitz in der Hand der deutschen Verwaltung sicher aufgehoben ist."

Die öffentliche Meinung in Belgien

Während die Volksstimmung in Brüssel (vgl. II, S. 184) unverändert ist, konnte man in Antwerpen von Anfang an feststellen, daß man hier den Deutschen höflich und korrekt begegnete und nicht wie dort die Faust in der Tasche ballte. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" gibt eine interessante Beschreibung des Zustandes in Antwerpen, der die „Frankfurter Zeitung" folgendes entnimmt: „Es ist für viele nicht möglich, sofort zu vergessen, daß die deutschen Soldaten in der Stadt Fremde sind, aber man würdigt es dennoch, daß sie ohne große Prahlerei nach der Einnahme der Stadt in Antwerpen einzogen. Dieser Umstand hat zum großen Teil dazu beigetragen, das gute Verhältnis der gebliebenen Bürger mit den Soldaten zu dem zu machen, was es jetzt deutlich ist. Die Deutschen der Garnison Antwerpen gehören zum weitaus größten Teile zu den älteren Jahrgängen. Die meisten haben Frauen und Kinder zu Hause, und wenn man durch die Viertel der Außenstadt geht, so sieht man häufig einen stämmigen, bärtigen Marinesoldaten oder Marine-Infanteristen mitten in einer Gruppe von Frauen und Männern und der Soldat hat ein stattliches Kind auf dem Arme. Das Kind wird verwöhnt von dem gutmütigen Riesen, während die Eltern vergnügt lächeln. Der eine oder andere fragt den Soldaten, ob er selbst Kinder habe und dann zieht dieser aus einer sorgfältig verborgenen Brieftasche ein Porträt hervor, worauf ein Paar Kinder echt germanischer Rasse zu sehen sind und das Bild einer Frau. „Denkt Ihr denn, daß ich nicht auch lieber zu Hause bei meinen kleinen Jungen wäre? Das Vaterland hat mich gerufen, und da muß jeder mit, wenn es auch anfangs noch so schwer fällt." Dann geht gewöhnlich mit den Umstehenden eine Diskussion los über die Notwendigkeit des Krieges, wobei natürlich keine einmütige Meinung zu erzielen ist. Aber die Hauptsache bleibt, daß das Verhältnis gut ist. Es ist nicht warm dieses Verhältnis, wie man wohl begreift, aber man spricht ohne Bitterkeit. Vor allen Dingen begreift das Volk, daß es Menschen vor sich hat, die genau, wie sie selbst sind und die durch einen unerbittlichen Befehl aufgerufen worden sind.

Das Volk ist sehr erbittert über die Antwerpener Blätter, die auf Befehl der militärischen Behörde alles verkehrt dargestellt haben. Sie haben ein total bösartiges Bild vom deutschen Soldaten gegeben, und man nimmt es den verantwortlichen Personen sehr

übel, daß sie beim Herannahen der ersten Gefahr geflüchtet sind, daß sie, nachdem sie eine so erbitterte Stimmung hervorgerufen hatten, sich selbst ihrer Pflicht entzogen haben, gerade in dem Augenblick, wo es sehr nötig gewesen wäre, die Bürgerschaft zu informieren und ihr Rat zu erteilen. Die Bevölkerung erinnert sich jetzt, daß die Deutschen vor der Beschießung der Stadt Manifeste in die Stadt werfen ließen, daß innerhalb kurzer Zeit die Beschießung der Stadt wahrscheinlich sei. Diese Manifeste sind durch die Zeitungen durchaus lächerlich gemacht worden, und das Volk hat niemals an die Möglichkeit einer Beschießung geglaubt. Die Folge der hierdurch hervorgerufenen Stimmung ist, daß der deutsche Soldat davon profitiert.

Das Militär tritt in Antwerpen nicht anders auf, wie auch sonst in deutschen Städten vor dem Kriege. Der Grund hierfür liegt wohl zum größten Teil darin, daß der Flame dem Deutschen wohlwollender entgegenkommt, als es in Brüssel geschieht. Der Flame ist gemütlich, und er fühlt auch wieder für den gemütlichen Deutschen. Der Wallone dagegen ist scharf satirisch und spottlustig und er begreift die etwas sentimentale Gutmütigkeit des Deutschen nicht. Sie regt sein Mißtrauen an und reizt ihn zu einem Lächeln, das den deutschen Sieger ärgert. Ein zweiter Grund ist, daß man es in Antwerpen mit einer offenen kosmopolitischen Stadt zu tun hat. In Antwerpen werden alle Sprachen der Welt gesprochen und jetzt auch wieder deutsch. Es wohnen in Antwerpen außerordentlich große Massen von Fremden, die über die ganze Stadt verteilt sind, so in normalen Zeiten, ganz abgesehen von den zahlreichen Deutschen, z. B. allein 20 000 Holländer."

Ebensowenig widerspenstig wie die Antwerpener ist die belgische Landbevölkerung. Das liegt wohl daran, daß sie nicht französisch verhetzt ist und bei ihr die materiellen Interessen überwiegen. Sie beschäftigt sich auch kaum mit Politik und wird von einigen Wenigen geleitet. Diese Wenigen sind zum allergrößten Teil zurückgeblieben; sie müssen also, wenn sie nicht ganz hirnverbrannt sind, die Bevölkerung des flachen Landes dazu anhalten, im Augenblick sich den Anordnungen der das Land besetzt haltenden Macht zu fügen.

Die ruhige Haltung der Bevölkerung ist nicht zuletzt auch der Aufklärungsarbeit der deutschen Behörden zu danken. An Stelle der Zeitungen, die fast sämtlich ihr Erscheinen eingestellt hatten (vgl. II, S. 189), ließ man anfangs alle wichtigen Nachrichten, vor allem die Tagesberichte des Wolffschen Büros, in drei Sprachen (deutsch, flämisch und französisch) öffentlich anschlagen. Außerdem gelangten Flugschriften über die Vorgeschichte des Kriegs zur Verteilung. Schließlich wurden neue Zeitungen gegründet, die sich der deutschen Zensur unterwarfen. Mitte Januar 1915 erschienen in Brüssel wieder zwölf, in Antwerpen sechs und in Gent vier französische und flämische Blätter. Die „Kölnische Zeitung" berichtet hierüber: „Wohin der deutsche Sieger vorrückte, verschwanden vor ihm natürlich die belgischen Nachrichten, die überall im Lande die eigenen und die fremden Lügen verbreitet hatten. Von den Antwerpener Blättern war das berüchtigtste, verlogenste und in seiner Deutschfeindlichkeit giftgeschwollenste die „Métropole", die den denkwürdigen Satz prägte: „Ein Land, das einen Kant hervorgebracht hat, kann nur ein Land von Schurken sein." Der Zufall fügte es aber, daß die deutschen Geschütze bei der Beschießung gerade sie allein von allen Antwerpener Blättern mit einer Granate bedachten, die ihr Haus in Schutt und Asche legte. Das Blatt setzt jetzt seine Tätigkeit mit derselben Giftzunge in London fort. Der Geschäftssinn und das Bedürfnis haben dann mit der deutschen Besetzung in den belgischen Hauptstädten bald das Entstehen neuer oder die Wiederaufnahme alter Zeitungsunternehmungen geweckt. Die deutsche Regierung ist diesen Unternehmen nicht entgegengetreten. Im Gegenteil, sie hat auch hierin dem wirtschaftlichen und dem geistigen Interesse des Landes so weit als

möglich Rechnung getragen, indem sie ihnen, ohne nach Parteicharakter oder dergleichen Dinge zu fragen, das Erscheinen gestattete, gegen diejenigen Verpflichtungen allein, die nach Lage der Dinge die Sicherheit erforderte. Diese Verpflichtungen lauten wörtlich für die Antwerpener Presse dahin: 1. sich jeder die Ordnung und Ruhe störenden Veröffentlichung, insbesondere jedes Hetzartikels oder jeder Sensationsmeldung zu enthalten, 2. die Korrekturabzüge rechtzeitig dem zuständigen Offizier oder Beamten vorzulegen, 3. vor dem Erscheinen jeder Nummer einige Exemplare in der deutschen Kommandantur niederzulegen." Wie entgegenkommend die Preßzensur in Belgien geübt wird, zeigt die erste Nummer des wiedererscheinenden „Handelsblad von Antwerpen" vom 3. November 1914. Das Blatt schreibt: „Unserem belgischen Nationalempfinden, unserer Treue zum Vaterlande und unserer Hingabe an das Fürstenhaus und an die Landesgesetze werden wir ungehindert Ausdruck verleihen, wie es Belgiern geziemt und wie es einem Blatte ziemt, das nicht erscheinen würde, wenn es diesen Gefühlen keinen Ausdruck mehr geben könnte." Das Blatt veröffentlicht dann Reuter- und Wolff-Berichte, daneben die deutschen, englischen, französischen und belgischen Berichte ohne Unterschied. Auch eine amtliche Mitteilung der belgischen Regierung aus dem „Moniteur", Dekorationen für belgische Offiziere usw. werden aufgenommen. Ueber ungebührliche Beschränkung kann sich also die belgische Presse nicht beschweren.

Kleine Meldungen

24. Oktober 1914.

Sechzehn Bürgermeister Belgiens wurden als Kriegsgefangene in rheinische Festungen eingeliefert, da sie den deutschen Behörden passiven Widerstand entgegengesetzt hatten.

25. Oktober.

Zur Wiedereinführung eines beschränkten öffentlichen Verkehrs auf den belgischen Eisenbahnen und zur Entlassung der Militäreisenbahndirektionen und Linienkommandanturen ist ein Verwaltungsrat für die belgischen Eisenbahnen mit dem Amtssitz in Brüssel eingerichtet worden.

4. November.

Die Benzin- und Naphthalager der amerikanischen Atlasgesellschaft in Antwerpen stehen in Flammen. Brandstiftung scheint nicht ausgeschlossen zu sein. Aus Furcht vor Strafmaßnahmen sollen viele Bewohner Antwerpen verlassen haben.

20. November.

Die Wiederherstellung der durch die deutsche Beschießung zerstörten Festungswerke von Lüttich, Namur und Antwerpen macht rasche Fortschritte.

17. Dezember.

Im Interesse der Ernährung der belgischen Zivilbevölkerung hat die deutsche Verwaltung bis auf weiteres die Befreiung des ausländischen Mehles aus Getreide, das dem Nationalen Ausschuß für Hilfeleistung und Ernährung zugeführt wird, von den bisher nach den belgischen Gesetzesvorschriften darauf ruhenden Zöllen verfügt.

24. Dezember.

Die erfreulichen Zeichen für das Wiedererwachen Belgiens mehren sich. Die Börsen von Brüssel und Antwerpen, die Metall- und Kohlenbörsen von Brüssel, Lüttich, Charleroi und Mons werden voraussichtlich im Laufe des Monats Januar wieder eröffnet werden. Banken und Wechselstuben, die seit Beginn der deutschen Okkupation geschlossen waren, beginnen bereits ihre Tätigkeit.

2. Januar 1915.

Amtliche Mitteilung: Das Reutersche Bureau verbreitet die Meldung, Deutschland habe dem Staatsdepartement in Washington amtlich mitgeteilt, daß die Zulassung der amerikanischen Konsuln in Belgien jetzt von der Genehmigung der Militärbehörden abhänge, und daß es wünschenswert sei, daß einige Konsuln wenigstens für einige Zeit von ihrem Posten abberufen würden. Diese Nachricht ist falsch. Die deutsche Regierung hat nicht nur der amerikanischen, sondern allen neutralen und auch den verbündeten Regierungen mitgeteilt, daß sie das Exequatur der früheren Konsuln in den vom deutschen Heere besetzten feindlichen Gebieten — also nicht nur in Belgien — als für sie nicht bindend betrachtet. Den Regierungen ist aber gleichzeitig mitgeteilt worden, daß ihren etwaigen Wünschen wegen Zulassung von Konsuln gern entsprochen werden würde. Nur müßten natürlich einstweilen die Gebiete ausscheiden, in denen noch militärische Operationen stattfinden. Auch wurde gebeten, nur Personen zu benennen, deren deutschfreundliche oder zum mindesten ganz neutrale Gesinnung gewährleistet ist. Mit diesen Mitteilungen ist ein Ersuchen um Abberufung der bisherigen Konsuln nicht verbunden gewesen. Tatsächlich betätigt sich einstweilen ungehindert eine ganze Anzahl von Konsuln auch in Belgien. Der amerikanische Generalkonsul in Antwerpen beispielsweise hat sofort nach der Eroberung der Stadt unter deutschem militärischem Schutz seine Tätigkeit wieder aufgenommen. In Lüttich ist auf Ersuchen der niederländischen Regierung schon ein niederländischer Konsul, übrigens ein Belgier, ausdrücklich zugelassen worden. Es läßt sich erwarten, daß andere Konsuln zunächst in diesen Orten und in Brüssel folgen werden. Aber es kann nicht erwartet werden, daß die deutsche Regierung belgische Staatsangehörige mit ausgesprochener feindlicher Gesinnung als Konsuln im besetzten Belgien zuläßt. Dieser Punkt ist besonders wichtig, da in Belgien bisher fast dreihundert belgische Staatsangehörige als Wahlkonsuln der verbündeten und neutralen Staaten bestellt gewesen sind.

8. Januar.

Amtliche Mitteilung: Der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, hat zu Weihnachten einen Hirtenbrief erlassen, der seiner Weisung nach am 1. Januar 1915 und den darauf folgenden Sonntagen von den Kanzeln verlesen werden sollte. Der Hirtenbrief enthält neben seinen rein religiösen Darlegungen eine Reihe von politischen Ausführungen, die sich mit dem gegenwärtigen Zustand der Okkupation nicht vertragen und es daher den deutschen Behörden zur Pflicht machen, gegen seine weitere Verbreitung einzuschreiten. Hierauf vom Generalgouverneur aufmerksam gemacht, erklärte der Kardinal schriftlich und mündlich, daß es ihm ferngelegen habe, durch seine Kundgebungen aufreizend zu wirken. Er sei im Gegenteil von der Absicht geleitet, die Bevölkerung zu beruhigen und sie unter Schonung ihrer patriotischen Gefühle zur Botmäßigkeit und äußerlichen Unterordnung unter die bestehende deutsche Gewalt zu ermahnen. Da aber der Generalgouverneur über den Hirtenbrief anderer Ansicht sei und von ihm eine aufreizende Wirkung besorge, so bestehe er nicht auf der Ausführung seiner Weisung an die ihm unterstellte Geistlichkeit, den Hirtenbrief fernerhin zu verlesen und zu verbreiten. Der Generalgouverneur hatte bereits vorher die Verlesung und Verbreitung des Hirtenbriefes untersagt. Hiermit kann die Angelegenheit als erledigt angesehen werden.

15. Januar.

Nach den Feststellungen des aus Holland zurückgekehrten Ministers Helleputte sind im ganzen 900 000 Belgier nach Holland geflüchtet. Inzwischen ist die Zahl dank der aufklärenden Bemühungen ganz beträchtlich, auf 200 000, zurückgegangen. 500 000 der Geflüchteten sind nach Belgien zurückgekehrt.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische Generalissimus Joffre besichtigt ein Infanterie-Regiment, das zur Front marschiert; hinter ihm die Generale Foch und Dubail



Der französische General Villaret, der bei Reims verwundet wurde



Der französische General Maunoury, der bei Reims verwundet wurde

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Französische Artillerie bringt ein Geschütz in Stellung



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Ausmarsch eines französischen Territorial-Regiments zur Front

Frankreich während des ersten Kriegshalbjahres

Frankreichs Spekulantenpolitik.

Von Franz Wugk.

Keine Gesellschaft — so sagte Graf Joubert einmal in der Kammer des Julikönigtums — kann eine Aristokratie entbehren, jede Regierung hat eine solche nötig. Wollen Sie wissen, welches die der Juliregierung ist? Es ist die der Großindustriellen; in ihnen hat man die Hauptstützen der neuen Dynastie zu suchen. Graf Joubert hatte Recht: keine Gesellschaft ist ohne eine gewisse Aristokratie denkbar, und die vorgeschrittenste parlamentarische Demokratie wird noch immer eine Schicht von bevorzugten Bürgern aufweisen, eine Aristokratie der politischen Partei. Natürlich wird sich, je mehr die Republik dem Ideal näher rückt, diese Aristokratie erweitern; sie wird schließlich die Herrschaft einer Mehrheit werden. Nach dieser Richtung sollte sich auch die dritte Republik entwickeln. Poincaré sagte einmal — noch ehe er vom Geist des neuen Boulangismus berauscht wurde —: „Die Kleinbürger, die Bauern, die Arbeiter sind es, die die Republik gemacht haben. Mit ihnen und für sie wollen wir die Republik erhalten; nicht weil sie die größere Zahl darstellen, sondern weil sie am meisten Teilnahme verdienen." So ist es in der Tat; das Schlimme ist nur, daß diese schönen Worte nur Redensarten sind im Munde der heutigen Staatsmänner. Diese Republik ist nach Renan eine Republik ohne wahre Republikaner, eine Demokratie ohne wahre Demokraten. Die Schwäche der heutigen Verfassungszustände liegt in diesem Widerspruch zwischen Form und Inhalt. Unter keinem Staatspräsidenten ist dieser Widerspruch bisher aber so grell hervorgetreten wie gerade unter Poincaré, der sich mit Hilfe von Antirepublikanern ins Elysee wählen ließ und nun mit Verachtung aller konstitutionellen Grundsätze als Beauftragter einer gewissen Finanzoligarchie gegen den Willen der breiten Volksmassen regiert, die doch bei den Wahlen im April und Mai so deutlich gezeigt haben, daß sie von der Rückwärtserei nach Innen und der nationalistischen Säbelrasselei nach außen ganz genug haben. Der Gegensatz zwischen der Elysee-Kamarilla und den chauvinistisch-antirepublikanischen Cliquen in Paris einerseits und der nach links drängenden Mehrheit in den Departements andererseits war so gefährlich geworden, daß Frankreich die schwersten inneren Erschütterungen erlebt hätte ohne diesen Krieg, der ja freilich in Frankreich keine solche Volkserhebung hervorgerufen hat wie bei uns, der aber doch nach außen eine einheitliche Front geschaffen hat, hinter der die innerpolitischen Meinungsverschiedenheiten einstweilen verschwinden. Gleichwohl haben sich die Schwierigkeiten der inneren Politik Frankreichs in Laufe der Kriegsmonate eher vergrößert als verringert. Der Norden und Osten Frankreichs sind vom Kriege verwüstet oder doch in Handel und Wandel gelähmt, das weite Land ist in ein großes Lazarett verwandelt. Das friedliebende Volk ist durch seine verbrecherisch leichtfertigen Führer in das Unglück gestürzt; die Regierung hat nur noch ein Rettungsmittel für sich: die Lüge. Die Wut des Volkes wird gegen den Deutschen gerichtet, der angeblich aus roher Eroberungslust in das reiche Nachbarland eingefallen ist, um dort nach Hunnenart zu hausen. Wenn so freie und vorurteilslose Männer wie Anatole France die allgemeine Raserei gegen die „Barbaren" mitmachen, kann man sich denken, mit welchen haarsträubenden Räubergeschichten dann das leichtgläubige Volk aufgehetzt wird. Der Krieg aber ist es auch, der gegen die innerpolitischen Gefahren eine gewisse vorläufige Rettung bietet. Hinterher wird

das verhöhnte und betrogene „souveräne Volk“ Abrechnung halten mit den Abenteurern, die ihm diese Suppe eingebrockt haben; mit jenen feilen Ränkeschmieden, die den stolzen Freistaat zum Vasallen und zum Ausbeutungsfeld einer Spekulantensippe gemacht haben. Die wahren Herren Frankreichs sind heute die Mitglieder jenes Trusts von Bankteilhabern, Fabrikaktionären und sonstigen Großkapitalisten, der den Geldumlauf in Frankreich regelt und über die frei werdenden Ersparnisse des fleißigen Volkes nach außen bestimmt. Die Zeitungen sind damit die öffentliche Meinung, der ganze Beamtenapparat der Republik vom Staatspräsidenten bis zum Türsteher sind von diesem Trust abhängig. Keine Wahl ist ohne diesen Trust möglich, und Neunzehntel der sogenannten Volksvertreter stehen als Rechtsberater, Vertrauensmänner, Verwaltungsräte, Direktoren oder sonstige Angestellte im Solde dieser Unternehmungen. Der Staatshaushalt wird nicht nach den Bedürfnissen des Volkes zusammengestellt, sondern nach den Weisungen der großen Banksyndikate, des Comité des Forges und der Fédération des Industriels et Commerçants. Das Hauptinteresse dieser Gesellschaft richtet sich auf die Budgets des Krieges, der Marine und der öffentlichen Arbeiten, die jährlich für 2 Milliarden Lieferungsaufträge zu vergeben haben. Die jenem Ring dienstbaren Abgeordneten und Senatoren haben ferner für bequeme Zolltarife, staatliche Unterstützungsgelder, Betriebs- und Ausbeutungskonzessionen usw. zu sorgen. Wie das Geld sonst in Frankreich arbeitet, haben alle Skandalaffären der dritten Republik gezeigt vom Wilsonschen Ordensschwindel an bis zur schmachvollen Vergeudung des Kongregationsvermögens. Fast alle Minister und einflußreichen Parteiführer sind heute an Finanz- und Industrieunternehmungen interessiert. Daher der neue Skandal, daß die Banque de France und der Crédit Lyonnais der krachenden Société générale, der Lieblingsbank der Poincaristen, zur Hilfe kommen müssen. Einer der unheilvollsten und mächtigsten Männer im Frankreich der reaktionär-nationalistischen „neuen Geister“ ist der berüchtigte Tardieu vom „Temps“. Von ihm ist in Parlaments- und in Budgetberichten öffentlich festgestellt, daß er seine Beziehungen als ehemaliger Legationsrat dazu mißbraucht hat, für eine wahre Agentur für Kolonialgeschäfte und sonstige finanzielle Schiebungen Vorteile herauszuschlagen. Die Macht des „Temps“ mußte sogar die widerspenstigen Minister wie Pichon einschüchtern und sie unschädlich machen. Tardieu ist der Anstifter der N'Goko-Sanga-Affäre, die seinen Genossen einen Gewinn von rund 2½ Millionen verschaffen sollte, deren ungeschickte Behandlung aber nur zur Beschleunigung der Agadirkrise beitrug. Tardieu konnte es auch wagen, ein Konkurrenzbahnunternehmen Homs-Bagdad gegen die deutsche Bagdadbahn auf die Tagesordnung und als Bevollmächtigter Frankreichs in London fast zum Abschluß zu bringen.

Dieser Tardieu war einer der Hauptvorkämpfer der französischen Kriegspartei; er war Delcassist und der wahre Offiziosus des edlen Iswolski und des Großfürsten Nikolaus; natürlich auch diensteifriger Handlanger Greys und Churchills. Die Einmischung kapitalistischer Sonderinteressen in die äußere Politik Frankreichs ist natürlich noch viel gefährlicher, als in der inneren Politik. Ein hochgeachteter politischer Schriftsteller, Victor Bérard, der Leiter der Ecole des Hautes-Etudes, hielt vor einiger Zeit einen aufsehenerregenden Vortrag in der Ecole des Sciences politiques. Er sprach über den Zusammenhang von Finanz und Diplomatie. Bis zur Entente cordiale seien Kriege und Bündnisse keine Unternehmungen der Hochfinanz gewesen. Das habe sich aber geändert, denn wenn schon der Burenkrieg, der Mandschureifeldzug, die mexikanischen Wirren von Spekulanten beeinflußt gewesen seien, so sei die Behandlung Marokkos und der Türkei schon ein Musterbeispiel für die Verquickung von Staatsdiplomatie und finanziellen Privatinteressen. Ohne die Treiberei der Marokkointeressenten hätte man die Durchdringung von Marokko nicht so zu überstürzen und es zu so schweren euro-

päischen Krisen kommen zu lassen brauchen. Das Wohl Frankreichs würde verlangt haben, die marokkanischen Dinge ebenso langsam und ruhig reifen zu lassen, wie einst die algerischen. In der Türkei gar habe man eine unerhörte Bestechungs- und Wucherpolitik getrieben. Sei doch Constans, der langjährige Botschafter Frankreichs in Konstantinopel, von den Türken nur noch „Herr Achtzehn-Prozent" genannt worden. Am wichtigsten für uns ist, daß ein so gut patriotischer und über jeden Zweifel erhabener Fachmann wie Bérard auch festgestellt, daß die dreijährige Dienstzeit nur eine Folge dieser Finanzdiplomatie sei, die unter den heuchlerischen Redensarten vom „europäischen Gleichgewicht" die Spannung in Europa und die Kriegsgefahr bis ins Unerträgliche gesteigert habe. Bei jedem neuen Raubzug der Finanzdiplomaten würde man zur Sicherung Frankreichs die militärische Dienstzeit um ein Jahr haben erhöhen können. Wo soll eine solche Politik enden?

Bérards Frage ist jetzt beantwortet. Die poincaristische Verbindung von chauvinistischer Hetze und Spekulantentum hat zum furchtbarsten Krieg geführt, der seit Napoleon oder gar seit dem 30jährigen Krieg Europa erschüttert hat. Wir wissen noch nicht, wie der Krieg ausgehen wird. Daß aber die wahren Interessen des französischen Volks in dieser Katastrophe auf ihre Rechnung kommen, erscheint ausgeschlossen. Die Anstifter dieses Kriegs und das politische System, das zu diesem Zusammenstoß geführt hat, sind gerichtet.

Maßnahmen der französischen Regierung

Verordnungen bis zur Tagung der Kammern und Ernennungen

(Die wirtschaftlichen Maßnahmen, die bekannt wurden, sind auf den S. 257 ff. zusammengefaßt)

27. September 1914.

Die französische Regierung beschloß, alle zwischen Franzosen einerseits und Deutschen, Oesterreichern und Ungarn anderseits nach der Kriegserklärung abgeschlossenen Verträge als gegen die öffentliche Ordnung verstoßend für null und nichtig zu erklären. Die vor dem Kriege abgeschlossenen Verträge können gerichtlich für ungültig erklärt werden; ihre Ausführung wird, wenn sie bereits begonnen hat, eingestellt.

Auch den deutschen und österreichisch-ungarischen Versicherungsgesellschaften werden die nach französischem Recht nötigen Genehmigungen entzogen.

14. Oktober.

Der Justizminister erteilt den Generalstaatsanwälten in Ergänzung früher erteilter Weisungen Instruktionen über die Durchführung der Beschlagnahme und Sequestrierung aller mobilen und immobilen Werte deutscher und österreichisch-ungarischer Firmen, die in Frankreich Handel, Industrie oder Ackerbau ausüben, einerlei ob die Firmen ihre Arbeit nach der Kriegserklärung eingestellt haben oder nicht und selbst für den Fall, daß sie ihr wahres Wesen durch Umwandlung in französische Gesellschaften verbergen oder sich hinter französische Verbündete oder Neutrale versteckt haben.

23. Oktober.

Der Justizminister hat bestimmt, daß der Erlaß über die Schließung österreichischer und deutscher Firmen in Frankreich, sowie über die Beschlagnahme von deren Eigentum auch auf alle, nicht Handel treibende Oesterreicher und Deutsche ausgedehnt werden soll, die ihren Wohnsitz in Frankreich haben; Elsaß-Lothringer und österreichische Slawen werden davon nicht betroffen. Die Liquidation der bisher geschlossenen und beschlagnahmten Firmen wird durch gerichtliche Liquidatoren oder unter Aufsicht der Domänenverwaltung, die dem Finanzministerium untersteht, durchgeführt.

21. November 1914.

Der Vorschlag des französischen Ministerpräsidenten Viviani, alle Deutschen, die im Besitz des Kreuzes der Ehrenlegion sind, aus der Liste des Ordenskapitels zu streichen, wurde vom Ministerrat einstimmig angenommen.

9. Dezember.

Der Vizeadmiral Auguste Aubert, der im Januar 1913 in den Ruhestand trat, ist zum Chef des französischen Admiralstabs ernannt worden.

Ende Dezember 1914.

Ministerpräsident Viviani hat die deutschen Vaterlandsverräter Wetterle, Weill, Laugel, Helmer und Blumenthal damit beauftragt, festzustellen, welche von den in Frankreich befindlichen Elsaß-Lothringern echte Elsaß-Lothringer und welche Reichsdeutsche sind. Alle Elsässer werden, falls die Untersuchung nichts Belastendes ergibt, sofort in Freiheit gesetzt und erhalten ihr bei Kriegsausbruch beschlagnahmtes Eigentum zurück.

* * *

Ueber die ersten Maßnahmen der Regierung zur Unterstützung der aus der Zone der Kriegsoperationen geflüchteten Personen berichtete der Minister des Inneren Malvy im „Matin": Auf Grund eines Erlasses der Regierung vom 27. Oktober 1914 wurde die Mehrzahl der Flüchtlinge in Familien untergebracht. Die Präfekten wurden ermächtigt, zur Unterbringung der Flüchtlinge Wohnungen und Lokale zu benutzen, die Deutschen, Oesterreichern oder Ungarn gehören und beschlagnahmt worden sind. Hilfsbedürftige Erwachsene erhalten einen Staatszuschuß von 1,25 Frcs. täglich, ferner 50 Cts. für jedes Kind unter 16 Jahren. Die Zahl der Flüchtlinge betrug damals nahezu eine Million, mehr als die Hälfte wurden unterstützt.

Maßnahmen des Kriegsministeriums

9. September 1914.

Das Kriegsministerium verordnet, daß alle Männer, die bisher dienstuntauglich oder zurückgestellt waren, aufgefordert werden, sich einer neuen ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Die als diensttauglich Befundenen sollen unverzüglich ausgehoben, diejenigen, die sich nicht freiwillig stellen, als diensttauglich angesehen werden.

Mitte September.

Das Kriegsministerium veröffentlicht den Einberufungsbefehl der Jahresklasse 1914 (der zwanzigjährigen). Ihre Ausbildung soll Ende November 1914 beendet sein.

9. November.

Auf Antrag des Marine-, des Kriegs- und des Finanzministers werden Marineoffiziere zum Dienst im Landheer zugelassen.

22. November.

Die Heeresverwaltung hat den ganzen Jahrgang 1914 und einige ältere Truppenteile mit neuen Felduniformen ausgerüstet. Die roten Beinkleider sind abgeschafft worden, die ganze Uniform ist hell blau-grau. Die Mütze hat dieselbe Farbe und ist mit einem Schirm zum Schutze des Nackens und der Ohren versehen.

Ende November.

Das Kriegsministerium hat die Jahresklassen 1893—1910 (die 43—24jährigen) der Reserve- und Territorialtruppen, die noch nicht einberufen oder wieder heimgesandt worden waren, einberufen. Diese Einbeorderung kann jedoch nur minderwertiges Menschenmaterial ergeben, da alles was von diesen Jahrgängen noch nicht einberufen ist, entweder früher als dienstuntauglich aus dem Heere entlassen wurde oder der Klasse der nur bedingt Tauglichen angehört.

Anfang Dezember 1914.

Das Kriegsministerium verordnet, daß sich alle Personen der Jahresklassen 1887—1909 (der 47—25jährigen), die augenblicklich im Sanitätsdienst, bei der Feldpost, in den Proviant- und Bekleidungsämtern usw. stehen oder sonst zurückgestellt sind, einer erneuten Untersuchung zu unterwerfen haben, um festzustellen, ob sich nicht dennoch frontdiensttaugliche Leute unter ihnen befinden. Alle tauglich Erklärten haben sich sofort nach bestimmten Etappenstationen an der Front zu begeben, von wo aus sie auf die Schützengräben verteilt werden. Die augenblicklich nicht tauglich befundenen Personen haben sich alle 14 Tage einer neuen Untersuchung zu unterziehen, und zwar durch drei Militärärzte, die stets einer anderen Garnison angehören müssen als derjenigen, in der sie sonst die Untersuchungen anstellen. Die in dieser Weise entstehenden Lücken hinter der Front sollen nach Gutdünken der betreffenden Kommandanten ausgefüllt werden, durch Freiwillige unter 18 und über 55 Jahre.

14. Dezember.

Das Kriegsministerium veröffentlicht den Einberufungsbefehl der Jahresklasse 1915 (der 19jährigen), sowie der Zurückgestellten der Jahrgänge 1913 und 1914. Die Gesamtzahl der Einberufenen beträgt 220 000 Mann, wovon 210 340 der Infanterie einverleibt werden; ihre Ausbildung soll Anfang März 1915 beendet sein.

4. Januar 1915.

Der Kriegsminister verfügt, daß die Reservisten der Territorialarmee der Jahrgänge 1887 und 1888 in die Heimat entlassen werden sollen.

* * *

Die französische Heeresverwaltung beklagt sich über die große Zahl der Deserteure. General Pau versicherte, daß Frankreich mit seinen Deserteuren 1½ Armeekorps aufstellen könnte. In Belgien befänden sich mindestens 20 000 französische Deserteure.

Die Rückkehr der Regierung nach Paris

Die hastige Flucht der französischen Regierung aus dem sommerlichen Paris (vgl. I, S. 299 und 304) entsprach, wie die „Frankfurter Zeitung" auf Grund neutraler und französischer Aeußerungen hervorhebt, mehr ängstlicher Vorsicht als tapferer Gesinnung, und die Pariser haben sie den leitenden Persönlichkeiten nicht verzeihen können. Ein italienischer Schriftsteller, der sich in jenen Tagen in Frankreich aufhielt, schrieb ein höchst seltsames Kapitel über die „zwei Frankreiche", auf die er gestoßen sei. In Bordeaux habe er das verknöcherte korrumpierte Frankreich gefunden, das auch heute in seinem Gesichte keinen neuen großen Zug trage, während das Frankreich in den Schützengräben zu großer Bewunderung herausfordere. Aehnliche Gedanken, denen nur die Zensur ein harmloses Röcklein umhing, fanden sich in einer katholischen Zeitung der Hauptstadt. Schließlich wagte es Anfang November 1914 auch die „Humanité" unter der Ueberschrift: „Bordeaux oder Paris" der Regierung einen leisen Tadel zu verabfolgen. „Sollten es einigermaßen die strategischen Gesichtspunkte erlauben," so schreibt die Zeitung, „wäre es mehr als wünschenswert, wenn aus Gründen der nationalen Sache die Regierung so bald wie möglich nach Paris zurückkehrte." Dann werden die peinlichen Erscheinungen aufgeführt, die sich durch den Wegzug nach Bordeaux einstellten. Denn obgleich es sich die Minister zur Aufgabe machten, durch häufige Reisen im Lande und Besuche in Paris den abhanden gekommenen Zusammenhang mit dem Volke aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen, machten sich doch die fatalen Folgen der Isolierung (l'isolement) in den bedenklichsten Rückwirkungen geltend. Es sei nicht nur wichtig, daß die Armee ihre Schuldigkeit tue, sondern ebensosehr, daß der allgemeine Gemütszustand der Nation nicht in eine Nervosität hinein gerate, die sich unheimlich steigere.

Anderer Ansicht ist der „Temps", der noch am 25. Oktober 1914 schrieb: „Die Rückkehr der Regierung und der Kammern würde die aggressive Tätigkeit der Deutschen, die an einigen Stellen der Schlachtlinie nur in einer Entfernung von etwa 100 Kilometer von Paris kämpfen, zweifellos noch erhöhen, und sie würden besonders ihre Bemühungen im Luftkrieg verdoppeln. Zudem würde die Anwesenheit der Regierungsbehörden die Verantwortlichkeit des Militärgouverneurs steigern und Generalissimus Joffre in seinen Entscheidungen beeinflussen. Auch Gründe der inneren Politik sprechen dagegen. Gewisse Minister sind da besonders empfindlich, namentlich diejenigen, die in ihren Amtsgeschäften mehr den Agitationen der parlamentarischen Welt unterliegen."

Allmählich wurde der Zustand aber doch unhaltbar. Immer größere Schwierigkeiten ergaben sich, die Minister mußten fast immer auf Reisen sein, auch der Verkehr mit dem Hauptquartier war überaus umständlich. Zweimal täglich, morgens und abends, mußten die Berichte des Generalissimus, wie der „Corriere della Sera" schreibt, von Generalstabsoffizieren zunächst in Automobilen und dann in Sonderzügen nach Bordeaux verbracht werden, wo sie nach Kenntnisnahme durch den Präsidenten und die Minister zusammen mit den zahlreichen sonst im Verlauf des Tages einlaufenden Depeschen des Generalissimus zu den für die Oeffentlichkeit bestimmten Berichten verarbeitet wurden. So war es erklärlich, daß schließlich die gesamte Pariser Presse in bestimmtem Tone die Rückkehr der Regierung nach Paris verlangte. Präsident Poincaré folgte dem Ruf mit den Ministern und den fremden Diplomaten am 8. Dezember 1914; nur der Kriegsminister blieb zunächst noch in Bordeaux, um erst am 9. Januar 1915 mit dem Personal seines Ministeriums gleichfalls nach Paris zurückzukehren.

Der Bericht der Untersuchungskommission über die Verletzung der Menschenrechte durch die Deutschen und die deutsche Antwort

Der französische Ministerpräsident Viviani hatte am 23. September 1914 eine Kommission ernannt, die den ausdrücklichen Auftrag hatte, in den von den Deutschen vorübergehend besetzten Gebietsteilen Frankreichs Erhebungen über die von ihnen begangenen Verletzungen des Völkerrechts anzustellen. Die Kommission bestand aus dem Ersten Vorsitzenden des Obersten Rechnungshofs Georges Payelle, dem Staatsminister Armand Mollard, dem Staatsrat Georges Maringer und dem Rat am Kassationshof Edmond Paillot. Sie machte, wie die „Frankfurter Zeitung" schreibt, von der Seine zur Marne, von der Marne zur Maas, von der Maas zur Aisne und von der Aisne zur Oise alle Individuen ausfindig, die etwas Schlimmes über die deutschen Soldaten und ihre Offiziere vorzubringen hatten, und zog aus diesen „Zeugnissen" den Schluß, daß die feindlichen Truppen nicht nur die kriegsrechtlichen Verpflichtungen verletzt, sondern auch gemeine Verbrechen begangen hätten und daß die ganze deutsche Armee dafür verantwortlich zu machen sei, weil die einzelnen Soldaten von ihren Vorgesetzten nicht nur nicht verhindert, sondern sogar ermuntert worden seien. Unter den Ort für Ort vorgeführten Zeugen nehmen die Frauen, die Gegenstand unsittlicher Attentate gewesen sein wollen, den größten Platz ein; die Schilderungen sind derart mit Einzelheiten überladen, daß selbst der gewiß nicht zimperliche „Matin" es ablehnt, sie wiederzugeben. Viele dieser Aussagen beruhen lediglich auf hysterischer Einbildung, aber die Kommission, der nicht einmal ein Arzt angehörte, fand es nicht für nötig, durch eine objektive Nachprüfung die Wahrheit zu erforschen. Den zweiten Teil der Anklagen bilden die Zeugnisse für die Erschießung der eingeborenen Zivilbevölkerung, für die mutwillige Zerstörung von Eigentum, für die Plünderung und den Diebstahl, denen die deutschen Truppen sich „systematisch" hingegeben haben sollen. Daß die deutschen Truppen durch Franctireurs zur

Strenge gezwungen worden seien, stellt die Kommission, ohne irgend welche Beweise, allerorten einfach in Abrede. Die Requisitionen der deutschen Truppen in Feindesland stellt sie einfach als Plünderungen hin und verschweigt dem französischen Publikum, daß die lokalen Behörden vielfach ihre Pflicht vergaßen und flüchteten, so daß die kriegsrechtlichen Requisitionen nur zwangsweise durchgeführt werden konnten. Daß an vielen Orten das eingeborene Gesindel die Abwesenheit der lokalen Polizei zum Diebstahl benützte, erzählt der Kommissionsbericht ebensowenig.

Die Kommission hat versucht, aus ihren Untersuchungen das Ergebnis zu ziehen, das die Regierung von ihr erwartete; ihre einseitige und deshalb gehässige Arbeit soll beweisen, daß die deutsche Armee an moralischem Wert hinter ihrer Vorgängerin von 1870 zurückstehe, und daß niemals ein Kampf unter zivilisierten Völkern mit einer solchen Wildheit und Grausamkeit geführt worden sei, wie von den deutschen Truppen auf französischem Boden. In dem Gefühl, daß ihre Uebertreibungen vielleicht selbst in Frankreich auf Kritik stoßen könnten, hat die Kommission schließlich ihrem Bericht heuchlerisch einige erlogene, den Deutschen günstige Einzelheiten einfließen lassen, um den Anschein der Unparteilichkeit zu erwecken.

Der Bericht, der 80 Seiten umfaßt und sich auf ein Material von über 400 Seiten stützt, ist am 17. Dezember 1914 dem Ministerpräsidenten übergeben worden, der ihn aber erst am 8. und 9. Januar 1915 im „Temps" und „Journal Officiel" aber ohne Beweismaterial veröffentlichte.

Das Erstaunen und die Entrüstung über dieses, wie die „Kölnische Zeitung" betonte, wider besseres Wissen zusammengestoppelte Machwerk waren überall auch in neutralen Ländern groß. Von deutscher Seite wurde amtlich durch das Wolffsche Telegraphen-Büro zunächst folgende Erklärung veröffentlicht: „Das „Journal Officiel" verbreitet einen amtlichen französischen Bericht über deutsche Grausamkeiten. Der Bericht bildet den Gipfel in dem Lügenfeldzuge, der seit Kriegsbeginn gegen Deutschland geführt wird. Er strotzt von den unerhörtesten Greuelgeschichten. Die lediglich von Franzosen behaupteten Fälle werden als bewiesen dargestellt, ohne daß irgendeine Möglichkeit bestände, sie unparteiisch zu untersuchen. Das deutsche Heer steht zu hoch, als daß es von diesem Schmutz erreicht werden könnte. Es nimmt aber davon Kenntnis, zu welchen vergifteten Waffen ohnmächtiger Haß einen Gegner getrieben hat, der für ritterlich galt."

Halbamtlich ließ sich dann die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" folgendermaßen vernehmen: „Nach einem Pariser Telegramm hat der Ministerpräsident Viviani am 9. Januar 1915 im Ministerrat den Bericht einer „Untersuchungskommission über Verletzungen der Menschenrechte durch die Deutschen" angekündigt, der in mehreren hunderttausend Exemplaren gedruckt, übersetzt und den Neutralen zur Verfügung gestellt werden soll. Dieser Bericht bildet, soweit er bis jetzt aus französischen Veröffentlichungen bekannt ist, eine einzige Kette niedrigster haltloser Verleumdungen, durch die nur Haß erzeugt und das Volk gegen die deutsche Invasion aufgepeitscht werden soll.

1. Soweit den Deutschen allgemein und ohne nähere Angabe von Zeit, Ort, dem Täter und dem Beweismaterial Mord, Plünderung, Brandstiftung, Vergewaltigung von Frauen vorgeworfen werden, soll offensichtlich nur der Eindruck erweckt werden, als ob die Deutschen auf ihrem Siegeszuge überall planmäßig derartige Greuel zu verüben pflegten. Demgegenüber steht fest, daß die deutsche Heeresleitung mit allen Mitteln und mit durchgreifendem Erfolge die Erhaltung der Manneszucht und die strenge Beobachtung der Regeln des Kriegsrechts auf sämtlichen Kriegsschauplätzen durchzusetzen gewußt hat. Mithin trifft die französische Regierung und nicht minder die von ihr geleitete und beeinflußte Presse, die sich nicht scheut, die deutschen Heerführer als Mitwisser und Anstifter von Schandtaten hinzustellen, der Vorwurf der Lüge.

2. Soweit man sich französischerseits bisher bequemt hat, Einzelfälle anzuführen, ist selbstverständlich von der deutschen Regierung sofort eine eingehende strenge Untersuchung veranlaßt worden, deren Ergebnis in vollem Vertrauen auf den deutschen Charakter mit Ruhe entgegengesehen werden kann; es wird seinerzeit veröffentlicht werden.

Zu einem dieser Fälle kann aber schon heute eine Widerlegung gegeben werden — im Fall Lunéville, in dem der deutschen Heeresleitung die grundlose Einäscherung von 70 Gebäuden zur Last gelegt wird. Hätte die französische Regierung es für gut befunden, eingehende und objektive Ermittlungen über den Grund des in Lunéville abgehaltenen Strafgerichts anzustellen, so würde sie sich den Vorwurf leichtfertiger Unwahrheit erspart haben, der ihr bei ihrem jetzigen Verhalten gemacht werden muß. Sie würde alsdann festgestellt haben, daß die einheimische Bevölkerung sich nicht gescheut hat, am 25. August 1914 nach Besetzung der Stadt durch die Deutschen das Hôpital militaire, in dem zahlreiche wehrlose Verwundete lagen, plötzlich und heimtückisch um 5 Uhr Nachmittags durch Feuer aus Fenstern und Dachluken der in der Nachbarschaft gelegenen Häuser zu überfallen; dies Feuer dauerte anderthalb Stunden ununterbrochen an und wurde lediglich von Zivilpersonen unterhalten, da uniformierte Franzosen zu jener Zeit nicht in Lunéville anwesend waren; auch am folgenden Tage wurden bayrische Truppen aus den Häusern von Zivilpersonen beschossen. Dieser Hergang ist durch die eidlichen Vernehmungen zahlreicher Zeugen einwandfrei und objektiv festgelegt.

Im übrigen sei der französischen Regierung hiermit vorgehalten, wie sich französische Truppen im eigenen Lande benommen haben. Sie sind es, die geplündert und geraubt haben, nicht aber die Deutschen, denen von der französischen Regierung grundlos dieser Vorwurf gemacht wird. Ihre eigenen Landsleute haben glaubhaft bekundet, daß französische Soldaten und Zivilisten im eigenen Lande schonungslos Schlösser und Häuser — in Fontaines bei Belfort, Rambervillers, Attigny, Villers-devant-Merrières, Vivaisse bei Crépy, Thugny und Moy — ausgeplündert haben. Nur diese also, nicht aber die Deutschen, trifft der Vorwurf für solche Verbrechen. Im Gegenteil haben in zahlreichen Fällen einwandfreie französische Zeugen das Wohlverhalten, die Sittsamkeit und die strenge Manneszucht der Deutschen gerühmt.

Auch der den deutschen Truppen grundlos entgegengeschleuderte Vorwurf des Mordes fällt auf den Verleumder mit erdrückendem Gewicht zurück. An dieser Stelle sei nur erwähnt, daß die Franzosen auf dem Schlachtfelde deutsche Verwundete in überaus zahlreichen Fällen bestialisch verstümmelt und hingeschlachtet haben. Vielfach ist nachgewiesen worden, daß Fälle vorgekommen sind, in denen die französischen Soldaten hilflose deutsche Verwundete durch massenhafte Bajonettstiche in Leib, Kopf und Augen, durch Kolbenschläge, Durchschneiden der Gurgel und andere Schandtaten grausam ums Leben gebracht haben. Einsperren von Verwundeten, Anbinden an Bäume und Pfähle, Erschießen Kampfunfähiger aus nächster Nähe, Ermordung hilfreicher Sanitätsmannschaften aus dem Hinterhalt, Abschneiden der Geschlechtsteile, Aufschlitzen des Bauches, Ausstechen von Augen, Abschneiden von Ohren, Festspießen Verwundeter auf dem Erdboden, Beraubung von Verwundeten und Toten — alle diese Schandtaten sind nachgewiesen worden, wo französische Truppen gekämpft haben; sie bilden ein beredtes Zeugnis dafür, auf welcher Seite die Schänder von Kultur und Sitte zu suchen sind.

Die sämtlichen vorstehend erwähnten schmachvollen Handlungen der französischen Truppen werden durch eidliches Zeugnis einwandfreier Persönlichkeiten bestätigt und werden seinerzeit der Oeffentlichkeit zur Kritik überantwortet werden.

Aber auch außerhalb des Schlachtgetümmels haben Organe der französischen Regierung in verschwiegenen Gefängnisräumen sich des Meuchelmordes schuldig gemacht: im Gefängnis von Montbéliard wurden im August 1914 deutsche Kriegsgefangene von

französischen Gendarmen roh und grausam verstümmelt und nachher grundlos totgeschlagen. In einem anderen Falle überfielen räuberische Horden französischer Soldateska die Postagentur in Niedersulzbach, nahmen die Mitglieder der Posthalterfamilie gefangen, schleppten sie fort, behandelten sie unwürdig und grausam und warfen den gebrechlichen 68jährigen Posthalter die Treppe hinunter auf die Straße. Auch er wurde im Gefängnis in Belfort von seinem Wärter roh mißhandelt, mit Füßen getreten und derart gequält und geprügelt, daß er in der Nacht zum 17. August 1914 verstarb. Auch diese Fälle sind durch die eidlichen Bekundungen glaubhafter Augenzeugen erwiesen.

Hält man hierzu die schmachvolle, jeder Gesittung hohnsprechende und alle völkerrechtlichen Vorschriften mißachtende Behandlung, die das deutsche Sanitätspersonal, welches das Unglück hatte, in französische Hände zu geraten, in Le Bourget, Fougères, St. Ménéhould, Vitry-le-François, St. Yrieux, Péronne, Saleux, Vincennes, Lyon, Amiens, Bourdeaux, Clermont-Ferrand und anderen Orten über sich ergehen lassen mußte —, berücksichtigt man ferner die grausame und erniedrigende Behandlung der Kriegsgefangenen in Périgueux, Granville, Puy-de-Dôme, Montgazon, Fougères, Castres, Mont Louis und anderen Gefangenenlagern, bedenkt man ferner die Verwendung der gefährlichsten und schlimmsten Dumdum-Geschosse auf fast allen Teilen der französischen Schlachtlinie — gewollt und gebilligt durch die französische Heeresleitung —, so muß der französischen Regierung jede Berechtigung zu allgemeinen haltlosen Beschuldigungen und Verdächtigungen der deutschen Kriegsführung abgesprochen werden."

Die Kriegstagung der französischen Kammern

Die außerordentliche Session am 22. und 23. Dezember 1914

Nachdem die französische Deputiertenkammer in ihrer Sitzung vom 4. August 1914 die Kriegsvorlagen der Regierung genehmigt hatte (vgl. I, S. 54 f.), ist die Session zunächst vertagt, am 2. September 1914 aber, als die Regierung nach Bordeaux übersiedelte, geschlossen worden. So gelang es, Neuwahlen, die nach der klerikalen „Libre Parole" von der öffentlichen Meinung dringend verlangt wurden, zu vermeiden, weil dazu die vorherige Auflösung der Kammer nötig gewesen wäre.

Am 13. Dezember 1914 unterzeichnete Präsident Poincaré ein Dekret, das die Kammern auf Dienstag, den 22. Dezember 1914, zu einer außerordentlichen Sitzung nach Paris einberief. Die Vorbereitungen wurden sofort in Angriff genommen. Zur Vermeidung störender Zwischenfälle traf die Hausverwaltung strengste Maßnahmen; auch die mit dem Wortlaut der ministeriellen Erklärungen vorher vertraut gemachten Parteiführer einigten sich über jene Stellen der Rede, denen besonderer Beifall und Zurufe gewidmet werden sollten. Die ersten Sitzungen der Deputiertenkammer und des Senats dauerten daher auch nur 80 und 55 Minuten und verliefen durchaus programmgemäß.

Schon lange vor Beginn der Kammersitzung war das Palais Bourbon von Massen Neugieriger umlagert. Im Saale waren die Tribünen überfüllt; in der Diplomatenloge saßen die Botschafter und Gesandten der verbündeten Mächte und neutralen Staaten. Iswolski und Sir Francis Bertie wurden besonders bemerkt. Die Plätze dreier auf dem Schlachtfeld gefallener Abgeordneter waren mit schwarzem Flor verhängt und mit Kränzen geschmückt. Die Deputierten waren vollzählig anwesend.

Um 2 Uhr eröffnete der Kammerpräsident Deschanel die Sitzung. In seiner Ansprache gedachte er der inzwischen verstorbenen Deputierten, insbesondere derjenigen, die im Kampfe gefallen sind. Im Namen des Parlaments äußerte er dann Bewunderung und Dankbarkeit für die Tapferkeit derer, die seit bald fünf Monaten im Felde stehen.

Niemals sei Frankreich größer gewesen als in dieser heiligen Stunde. Niemals und in keinem Lande hätte man einen prachtvolleren Ausbruch patriotischer Tugenden wahrnehmen können. Frankreich verteidige nicht bloß sein Leben, sein Land und seine geheiligten Erinnerungen, sondern im Verein mit seinen Verbündeten kämpfe es auch für die Unabhängigkeit Europas, für die menschliche Freiheit. Deshalb werde es bis zum Aeußersten seine Pflicht tun, um den Wahrspruch seiner Rasse zu verwirklichen: „Recht geht vor Gewalt."

Der Ministerpräsident Viviani verlas hierauf die Erklärung der Regierung, die nach dem Bericht der „Agence Havas" folgendermaßen lautete: „Es gibt zur Stunde nur eine Politik: Erbitterten Kampf bis zur vollständigen Befreiung Europas, besiegelt durch einen vollständig siegreichen Frieden! Das ist der einstimmige Ruf des Parlaments, des Landes und des Heeres. Deutschland wurde durch dieses ihm unerwartete Aufflammen der nationalen Gefühle Frankreichs in der Trunkenheit seiner Siegesfreude gestört. Zu Beginn des Konfliktes verletzte es das Recht, wandte Gewalt an und mißachtete die Lehren der Geschichte. Um Belgien zu vergewaltigen und Frankreich zu überfallen, berief es sich einzig auf das Gesetz der Nützlichkeit. Seitdem die deutsche Regierung aber eingesehen hat, daß man der öffentlichen Meinung der Welt Rechnung tragen muß, hat sie, jedoch vergeblich, versucht, die Verantwortung für den Krieg auf die Verbündeten abzuwälzen. Alle von den beteiligten Nationen veröffentlichten Dokumente, und neulich noch die sensationelle Rede eines der berühmtesten Söhne des ewigen Italiens legen Zeugnis ab von dem längst gefaßten Beschlusse der Feinde, einen Gewaltstreich zu versuchen."

Die Regierungserklärung erinnert dann daran, daß Frankreich und Rußland am 31. Juli 1914 den englischen Vorschlägen zugestimmt hatten, die militärischen Vorbereitungen einzustellen und in London Verhandlungen anzuknüpfen. Hätte Deutschland zugestimmt, so wäre der Frieden selbst in dieser letzten Stunde noch gerettet worden. Deutschland habe jedoch den Knoten durchhauen und den Krieg unvermeidlich gemacht. Wie es damals diplomatisch den Frieden im Keim erstickt habe, habe es auch während mehr als 40 Jahre unermüdlich das Ziel verfolgt: Frankreich zu vertilgen, um die Welt zu unterjochen! Alles dies werde dem Tribunal der Geschichte unterbreitet werden, das keine Bestechung kenne. Da so Frankreich und seine Verbündeten trotz ihrer Friedensliebe den Krieg hätten auf sich nehmen müssen, würden sie ihn auch zu Ende führen. „Treu seiner Unterschrift auf dem Vertrage vom 4. September 1914, wo Frankreich seine Ehre, das heißt sein Leben verpfändet hat, wird es die Waffen erst niederlegen, wenn das verletzte Recht gerächt, wenn die dem französischen Vaterlande mit Gewalt entrissenen Provinzen ihm für immer wieder angeschmiedet sind, wenn das heldenhafte Belgien in die ganze Fülle seines wirtschaftlichen Lebens und seiner politischen Unabhängigkeit wieder eingesetzt ist, wenn der preußische Militarismus zerbrochen ist, wenn auf der Grundlage der Gerechtigkeit sich endlich ein neues Europa aufbauen kann. Daß wir des Erfolges gewiß sind, verdanken wir dem Heere und der Flotte, jener Flotte, die vereint mit der englischen uns die Herrschaft über die See sichert, jenen Truppen, die in Marokko die unermüdlichen Angriffe zurückschlugen, jenen Soldaten der Kolonien, die seit dem ersten Tage des Krieges mit begeisterter Anhänglichkeit in ihre Heimat zurückkehren. Wir verdanken dies unserem Heere, das in seinem Heldenmute von unvergleichlichen Führern zum Siege an der Marne, zum Siege in Flandern und in anderen ungezählten Kämpfen geführt wurde. Wir verdanken dies der Nation, die Einigkeit, Ruhe und Gelassenheit in diesen kritischen Stunden mit unvergleichlichem Heldenmute zu vereinigen wußte. Wir haben der Welt zu zeigen verstanden, daß die organisierte Demokratie durch tatkräftiges Handeln ihrem Ideal der Freiheit und Gleichheit, das ihre Größe ausmacht, zu nützen ver-

mag. So haben wir der Welt zeigen können, daß, wie der Generalissimus, der zugleich ein großer Soldat und ein edler Bürger ist, es ausgesprochen hatte, die Republik stolz sein kann auf die Armee, die sie ausgebildet hat. So konnten in diesem ruchlosen Kriege alle Tugenden unserer Rasse zu Tage treten, die man uns zuschrieb, Begeisterung und Tapferkeit, aber auch jene, die man uns abstritt, Ausdauer, Geduld und stoischer Gleichmut. Grüßen wir alle unsere Helden! Eine Nation, die solche Begeisterung erweckt, ist unvergänglich. Im Schutze solchen Heldenmutes hat die Nation weiter gelebt und gearbeitet und alle Folgen des Krieges auf sich genommen; daher ist der bürgerliche Frieden nie getrübt worden."

Die Erklärung bemerkt sodann, daß die Regierung, schon ehe sie auf ausdrückliches Ersuchen der Militärbehörde Paris verließ, angefangen hatte, alle für die Existenz der Nation erforderlichen Maßnahmen zu treffen, indem sie so von dem ihr vom Parlament zuerkannten Rechte, alle Angelegenheiten selbständig zu regeln, Gebrauch machte. Die Erklärung beruft sich auf das Finanzexposé Ribots, das die Lebenskraft Frankreichs, die Sicherheit seines Kredits und das Vertrauen beweise, das es jedermann einflöße, ungeachtet eines die Welt erschütternden und verarmenden Krieges, und das so imstande ist, den Krieg bis zu dem Tage fortzusetzen, wo die notwendigen Entschädigungen erlangt worden sind. Die Erklärung begrüßt sodann die unschuldigen bürgerlichen Opfer, die bisher durch die Kriegsgesetze geschützt gewesen seien, die der Feind aber jetzt gefangen genommen und abgeschlachtet habe, um die unerschüttert gebliebene Nation in Schrecken zu setzen. Diesen Familien gegenüber habe die Regierung ihre Pflicht getan, aber die Schuld des Landes sei noch nicht getilgt. Die Regierung beantrage einen ersten Kredit von 300 Millionen und verpflichte sich feierlich, alle Ruinen in den Departements, die von der Invasion heimgesucht worden seien, aufzubauen. Unter Berücksichtigung des Ertrages der Entschädigungen, die wir verlangen werden, und in Erwartung der Mithilfe und Unterstützung des Landes werde die ganze Nation ihre Pflicht der nationalen Zusammengehörigkeit zu erfüllen wissen. Der Staat verkünde damit feierlich das Recht auf Entschädigung für die Opfer von Kriegsereignissen. „Der Tag des endgültigen Sieges ist allerdings noch nicht gekommen, bis dahin ist noch eine schwere Aufgabe zu erfüllen, die uns noch lange in Anspruch nehmen wird. Bereiten wir unseren Willen und unseren Mut darauf vor. Um Erbe sein zu können der ungeheuersten Ruhmeswürde, die ein Volk tragen kann, übernimmt Frankreich von vornherein alle Opfer. Unsere Verbündeten wissen es und die neutralen Länder ebenfalls. Durch einen zügellosen Feldzug mit falschen Nachrichten hat man vergebens versucht, alle uns geschenkten Sympathien abspenstig zu machen. Wenn Deutschland anfangs sich den Anschein gab, daran zu zweifeln, so zweifelt es jetzt nicht mehr."

Die Erklärung konstatiert dann noch einmal, daß das französische Parlament heute nach mehr als vier Kriegsmonaten vor der Welt das Schauspiel wiederholen werde, das es in den ersten Tagen des Krieges gegeben habe. „Das Parlament ist befugt, von neuem dieses Werk der Einheit zu erfüllen. Es ist seit 44 Jahren zugleich der Ausdruck und die Bürgschaft unserer Freiheit. Es weiß, daß sich die Regierung mit Achtung seiner notwendigen Kontrolle unterzieht, und daß sein Vertrauen für sie unerläßlich ist. Es weiß, daß morgen wie heute sein souveräner Wille Gehorsam findet. Diese Souveränität des Parlaments erhöht den Eindruck seiner Kundgebungen; davon hat das Parlament bereits ein Beispiel gegeben. Denn zum Sieg gehört nicht nur Einigkeit an der Grenze, es gehört dazu auch die Einigkeit im Innern. Hüten wir uns vor jedem Angriff auf diese geheiligte Einigkeit. Heute wie gestern und wie morgen wollen wir nur den Ruf nach Sieg, das Vaterland und das Recht kennen. Für diese Ideale kämpfen wir, kämpfen auch Belgien, England, Rußland, das unerschrockene Serbien und die kühne

japanische Marine. Dieser Krieg ist der größte der Geschichte, nicht deshalb, weil die Völker aufeinanderstoßen, um Gebiete zu erobern, oder für die Bereicherung ihres materiellen Lebens zu sorgen, sondern weil sie aufeinanderstoßen, um das Geschick der Welt zu regeln. Nichts Größeres hat sich jemals den Augen der Menschheit dargeboten. Gegen die Barbarei des Despotismus, gegen das System der Herausforderungen und methodischen Drohungen, die Deutschland Frieden nannte, gegen das System der Morde und Kollektivplünderungen, die Deutschland Krieg nennt, gegen die unverschämte Vorherrschaft der Kriegerkaste, die das Unheil entfesselte, hat sich Frankreich mit seinen Verbündeten in einem einzigen Elan erhoben. Das ist der Einsatz, der über unser Leben geht. Seien wir deshalb fortgesetzt einmütig; morgen, nach der Erlangung des Friedens und Sieges werden wir uns mit Stolz dieser tragischen Tage erinnern, denn sie werden uns kräftiger und besser gemacht haben."

Ministerpräsident Viviani wurde bei der Verlesung der Regierungserklärung von den Deputierten, die stehend zuhörten, fortwährend durch Beifallsrufe unterbrochen. Als er von den Sympathiebezeugungen des Auslandes und dem Willen Frankreichs, das heldenmütige Belgien wiederherzustellen und den preußischen Militarismus zu zerbrechen, sprach, übertönten die Beifallsrufe und die Rufe „Es lebe Belgien!" die Stimme Vivianis, so daß er seine Rede unterbrechen mußte. Am Schluß der Rede erhob sich ein Beifallssturm. Nachdem sodann die bereits angekündigten Vorlagen von der Regierung eingebracht worden waren, vertagte sich die Kammer.

Im Senat hatten auf der Ministerbank Briand, Delcassé, Doumergue, Bienvenu, Martin und David Platz genommen. Der Senatspräsident Dubost eröffnete die Sitzung mit einer Ehrung für das Andenken der verstorbenen Senatoren, insbesondere des Senators Reymond, der bei einem Erkundungsflug in der Nähe von Toul vor dem Feinde fiel. Er drückte sodann namens des Senats die Bewunderung für die Armee, ihre Führer und das Land aus und erntete besonderen Beifall, als er von „diesem System von organisiertem Mord und Plünderung, das die Deutschen Krieg nennen", sprach. Briand verlas darauf die Regierungserklärung. Als er schloß, erhoben sich alle Mitglieder und applaudierten, nur Clemenceau blieb auf seinem Platz sitzen.

Die zweite Sitzung der Kammer fand am Nachmittag des 23. Dezember 1914 statt. Da sich nur wenig Zuhörer und Abgeordnete eingefunden hatten, war der Eindruck nüchterner als am vergangenen Tage. Der Präsident Deschanel brachte sofort die Vorlage betreffend die sechs provisorischen Budget-Zwölftel für 1915 zur Debatte, wonach die Kriegsausgaben, die sich von Anfang August bis zum Jahresende 1914 ungefähr auf 6640 Millionen Franken belaufen und für die sechs ersten Monate des Jahres 1915 auf 8825 Millionen Franken veranschlagt sind, auf das außerordentliche Budget übernommen werden sollen.

Im Namen der Budgetkommission gab deren Vorsitzender, der frühere Minister Clementel, eine Erklärung ab, die mit starkem Beifall aufgenommen wurde. Es heißt darin: „Die aufmerksame Prüfung unserer Finanzen und unseres Kriegsmaterials hat auf alle Mitglieder der Kommission den erfreulichsten Eindruck gemacht. Ich kann Ihnen mit einem Wort die Versicherung geben, daß ein großartiges Werk, ein wahres Wunder von französischer Energie unter dem Feuer des Feindes vollbracht worden ist. Das ist zusammen mit dem Heldenmut unserer Soldaten ein Unterpfand für den Sieg, der um so näher ist, als unsere Verbündeten — wie wir bestimmt wissen — bestrebt sind, die wirksame Absperrung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns durchzuführen und so deren unabwendbare Niederlage herbeizuführen. Die Budgetkommission hat die verlangten Kredite einstimmig bewilligt, und wir sind sicher, daß die Kammer sie ebenfalls einstimmig annehmen wird, um durch diese Einmütigkeit, die unsere Gegner fürchten

und unsere Verbündeten erwarten, einen neuen Beweis dafür zu geben, daß wir vor keiner Anstrengung zurückschrecken, um bis ans Ende durchzuhalten." Auch der Generalberichterstatter der Budgetkommission Metin ersuchte die Kammer, die Vorlage ohne Aenderung anzunehmen. Die Kammer ging hierauf sofort zur Abstimmung über und nahm den Gesetzesantrag mit allen 561 Stimmen ohne Widerspruch an. Auf Antrag des Abgeordneten Generals Pedoya stimmte die Kammer, entsprechend den Anträgen der Armeekommission, auch sämtlichen Dekreten zu, die der Kriegsminister seit Anfang des Krieges zur Bestreitung der Bedürfnisse der Armee erlassen hat. Die Sitzung wurde sodann unterbrochen, um dem Senat Zeit zu lassen, ebenfalls die Budgetvorlage anzunehmen. Unterdessen stimmte die Kammer dem vom Senat angenommenen Gesetze zu, wodurch alle Wahlen für die gesetzgebenden Körperschaften, Departements- und Gemeinderäte bis Ende des Krieges vertagt werden.

Nachdem der Senat schließlich ebenfalls die Budgetvorlage einstimmig angenommen hatte, verlas der Ministerpräsident Viviani in der Kammer das Dekret, wodurch die außerordentliche parlamentarische Session als geschlossen erklärt wurde.

Die nächste ordentliche Tagung soll am 12. Januar 1915 beginnen.

* * *

Alle französischen Zeitungen stellten fest, daß die Eröffnung der Kammern eine historische, unvergeßliche Begebenheit gewesen sei. Etwas kühler urteilte man im Ausland. Ein früherer Pariser Mitarbeiter des „Stuttgarter Tagblatts" schreibt darüber: „René Viviani, der fünfzigste oder sechzigste Ministerpräsident der dritten Republik, den der Zufall, nicht die Bedeutung, in der Schicksalsstunde voranschob, hat sein Manifest nicht für die Welt und die Weltgeschichte bestimmt, sondern ausschließlich für sein Auditorium. Jeder Satz war auf den „Effekt" in dieser Arena berechnet, mußte tönen, dröhnen, höhnen, die Volksvertreter gleich von den ersten Worten an auf die Beine, zum Beifallsgetrampel und Siegesjubel bringen. Die ganze Kundgebung höher einzuschätzen, wäre ein Irrtum. Viel wichtiger als diese phrasenhafte, geschmacklose Regierungsrede, auch nützlicher für Frankreich, war, was nicht geleugnet zu werden braucht, die Einhelligkeit des Parlaments, das ohne Widerspruch alle Verfügungen und Vorschläge guthieß."

Die ordentliche Session des Jahres 1915. I

Die französische Regierung berief, mehr einem Zwang gehorchend als aus freiem Willen, die Kammer zu ihrer regelmäßigen Session; denn das Gesetz schreibt vor, daß das Parlament alljährlich mindestens fünf Monate tagen muß. Aber schon vor dem Zusammentritt der „Redner" warnte die Regierung vor allzu reichlichen Redeergüssen und erinnerte daran, daß sie das Recht habe, die Kammer in ihrer gewöhnlichen Tagung zweimal im Monat zu vertagen.

12. Januar 1915.

Die Eröffnungssitzungen der Deputiertenkammer und des Senats wurden von den Alterspräsidenten de Mackau und Belle mit Ansprachen eröffnet. In der Kammer ist darauf Deschanel fast einstimmig wieder zum Präsidenten gewählt worden; die Tatsache, daß sich die linken Parteien alle vier Vizepräsidenten zuteilten, beweist deren Willen, ihren Platz in der Regierung energisch zu behaupten. Der Senat wählte Dubost als Präsidenten sowie alle bisherigen Bureaumitglieder wieder.

14. Januar.

Die erste Geschäftssitzung der französischen Kammer wurde vom Präsidenten Deschanel eröffnet, der beim Besteigen der Präsidententribüne mit Beifallsklatschen begrüßt wurde. In einer pathetischen Rede erklärte Deschanel, daß Frankreich seit Beginn des Krieges eines Herzens und eines Sinnes sei. Die Klugheit der Deputier-

ten werde verstehen, diese moralische Einmütigkeit mit ihrer Pflicht der Kontrolle in Einklang zu bringen, die künftig energischer als je ausgeübt werden müsse. Wenn das Parlament mehr gewagt hätte, würde es heute um Frankreich besser stehen. Was die Aufgaben der Kammer anbetrifft, so sei die erste die Fürsorge für die im Feld Kämpfenden und deren Angehörige. Sodann seien Maßnahmen zu treffen zur Wiederherstellung und zu dem Wiederaufbau der vom Feind verwüsteten Gebiete. Unablässig müsse im Verein mit der Nation und der Regierung daran gearbeitet werden, daß der Feind vertrieben, Belgien erlöst und Elsaß-Lothringen Frankreich wieder einverleibt werde. Zu gleicher Zeit müsse das Friedenswerk vorbereitet, an dem wirtschaftlichen Regime des Frankreichs von morgen und an der nationalen Wiederaufrichtung gearbeitet und die Grundlagen des neuen Frankreich gelegt werden, das da brüderlicher und blühender erstehen soll. Um diesen Aufgaben gewachsen zu sein und sie zu einem guten Ende zu führen, müsse man sich ein Beispiel an der Ruhe und Kaltblütigkeit des Landes und der Armee nehmen. Ausdauer und Geduld seien notwendig; denn gerade die Zeit stelle in der gegenwärtigen schweren Prüfung, die das Land durchzumachen habe, ein kostbares Hilfsmittel dar. Der Zweibund habe alle seine Kräfte aufgeboten, der Dreiverband noch nicht. Deschanel erinnerte dann an den Mut der Helden auf den Schlachtfeldern, an die Leiden der Gefangenen und feierte das Gedächtnis der Toten. Dann widmete er dem französischen Volk, dessen erhabene Tugenden die höchsten Gefahren überwinden, Worte der Verherrlichung. Deschanel schließt: „Wir müssen die Vollstrecker seines Gedankens und die Zuschauer seiner Tapferkeit bleiben in dem Wunsche, bis zum Ende ohne Aufregung und ohne Großsprecherei seine getreuen Abgeordneten zu sein, um mit Beharrlichkeit die heiligsten Pflichten zu erfüllen, die jemals eine menschliche Familie auf sich genommen hat." Deschanel wies auch auf die Sympathien hin, die sich jenseits der Grenzen zeigten; er gedachte der beiden auf dem Felde der Ehre gefallenen Garibaldi-Enkel und dankte in bewegten Worten ihrem Vater, General Garibaldi. Bei diesen Worten erhoben sich Minister und Deputierte unter dem Beifallsklatschen des Hauses. Die Tagesordnung wurde durch Handaufheben einstimmig angenommen und die Sitzung dann vertagt.

Ueber die Organisierung der Arbeit und die Methode der Beratungen der Kammer wurden von einer Konferenz von Delegierten aller Gruppen mit Einstimmigkeit folgende Richtlinien angenommen. Das Parlament soll fünf Monate der Tagung zunächst dazu verwenden, um die Gesetze, die ihm unterbreitet werden und deren Erörterung vorzubereiten sowie um seine Kontrollpflicht und seine verfassungsmäßigen Vorrechte auszuüben. Dann wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß man die Zahl der öffentlichen Sitzungen auf ein Mindestmaß beschränke. Drittens soll die Kammer den Tag der Beratung über die Gesetzentwürfe bestimmen, die der Kammer bei der ordnungsgemäßen Zusammenkunft der verschiedenen Gruppen und Kommissionen vorgelegt werden. Viertens soll keine öffentliche Bemerkung über die Festsetzung des Datums der verschiedenen Interpellationen, die eingereicht werden könnten, erfolgen, ebensowenig über die Dringlichkeit oder umgehende Beratung irgendeines Resolutions- oder Gesetzesvorschlages. Fünftens kam man überein, daß jeder Urlaub, um den die zur Waffe einberufenen Deputierten nachsuchen würden, von Rechts wegen zu erteilen sei.

Die erste Geschäftssitzung des Senats eröffnete der Präsident Dubost mit einer Ansprache, die inhaltlich der Rede Deschanels entsprach. Bei der darauf folgenden Besprechung der Tagesordnung kam es zu einem Zwischenfall, als der undisziplinierte Bonapartist Delahaye die Vertagung des Parlaments bis zum Ende des Krieges vorschlug. Aber gerade dieser Zwischenfall hatte besonders Bedeutung, weil der Ministerpräsident Viviani ihn zum Anlaß nahm, diejenige Erklärung abzugeben, welche die Linke offenbar von ihm erwartet hatte. Delahaye hatte die Ansicht geäußert,

daß ganz Frankreich in diesem Augenblick die Tagung der Volksvertretung für überflüssig halte; Viviani lehnte diese Behauptung, die von der reaktionären Presse seit Beginn des Krieges in allen Tonarten wiederholt worden sei, lebhaft ab; er wies darauf hin, daß das Parlament verfassungsgemäß zusammengetreten sei, bemerkte, daß auch die Notgesetze der Kriegszeit der Ratifikation des Parlaments bedürften und erklärte schließlich, daß die Regierung sich gern der Kontrolle des Parlaments unterwerfe und die Durchführung der ordentlichen Session selbst für nützlich halte.

* * *

Da wir über die gesetzgeberische Tätigkeit der französischen Kammern nur lückenhaft unterrichtet sind und zudem die Behandlung der Regierungsvorlagen durch Kammer und Senat nicht gleichzeitig erfolgt, müssen wir uns hier darauf beschränken, diejenigen Gesetze und Verordnungen aufzuzählen, deren Bewilligung durch die Kammern in dem zur Behandlung stehenden Zeitabschnitt bekannt geworden ist, ohne Rücksicht darauf, ob die Annahme durch den Senat ebenfalls bereits erfolgt ist oder noch aussteht. Die nötigen Ergänzungen sollen in einem späteren Kapitel folgen:

Zunächst wurden die von der Regierung erlassenen Dekrete in Finanz- und Zollsachen, über das Verbot des Handels mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn und über die österreichisch-ungarischen und deutschen Versicherungsgesellschaften ratifiziert (vgl. S. 243 f.). Darauf nahm die Kammer den Gesetzesantrag an, der die Regierung zur Ungültigkeitserklärung der Erlasse über die Naturalisierung von Untertanen feindlicher Staaten ermächtigt. Darnach kann die Naturalisierung aberkannt werden, wenn 1. der Naturalisierte seine ursprüngliche Nationalität beibehielt, als er die neue Nationalität erwarb, 2. wenn er gegen Frankreich Waffendienste tat, 3. wenn er im Fall des Kriegs sich der französischen Militärpflicht entzog und 4. wenn er während des Kriegs einer fremden Nation irgendwelche Hilfe leistete.

Auch der Regierungsantrag über die Pensionierung der Hinterbliebenen von Staatsbeamten, die vor dem Feinde fallen, und ein Gesetz, das den Opfern des Kriegs aus dem Zivilstand die gleichen Unterstützungen gewährt, wie den Opfern aus dem Militärstand, wurden angenommen.

Die Kammer bewilligte außerdem nach Erklärungen des Finanzministers Ribot die Vorlagen betreffend die Erhöhung der Ausgabengrenze der „Bons de défense nationale“ auf 3,5 Milliarden, später auf 4,5 Milliarden, sowie die Ausgabe von kurzfristigen Obligationen, die steuerfrei mit 5% verzinslich und bis spätestens 1915 zurückzahlbar sein sollen.

Auch das Gesetz über das Verbot der Fabrikation und des Verkaufs von Absinth oder ähnlichen Getränken in Frankreich und den französischen Kolonien wurde — in der Kammer mit 472 gegen 95 Stimmen — angenommen.

Schließlich hat die Kammer eine Auszeichnung für Soldaten, das Kriegskreuz, eingeführt, das den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften verliehen wird, die seit Kriegsausbruch im Tagesbericht des Heeres mit Namen aufgeführt worden sind.

Aus den französischen Kolonien

August 1914.

Nachdem bereits Anfang August Kundgebungen vor dem deutschen Konsulat in Saigon stattgefunden hatten, der deutsche Klub zerstört und das Magazin der deutschen Firma Speidel & Co. geplündert worden waren, sind die Deutschen nach Anfang Oktober über Amsterdam eingegangenen Nachrichten aus Saigon ausgewiesen worden. Sie fanden auf Java in Buitenzorg liebevolle Aufnahme.

6. Oktober 1914.

Der Kolonialminister hat eine Kommission unter dem Vorsitz von Henri Bérenger ernannt, die während der Kriegsdauer Handel und Verkehr in und mit den Kolonien untersuchen soll. Zu den Aufgaben der Kommission gehört auch das Ausfindigmachen neuer Absatzgebiete zum Ersatz des unterbrochenen Handels mit den gegnerischen Staaten, sowie die Untersuchung, wie an Stelle der gegnerischen Unternehmungen in den Kolonien aufs schnellste französische Unternehmungen gesetzt werden können.

31. Oktober.

Nach Mitteilungen aus Madrid sind in Algier ziemlich ernste Schwierigkeiten entstanden. In verschiedenen Ortschaften, so in Benigasen, konnten die Eingeborenen nur durch Waffengewalt gezwungen werden, der Verfügung Frankreichs, alle Mauren vom 19. bis 45. Lebensjahr einzuberufen, nachzukommen.

20. November.

Die französische Regierung hat mit Rücksicht auf die mohammedanische Agitation der Türkei über die französischen Kolonien in Afrika den allgemeinen Kriegszustand verhängt.

27. November.

Der „Eclair" meldet, daß bewaffnete Banden aus Liberia in Französisch-Guinea einfielen, die Einwohner verfolgten und die Dörfer plünderten. Die Regierung von Liberia erwiderte auf einen Protest der französischen Regierung, sie sei für die Vorkommnisse nicht verantwortlich, da der Einfall von wilden Stämmen ausgeführt worden sei, über die die Regierung keine Gewalt habe. Der französische Gouverneur sandte sofort 200 Schützen in das Grenzgebiet von Tmasadu, um die Banden zu vertreiben, und benachrichtigte die Regierung von Liberia, daß er entschlossen sei, die Eindringlinge selbst im Territorium von Liberia zu verfolgen, falls sich der Einfall wiederhole.

November.

Wie das französische Kolonialministerium mitteilt, griffen chinesische Räuber und Opiumschmuggler an der Nordgrenze Tongkings wiederholt französische Posten an. Sie töteten hierbei den Verwalter des Postens Samnua am obern Laos und raubten 100 000 Piaster. Den Anführern schlossen sich aufrührerische Elemente der Ortsbevölkerung an. Weiterziehend machte die Bande einen Angriff auf die Posten am Schwarzen Fluß und tötete den französischen Telegraphenbeamten. Die Franzosen mußten ihre Schützen mit Verlusten zurückziehen. Infolge dieser Vorgänge wurde über die Gegend zwischen dem Schwarzen Fluß und dem obern Mekong der Belagerungszustand erklärt und das ganze Gebiet der Militärgewalt unterstellt. Zu derselben Zeit, nämlich im Lauf des Novembers, gingen die Bergstämme am obern Roten Fluß auf Anstiften chinesischer und annamitischer Wühler gegen mehrere französische Posten vor, wurden jedoch dann zerstreut. Das Ministerium versichert, daß diese Vorgänge die im übrigen in Tongking herrschende allgemeine Ruhe nicht berührt hätten. Es steht aber kaum außer Zweifel, daß sie die erste Rückwirkung der Nachrichten vom Ausbruch des europäischen Weltkrieges in Französisch-Indochina darstellen, wo, wie man seit langem weiß und wie das erst vor Jahresfrist der in der Hauptstadt Hanoi gegen hohe französische Beamte verübte Bombenanschlag grell beleuchtete, tiefer Franzosenhaß weiteste Kreise der eingeborenen Bevölkerung beherrscht.

24. Dezember.

Nach einer Madrider Meldung übernahm der französische Generalresident in Tunis durch Dekret die Regierungsgewalt des Beis von Tunis.

28. Dezember.

Die Nachricht aus Rom, Frankreich beabsichtige die Annektion von Tunis, wird in Paris dementiert. Das Régime eines Schutzstaates stelle Frankreich völlig zufrieden.



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der französische Admiral Brulard,
der Oberbefehlshaber der Flotte



Nach l'Illustration

Der französische General Foch,
der Führer der Nordarmee



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der französische General
Castelnau



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Zuaven bei der Zubereitung ihres Essens



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Senegalschützen beim Verladen von Fleisch

Das französische Wirtschaftsleben

Ueber die Einflüsse des Krieges auf das Wirtschaftsleben Frankreichs sind wir nur teilweise und häufig erst auf dem Umwege über neutrale Länder unterrichtet worden. Es ist somit vorerst unmöglich, einen erschöpfenden Ueberblick zu geben. Unsere Darstellung wird sich mit der Gruppierung einzelner, später zu ergänzender Mitteilungen begnügen, aber bis Anfang März ausdehnen müssen, damit die Angaben der Kammerrede des Finanzministers Ribot vom 18. März 1915 mitbenützt werden können.

Die Lage des französischen Geldmarkts, die beim Ausbruch des Krieges die denkbar ungünstigste war (vgl. I, S. 306 ff.), ist auch während des Krieges schwierig geblieben. Noch Ende September 1914 sah sich die Regierung genötigt, dem „Crédit Lyonnais", der ältesten und angesehensten Bank Frankreichs, die Auszahlung der fälligen Teildividende für das erste Halbjahr auf seine Aktien zu untersagen. Um Kriegsartikel und Lebensmittel in Amerika kaufen zu können, ohne Goldsendungen machen zu müssen, hat die französische Regierung Ende Oktober 1914 an die National City Bank in New York 50 Millionen Franken 6prozentige Schatzbons mit einjähriger Laufzeit verkauft. Später wurden in London 50 Millionen Franken einjährige 5prozentige Schatzscheine zum gleichen Zweck untergebracht und im Januar 1915 weitere 250 Millionen Franken 5prozentige Schatzscheine.

Gleich zu Anfang des Krieges, bereits am 4. August 1914, erließ die französische Regierung ein Moratorium, das sich auf Wechsel-, Waren- und andere Schulden, Bankdepositen, Sparkassengelder, Versicherungsgelder, Zinsscheine, selbst Schuldverschreibungen und Mieten erstreckte. Die Banken brauchten nur 250 Franken und 5% des Restes im ersten Monat auszuzahlen, weitere 15% des Restes im zweiten Monat, weitere 5% im dritten Monat und bis 1000 Franken nebst 50% des Restes in den beiden letzten Monaten des Jahres 1914. Die Sparkassen zahlten von den Einlagen auf jedes Buch nur alle 14 Tage 50 Franken aus. Trotzdem überwogen die Auszahlungen ununterbrochen; sie überstiegen die Einzahlungen in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Dezember 1914 um 101 084 570 Franken, und vom 1. Januar bis 20. Februar 1915 um 20 047 628 Franken.

Durch ein Dekret vom 27. Oktober 1914 begann dann der Finanzminister mit dem Abbau des Moratoriums. Es sollte darnach für diejenigen Schuldner, die der Armee angehören oder in vom Feinde besetzten Gegenden wohnen, in Kraft bleiben; die übrigen Schuldner sollten vom 1. Dezember 1914 an durch Anrufung des Zivilgerichts zur Zahlung verpflichtet werden können. Die obligatorische Rückzahlung von Bankdepots wurde auf 40% im November und auf 50% im Dezember festgesetzt; für Rückzahlungen zur Bestreitung von Arbeitslöhnen, zum Ankauf von Rohmaterialien und ähnlichen Bedürfnissen wurde der Prozentsatz auf 75 erhöht. Rückzahlungen bis zu 1000 Franken sollten unverkürzt erfolgen. Jedoch bereits am 27. November 1914 war die Regierung genötigt, auf den Antrag des Handels- und Finanzministers diese Bestimmungen für den Monat Dezember wieder aufzuheben, was die unbeschränkte Verlängerung des allgemeinen Moratoriums bis zum 1. Januar 1915 bedeutete. Am 15. Dezember 1914 wurde eine neue Frist von 60 Tagen für die Zahlungen im kaufmännischen Verkehr gewährt, Ende Februar 1915 eine weitere Frist von 60 Tagen bis zum 1. Mai 1915. Schließlich sind durch ein Dekret des Finanzministers vom 23. Dezember 1914 die früheren Moratoriumsbestimmungen für fällige Zinsen, Zinsscheine, Dividenden, rückzahlbare Obligationen und gezogene Lose bis 1. April 1915 ausgedehnt und durch ein Dekret vom 10. März 1915 die früher gewährten Erleichterungen in der Zahlung der Mietzinse auf weitere drei Monate vom 1. April auf 30. Juni 1915 verlängert worden. Weiter darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Entwurf des provisorischen Staats-

haushalts für 1915 auch die Einziehung der neuen Einkommensteuer für die Dauer der Feindseligkeiten „aus materiellen Gründen, die der Krieg verursacht", vertagt.

Ueber die Einnahmen und Ausgaben des französischen Staates hat Finanzminister Ribot in der Kammer Berichte erstattet, die eine starke Abnahme aller Staatseinnahmen, sowie einen Niedergang des Geschäftslebens nachweisen.

Nach der vom „Temps" veröffentlichten Uebersicht der Finanzverwaltung war das Erträgnis der Steuern für das Jahr 1914 folgendes: Die direkten Steuern ergaben gegenüber dem Budgetvoranschlag einen Ausfall von 108 689 000 Franken, gegenüber dem Jahre 1913 einen solchen von 139 072 900 Franken. Der Ertrag der indirekten Steuern und Monopole beträgt 3 224 166 900 Franken gegenüber dem Budgetvoranschlag von 3 864 934 690 Franken. Der Fehlbetrag beläuft sich gegenüber dem Jahr 1913 auf 657 933 100 Franken. „Es wäre aber unlogisch, anzunehmen," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „daß der Jahresmindererertrag von 797 006 000 Franken ein richtiges Bild von dem Einfluß der Kriegsereignisse auf die Steuereinnahmen Frankreichs ergibt, denn die Kriegslage erstreckt sich nur auf fünf Monate des Budgetjahres. Auch ändert sich das Bild stark, wenn man die Einkünfte der verschiedenen Departements mit einander vergleicht; während einzelne Provinzen ganz unwesentliche Mindereinnahmen aufweisen, sind in den von den deutschen Truppen besetzten Teilen und in den Gegenden der Kriegsereignisse die Einkünfte fast vollständig versiegt.

Dagegen beliefen sich die für den Krieg erforderlichen Ausgaben bereits Ende Dezember 1914 auf 6441 Millionen Franken, wovon 6092 Millionen für die Militäroperationen und 82 Millionen für die Marine verwendet wurden. Allerdings sind in den beiden letzteren Summen auch 340 Millionen Franken Unterstützungen für die Familien der Mobilisierten enthalten. Die Vorschüsse, die verbündeten und befreundeten Staaten gewährt wurden, betragen 250 Millionen Franken an Belgien, 90 Millionen an Serbien, 20 Millionen an Griechenland und rund eine halbe Million an die Bank von Montenegro.

Die Staatsbedürfnisse sind hauptsächlich bei der Bank von Frankreich gedeckt worden, die bis 15. Dezember 1914 3600 Millionen Franken, bis Mitte März 1915 eine weitere Milliarde dem Staate vorgestreckt hatte. Die Zeichnungen des Volkes in National-Verteidigungs-Wechseln, „Bons de Défense Nationale", die fünfprozentig sind, eine Laufzeit von drei Monaten bis zu einem Jahr haben und in Abschnitten von 100, 500 und 1000 Franken ausgegeben werden, betrugen bis Mitte Dezember 1914 1059 Millionen Franken, ferner erfolgten 140 Millionen Franken Einzahlungen auf die kurz vor Kriegsbeginn emittierte 3½prozentige Juli-Rente. Bis Mitte März 1915 erhöhten sich die Zeichnungen auf „Bons de Défense Nationale" um 2473 Millionen; weitere 250 Millionen fremde Einzahlungen wurden — mit Hilfe der Bank von Frankreich — auf die 3½prozentige Rente geleistet, schließlich wurden 253 Millionen Franken 5prozentige zehnjährige National-Verteidigungs-Obligationen gezeichnet. Die gesamten Einschreibungen auf 5prozentige National-Verteidigungs-Obligationen belaufen sich auf ungefähr 1060 Millionen Franken. Hiervon entfallen 575 Millionen auf Umtausch von 3½prozentiger Rente — 22 Millionen 3½prozentige Rente waren Mitte März 1915 noch immer nicht vollbezahlt —, weitere 153 Millionen Franken sind in 5prozentigen Obligationen gegen Einlösung von „Bons de Défense Nationale" untergebracht. Es verbleiben somit 332 Millionen Franken für Barzeichnungen; ein recht klägliches Ergebnis. Auch die Gemeinden und Departements Frankreichs wurden ermächtigt, Bons für ihre Bedürfnisse auszugeben; Paris wurde für 140 Millionen Franken autorisiert.

„Trotzdem also der offene Markt nur in ganz geringfügigem Umfange Mittel für den Krieg geliefert hat, ist er," wie Paul Rohrbach in „Das Größere Deutschland" schreibt,

„derart hilfsbedürftig, daß die Bank von Frankreich durch ein Spezialabkommen einen Kredit von 500 Millionen Franken zur Verfügung der russischen Staatsbank stellen mußte, womit letztere den russischen Banken Mittel zur Verfügung stellen wird, um die in Frankreich von ihnen bei Pariser Instituten abgeschlossenen zahlreichen Wechselperioden wenigstens zum Teil abzulösen. Nichts kann besser illustrieren, wie weit der französische Markt sich an russischen Geschäften verblutet hat, und in diesem Lichte betrachtet, gewinnt die Last der russischen Anleihen und Finanzierungen für den französischen Markt eine besondere Bedeutung."

Die mit großen Hoffnungen erwartete Finanzkonferenz der verbündeten Regierungen, die in den ersten Februartagen 1915 in Paris und London im wesentlichen wohl erfolglos stattfand, hatte vor allem den Zweck, Rußland zu helfen. Es soll deshalb darüber später bei der Darstellung der wirtschaftlichen Lage Rußlands berichtet werden.

Die Verluste, die der französische Handel schon bis jetzt durch den Krieg erlitten hat, sind ungeheuer. Nach der amtlichen Statistik betrug die Einfuhr nach Frankreich im Jahre 1914 6 349 209 000 Franken gegen 8 421 332 000 Franken im Jahre 1913. Die Ausfuhr im Jahre 1914 betrug 4 827 514 000 Franken gegen 6 883 217 000 Franken im Jahre 1913. Der Ausfall gegenüber dem Jahre 1913 beträgt also zusammen 4 127 826 000 Franken. Am schwersten geschädigt ist der Importhandel mit Industrieartikeln, der über 1300 Millionen Franken verloren hat. Jedoch auch der Getreideimport ist um mehrere 100 Millionen Franken zurückgegangen. Selbst der französische Handel mit Amerika weist einen starken Rückgang auf. Die Einfuhr aus Amerika betrug in den vier ersten Kriegsmonaten nur 56 Millionen Franken gegen 133 Millionen Franken im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Nach Amerika ausgeführt wurden für 25 Millionen Franken Waren gegen 34 Millionen Franken in der Vergleichszeit.

„Die französische Industrie hat sich," wie ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" schreibt, „den Anforderungen des Krieges von Anfang an nicht gewachsen gezeigt. Daran ist die Besetzung der Norddepartements nicht allein schuld; sie hat aber zweifellos dazu beigetragen. Infolge dieses Unvermögens war der französische Staat gezwungen, große Ankäufe im Ausland zu machen. Ausschüsse wurden ernannt, nach England, Amerika und anderswohin geschickt, um einzukaufen; sie sind immer noch tätig, obschon inzwischen die Leistungsfähigkeit der französischen Industrie zweifellos gewachsen ist. Die teure ausländische Ware verdrängt die einheimische, die eigene Industrie wird entmutigt, und die eigenen Leute bleiben brotlos, während die auswärtigen Lieferanten riesige Geschäfte machen. Dazu kommt noch, daß man bei der Zusammensetzung der Einkaufsausschüsse mehr auf die politischen Beziehungen als auf die Sachkenntnisse der Mitglieder Gewicht gelegt zu haben scheint; alle möglichen Leute „machen" jetzt in Armeelieferungen, und die Handelswelt gibt ihrem Erstaunen über die Unkenntnis dieser Leute — es befinden sich auch Damen darunter — in den Fachzeitungen unverhohlen Ausdruck. Zweifellos werden dabei riesige Geschäfte gemacht, aber nur auf Kosten der Allgemeinheit."

Die vom Arbeitsministerium Anfang 1915 angestellte Untersuchung über die Wiederaufnahme der industriellen und kommerziellen Tätigkeit betrifft nach der „Neuen Zürcher Zeitung" 31 676 Unternehmungen, die normalerweise 1 070 093 Arbeiter beschäftigen. Die Mobilmachung hatte im August 1914 die Schließung ungefähr der Hälfte der industriellen und kommerziellen Betriebe und die Verminderung der Personalbestände um mehr als zwei Drittel zur Folge gehabt. Die Lage hatte sich aber bereits im Monat Januar 1915 merklich gebessert. Gegenüber dem Monat August 1914 stieg die Zahl der geöffneten Betriebe um 43 Prozent und des beschäftigten Personals um 83 Prozent.

Die Versuche der französischen Wollindustriellen in einzelnen Bezirken trotz des Krieges ihre Betriebe weiterzuführen, können als vollständig gescheitert betrachtet

werden. In Reims, Amiens, Fourmies und Dijon sollen noch mehr oder weniger große Posten überseeischer und französischer Wollen, Kammzüge und Kämmlinge lagern, die aber wegen der kriegerischen Operationen unerreichbar sind. Die inländische Wollproduktion ist schon seit längerer Zeit zerstört; Ende Dezember 1914 soll auch der Bezug von Wollen über Marseille und Bordeaux eingestellt worden sein. In denjenigen Bezirken der Baumwollweberei, die noch arbeiten können, macht sich gleichfalls Mangel an Rohstoff empfindlich geltend. Ende des Jahres 1914 waren die Umsätze in Seidenwaren in Lyon ganz unbedeutend; auch das Fehlen von Erzeugnissen der Leinenweberei macht sich immer mehr fühlbar.

Dazu kommt, daß der Bezug von Steinkohle, wovon Deutschland alljährlich 6 und Belgien annähernd 5 Millionen Tonnen nach Frankreich zu liefern pflegten, trotz der Anstrengungen Englands den Markt für sich zu erobern, immer schwieriger wird. Schon Mitte November 1914 waren die 15 000 Tonnen, die täglich in Paris eingehen sollten, auf 6 bis 7000 Tonnen gesunken. Dagegen hat sich die Kohleneinfuhr aus England in Rouen gehoben. Sie betrug nach der „Humanité" vom 1. bis zum 20. Januar 1915 270 646 Tonnen gegen 161 132 Tonnen im gleichen Zeitraum des Vorjahrs.

Auch die Fabrikation von Zucker hat völlig aufgehört. In den vom Kriege mitgenommenen Gebieten, die für den Anbau von Zuckerrüben und die Raffinerie allein in Betracht kommen, liegen die Werke still. Und da Frankreich zu den 300 000 Tonnen, die es jährlich erzeugte und selbst verbrauchte, noch etwa 400 000 Tonnen jährlich aus dem Ausland, hauptsächlich aus Deutschland und Oesterreich, einführte, die heute nicht erhältlich sind, waren die Vorräte bereits Ende Oktober 1914 erschöpft. Die Regierung beabsichtigt ähnlich wie England vorzugehen, Rohrzucker aus dem Ausland zu kaufen, zum Selbstkostenpreis an die Raffinerien abzugeben und Höchstpreise zu bestimmen.

Weitsichtige Maßnahmen zur Besserung der Verhältnisse scheint die Regierung, soviel bekannt wurde, nicht erlassen zu haben. Einzelbemühungen kann keine allzu große Bedeutung zuerkannt werden. So nicht der Absicht, französische Vertreter auf die ausländischen Märkte zu entsenden oder russische Zollämter in Frankreich zur Erleichterung der Ausfuhr nach Rußland zu errichten; so auch nicht der Schaffung eines vom Handelsministerium abhängigen Amtes für chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, das während der Kriegsdauer die Herstellung und Ergänzung dieser Erzeugnisse überwachen, die Lagerbestände und die augenblickliche Produktionsfähigkeit in Frankreich feststellen und versuchen soll, in Frankreich die Herstellung von Erzeugnissen zu ermöglichen, die bisher Monopole fremder Staaten waren. In der Pariser „Humanité" greift denn auch der bekannte französische Gelehrte Edgar Milhaud unter der Spitzmarke „Wie wollen wir aus dem wirtschaftlichen Marasmus herauskommen?" die französische Regierung wegen ihrer Ratlosigkeit gegenüber der wirtschaftlichen Krisis an. Milhaud führt aus, daß die Wirtschaftspolitik Frankreichs während des Krieges der Nachwelt unglaublich erscheinen werde, da die Regierung außer dem Moratorium keinerlei Maßregeln zu treffen verstanden habe. Frankreich büße dadurch täglich mehr von seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit ein, während es Deutschland gelinge, die Nachteile der sehr kritischen Lage, in der sich die „blockierte" Nation befinde, auszugleichen.

Die Wirkungen des Krieges auf den Arbeitsmarkt waren auch im März 1915 noch immer stark fühlbar. „Im Anfang," schreibt der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", „als noch alles stillstand, zählte das Heer der Arbeitslosen in den Städten nach Hunderttausenden. Anfang 1915 besserte sich die Lage für die Arbeitsuchenden. Auf dem Lande benötigt man Leute für die Feldarbeiten, und in den Städten ist jetzt das Wirtschaftsleben reger, als es seit Kriegsausbruch je war. Die immer weiter um sich greifenden Truppenaufgebote schaffen täglich neuen Raum. Und doch herrscht in Paris und in

den großen Provinzstädten noch immer Arbeitsnot. Wohl haben alle Industrien, die unmittelbar an der Kriegführung beteiligt sind, Mangel an gelernten Arbeitern und sind genötigt, Kräfte aus dem Auslande heranzuziehen. Aber die große Masse derer, die nichts bestimmtes gelernt haben, versuchen vergeblich, einen Verdienst zu finden. Man hat so viel wie möglich die Männer durch ihre Frauen ersetzt. Die städtischen Verkehrsanstalten, die großen Kaufhäuser, die Lebensmittelhandlungen haben überall, wo es irgend anging, die Frauen der mobilisierten Angestellten an die Plätze ihrer Männer gesetzt. Damit war zugleich für das Unternehmen und den Staat eine Ersparnis erzielt. Das Unternehmen enthob sich der Verpflichtung, ohne Gegenleistung für seine mobilisierten Arbeitskräfte zu sorgen, und die Frauen und Kinder dieser Soldaten fielen dem Staate nicht zur Last. Wo dieser Frauenersatz nicht genügte, da griff man in erster Linie auf die Flüchtlinge aus den Norddepartements und aus Belgien, die man sonst hätte unterbringen und ernähren müssen. So waren die an Ort und Stelle wohnenden Angehörigen desjenigen Handels und derjenigen Gewerbe, die jetzt stillstehen, benachteiligt und blieben arbeitslos. Wohl zahlt der Staat Arbeitslosenunterstützungen aus; aber ganz abgesehen davon, daß sie nicht groß genug sind, um vor dem Elend zu retten, bewirken sie manchmal das Gegenteil von dem, was sie bezwecken."

Die Versorgung Frankreichs mit Lebensmitteln ist anscheinend hinreichend. Getreide soll bis auf den kleinen Ausfall von etwa 10 000 Tonnen bis zur nächsten Ernte vorhanden sein. Andererseits schreibt die „Humanité" Anfang Februar 1915, die Brotfrage beunruhige die öffentliche Meinung. In Paris selbst, wo der Getreidepreis zwischen 29 und 31 Franken schwanke, seien Maßnahmen getroffen, der Brotverteuerung vorzubeugen, indem die Intendantur bedeutende Getreidevorräte gekauft habe. Aber in der Provinz, besonders in Südfrankreich, das kein Getreide hervorbringe, erhöhe sich der Getreidepreis bereits auf 33 Franken. Die Regierung habe den Kammerausschüssen mitgeteilt, daß sie bereits fünf Millionen Hektoliter Getreide angekauft habe und weitere zwanzig Millionen Hektoliter ankaufen werde, um jedem Getreidemangel bis zur neuen Ernte vorzubeugen. Jedenfalls hat der Krieg auch die französische Landwirtschaft empfindlich geschädigt; darüber veröffentlichte der Oberinspektor des Ackerbaues, Daniel Zolla, in der „Revue des deux Mondes" interessante Ziffern. Weizen und Haber, diese in Frankreich hauptsächlich angebauten Getreidearten, konnten in den Nordgebieten, wo das Kriegstheater ist, nicht eingebracht werden. Dadurch erleidet Frankreich in seiner gesamten Weizenernte einen Ausfall von 18 Prozent in seiner Gesamternte von 25 Prozent. Zolla tröstet jedoch die Franzosen mit der Behauptung, daß der fehlende Weizen durch Einfuhr von Kanada und Südamerika leicht ersetzt werden könne. Mit den Kartoffelvorräten steht es nach seiner Ansicht schlimm, denn durch die Einbuße aus den besetzten Gebieten hat Frankreich einen Verlust von 40 Millionen Zentnern zu beklagen. Was endlich das Schlachtvieh anlangt, so sind die besetzten Gebietsteile nur mit einem Zehntel als Fleischlieferanten für Frankreich beteiligt. Da aber der vorhandene Viehstand, der nach dem Bericht des Ackerbauministers im Budgetausschuß am 1. August 1914 noch 12 397 000 Kühe, Ochsen und Kälber betrug, seitdem eine Verminderung von über 10 Prozent erfahren habe, fordert Zolla eiligste Schutzmaßnahmen gegen die verschiedenen Viehkrankheiten. Auch große Sparsamkeit im Verbrauch und die Erhöhung der Einfuhr von Gefrierfleisch seien nötig.

Seit Kriegsausbruch sind die Preise der Bodenerzeugnisse wenn auch nicht erheblich so doch allgemein in die Höhe gegangen. Die einzige Ausnahme bildet der Wein. Früher zahlte der Händler in den großen Weingebieten 18 bis 24 Franken für das Hektoliter. Jetzt werden für das Hektoliter 3 bis 9 Franken geboten. Die Erklärung für diesen Preissturz liegt darin, daß 1914 ein gutes Weinjahr gewesen ist, und daß seit Kriegs-

ausbruch der Weinverbrauch ganz bedeutend zurückgegangen ist. Von der Ernte 1913 sind ungefähr 6 Millionen Hektoliter übriggeblieben; dazu kamen 1914 67 000 000 Hektoliter. Dieser Vorrat ist lange nicht zur Hälfte verkauft. Vom August 1915 an haben die Weinbauern ihr Geschirr nötig und werden gezwungen sein, zu jedem Preise ihre Vorräte loszuschlagen. Die Vertreter der Weinbauern verlangen daher, daß die Regierung etwa 15 Millionen Hektoliter ankaufe und zum Spiritusbrennen verwende.

Das Gesamtbild der wirtschaftlichen Lage Frankreichs unterscheidet sich somit ganz wesentlich von dem Deutschlands und Oesterreich-Ungarns (vgl. S. 33 f. und S. 55 f.); hier großzügige Organisation, in Frankreich armselige Halbheiten. Das Redaktionsmitglied der „Vossischen Zeitung", Herr C. A. Bratter, der in der zweiten Januarhälfte 1915 in Paris war und in seiner Zeitung die finanziellen Maßnahmen Frankreichs nach dem Kriegsausbruch geschildert hat, schließt seine interessanten Ausführungen folgendermaßen: „Selbst wenn man annimmt, Frankreich sei kräftig genug, um der gegenwärtigen scharfen Anspannung seiner Finanzen gerecht zu werden: nach dem Kriege, wenn das Land enorme Mittel zur Wiederaufnahme seiner Produktion benötigen wird, werden erst die wirklich schweren Zeiten anbrechen. England wird der einzige Hoffnungsanker der verantwortlichen Männer Frankreichs bleiben. Die Engländer sind hinlänglich gute Geschäftsleute, um das zu wissen; und dieses Unterpfand der zukünftigen Abhängigkeit Frankreichs vom englischen Geld mag wohl die Ursache sein, daß noch keine ernstliche Differenzen zwischen den beiden Associés ausgebrochen sind. Die zukünftigen Schwierigkeiten, das wirtschaftliche Leben wieder in Fluß zu bringen, haben in Frankreich eine gegenwärtig allerdings noch wenig sichtbare, im allgemeinen aber doch bereits zu verspürende Depression in der Handelswelt hervorgerufen. Man verspricht sich jedoch von der Ausschaltung des deutschen Zwischenhandels große Vorteile. Der Franzose rechnet eben auch jetzt, wie es seine nationale Gewohnheit ist, nicht mit dem Gegenwärtigen und Geschehenen, aus denen er keine Lehre zieht, sondern er verläßt sich auf das, was „morgen" kommen mag. Aus dieser Verfassung heraus läßt sich auch die Ruhe erklären, die in Frankreich zurzeit noch herrscht. Wenn es eben der Regierung und den von ihr bezahlten Blättern eines Tages nicht mehr gelingen sollte, das Volk mit solchen Zukunftswechseln abzuspeisen, mag sich die Stimmung in Frankreich sehr bedenklich ändern."

Kundgebungen und Reisen des Präsidenten und der Minister

17. September 1914.

Der Zar sandte an den Präsidenten Poincaré aus Zarskoje-Sselo folgendes Telegramm: „Die Nachricht von dem von den französischen Armeen davongetragenen glänzenden Siege erfüllt mich mit Freude und ich richte an Sie meine herzlichsten Glückwünsche zu dem erprobten Wert Ihrer Truppen und der Begabung Ihrer Heerführer, die würdig sind der großen Nation, der sie angehören. Es macht mir Vergnügen, der Bewunderung, die sie bei mir erwecken, laut Ausdruck zu geben." Nikolaus.

Präsident Poincaré antwortete: „Ich danke Eurer Majestät für Ihre Glückwünsche, von denen Frankreich und die Armee tief gerührt sind. Der große Sieg, den die russischen Truppen in Galizien davongetragen haben, hat alle Franzosen herzlich erfreut. Die Regierung zweifelt nicht, daß ihm bald in Deutschland und in Oesterreich andere glänzende Erfolge folgen werden. Frankreich ist entschlossen, den Kampf mit Energie fortzusetzen. Ich sende unserem edlen Verbündeten den Ausdruck unserer vollen Bewunderung und meiner vertrauensvollsten Wünsche." Poincaré.

Auch mit dem serbischen Thronfolger hat Präsident Poincaré ähnliche „Siegestelegramme" ausgetauscht.

20. September 1914.

Präsident Poincaré, Ministerpräsident Viviani und Minister Briand haben sich nach London begeben, um mit den leitenden Persönlichkeiten Englands Rücksprache zu nehmen.

5.—7. Oktober.

Präsident Poincaré hat in Begleitung der Minister Viviani und Millerand, sowie des Generals Dubarge das Große Hauptquartier besucht. Am 5. Oktober 1914 hatte er mehrstündige Besprechungen mit dem Generalissimus Joffre und begab sich darauf nach dem englischen Hauptquartier, wo er sich mit Marschall French besprach. Am Dienstag, den 6. Oktober, besichtigte der Präsident zwei französische Armeen. Am Mittwoch, den 7. Oktober, besichtigte er in Begleitung Millerands und des Generals Gallieni das befestigte Lager von Paris und kehrte dann nach Bordeaux zurück.

Nach seinem Besuch bei den Armeen hat Präsident Poincaré den Kriegsminister Millerand brieflich zu der guten Verfassung und Stimmung der Truppen beglückwünscht, und nach dem Besuch des befestigten Lagers von Paris durch Vermittlung Millerands auch einen Brief an Gallieni gerichtet, in dem er sagt, der Besuch habe ihm gezeigt, welch ausgezeichnete Maßnahmen ergriffen worden seien, um die Verteidigung der Hauptstadt aufs vollkommenste zu sichern. Mit König Georg von England hat Präsident Poincaré gleichfalls Telegramme gewechselt.

23. Oktober.

Die Minister Briand, Sarraut und Malvy eilten aus Bordeaux nach Paris und hatten längere Besprechungen mit dem englischen Schatzkanzler Lloyd George, der in besonderen Geschäften von London herübergekommen war.

28. Oktober — 5. November.

Am Mittwoch, den 28. Oktober, ist Präsident Poincaré abends in Begleitung des Finanzministers Ribot und des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Sembat, von Bordeaux nach Paris abgereist, um sich von dort aus gemeinsam mit dem Kriegsminister Millerand zur Front zu begeben, vor allem um den Bewohnern der Ortschaften, die durch den Krieg besonders gelitten haben, Staatshilfe zu versprechen.

Poincaré traf in Begleitung Millerands und Ribots am 1. November 1914 abends im Automobil in Dünkirchen ein. Ribot begab sich nach dem Pas de Calais, während Poincaré und Millerand in Dünkirchen mit dem belgischen Kriegsminister de Broqueville und Lord Kitchener zusammentrafen. Poincaré und die drei Kriegsminister hatten eine längere Besprechung, der auch General Joffre beiwohnte. Es wurde neuerdings festgestellt, daß für Gegenwart und Zukunft zwischen den Stäben der drei verbündeten Armeen vollständige Einigkeit besteht. De Broqueville und Lord Kitchener frühstückten bei Poincaré; Kitchener reiste nachts nach England zurück, Poincaré, Millerand und die Generäle Joffre und Dubarge begaben sich am 2. November nach Belgien zum Besuche des Königs und der belgischen Armee. Der König eilte dem Präsidenten bis zur Grenze entgegen und dankte ihm auf seine Ansprache mit herzlichen Worten. Er führte sodann Poincaré in seinem Automobil nach der königlichen Residenz, wo der Präsident die Königin begrüßte. Von hier aus begaben sich die beiden Staatsoberhäupter in Begleitung der beiden Kriegsminister und des Generals Joffre nach Veurne. Die belgischen und französischen Truppen hatten sich auf dem Stadthausplatz aufgestellt. Der König und der Präsident nahmen unter den Klängen der „Marseillaise" und „Brabançonne" die Parade ab. Darnach hatte der König eine lange und herzliche Unterredung mit dem Präsidenten, dem Minister Millerand und General Joffre. Beim Abschied ver-

sicherte er den Präsidenten neuerdings seiner unwandelbaren Freundschaft für Frankreich. Poincaré und Millerand verbrachten den Nachmittag in Belgien inmitten der französischen Truppen in der Gegend von Ypern. Hierauf besichtigten sie die Gruben von Bruay, die französischen Armeen an der Lys und Oise, einen Teil des Kampfplatzes südlich von Quesnoy-en-Santerre sowie das Militärhospital in St. Pol und trafen am 5. November über Paris wieder in Bordeaux ein.

Nach der Rückkehr richtete der Präsident folgenden Brief an den Kriegsminister Millerand: „Mein lieber Minister! Nach einer Reihe heftiger Kämpfe ist es unserem Heer und den verbündeten Truppen gelungen, die verzweifelten Angriffe des Feindes zurückzuwerfen; sie haben in dieser neuen Kriegsphase dieselben wunderbaren Eigenschaften wie in der Schlacht an der Marne gezeigt. Je mehr sich die Feindseligkeiten entwickeln, desto mehr eignet sich der französische Soldat eine größere Erfahrung an und lernt seine angeborenen Tugenden den Forderungen der Militäroperationen anzupassen, ohne etwas von seiner Kampfeslust einzubüßen. Unter dem Feindesfeuer entwickelt sich zwischen Truppe und Befehlshaber eine vertrauensvolle Familiarität, die, weit davon entfernt, der Disziplin zu schaden, im Gegenteil den Geist der Solidarität und der Aufopferung stärkt. So oft man unter den Truppen weilt, ist man verblüfft von diesem ruhmwürdigen Mut, von der Selbstlosigkeit und von der Seelengröße des Heeres, auf die sich die ganze Hoffnung unserer Rasse stützt. Und wenn man in der Nähe der feindlichen Granaten, unter einem von Feuer und Rauch entstellten Himmel, die Bauern sieht, wie sie ruhig ihren Wagen schieben und den fruchtbringenden Samen in die Erde werfen, dann versteht man, wie unerschöpflich die Lebens- und Kraftquellen dieser alten französischen Erde sind. Ich bitte Sie, mein lieber Minister, meine erneuten Glückwünsche dem Oberbefehlshaber der Armee, den Generalen, den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten übermitteln zu wollen: ich denke an alle mit derselben Begeisterung. Das Heer ist seines Landes würdig, so wie das Land seines Heeres würdig ist. Frankreich ist unbesiegbar, weil es von seinem Recht überzeugt ist und weil es Vertrauen in seine Unsterblichkeit hat." Raymond Poincaré.

5. November 1914.

Anläßlich des Jahrestags der Thronbesteigung des Zaren wurden zwischen Präsident Poincaré und dem Zaren herzliche Depeschen gewechselt.

27. November.

Präsident Poincaré stattete in Begleitung der Präsidenten des Senats und der Kammer dem Generalquartier einen Besuch ab (vgl. S. 206). Darauf wurden die Stellungen der französischen Armee in den Argonnen und die Stadt Clermont-en-Argonne, die völlig zerstört ist, besichtigt.

1. Januar 1915.

Präsident Poincaré empfing, umgeben von den Ministern, am Vormittag die Büros der Kammern und am Nachmittag das diplomatische Korps. Der englische Botschafter Bertie überbrachte dem Präsidenten die Glückwünsche der verbündeten Nationen und der neutralen Staaten. Präsident Poincaré dankte und drückte sein Bedauern darüber aus, daß die Wünsche, die im Januar 1914 für die Erhaltung des Friedens ausgesprochen wurden, nicht in Erfüllung gegangen seien. Er sei überzeugt, daß das diplomatische Korps im nächsten Jahr einen wohltätigen, auf Recht und Achtung der Verträge gestützten Frieden werde feiern können.

13. Januar.

Präsident Poincaré besuchte das Hauptquartier des Generals Foch und dann das Hauptquartier des Feldmarschalls French, wo er eine lange Unterredung mit French und dem Prinzen von Wales hatte (vgl. S. 207). Nach kurzen Besuchen in Hazebrouck

und im Hauptquartier des Generals Maud'huy fuhr Poincaré im Automobil nach Arras, das von allen von den Deutschen beschossenen Städten am härtesten mitgenommen ist.

23. Januar 1915.

Der französische Kriegsminister Millerand ist von London, wo er auf dringendes Ersuchen des Generalissimus Joffre die Bereitstellung und Absendung neuer englischer Truppen betrieben haben soll, nach Paris zurückgekehrt. Am 22. Januar hatte der französische Minister nach Beratungen mit Lord Kitchener zunächst die Truppen in der Nähe von London, dann die Minister Grey, Lloyd George, Churchill und Haldane besucht und ist auch vom König empfangen worden.

Vom französischen Volk

Stimmungen und Wandlungen

„Es wäre durchaus verfehlt und gefährlich," schreiben die „Münchener Neuesten Nachrichten", zu glauben, daß das wachsende wirtschaftliche und soziale Unbehagen, dem in Frankreich eine trotz aller künstlichen Gegenmittel sich einschleichende Kriegsmüdigkeit weiter Volkskreise entspringt, die Folge- oder Nebenerscheinung eines Abflauens des dem Franzosen im Blute sitzenden Deutschenhasses sei. Dieser triebhaft blinde, unbelehrbare Haß gegen alles, was Deutsch ist, erweist sich fraglos heute als tiefer eingefressen als je zuvor. Keine noch so ehrlich klingende Betonung der Friedenstendenz der Republik hat Frankreich von seiner heimlichen Revanchelust geheilt. Diese Rachsucht, die zum großen Teil in der verletzten nationalen Eitelkeit dieses selbstgefälligsten Volkes wurzelt, ist heute sicherlich der Hauptfaktor des politischen Zusammenhalts unter den Franzosen. Daß ein „Stimmungswechsel" in dieser Richtung irgendwie bedeutsam werden könnte für den Lauf der Kriegsereignisse, ist nicht zu erwarten.

Anders steht es freilich mit der Kriegsbegeisterung, die in den ersten Tagen und Wochen von der amtlichen Berichterstattung und der patriotischen Presse eifrig geschürt wurde, von deren merklichem Abflauen jedoch eine Reihe von einwandfreien Beobachtern neuerdings in ihren Schilderungen des französischen Lebens zu berichten wissen." So auch Norbert Jacques in seinem Paris gewidmeten Feuilleton in der „Frankfurter Zeitung". „Gewiß," schreibt er, „tritt einem fast bei jedermann die vollste Zuversicht in den für Frankreich günstigen Verlauf der Kriegsereignisse entgegen. Aber diese Zuversicht ist zuerst mehr pathetischer Art. Es ist der auf die alte französische Eitelkeit, die die Zeitungen ohne Ausnahme zu hellen Bränden schüren, aufgebaute kritiklose Glaube. Es gibt nur zwei Journalisten in Frankreich, die es wagen, wenn auch nur von fern, an die Wirklichkeit zu tippen: G. Clemenceau im „Homme enchainé" und Gustav Hervé in seinem Blatte „Guerre sociale". „Ich habe aber den klaren Eindruck gewonnen," fährt Norbert Jacques fort, „daß es hinter dem großen starken Schein in Frankreich sehr klein aussieht, daß der Geist dieses Volkes eine weitere Belastung seiner Spannung nicht mehr vertragen wird, und daß es drin zugeht, wie in einem Gasballon eine Sekunde vor der Explosion. Siege werden es stärken; die ersten Niederlagen es in die Luft sprengen."

Anfang Dezember erließ der Kriegsminister mit allen möglichen Drohungen eine geharnischte Warnung gegen die Verbreiter von Alarmnachrichten. Allmählich und so geschlossen folgte ihm die Presse, daß man an ein bewußtes Zusammenarbeiten glauben muß, mit Artikeln gegen die Schwarzseher, die Pessimisten, die Alarmisten usw. Anfangs hatte man sich vorgestellt, daß es sich dabei um jene wichtigtuenden Wirtshausredner handelte, die dem Wort und der persönlichen Eitelkeit zuliebe ihr Unwesen trieben, was

ja in jedem Land vorkommt. Aber allmählich erfuhr man, daß es um ganz andere Leute ging. Die Schwarzseher, die Pessimisten, die Alarmisten, die Verbreiter falscher Nachrichten, die Panik-Aussäer... wißt ihr, wer sie sind? Im „Echo de Paris" vom 10. Dezember 1914 kann man lesen: „... Vor drei Monaten wüteten sie, wo sie vor Strafe sicher waren und eine emsige Zuhörerschaft hatten, — in den Gängen des Palais Bourbon. Nach der Abreise nach Bordeaux waren sie, während Wochen, fast verschwunden. Jetzt sind sie wieder da... Jeden Tag zwischen vier und sechs seht ihr sie erscheinen und ihr gefährliches und verbrecherisches Handwerk betreiben..." Man weiß, daß das Palais Bourbon die Abgeordnetenkammer beherbergt, und ersieht, daß es sich also bei jenen „Verbreitern falscher Nachrichten" um Leute handelt, die sich nicht durch die französische Berichterstattung irreführen lassen." Ja hier und da wagte man sogar vom Frieden zu sprechen. Friedensbroschüren tauchten auf, die trotz aller polizeilichen Maßnahmen nicht völlig unterdrückt werden konnten, so daß die Regierung sich genötigt sah, im „Temps" (vom 25. November 1914) in einem Leitartikel mit der Ueberschrift „Zwecklose Schliche" (Vaines menées) warnend auf diese Umtriebe und ihre Gefahren aufmerksam zu machen.

Auch mit den Bundesgenossen ist man mehr und mehr unzufrieden. Die „Gazette Lausanne" läßt sich Ende Dezember 1914 aus Paris melden, das Volk murre überall auf den Straßen, in den Cafés und in den Salons. Die Erbitterung sei unverkennbar. Englands Armee entspreche nicht Englands Politik. Die bisherige Hilfe sei unbedeutend; England, das egoistisch auf seinen sicheren Inseln sitze, mache allzu langsame Anstrengungen, es wolle den Krieg absichtlich zu eigenem Vorteil in die Länge ziehen. Ein solches Phlegma sei unangebracht, weil Belgien zertrümmert sei und ein Sechstel Frankreichs unter fremden Joch schmachte. Das Versagen der Russen gibt zu weiteren Sorgen Veranlassung. Der immer wieder versprochene erfolgreiche Vormarsch der russischen „Dampfwalze" ist immer noch nicht erfolgt; man erkennt allmählich, daß die Russen nicht einmal sich selbst, geschweige denn anderen helfen können.

So sah man sich nach allen Seiten nach Hilfe um, und deshalb fand auch der Pressefeldzug des Exministers und Senators Pichon für die Herbeiführung von 400 000 Mann japanischer Hilfstruppen in weiten Kreisen Widerhall. „Schon sind wir," schreibt „Le Progrès, „im fünften Monat des Kriegs, aber warum läßt Japan nichts von sich hören, da ja doch die Engländer in größerer Anzahl erst im Frühling kommen wollen? Warum, wenn man die gelbe Gefahr fürchtet, verbündete man sich mit den Japanern, warum, wenn man das Vorurteil der Rasse und Farbe gelten läßt, kämpft man zusammen mit Hindus und Negern? Das japanische Volk seufzt gleich uns unter dem Militarismus, den Preußen der ganzen Welt auferlegt hat. Auch Japan hat ein Interesse daran, das Ungeheuer zu vernichten. Wir würden uns die Sache ja auch gern etwas kosten lassen. Frankreich und England würden bereitwilligst mit harten Talern dafür zahlen, wenn 100- bis 200 000 Japaner im Rücken der Deutschen erschienen." Die Japaner aber hatten nur Spott für dieses Liebeswerben, und so entschwand auch diese Hoffnung.

Schließlich war auch die Haltung der elsässischen Bevölkerung eine bittere Enttäuschung für die Franzosen. Maurice Barrès, der Deroulède als Führer im Patriotenbund gefolgt ist, schreibt: „Die Franzosen meinten, Elsaß-Lothringen sei eine junge Magd, die, an den schwarz-weiß-roten Grenzpfahl gefesselt, auf die erste Gelegenheit wartete, sich den unseren in die Arme zu werfen. Das war vielleicht so 1871, jetzt aber ist sie 44 Jahre älter und ihre Söhne sind Deutsche geworden."

All diese Beobachtungen und Erfahrungen haben das Vertrauen des Volkes zur Regierung bedenklich erschüttert. Die Unbeliebtheit der Parlamentarier und des Verwaltungspersonals nimmt stetig zu, zumal ihre kurzsichtigen Maßnahmen statt zu helfen

nur dazu beitragen, die Erbitterung zu vergrößern. P. Croci, der Pariser Mitarbeiter des franzosenfreundlichen Mailänder „Corriere della Sera" schildert in seinem Blatte, nachdem er den Lebensmittelmangel, die Geldnot und die anderen ungelösten wirtschaftlichen Fragen nur gestreift hat, einige besonders empfindliche Mängel der Verwaltung.

Da ist zunächst die übertriebene Pressezensur, die sich auf alles erstrecke: auf politische Artikel, kritische Notizen und Aeußerungen gänzlich unmilitärischer Art. Eine Kritik politischer Persönlichkeiten und behördlicher Tätigkeit sei vollständig ausgeschlossen. Andererseits dürfe der „Matin", so erzählt ein Brief aus Bordeaux im „Avanti", ungehindert einen Artikel veröffentlichen, in dem zur Niedermachung der deutschen Kriegsgefangenen aufgefordert wird, während der „Humanité" untersagt wurde, die Auslassungen des „Matin" zum Zwecke einer Besprechung zu publizieren.

Dann wird das Versagen der französischen Eisenbahnen beklagt. „Im Anfang war das Chaos," so charakterisiert der französische Berichterstatter des Londoner „Daily Graphic" Ende 1914 die Zustände auf den französischen Bahnen zu Beginn des Krieges. „Und wenn sich auch in militärischer Hinsicht die Verhältnisse allmählich ein wenig gebessert haben, so dauert doch für die Beförderung von Privatpersonen und Gütern das Chaos noch an. Es gibt keinen Fahrplan, keine Schnellzüge, keine Schlafwagen und keine Speisewagen; ja, wenn man irgend wohin fahren will, kann man dies nur nach der Erledigung unzähliger verwickelter Formalitäten mit einem besonderen Erlaubnisschein tun. Und doch ist das Eisenbahnfahren jetzt auch wieder sehr vereinfacht. Man braucht sich keine Sorgen über den Fahrplan zu machen; wenn man z. B. von Paris nach Epernay fahren will, erfährt man auf einen telephonischen Anruf bei der Ost-Bahn, daß der erste Zug zwei Minuten nach Mitternacht abfährt, und daß in Zwischenräumen von je sechs Stunden weitere Züge folgen, die auf jeder Station halten. Wie lange die Züge fahren, weiß niemand, es stellt sich dann aber heraus, daß für die Entfernung von 137 Kilometern, die sonst der Abendschnellzug in 2¼ Stunden zurücklegt, acht Stunden nötig gewesen sind."

Auch die Post hat völlig versagt. Clemenceau schreibt darüber in seinem von der Zensur im „Homme enchainé" unterdrückten Artikel „Das Syndikat der Unzulänglichkeiten", den er aber gleichwohl den Mitgliedern des Senats und der Kammer unterbreitete, folgendes: „Ich kennzeichnete schon vor einigen Tagen das unglaubliche Zirkular des Postministers, der die Familien anfleht, keine eingeschriebenen Pakete an die Soldaten zu senden, weil der Vermerk „Eingeschrieben" die Begehrlichkeit seiner Angestellten wecke." Und P. Croci erzählt im „Corriere della Sera": „Es melden sich Soldaten, die ohne mit der Wimper zu zucken an den grauenhaftesten Gefechten teilgenommen, die freudig dem Tode ins Auge geschaut haben, die aber ihre Tränen nicht meistern konnten, als die Ordonnanz für sie die erwarteten Briefe nicht mitbrachte. Manche Familien sind auf den Ausweg verfallen, in die Blätter kurze Nachrichten für die Angehörigen im Felde zu setzen, in der Hoffnung, das Blatt und die Notiz könnten sich vielleicht in den ihnen selbst unbekannten Schützengraben verirren. Mit der Post aus dem Felde steht's eben so schlimm. Familien, die einen oder mehrere Monate ohne Nachricht von Gatte, Sohn oder Vater bleiben, sind keine Seltenheit, sondern die Regel. Das liegt auch an dem Versagen des Benachrichtigungsdienstes. In Frankreich gibt es noch heute keine Verlustlisten. Die Verlustlisten der Zeitungen sind aus den Todesanzeigen zusammengeklaubt. Vergebens verweist die Presse seit langem auf die deutschen und neuerdings auch auf die englischen Verlustlisten. Man sollte fast meinen, die Regierung scheue die Verlustlisten des moralischen Eindrucks wegen. Richtiger aber ist: Wenn die Regierung wirklich wollte, könnte sie richtige Verlustlisten gar nicht zusammenbringen. Der französische Bureaukratismus ist dafür viel zu verrottet."

Daß die Franzosen aber bisher ungeheure Verluste erlitten haben, mehr als man je ahnen konnte, wird in Frankreich unter der Hand ohne weiteres zugegeben. G. W. Zimmerli, ein Schweizer, erzählt darüber im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“: „Fremdenhotels in Paris und in allen größeren Städten Südfrankreichs, Schulen, Klöster usw. sind vielfach in Spitäler umgewandelt, ohne daß sie die Abzeichen ihres Dienstes tragen. Man sprach Mitte Januar 1915 in Paris von ungefähr 450 000 Toten. Längst nicht alle sind vor dem Feinde gefallen. Eine ganz beträchtliche Anzahl sind ihren Verwundungen nachträglich erlegen. Schon dem oberflächlichen Beobachter traten die Mängel im Sanitätswesen klar in die Erscheinung. Den Pflegerinnen auf den Bahnhöfen merkte man es an, daß sie teilweise wenigstens für ihren Dienst keine genügende Vorbereitung hatten und manchem Transportwagen konnte man noch deutlich die Spuren seiner früheren landwirtschaftlichen Verwendung ansehen. Reinlichkeit ist überhaupt nie Sache der Franzosen gewesen, das rächt sich nun schwer.“

„Nur zwei Autoritäten,“ schreibt ein wohlunterrichteter Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“, „erscheinen noch intakt: die militärische Macht und die kirchliche. Das Wiederaufleben des religiösen Interesses im katholischen Frankreich macht sich in mannigfaltiger Weise bemerkbar. Nach dem Bericht des Bischofs von Meaux waren bis Anfang Oktober 1914 bereits 60 000 Mönche und Nonnen zurückgekehrt, weil sich die Grenzen für die aus religiösen Gründen Verbannten wiederum geöffnet haben. In ganz Frankreich fanden Mitte Dezember 1914 Bittgottesdienste für die verbündeten Armeen statt. In der Notre-Dame-Kirche zu Paris amtierte Kardinal Amiette; überall nahmen die Behörden sowie die früher antiklerikalen Kreise an diesen Veranstaltungen teil.“ Außerdem wurde der 3. Januar, der in England als Buß- und Bettag gefeiert wird, nach einer Verständigung des Erzbischofs von Westminster, des Kardinals Bourne, mit Kardinal Luçon, dem Erzbischof von Reims, im Jahre 1915 auch in Frankreich dazu benutzt, feierlich Gottes Segen auf die Waffen der Verbündeten herabzuflehen.

Die Klerikalen suchen die Umstände zu nützen und die offiziellen Beziehungen des Landes mit dem Heiligen Stuhle wieder herzustellen, andererseits ist die Regierung des kirchenfeindlichen Ministerpräsidenten Viviani mit der neutralen Haltung des Papstes höchst unzufrieden und hat die katholischen Zeitungen beschlagnahmen lassen, die den Wortlaut des vom Papste für den 7. Februar 1915 vorgeschriebenen Friedens-Gebets enthielten! Erst als das französische Episkopat den päpstlichen Hirtenbrief korrigiert hatte und einen Frieden erflehte, „der den Triumph und die Herrschaft des Rechts voraussetzt“ oder „einen Frieden im Siege“, war „der schmerzliche Zwischenfall“ beigelegt.

„In den konservativ-klerikalen Kreisen,“ erzählt G. W. Zimmerli, „in denen man mit „dieser Regierung“ überhaupt unzufrieden ist, sehnt man sich bei einem etwaigen Zusammenbruch nach einer Neugestaltung im Sinne einer monarchischen Regierungsform. Das Schlagwort dafür ist: Il nous faut un chef! In Aussicht genommen ist in diesen Kreisen, trotz aller Dementierungen der französischen Regierung, König Albert, auf dessen Haupt die geschäftliche Demagogie der Singspielhallen den Lorbeerkranz des Sieges drückt, und der mit dem Beinamen „der Große“ geschmückt wird.“

„Neben den Klerikalen,“ fährt der Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ fort, „gehört einzig noch den Sozialisten die Zukunft. Erstere wissen das sehr wohl, denn sie erklären bereits, die Christlichsozialen seien bereit, mit den übrigen Arbeiterorganisationen und mit dem Sozialismus überhaupt eine Verständigung zu suchen. Und schließlich darf man den Einfluß der Frauen nicht außer acht lassen, die ruhig und in tapferer Resignation alle Leiden ertragen und jeden Schein von sentimentaler Schwäche vermeiden. Um nur ein Beispiel anzuführen: Als ich einer Dame meine Teilnahme kundgab, weil sie Gatten und Söhne von Todesgefahr umringt an der Front wisse, da

antwortete sie mir einfach: „Ich bin stolz darauf!“ Und so sind sie alle, die wahren Französinnen. Die jungen Mädchen helfen, wo sie können, und machen sich vor allem in den Anstalten des Roten Kreuzes nützlich. Mit Heiratsgedanken zerbricht sich gegenwärtig niemand den Kopf, denn in Frankreich sind „Kriegsheiraten“ wie in England und Deutschland nicht üblich.“

Trotz alldem findet sich die Mehrzahl der Franzosen immer noch damit ab, daß sie alle Wirkungen und Folgen des Krieges zu ertragen habe. Wie die „Kölnische Zeitung“ Briefen entnimmt, die ein unbefangener Beobachter Ende Dezember 1914 aus Frankreich nach Holland geschrieben hat, murrt der „kleine Mann“ weiter nicht und erfüllt seine militärische Pflicht, wenn der Gestellungsruf, der alle Männer bis zu 48 Jahre trifft, an ihn ergeht. Die einzige Klage, die man im Volke häufig hört, gilt dem schlechten Geschäftsgang. Diese ruhige Fassung angesichts des furchtbaren Rätsels der Zukunft dürfte dreierlei Ursachen zuzuschreiben sein. Zunächst weiß das Volk nichts und wieder nichts von dem, was draußen vorgeht. Die jämmerlichen Sousblätter, die einzigen, die in breitern Volksschichten gelesen werden, sind voll von blühenden Erzählungen von der Tapferkeit der eigenen Leute, wie von unglaublichen Gerüchten über die Grausamkeit, sowie die Notlage und die Niedergeschlagenheit der Gegner. Eine zweite Ursache der allgemeinen Sammlung liegt darin, daß in dem gegenwärtigen Kriege der Drang der Franzosen nach Gleichheit seine volle Befriedigung findet, namentlich in den Laufgräben, wo Männer aller Stände dieselben Gefahren, dieselbe derbe Kost und dasselbe Strohlager teilen. In dritter Linie ist zu erwähnen, daß mit Ausnahme der Bedauernswerten, deren Eigentum durch Kriegshandlungen zerstört worden ist, und die nunmehr als Flüchtlinge in den fernern Provinzen des Landes ein Obdach suchen müssen, in Frankreich bis jetzt eigentlich wenig Elend herrscht. Die Behörden kargen nicht bei den Zuwendungen an die Frauen der Krieger — Klagen über Säumigkeit und Mißwirtschaft kommen natürlich vor — sowie an die Arbeitslosen. Ebenso wird die Versorgung der Greise reichlich bemessen, die Altersrenten werden gut ausbezahlt, und all diese Umstände verfehlen ihre Wirkung nicht. Man bedenke auch, daß der Franzose von Hause aus sparsam ist, daß er sich einzurichten weiß und meist ein kleines Kapital für sich hat, das er vielleicht in diesem Augenblick angreift; von Bettelei ist gegenwärtig nicht mehr als in gewöhnlichen Zeiten zu bemerken.“

So konnte der wohl überlegte Pressefeldzug der Regierung tiefgehenden Erfolg haben. Das französische Volk begnügte sich mit verblüffendem Optimismus jetzt schon nicht mehr mit dem „Kampf für Zivilisation und das Recht“, vergißt die Phrasen vom Rechte der Selbstbestimmung der Völker und trägt sich unter der Führung des von der Regierung begünstigten „Echo de Paris“ mit den Artikeln des nationalistischen Deputierten und Akademikers Maurice Barrès mit offen eingestandenen, weitgehenden Eroberungsplänen, denen nur die Sozialisten schwach widersprechen. Im Anfang des Krieges strebte Frankreich nicht nach Gebietserweiterung, kaum wurde angedeutet, daß Elsaß-Lothringen wieder französisch werden müsse. Sobald jedoch der deutsche Vormarsch zum Stillstand gekommen war, sobald die Furcht vor einer niederschmetternden Niederlage verschwand, wandte sich das Blatt merklich. Der Krieg als solcher wurde weniger verdammt als der Krieg, wie ihn Deutschland führt. Daher der lärmende, alles innere Unbehagen, jede Kriegsmüdigkeit übertönende Feldzug gegen die deutschen Grausamkeiten, gegen den „Barbarismus“ der Deutschen, der ganz empfindliche Strafe verdiene. Und damit dieser Krieg auch wirklich der letzte sei, müsse Deutschland derart geschwächt werden, daß es außerstande sei, den Weltfrieden jemals wieder zu stören. Maurice Barrès annektierte mit seiner Feder die Rheinlande. „Man glaubt in Frankreich,“ schreibt die „Kölnische Zeitung“, „der Anprall des starken Deutschland sei endgültig ge-

scheitert, und ist überzeugt, daß man selbst den Löwenanteil an der Kriegsarbeit verrichtet, und daß der Lohn dafür nicht groß genug sein könne. Die Anwesenheit des feindlichen Heeres auf französischem Gebiet legt der Phantasie keine Zügel an. Dieses Phänomen dürfte einzigartig sein, und erklärt sich nur aus dem maßlosen Optimismus, dessen wirkliche Grundlagen aber zu schwach sind, als daß man an seine Dauer glauben könnte."

Bordeaux als Kriegshauptstadt

Der Mailänder „Secolo", ein Blatt, dem niemand Franzosenhaß nachsagen kann, bringt aus der Feder seines in Frankreich weilenden Mitarbeiters Luigi Campolonghi eine Schilderung vom Leben in Bordeaux, zur Zeit als die französische Regierung sich dort aufhielt. Er erzählt: „Ich traf die Hauptstadt der Gironde stark verändert an!.... Auf den Straßen sausen prächtige Autos dahin, rauschen kostbare Seidenstoffe, funkeln seltene Edelsteine, wehen einem verführerische Wohlgerüche entgegen. In den Kaffeehäusern, wo gestern noch der friedliebende Kaufmann nach dem Essen in einem Spielchen eine unschuldige Ablenkung von den Sorgen des Tages suchte, drängt sich eine modisch gekleidete, müßiggängerische, schwatzhafte Menge. In den Gast- und Rasthäusern, wo sonst bescheidene Handlungsreisende ein anständiges Unterkommen fanden, wogt in einer Laster-, Wollust- und Sündenatmosphäre eine seltsame Schar von Frauen und Männern hin und her. Und woher kommen alle diese Leute? Zum Teil aus Paris, zum Teil aus allen möglichen Weltteilen, genau wie das Volk, das sonst in Paris zusammenströmte.

Tritt man zur Frühstücks- oder Essenszeit in eine der üppigen Speisewirtschaften ein... Sehen Sie dort den blonden Jüngling, jenen faden Gecken, der ein unerträglicher Schwätzer ist — das ist ein „embusqué": ein junger Bursch, der in dieser Zeit unter den Waffen stehen und sein Vaterland verteidigen müßte, der es aber vorgezogen hat, nach Bordeaux zu kommen und den „Weltdamen", den halben und den ganzen, den Hof zu machen. Deshalb hat der Kriegsminister den bekannten Erlaß hinausgegeben (vgl. S. 244); den Gönnern dieser Friedenshelden ist es aber gelungen, den Beweis zu führen, daß die Verordnung ungesetzlich ist und daß zu ihrer Wirksamkeit ein Parlamentsbeschluß notwendig sei; so haben die ungefährlich Kranken, die durch Protektion Befreiten, die auf Kriegszeit Beurlaubten eine Frist erhalten. Und jener andere Herr, dem man seine Jahre nicht ansieht, weil er recht viel Schwarz in seinen Bart getan hat, ist ein spanischer „Rasta", den ein Boulevardkaffee als Vertreter des weniger vornehmen Teiles seiner Stammkundschaft an die Ufer der Garonne entsandt hat. Und der dritte Herr dort im Hintergrunde, der mit jedem Birnenstückchen, das er verschlingt, eine Seite von Karl Marx' „Kapital" hinunterzuschlucken scheint, ist ein Streber, der gleichfalls aus Paris geflohen ist — beileibe nicht aus Furcht, sondern ausschließlich in der patriotischen Hoffnung, in ernsten Augenblicken die Regierung mit seinem wertvollen Rat unterstützen zu können. Was aber der rundliche und gebräunte italienische Abgeordnete, der in der Welt der Geschäftchen sehr gut bekannt ist, in Bordeaux zu schaffen hat, könnte ich beim besten Willen nicht sagen; ich weiß nur, daß er unter diesem Völkchen, das immer nur halblaut spricht, weil es sich der Zoten, die es sich erzählt, oder der bedenklichen Geschäfte, die es macht, selber schämt, sehr wohl am Platze ist..."

Norbert Jacques, der auch Bordeaux kurz vor dem Aufbruch der Regierung nach Paris besuchte, erzählt in der „Frankfurter Zeitung", wie wenig sich die „Paris-Gewöhnten" in der „Kriegshauptstadt" Frankreichs wohl fühlten und wie sie versuchten, im „Chapon fin" Ersatz zu finden. „Der „Chapon fin" war das Hotel-Restaurant, das auf einmal zur Mode erhoben wurde. Der Militärgouverneur hatte für Bordeaux den Schluß aller Lokale auf acht Uhr festgesetzt, acht Uhr abends natürlich. Flüchtete man sich deshalb vor

den „Boches"? Man feierte Feste. Abwechselnd in legitimer und in reizvollerer Begleitung. Ich glaube, die Abende und Nächte wurden nach Wochentagen in weniger langweilige und in gar nicht langweilige eingeteilt. Man legte die acht Uhr des Gouverneurs in acht Uhr des Morgens aus, praßte und buhlte, und der „Chapon fin" ward so zum Ausgleich für das aufgegebene Paris und die Angst vor der deutschen Invasion.

Die Herren der Ministerien und die alliierten Diplomaten waren unter sich. Denn die Presse, die Politiker, die Scharen der Zwischenhändler, die um Armeelieferungen buhlten und bestachen, und die dunkeln Glücksritter, Spione und Trübfischer, die im Kielwasser von Regierung, Diplomatie und Politik sowie Presse schwammen, waren von jenen doch unzertrennlich, wie Schatten von Körpern. Sie waren die negativen Pole, nach denen die positiven Ströme widerwillig, aber von der Notwendigkeit gezwungen, hinüberzielten. Gesellschaftlich hielt der „Chapon fin" das Band zusammen, so daß ganz Bordeaux es sah, während im großen Paris die Bewegungen der einzelnen Gruppen so auseinander gehen konnten, daß der Zusammenhang aufgehoben war...

Man führte sich im „Chapon fin" und mit den Weibern dermaßen auf, daß die fromme Bordelaiser Bevölkerung Anstoß nahm und der Militärgouverneur der Stadt einschreiten und das Lokal mit Gewalt um neun Uhr schließen lassen mußte. Aber wozu gehört man zu der Kraft, die nicht nur das Vaterland leitet, sondern auch über Beamte Ja oder Nein zu sagen hat? Der Gouverneur wurde entfernt und der „Chapon fin" siegte."

In Paris

Die Versuche des Arbeitersyndikats, die Erklärung von Paris zur offenen Stadt durchzusetzen, scheiterten. General Gallieni, der Militärgouverneur (vgl. I, S. 300), hat bereits Ende September 1914 die Schließung des Arbeitersyndikats verfügt, und an den Befestigungen des verschanzten Lagers von Paris, in die auch die offenen Städte der Umgebung mit einbezogen wurden, ununterbrochen weiterarbeiten lassen. Vermehrte Aufmerksamkeit wurde den Abwehreinrichtungen gegen die stetig sich wiederholenden Besuche deutscher Flieger geschenkt; besonders nachdem einer der „scheußlichen Vögel" (vilains oiseaux) am Sonntag den 11. Oktober 1914 sogar die Notre-Dame-Kirche mit einem Sprenggeschoß getroffen und leicht beschädigt hatte, waren Bestürzung und Entrüstung groß. 550 Flugapparate wurden bereitgestellt, den Bewachungsdienst für Paris zu versehen und in der Nacht wird der Horizont von großen elektrischen Scheinwerfern abgeleuchtet. Außerdem müssen zur Erschwerung von Zeppelin-Angriffen seit 17. Januar 1915 vom Einbruch der Dunkelheit an alle Lichter gelöscht und alle beleuchteten Fenster verhängt werden. Und die Pariser fügten sich auch dieser unbequemen Maßnahme, die früher erst von 9 Uhr abends ab durchgeführt werden mußte; nicht aus Angst vor den Zeppelinen, sondern weil durch den Lichtmangel die — deutschen Spione in ihrem verruchten Treiben gestört werden könnten. „Diese Spionen-Monomanie, die zu den bezeichnendsten Zügen im Bilde des Paris von 1915 gehört, ist," wie der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" schreibt, „zu einer schweren psychischen Krankheit der Massen ausgeartet, die alle Hemmungen der Kultur und Selbstzucht ausgeschaltet und das Geistesniveau der Nation auf einen bedauerlich tiefen Grad herabgedrückt hat."

Waren in den ersten Tagen des Krieges die patriotischen Kundgebungen in den Straßen von Paris lärmend und heftig, brachten dann die Mobilisation und die Durchzüge der Armeen, der englischen Truppen und Hilfsvölker wie die Sorge vor der Belagerung durch die Deutschen und die aufregenden Fliegerangriffe immer neues Leben in die Stadt, wurde es nach der Abreise der Regierung nach Bordeaux langsam leer und traurig. W. C. Bratter, der sich Anfang 1915 in Paris aufhielt, schildert das in der „Vossischen Zeitung": „Es ist nicht ganz leicht, den Unterschied sinnfällig zu erklären. Das

ist es nicht allein, daß die Menschenströme sich stark verdünnt haben, daß der Wagenverkehr weit hinter dem früheren zurückbleibt, daß man weniger Ausländer und mehr Militär auf den Straßen sieht — viele englische Soldaten und Offiziere und verhältnismäßig zahlreiche indische Offiziere. Auch das neue Feldgrau, das eigentlich beinahe ein ausgesprochenes Blau ist, tritt noch nicht in solchen Mengen auf, daß es in die Physiognomie der Straßen einen ganz neuen Zug brächte. Freilich, in ihrer Gesamtwirkung tragen auch diese Details zu der Veränderung bei, die dem Besucher von Paris jetzt sofort in die Augen springt. Er merkt, daß die Zeitungskioske gegen früher beinahe öde aussehen, daß ihnen die bunte Bilderpracht der vielen illustrierten Zeitschriften, Broschüren, Flugblätter und Reklamen abgeht. Daß die Ausrufe der „marchands des quatre saisons", der Zeitungsverkäufer, der Obsthändlerinnen, die „cris de Paris" nicht entfernt so laut an sein Ohr schlagen. Daß die Autobusse aus dem Verkehr geschwunden sind; daß der „Métro", die Pariser Untergrundbahn, seinen Betrieb nicht unerheblich eingeschränkt hat. Daß verwundete Soldaten auf den Straßen flanieren, wenngleich in geringerer Zahl als in Berlin, da man größere Verwundetentransporte systematisch von Paris fernhält — ein Trick, auf den die Pariser gutgläubig hineinfallen. Daß eine Menge Zeitungen und Zeitschriften, die früher ein großes Lesepublikum hatten, sang- und klanglos ihr Erscheinen eingestellt haben, und daß viele von denen, die am Leben geblieben sind, heute als zweiseitige Blätter von dürftigstem Inhalt herauskommen. Daß kaum der fünfte Teil der Theater abends die Pforten öffnet, daß eine überraschend große Anzahl von Cafés, Hotels und besseren Läden geschlossen sind: „Fermé à cause de mobilisation" liest man über diesen Cafés und Geschäften, und in der Rue Favard trägt diese Aufschrift sogar ein Haus, dessen Nummer von rotem Licht umstrahlt ist... Aber eigentümlich: alle diese Aenderungen, die man greifen, die man aufzählen kann, bringen dem Besucher die große Aenderung nicht so klar, so eindringlich zum Bewußtsein, wie das starke, undefinierbare Gefühl, daß die Boulevards ganz anders auf unsere Sinne einwirken, wie zuvor. Jetzt sieht man erst, daß die Häuser altersgrau, die Platanen und Akazien verkümmert, die Frauen, auch die eleganten, doch allzustark geschminkt sind, daß zu viel Bettler und Höker sich da herumtreiben... Das Parfüm, der Rhythmus des Boulevards, jene Atmosphäre von Liebenswürdigkeit, von Geschmeidigkeit, von weltmännischer Sicherheit ist beim Teufel... Auf den Trottoirs der Capucins, der Italiens scheint es auf einmal nur noch Zweckmenschen zu geben, wenig gutgelaunte, wenig gesprächige Leute, wie sie in den Faubourgs auch nicht nüchterner sein könnten... Und alle zwanzig Schritte liest man: „Pour le bénéfice des Sans-Travail" oder einen andern Aufruf zugunsten dieses oder jenes Oeuvre, dieser oder jener Crêche, während vor einer wachsenden Zahl von Cafés die behördliche Schreckenskunde zu lesen ist: „On ne sert plus d'absinthe"..."

„Vom Ernst der Lage," schreibt der Schweizer Zimmerli im „Stuttgarter Neuen Tagblatt", „hatten die Pariser noch bis Mitte Februar keine rechte Vorstellung. Als zum Beispiel die ersten Flüchtlinge aus Soissons ankamen, war man zum größten Teil aufs höchste überrascht, daß die Deutschen bereits diese Stadt bombardierten. Der Pariser findet sich eben lieber durch einige Redereien als durch ernstes Nachdenken mit unangenehmen Tatsachen ab. Dazu verhilft ihm seine Anpassungsfähigkeit, mit der er auch schwere Zeiten mit einer gewissen Gefälligkeit und einigen losen Spottworten zu ertragen weiß. Hinter den dunklen Häusermauern, in der Not des Vaterlandes, im Elend und in der Trauer, von denen Hunderttausende betroffen sind, ist das Völklein von Paris im Grunde genommen sich gleich geblieben, und nichts kennzeichnet so sehr den Geist der Bevölkerung, als die Aufschrift an einem Café der Boulevards, die lautet: „Tout va bien!" — alles geht gut!"



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Präsident Poincaré und General Joffre besuchen die afrikanischen Truppen an der Front in Nordfrankreich



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Präsident Poincaré und Kriegsminister Millerand beim Besuch der französischen Truppen in den Vogesen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Alpenjäger entfernen einen deutschen Grenzpfahl an der elsaß-lothringischen Grenze



Nach Illustrated War News

Ein französischer Feldgeistlicher liest eine Messe hinter den Schützengräben

Im übrigen Frankreich

Auch im übrigen Frankreich wird es stiller und stiller, in den größeren Städten fast noch mehr als in den kleineren Orten und auf dem Lande. Norbert Jacques, der im Dezember 1914 auch Lyon besuchte, erzählt darüber in der „Frankfurter Zeitung“: „Lyon ist die zweitgrößte Stadt Frankreichs, mit den eng aneinander gebauten Vororten eine Siedlung von mehr als 600 000 Einwohnern. Und man geht abends nach acht Uhr durch Gassen, in deren Leere die Schritte wie in einer Schlucht hallen. Die alten, glatten, französischen Häuser richten sich grau und verschlossen über einem auf, hoch durch schmale Gassen geschart. Die Cafés sind dabei, zu schließen. Einige Schritte erwachen, ersterben rasch. Die Straße ist einsam. Es ist die Hauptstraße, die vom Bahnhof in die Stadt führt. Nur an den Ecken tauchen lautlos und dunkel wie Katzen aber vergeblich einsame Dirnen auf. Ueber dem weiten Platz Belle-Cour liegt nachtbeschienene Einsamkeit um neun Uhr und nur dann und wann streichen müd und langsam zwei oder drei rekonvaleszente Verwundete dahin. Im größten Hotel der Stadt stehen vor wenigen Türen Offizierstiefel. Man bekam um acht Uhr kein warmes Essen mehr, und zwei Scheiben Schinken und zwei Scheiben Roastbeef kosteten fünf Franken. In der Halle sitzt ein altes Paar, das auf den Nachtzug nach Paris wartet. „Lyon ist noch die belebteste Stadt Frankreichs geblieben!“ höre ich den weißbärtigen Herrn sagen.“

Von der Stimmung des guten Bürgerstandes in Roanne, einer mittleren Landstadt an der oberen Loire, geben Briefe ein anschauliches Bild, die ein Stuttgarter Unteroffizier nach einem Patrouillengefecht in der Satteltasche eines gefallenen Unteroffiziers vom 17. französischen Dragonerregiment fand und im „Schwäbischen Merkur“ teilweise veröffentlicht hat: „Wir haben Vertrauen“ — das klingt immer wieder aus diesen Briefen, die bis in die Herbsttage des Jahres 1914 reichen — „zu unserer tapferen Armee.“ Die kleine Braut freilich schwankt zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Was sie glaubt und auch was sie von den Deutschen zu hören bekommt, stimmt sie mutig; aber sie hat auch andere Augenblicke, besonders wenn sie zu lang auf Nachricht warten muß oder wenn sie andere Angehörige von Soldaten trifft, die nicht so tapfer sind. Am wenigsten zuversichtlich aber seien — so sagt sie bezeichnenderweise — die alten Teilnehmer am Krieg von 1870. Dann tröstet sie sich wohl auch mit ihrem religiösen Glauben und schlägt dem Bräutigam für „später“ eine gemeinsame Wallfahrt nach Lourdes vor, „denn die Medaille von Lourdes, die ich dir gesandt habe, wird dich sicher schützen ...“

Interessant ist das Bild, das sich diese Madeleine, nach ihren Briefen ein nicht ungebildetes Mädchen und von liebenswertem Charakter, von den „deutschen Barbaren“ und der ihnen gebührenden Behandlung macht. „Denk doch“ — schreibt sie gleich in dem ersten ihrer Briefe —, „daß ein kleiner, zwölfjähriger Forest noch in Deutschland ist; seine Eltern, ohne Nachricht, sind natürlich in einem schrecklichen Zustand. Mit diesen viehischen Deutschen weiß man nicht, was ihm zustoßen kann!“ Und später fragt sie den Geliebten: „Hast du schon das Vergnügen gehabt, einige Deutsche zu töten? Dies gemeine Gezücht, man müßte es ausrotten.“ Eine Woche später erneuert sie die Frage: „Hattest du das Vergnügen, den Säbel etlichen dieser gemeinen Deutschen in den Rücken zu stoßen?“ Und über die ordentliche Behandlung deutscher Verwundeter in Vienne urteilt sie sehr absprechend: „Bajonnettstiche würden sie eher verdienen als Pflege.“ Trotzdem nimmt sie eifrig an der Liebestätigkeit in ihrem Städtchen teil, näht für die Spitäler, macht Obst ein, ja, sie hilft sogar bei der Kartoffelernte, was ihren zarten Fingern gar nicht bekommt.“

Das Leben und Treiben in einem kleinen französischen Städtchen, das ganz dicht hinter der Feuerlinie liegt, schildert ein Artikel des „Figaro“, den die „Leip-

ziger Nachrichten" auszugsweise wiedergeben, überaus anschaulich: „Die kleine Stadt ist die letzte vor der Kampflinie," so heißt es in dem französischen Bericht. „Weniger als fünfzehn Kilometer von hier tobt der Krieg. Es sind schon so viele Regimenter durch die Straßen des reizvoll in hügeligem Gelände liegenden Städtchens gezogen, daß es gegen Militär vollkommen gleichgültig geworden ist. Seine Einwohner sehen kaum von der Lektüre der Pariser Zeitungen auf, wenn wieder ein neues Infanterieregiment durch die Straßen marschiert, nur die fremden Reisenden bleiben stehen und schauen sich die vorüberziehenden Soldaten an. Ueber den Hauptplatz des Ortes flutet den ganzen Tag hindurch ein so lebhafter Verkehr, wie er im Frieden nicht einmal zur Marktzeit herrscht. Scharenweis begeben sich die Soldaten in die verschiedenen Läden, die glänzende Geschäfte machen. Fleischer, Bäcker und Krämer können jetzt ein Vermögen verdienen. Am Abend entzündet die kleine Stadt nur wenig Lampen. Die Läden der Stadt füllen sich von neuem; in der Hauptstraße steht ein großes Tor weit offen. Viele Soldaten, darunter auch eine Anzahl von Offizieren, treten dort ein. Es ist der Eingang zur Kirche. Unter dem Gewölbe, gegenüber dem Altar, auf den das Licht einer ewigen Lampe zitternde Reflexe wirft, zeichnen sich knieende Schatten ab.

Die Cafés sind bis acht Uhr abends geöffnet. Sie machen ganz den Eindruck von Schreibstuben; denn an sämtlichen Tischen sitzen die Soldaten und schreiben Briefe an ihre Lieben daheim. Dazu rauchen sie und trinken behaglich eine Tasse Kaffee. In einem Winkel spielen Artillerieoffiziere Bridge. Da bringt ein Radfahrer dem Kommandanten einen Brief. Dieser lächelt und sagt mit lauter Stimme: „Meine Herren, ein Gegenbefehl. Wir marschieren noch heute abend ab." Dann flüstert er leise einem Leutnant zu: „Gehen Sie doch bitte, den Hauptmann zu benachrichtigen. Ich wette, er ist bei der kleinen Putzmacherin!" Und das Café leert sich; die Kleinstadt wird dunkel und still. Ein eisiger Wind fegt durch die Straßen. Automobile mit dem Abzeichen des Roten Kreuzes fahren vorbei. Grell leuchten ihre großen Lichtaugen durch die Dunkelheit. Nur am Bahnhof ist es noch lebendig. Auf dem Gleis, das zur Front führt, fährt ein Zug nach dem andern ab, vollgepfropft mit Soldaten. Manche Züge gleiten in lautlosem, bedrückendem Schweigen vorbei. Aus anderen dagegen schallt Lachen und Gesang."

Cabasino Renda, der unter Führung eines deutschen Hauptmanns die Schlachtfelder Lothringens besuchte, erzählt im „Giornale d'Italia" über seine Begegnungen mit der Landbevölkerung: „Auf dem Felde hat man die Arbeit wieder aufgenommen: alte Männer und Frauen pflügen mit prächtigen Ochsengespannen. Man muß wider Willen lächeln, wenn man an die häßlichen Fabeln von Raub und Elend denkt, die über das deutsche Heer durch die Welt laufen. In einem Gebiete, das von „räuberischen und verhungerten Soldaten" besetzt ist, ist es also den Bauern möglich, für ihre Felder das beste Vieh zu behalten, und man kann, wie es hier zwanzigmal am Tag geschieht, Gänseherden auf der Weide sehen, die von Knaben gehütet werden? Das Feld ist wieder bevölkert. Wir begegnen alle zehn Schritte Bauern bei der Landarbeit. Es sind keine angenehmen Begegnungen. Die Leute stellen sich, als sähen sie niemanden, um nicht zu grüßen, oder sie grüßen mit zusammengepreßten Zähnen und die Augen am Boden geheftet oder auch mit feindlichen Blicken. Vor allem lassen die Frauen ihren Haß durchscheinen. „Aber das bedeutet nichts," sagt mir der Hauptmann mit einem philosophischen Achselzucken, „das merkwürdigste ist, daß diese Leute felsenfest überzeugt sind, daß wir hier geschlagen worden sind." Ich wollte mich persönlich davon überzeugen, trennte mich also von meinem Begleiter und trat zu einem Mädchen, das in halber Höhe eines Hügels einige Kälber bewachte. Ich fragte sie, ob auch sie an dem Tage der Schlacht hier gewesen sei. Sie bejahte mit einfacher Anmut, beobachtete mich jedoch mißtrauisch. „Nun, und," forschte ich weiter mit der gleichgültigsten Miene von der

Welt, „wer hat gesiegt?“ Sie sah mich mit einem listigen Blick an, schaute hinunter zu dem deutschen Offizier, der da wartete, und dann antwortete sie mit spöttischer Betonung: „Man sagt, die Deutschen, mein Herr, aber…“ Und dieses „aber“ enthüllte in seinem Tone sehr deutlich, was sie verschwieg. „Hatte ich recht?“ fragte mich mein Begleiter, als ich zu ihm zurückkam. Wir gingen schweigend weiter, und vielleicht dachten wir beide dasselbe: wenn diese einfachen Geschöpfe, die den wütenden Kampf erlebt haben, die sahen, wie ihre Soldaten nach schrecklichen Verlusten aus dem Dorf flohen, die auch den Feind einziehen sahen, der jetzt hier befiehlt, wenn sie heute noch erklären, daß die Deutschen es waren, die geschlagen wurden, wie können wir uns dann noch wundern über das, was die französischen Journalisten Hunderte von Kilometern weit von hier drucken lassen?“

Der Niedergang Frankreichs

Von G. W. Zimmerli*)

Unter dem Kampfruf: „Für die europäische Kultur!“ zog Frankreich in den Krieg. Mit dem Phrasengeklingel dieser Worte wurde sein leicht entflammbares Völkchen begeistert. Aber nichts ist oberflächlicher als eine Phrase, und nichts war unwahrer als eben diese Phrase. Auf der europäischen Karte nimmt Frankreich die gegen jeden Angriff auf die europäische Kultur geschützteste Ecke ein. Alle Angriffe auf die europäische Kulturgemeinschaft, an die man doch immerhin noch geglaubt hat, kamen vom Osten! Deutschland war immer ihr bester, ja meist ihr einziger Schutz gewesen. Unzählige Ströme deutschen Blutes sind im Osten für ihre Verteidigung vergossen worden. Wenn Frankreich es mit seiner Phrase ernst gemeint hätte, so hätte es die Pflicht gehabt, mit den Zentralmächten gegen Rußland und gegen Nisch zu marschieren, zum mindesten aber eine strikte Neutralität zu bewahren. Frankreich hat das nicht getan, sondern in Verfolgung seiner langjährigen Haßpolitik die blutigen Zinsen aus seinem Milliardenvorschuß an Rußland gefordert. Aber auch die Taten Frankreichs zeugen in keiner Weise dafür, daß es wirklich nur für die Erhaltung der europäischen Kulturgemeinschaft kämpft.

Der Niedergang Frankreichs begann zweifellos schon im deutsch-französischen Kriege, als es die ersten schwarzen Truppen gegen Preußen und das mit ihm verbündete Süddeutschland führte. Mag man darüber sagen was man will, es ist und bleibt vom Begriff der europäischen Gesittung aus betrachtet ein Verbrechen, farbige Truppen auf die Kampfgefilde Europas zu bringen. Geradezu furchtbar aber ist das Bild der Rassenvereinigung, das man im Paris unserer Tage sehen konnte. In der ungeniertesten Weise verkehren dort weiße Weiber mit schmutzigen schwarzen Soldaten. Kein Widerspruch wird laut. Der Niedergang im Rassenstolz der Franzosen ist bereits so groß, daß selbst die Empfindung für das Gefährliche dieses Treibens fehlt.

Ein weiteres Zeichen für diesen Niedergang ist die in Frankreich grassierende öffentliche Unwahrhaftigkeit. Niemand wagt es, den Schauermären über angebliche deutsche Grausamkeiten Einhalt zu tun; niemand wagt es, die Berichte der feindlichen kriegführenden Mächte in den Zeitungen zu veröffentlichen oder gegen die furchtbaren Versäumnisse, die die französische Regierung verschuldet hat, Einspruch zu erheben. Alle auswärtigen Zeitungen sind verboten mit Ausnahme der Dreiverbands-Blätter, alle noch so haarsträubenden Erzählungen werden geglaubt. Der „Matin“ durfte seinen Lesern sogar von ihm offenbar selbst hergestellte Fälschungen sogenannter deutscher

*) G. W. Zimmerli, ein Schweizer, der sich während des ersten Kriegshalbjahres in Frankreich und in Paris aufhielt, hat im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ eine Folge von Artikeln über seine Beobachtungen veröffentlicht, denen auch die obigen Ausführungen entnommen sind.

Okkupationsbriefmarken für die Schweiz vorsetzen und fand auch mit dieser Lächerlichkeit den Beifall seines Publikums. Die Regierung, die sich besonders durch Delcassé an dieser Hetze beteiligt, wagte es, trotz aller entgegenstehenden Zeugnisse und trotzdem sie selbst vom Gegenteil überzeugt ist, dem Volke eine angeblich schlechte Behandlung der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland vorzureden, und trieb ihre Unwahrhaftigkeit auf die Spitze, indem sie das Los der deutschen Gefangenen, das sowieso kein glänzendes war, nur noch verschärfte. Und zu allem droht Frankreich das Gespenst der Entvölkerung durch die gefährlichen Verluste, die die französischen Mannschaftsbestände täglich erleiden und die Erschwerung einer gesunden Fortpflanzung.

Noch schlimmer jedoch sind die Zeichen des inneren Verfalls, die erschreckend deutlich gerade in diesem Kriege in Frankreich offenbar geworden sind. Ich übergehe den schon erwähnten Verkehr von Schwarz und Weiß. Scharen von flüchtigen Provinzmädchen, die sich in Paris zusammenfinden, gehen im Strudel der Großstadt zugrunde und fallen oft direkt den schwarzen Wüstlingen zum Opfer. Im „Petit Casino" sang ein halbnacktes Frauenzimmer Blasphemien über das „Ungeheuer des guten deutschen Gottes". Zu gleicher Zeit aber grassiert der Aberglaube in früher nie gekannter Weise. Ganz Paris und die Provinz läuft zu Wahrsagerinnen und Zeichendeuterinnen, und die Soldaten tragen kugelsichere Amulette.

Die „Liberté" der Marseillaise ist übertrumpft. Neben den üblichen Gassenhauern anzüglichsten Inhalts singt man heute in Frankreich die blutrünstigsten Couplets neuer Verfasser, die sich sämtlich mit den deutschen „Boches" und der Person des deutschen Kaisers befassen. Einige Titelüberschriften mögen genügen, um den Inhalt zu kennzeichnen: „Die Jagd auf die Barbaren"; „Der Rache-Psalm"; „Der Kaiser und der gute Gott"; „Die Kindsmörder" und dergleichen mehr.

Am schauerlichsten aber ist die Postkarten- und Bilderliteratur. Man kann Postkarten sehen mit Kaiser Wilhelm, wie er jeden Morgen ein Glas dampfenden Blutes trinkt, aber frisches Kinderblut; mit deutschen Krankenschwestern, die verwundete französische Soldaten erschießen oder ihnen die Augen auskratzen, mit dem Totenschädel auf dem Roten Kreuz; mit Kaiser Wilhelm und Franz Josef als Raubmörder und Apachen; mit den Messerhelden der Gurkhas; mit dem guten deutschen Gott am Kreuz mit langheraushängender Zunge; mit deutschen Fürsten in Spiritus für die Nachwelt; mit einem deutschen Landwehrmann mit eines Kindes Leiche auf der Helmspitze; mit dem Kaiser als Antichrist; mit Köpfen deutscher Generäle und Fürsten, mit denen Fußball gespielt wird; mit dem deutschen Volk in der Gestalt von Tigern und Orang-Utangs; mit der deutschen Schutzmarke, einem Haufen Totenschädel; mit der Füsilierung von Kindern, Frauen und Geistlichen usw. Dazu die ungeheure Menge sexueller und perverser Karten! Alle diese Karten aber sind zugleich als Kunstblätter in großem Druck ausgeführt und hängen offen an jeder Straßenecke in Paris. Das Furchtbarste jedoch ist, daß die niederträchtigsten dieser Postkarten auf dem Weihnachtsmarkte in Paris in Kindergeduldsspiele umgearbeitet zu sehen waren. So wird diese scheußliche Postkartenliteratur in raffiniertester Weise in das Kindergemüt eingeführt und dadurch unausrottbarer Haß gesät.

Das alles zeigt einen derartigen Niedergang im sittlichen Empfinden des französischen Volkes, daß an eine Wiedererhebung kaum mehr zu denken ist. Allen Ernstes muß gesagt werden, daß diejenigen unter den deutschen Schwärmern, die heute noch an ein späteres Zusammengehen mit Frankreich denken, vielleicht unbewußt das deutsche Volkstum einer der größten Gefahren aussetzen. Frankreich wird, wenn es nicht durch einen strengen Frieden daran verhindert wird, auch in Zukunft eine Politik betreiben, die nur das eine Ziel kennt, Deutschland zu schädigen, selbst wenn damit ein Preisgeben seiner eigenen Interessen verbunden sein sollte.



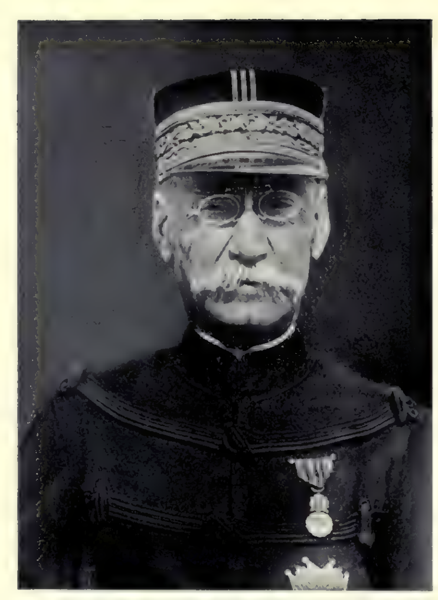
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische General Dubois (in der Mitte) im Gespräch mit den Generalen Michel (links) und Maunoury (rechts)



Nach The Illustrated War News

General Ricciotti Garibaldi besichtigt in Paris französische Rekruten



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

General Galliéni, der Gouverneur von Paris



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

General Galliéni, der Gouverneur von Paris, besichtigt die Zöglinge der Militärschule bei Paris, die als Krankenpfleger im Felde tätig sind

Großbritannien während des ersten Kriegshalbjahres

Der Engländer

Beiträge zu seinem Charakterbild

So geschlossen und einmütig das deutsche Volk in seinem Haß gegen das politische England zusammensteht: die Psychologie des Engländers ist ihm, besonders den Denkenden in seiner Mitte, immer noch ein Problem. Die Masse ist begreiflicherweise sofort bei der Hand, das durch Geschichte und eigene Erfahrung hinreichend gerechtfertigte Attribut „perfide“ dem Namen Albion voranzusetzen, und in dem englischen Bürger einen Menschen zu sehen, dessen ganzes Leben um den Begriff des Besitzes und die durch ihn gewährleisteten, geistig nicht gerade hohen Genußmöglichkeiten kreise. Aber mancher hat persönliche Freunde drüben, die er in das allgemeine Verdammungsurteil unmöglich einzuschließen vermag, oder liest in englischen Zeitungen Meinungsäußerungen englischer Intellektueller, die mit unerhörtem Freimut ihren Landsleuten die Wahrheit sagen. Also sind doch nicht alle so, sind nicht alle für die Gemeinheiten der Greyschen Politik mitverantwortlich! Und der gutherzige Deutsche beginnt schon, sentimentale Gedankengänge über eine spätere Aussöhnung mit den feindlichen Vettern anzuspinnen. Halt! rufen ihm hier sofort alle Kenner englischen Wesens zu. Diese Intellektuellen sind eine verschwindende Minderheit.

„Zu der Minderheit,“ schreibt Professor Levin L. Schücking, „von der sich viele unter uns täuschen lassen, gehören diejenigen, die wir Deutsche bei den Verständigungsbestrebungen und anderen Gelegenheiten kennen gelernt haben. Es sind dies gebildete, humane Charaktere, den besten unseres Volkes in vielen Punkten außerordentlich ähnlich, voll Sympathie für deutsche Art und deutsche Kunst, nur in Einzelfällen sehr tätige innere Politiker, sonst uns auch darin wesensverwandt, daß es ihnen ferne liegt, die Politik zu ihrem Lebenselement werden zu lassen, und daß ihre Interessen mehr auf Wissenschaft und Kunst gehen. Weil sie diese bei uns in Blüte finden, so sind sie gern unsere Gäste. Wer diese Gattung des Engländers kennen lernt, der läuft Gefahr, ein völlig falsches Bild der englischen Volksseele in sich aufzunehmen. Diese Engländer — und zu ihnen gehören große Kreise des literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Großbritanniens — haben mit dem eigentlichen englischen Volk verzweifelt wenig zu tun. Man duldet sie, wie ein harter, blutsaugerischer Unternehmer unter seinen Kindern eins duldet, das irgendwelche „brotlosen Künste“ treibt. Er hat es dazu, aber ernst wird der betreffende nicht genommen.“

Professor Eduard Meyer, der soeben über „England, seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland“ eine Broschüre herausgegeben hat, vertritt denselben Standpunkt. Er sagt: „Gewiß fehlt es auch im Leben des englischen Volks nicht an idealen Zügen, so wenig wie in dem irgend einer anderen Nation, und auch England hat zahlreiche Persönlichkeiten aufzuweisen, die sich ganz und mit voller Aufopferung in den Dienst dieser idealistischen Tendenzen und der humanitären Bestrebungen gestellt haben, nicht selten sogar mit starker und für England charakteristischer Einseitigkeit. Daß hier, trotz allen Widerstrebens, in hartem Ringen mit den entgegenstehenden Tendenzen sehr Bedeutendes erreicht wurde, ist nicht zu leugnen, und es wäre törichte Verkennung der Tatsachen, wollte man dem die Anerkennung versagen. Aber für den Durchschnittsengländer und den eigentlichen Typus des Volkscharakters bleibt doch

der schrankenlose Egoismus der entscheidende Zug, der, auf den englischen Freiheitsbegriff gestützt, seine eigenen Interessen mit voller Rücksichtslosigkeit verficht und mit abstoßender Härte die berechtigten Ansprüche jedes anderen niedertritt, wo sie ihm im Wege stehen; und dieser krasse Egoismus wird aus dem privaten Geschäftsleben auch sowohl auf Parteikämpfe im Innern wie auf das Verhalten gegen fremde Völker und Staaten übertragen. Dabei tritt er, und das macht ihn noch unerfreulicher und noch gefährlicher, keineswegs unverhüllt auf, sondern versteht die Kunst ausgezeichnet, sich jederzeit mit wohlklingenden, womöglich idealistisch und humanitär lautenden Phrasen zu decken und so den Schein zu erwecken, als kämpfe der Engländer und das englische Volk zum mindesten für sein gutes Recht, womöglich aber für eine die gesamte Menschheit fördernde Idee, wo es sich in Wirklichkeit nur um seinen Vorteil und die Gewinnung der Macht handelt, die ihm die Ausbeutung aller anderen ermöglicht. Der chinesische Opiumkrieg von 1842, das Bombardement Alexandrias und die Okkupation Aegyptens, Jamesons Einfall in Transvaal sowie der Burenkrieg sind besonders drastische Beispiele dieses Verhaltens aus den letzten Jahrzehnten; aber die gesamte Geschichte Englands in den letzten drei Jahrhunderten, alle Kriege, die es geführt, all die ungezählten Eroberungen, die es teils den europäischen Mächten, teils den asiatischen Kulturvölkern und den „Wilden" abgenommen hat, tragen genau denselben Charakter. Wenn anständiger empfindende Männer diese Maßregeln nicht billigten und dagegen Einspruch erhoben, wie z. B. eine starke Minorität im Burenkrieg, ist das jedesmal erfolglos geblieben."

Die tiefere psychologische Begründung für diese politische Haltung des englischen Volkes in Geschichte und Gegenwart gibt folgender Artikel aus dem Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte", der ein Charakterbild des einzelnen Engländers entwirft: „Wer je in englischer Umgebung gelebt hat," heißt es da, „kennt die politische Reife der Engländer. Sie denken politisch, und sie haben politische Kenntnisse. Ueber die entferntesten Teile der Erde, besonders über alle Kolonien, die sie haben und die sie haben möchten, sind sie unterrichtet. An einem Gespräch über die Eisenbahnen in Indien und Kanada, über die Gruben in Südafrika kann sich fast jeder beteiligen. Bei den fremden Ländern sind sie am besten über Flotte, Kolonialbesitz und Export unterrichtet, am schlechtesten über die seelischen Eigenschaften. Dieser Mangel ihrer Weltkenntnis beruht auf dem englischen Nationalfehler.

Jedes Volk hat ja seinen besonderen Nationalfehler, und der der Engländer ist die Unverschämtheit. Man wird bei den vortrefflichsten Engländern, wenn man sie nur lange genug kennt, auf den Nationalfehler stoßen. Er war es, der die Engländer verhindert hat, das deutsche Volk richtig kennen zu lernen. Die seelische Beschaffenheit von Ausländern interessiert sie nicht. So war es möglich, daß sie den deutschen Militarismus für die Sache einer Hofclique gehalten haben. So war es möglich, daß sie mit Nachrichten über deutsche Grausamkeit — die von ihnen nie geglaubt, nur verbreitet wurden — neutrale Staaten meinten für den Krieg begeistern zu können. Hier, in dem unverschämten Mangel an Psychologie, hat die kühle Berechnung ihre Grenze gefunden.

Man darf da nicht gleich von Heuchelei sprechen. Bei einem so ganz im Oeffentlichen lebenden Volk ist Denken und Sprechen nicht weit auseinander; die Gedanken kommen ihm schon so, wie sie für die Aeußerung geeignet sind; sein Denken ist ein Appell an die Sprache, seine Sprache ein Appell an die Oeffentlichkeit. Einsames Denken hat es zu allen Zeiten wenig in England gegeben. Bis hoch hinauf auf der geistigen Stufenleiter kann man diesen öffentlichen Charakter des Denkens beobachten. Auch bei ihren Handlungen ist es den Engländern weniger um Schönheit als um Gemeinverständlichkeit zu tun. Man kann zweifelhaft sein, ob sie der Aufrichtigkeit im Sinne des vollkommenen Absehens von der Wirkung, ob sie der unpolitischen Wahrheit überhaupt fähig sind."

Englands Kriegsrüstung

Von der Rekrutierung

18. September 1914.

Im Oberhaus gab Lord Kitchener eine Uebersicht der militärischen Verhältnisse. Nachdem er den Offizieren und Mannschaften der britischen Streitmacht und den verbündeten Heeren Anerkennung gezollt, sagte er: „Obwohl wir alle Ursache haben, den Dingen ruhig und vertrauensvoll entgegenzusehen, ist es angezeigt, uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Streit lange dauern wird, und daß es uns obliegt, mit aller Kraft die Vermehrung unserer Heeresmacht durchzuführen, damit der unheilvolle Kampf das gewünschte Ziel erreiche. Es sind gegenwärtig mehr als sechs Divisionen britischer Truppen und zwei Kavalleriedivisionen im Felde. Diese Truppen sollen auf voller Stärke erhalten werden, wozu andauernder Ersatz nachzuschieben ist.“ Im weitern äußert sich der Minister über Einzelheiten der Vermehrung des britischen Hilfskorps durch überseeische Truppen. Mit warmen Worten erwähnt er die Begeisterung, womit angeblich dem Aufruf zur Anwerbung neuer Rekruten entsprochen worden sei. Infolgedessen könnten vier neue Armeekorps gebildet werden.

20. September.

Die Anmeldungen zu Kitcheners Millionenheer halten an, obgleich der Beschluß, das körperliche Mindestmaß auf 1,58 Meter zu erhöhen, den Zulauf verringerte. Dagegen fehlt es an Offizieren für die Ausbildung. Wie der militärische Mitarbeiter der „Times“ feststellt, hat England in einem Monat seiner Teilnahme am Krieg von je fünf Offizieren zwei verloren. Auch mangelt es am nötigsten Ausrüstungsmaterial. „Daily Chronicle“ erbittet die Unterstützung des Publikums und bemerkt, daß beispielsweise kein einziger Kompagnieoffizier der ersten Armee Kitcheners einen Feldstecher besitze.

22. September.

Der Berner „Bund“ veröffentlicht einen aufschlußreichen Londoner Brief, der sich mit der Frage der allgemeinen Wehrpflicht beschäftigt. Die von Asquith am 11. September 1914 verlangten 500 000 Mann für das reguläre Heer (vgl. I, S. 311) müßten sich für die Dauer des Krieges oder für drei Jahre verpflichten. Dies seien genau die Bedingungen, unter denen Kitchener das Kriegsamt übernommen habe. Man gehe nicht fehl, wenn man darin den Anfang eines erzwungenen Heeresdienstes erblicke.

7. Oktober.

Die englischen Automobilwerkstätten arbeiten Tag und Nacht, um nach den Plänen des belgischen Leutnants Henkart für die verbündeten Heere eine große Anzahl kleiner Panzerautos herzustellen, die sich angeblich sehr gut bewährt haben. Jedes Auto faßt vier Mann mit ein oder zwei Maschinengewehren und hat große Beweglichkeit, verbunden mit bedeutender Widerstandskraft. Die Wagen dienen nicht nur zur Rekognoszierung, sondern auch zu „Raids“, um die Deutschen glauben zu machen, daß hinter den Autos größere Truppenmassen ständen.

17. Oktober.

Der militärische Mitarbeiter der „Times“ tritt der Behauptung entgegen, daß Großbritannien nur 600 000 Mann aufstellen könne und schreibt, das bereits 1200000 Mann unter den Fahnen seien. Die neuen Rekruten meldeten sich so zahlreich, daß es für die Leitung schwierig sei, Schritt zu halten. Es befänden sich nunmehr 100 000 Mann indischer und kanadischer Truppen in Europa. Diese Mannschaften und diejenigen, die noch in den Kolonien ausgebildet würden, seien nur der Kern, auf dem andere Armeen aufgebaut werden könnten.

24. Oktober 1914.

In einem neuen Anschlag, in dem das Rekrutierungsamt dringend um weitere Anmeldungen ersucht, wird das Körpermindestmaß wieder mit 5 Fuß 4 Zoll angegeben. Das Alter ist 19 bis 38 Jahre.

Aus einer Korrespondenz des Pariser „Journal" ergibt sich, daß sich französische Offiziere nach England begeben haben, zur Ausbildung der englischen Truppen.

25. Oktober.

„Daily Chronicle" schreibt: „Die Ausrüstung der neuen Armee Kitcheners hat das Kriegsamt wegen der Lieferung von Uniformen in eine schwierige Lage gebracht. Die Kakhilieferanten der Armee konnten der Nachfrage nicht genügen, so daß die neuen Uniformen aus minderwertigen Stoffen hergestellt werden mußten.

30. Oktober.

Ein Ausschuß, an dessen Spitze Lord Desborough steht, organisiert Freiwillige, die nicht in die reguläre oder in die Territorialarmee aufgenommen wurden, um sie in den Waffen zu üben. Das Kriegsamt drückte seine Sympathie mit der Bewegung aus, versagte ihr aber vorläufig die amtliche Unterstützung, da es mit der Bewaffnung und Bekleidung der neuen Armee Kitcheners vollauf beschäftigt ist.

4. November.

Der militärische Mitarbeiter der „Times" gibt eine Beschreibung der Organisation und Ausbildung der neuen britischen Rekrutenarmeen. „Diese Rekruten," sagt er, „sind von bedeutend reiferem Alter und auch kräftiger als die britischen Rekruten im Frieden. Sie sind aus allen Gesellschaftsklassen hervorgegangen. Der Gesundheitszustand ist gut. Die Rekruten sind gut einquartiert und gut ausgerüstet. Ihr Verhalten und der Geist unter ihnen ist ausgezeichnet. Die Offiziere leben mit den Mannschaften zusammen und teilen alle ihre Anstrengungen. Die Ausbildung der Truppen soll sich über sechs Monate erstrecken. Die bis jetzt erzielten Ergebnisse sind befriedigend. Die Ausbildung des ersten Heeres wird am 15. Februar 1915 beendet sein, die Ausbildung der übrigen Heere im März."

10. November.

Von dem erhofften Aufschwung in der Rekrutierung ist noch nichts zu merken. Die letzte Woche ist, was Eintrittsmeldungen betrifft, die flaueste des ganzen Kriegs gewesen. Das Kriegsamt hat beschlossen, zur Förderung der Werbung häufiger Militärmusik durch die Straßen marschieren zu lassen.

Der Arbeiterabgeordnete Barnes hielt eine Rede in Birmingham, in der er sagte: „Es geht viel bedenkliches Gerede über die allgemeine Wehrpflicht um. Wenn die Konskription als praktische Frage in die Politik einträte, würde die Nation sofort in zwei feindliche Lager geschieden sein. Viele junge Leute würden denken, daß dann Amerika der letzte Zufluchtsort der Freiheit sei. Viele würden dahin auswandern, und man könnte sie nicht einmal tadeln."

16. November.

Das Unterhaus ermächtigte die Regierung, eine zweite Million Soldaten unter die Waffen zu rufen.

17. November.

Im Unterhaus stellte Ministerpräsident Asquith eine Solderhöhung für die unteren Rangklassen der Armee in Aussicht.

18. November.

Lord Newton sagte in einer Werbeversammlung in Salford, er schätze die Verluste der englischen Truppen, die nach Asquith bis zum 31. Oktober 1914 57 000 Mann betragen hätten, jetzt auf 80 000 Mann. Einige Bataillone hätten



Phot. Ernst Sandau, Berlin

Zar Nikolaus II. von Rußland und König Georg V. von England



ihre sämtlichen Offiziere verloren. Ein Bataillon Elitetruppen habe unlängst unter dem Befehl eines Feldwebels gestanden. Zwei Divisionen, die zusammen etwa 37 000 Mann gezählt hätten, seien auf 5300 zusammengeschmolzen.

26. November 1914.

Lord Kitchener erklärte auf eine Anfrage im Oberhaus, wöchentlich meldeten sich annähernd 30 000 Rekruten, abgesehen von den Regimentern, die aus besonderen Bezirken gebildet wären. Er wolle nicht sagen, daß die Ziffer ausreiche, sondern glaube, daß die Zeit kommen werde, wo viel mehr gebraucht würden.

1. Dezember 1914.

Die „Times" klagt, daß die Landbevölkerung in England, im Gegensatz zu der Deutschlands, die wenigsten Rekruten stelle.

2. Januar 1915.

Amtliche englische Meldung: Sechs neue Armeen zu je drei Armeekorps sind gebildet worden. Kommandeure werden sein: der ersten Armee General Haig, der zweiten Smith-Dorrien, der dritten Hunter, der vierten Jan Hamilton, der fünften Leslie Rundle, der sechsten Bruce Hamilton.

7. Januar.

Im Oberhaus führte Lord Kitchener sein Exposé über die militärische Lage an der Stelle weiter, wo er vor sechs Wochen stehen geblieben war. Wieder war seiner Rede anzumerken, wie schwer es den englischen Staatsmännern wird, die „Stimmung" aufrecht zu erhalten, wenn seine Darstellung auch diesmal ziemlich genau den Tatsachen folgte. Ueber die Rekrutierung sagte er: „Die Anwerbung von Freiwilligen dauert in befriedigender Weise fort. Zu Kriegsbeginn hatten wir Schwierigkeiten, sogar Besorgnisse wegen der Kaders. Wir konnten jedoch das Expeditionskorps mit allen nötigen Offizieren versehen. Wir haben nunmehr einen beträchtlichen Ueberschuß an verfügbaren Offizieren. Seit Kriegsbeginn haben wir 29 100 Offiziere gefunden und wir sind nach und nach auch dazu gekommen, die Schwierigkeiten bezüglich Verproviantierung und Ausrüstung der neuen Truppen, deren Ausbildung fortdauert, zu überwinden. Die Offiziere und Mannschaften sind voller Begeisterung. Sie sind begierig, ihren Platz so rasch wie möglich in der Schlachtfront einzunehmen, wo sie, wie ich überzeugt bin, ihre Waffenbrüder in würdiger Weise unterstützen werden." Im Laufe der anschließenden Debatte verwahrte sich Lord Crewe gegen den offenbar von französischer Seite erhobenen Vorwurf, England schicke nicht genügend Streitkräfte ins Feld.

8. Januar.

Im Oberhaus erklärte im weiteren Verlaufe der Debatte Lord Lucas im Namen der Regierung, daß streng vermieden werden müsse, bei Besprechungen der militärischen Vorbereitungen Zahlen zu erwähnen. Wenn England wüßte, wie viel Mann in Deutschland aufgestellt und ausgebildet werden, so wäre das für die Verbündeten von größter Bedeutung. Ebenso könnte schon die Angabe einer einzigen Zahl für Deutschland Wert besitzen. Alles, was gesagt werden könne, sei, das Kriegsamt trachte, die Ausrüstung mit der Rekrutierung in Einklang zu erhalten. Lord Selborne sagte: „Wenn das freiwillige Rekrutierungssystem nicht genug Menschen liefert, müssen wir zur allgemeinen Wehrpflicht schreiten. Dieser Fall muß entsprechend früh vorbereitet werden, damit nicht ein nationales Chaos eintritt." Der Lordkanzler Haldane entgegnete, die Aufgabe Englands in diesem Kriege decke sich nicht ganz mit der der Verbündeten; England müsse vor allem für die Herrschaft zur See sorgen. Es sei mit verhältnismäßig geringen Verlusten imstande gewesen, diese Vorherrschaft zu erhalten. Der Armeebedarf werde mit einer Geschwindigkeit hergestellt, die noch vor kurzem unerreichbar gewesen sei. Das gelte sowohl von den Explosivstoffen wie von den Geschossen und

Gewehren. Es würden auch alle Anstrengungen gemacht, den deutschen 42-Zentimetermörsern eine gleichwertige Waffe gegenüberzustellen. Schließlich erklärt der Minister für Indien, Lord Crewe, ein Rekrutierungssystem, das einen Stillstand oder auch nur eine Entmutigung der britischen Exportindustrie mit sich brächte, würde auf den schließlichen Erfolg der britischen Waffen ungünstiger einwirken, als wenn die Rekrutierung um einige Tausend hinter den Erwartungen zurückbliebe.

10. Januar 1915.

Aus den Parlamentsdebatten geht hervor, daß die Rekrutierung in Irland annähernd ergebnislos verlaufen ist. Auch die bewaffneten irischen Freischaren (Volunteers) haben sich der Regierung nicht zur Verfügung gestellt.

18. Januar.

Die „Morning Post" klagt über die geringe Anzahl der neu angeworbenen Mannschaften, an einzelnen Tagen meldeten sich kaum 200 Leute zum englischen Heer, während sich dessen tägliche Verluste auf 500 bis 600 Mann beliefen.

20. Januar.

Unter dem Vorsitze des Königs Georg V. hat im Buckingham-Palast ein neuer Kronrat in der Wehrfrage stattgefunden. Man versichert, Asquith wolle sich vom Parlament die Befugnis erteilen lassen, im Falle einer drohenden feindlichen Invasion alle waffenfähigen Männer Englands zwangsweise auszuheben. Der Lordkanzler Haldane hat sogar in einer Rede erklärt, der Regierung stünden Mittel zur Verfügung, im Notfall die allgemeine Wehrpflicht ohne Parlamentsbeschluß einzuführen, — eine Bemerkung, die in der Oeffentlichkeit, namentlich bei den Liberalen und der Arbeiterpartei, lebhaften Widerspruch hervorgerufen hat.

21. Januar.

178 englische Lords, davon 156 Mitglieder des Oberhauses dienen im Heer oder bei der Marine. Darunter befinden sich sieben Herzöge, zehn Marquis, 61 Earls, 22 Viscounts und 77 Barone. Drei Lords sind schon gefallen, sechs verwundet und zwei kriegsgefangen.

30. Januar.

„Westminster Gazette" stellt fest, daß sich 190 Mitglieder des Oberhauses und 200 Mitglieder des Unterhauses im Krieg befinden. Von den Unterhausmitgliedern seien etwa 50 Liberale, die Mehrzahl der übrigen Konservative.

* * *

Das in den vorstehenden Meldungen aus besten Quellen zusammengetragene Tatsachenmaterial wird durch verschiedene ausführliche Berichte von neutraler Seite näher beleuchtet. So schrieb Ende November ein Berichterstatter der „New-York World", der seit Ausbruch des Krieges in England weilte und viel in englischen Offizierskreisen verkehrte, auch mehrere Unterredungen mit General Hamilton hatte: „Als der Krieg ausbrach, war England mit Ausnahme seiner Flotte dafür völlig unvorbereitet. Zwei der führenden Männer, der Premierminister Asquith, der zugleich das Kriegsministerium innehatte, und der Erste Seelord, Prinz Louis von Battenberg, waren sehr unpopulär. Asquith tat sogleich den einzig rettenden Schritt, indem er Kitchener zum Kriegsminister machte. Das beruhigte den englischen Durchschnittsbürger vollkommen. Er ging in seinen Klub, trank auf das Wohl des neuen Kriegsministers, sang „Britannia rules the waves" und erklärte, nun sei der Krieg gewonnen. „Kitchener wird es schon machen." Kitchener aber wußte ganz genau, eine wie ungeheuer schwierige Aufgabe ihm gestellt war. Als er zunächst 100 000 Freiwillige für das Heer forderte, war er sich klar, daß die Regierung keine Gewehre und Uniformen hatte, um sie auszurüsten, und damit sich nicht zu viele meldeten, verlangte er für die Rekruten

das Gardemaß. Diese hohen Anforderungen bedeuteten einen schweren Fehler und legten sich wie Meltau auf die allgemeine Stimmung. Man denke sich: ein Mann, erfüllt von Patriotismus, will für das Vaterland kämpfen. Sein Dorf oder seine guten Freunde geben ihm ein Abschiedsessen und jubeln ihm als einem Helden zu. Sie hoffen, bald von seinen Kriegstaten zu hören, und statt dessen kommt er schon am nächsten Tage mit dem beschämenden Geständnis zurück, daß er nicht tauglich befunden worden sei. Es fehlten ihm ein paar Millimeter am Maß oder er hatte ein paar schlechte Zähne oder sonst war eine Kleinigkeit nicht in Ordnung. Als Kitchener dann seine Anforderungen an die Rekruten immer mehr zurückschraubte, erhielt sein zweiter Ruf, der nach der „Million", eine jammervolle Antwort. Die vielen Zurückweisungen hatten alles erstickt, was etwa an kriegerischem Feuer in englischen Busen gelodert. Die unverständigen Prahlereien der englischen Presse, die Unterdrückung aller Nachrichten und das Gefühl der absoluten Sicherheit schufen eine Gleichgültigkeit und Stumpfheit, die die Regierung sehr beunruhigten. So hat denn die Rekrutierung trotz aller gegenteiligen Versicherung nicht im entferntesten den Erfolg gehabt, den man erhoffte. Aber auch in dem angeworbenen Heere selbst waren die Verhältnisse höchst bedenklich. Ein Umstand zum Beispiel, über den die Zeitungen auch nicht das geringste verlauten lassen durften, ist die große Zahl der Desertionen. Ein Major, der in der Ebene von Salisbury Rekruten drillt, erklärte mir: „Die Dinge können gar nicht schlechter stehen. Die Leute desertieren wie die Fliegen." Verpflegung und Unterkunft waren völlig ungenügend; die strenge Zucht behagte den „freien Engländern" nicht. Aus dem Lager des Majors allein waren 400 Mann entwichen, und die Bestürzung der Regierung kannte damals keine Grenzen. Ein anderer Offizier, der eine Abteilung von 5000 kräftigen Jünglingen, zum großen Teil Studenten, ausbildet, meinte, nun wären bereits zwei Monate vergangen, und auch nicht einer seiner Leute hätte eine Uniform. Die meisten seiner Soldaten hätten keine Gewehre, und die wenigen, die welche hätten, müßten mit Flinten eines ganz veralteten Systems eingeübt werden. „Viele Desertionen sind bei dem Regiment vorgekommen, aber noch schlimmer ist die Verschwendung, die mit Offizierspatenten getrieben wird. Etwa 600 dieser jungen ungeübten Rekruten haben sich durch ihre Beziehungen Offizierspatente verschafft. Keiner von ihnen versteht noch ein Gewehr zu handhaben; keine Disziplin herrscht, und es wird noch lange dauern, bis etwas militärischer Geist in sie hineinkommt." Disziplin — das ist überhaupt etwas, was dem neuen Heere Kitcheners fehlt. Man hat zum Beispiel die Ankunft der kanadischen Hilfstruppen bejubelt, aber keine Zeitung durfte die Tatsache mitteilen, daß von ihrer Ankunft am 8. Oktober bis Ende November 1914 nicht ein einziger Kanadier an die Front abgegangen ist. Warum? Sie sind noch nicht genügend ausgebildet, sagen die Behörden. Aber es ist nicht das, sondern der Mangel an jeder Disziplin. Diese kräftigen, an Freiheit gewöhnten, unabhängigen Söhne eines freien Landes wollen sich nichts sagen lassen.

Die Beobachtungen des Amerikaners werden von dem sonst sehr englandfreundlichen Londoner Berichterstatter der norwegischen Zeitung „Verdensgang" bestätigt. Er schreibt: „Die Meldungen zum Militärdienst haben fühlbar nachgelassen. Der Engländer meldet sich nur dann, wenn Nachrichten von großen Verlusten und Niederlagen aus Nordfrankreich nach London kommen. Die augenblickliche Stille an der Front sowie die gesamte günstige Lage bringen dem jungen Engländer zu Hause den Glauben bei, es ginge auch ohne ihn. Die Hauptschuld an dem Nachlassen der Begeisterung für den Militärdienst trägt nach der Ansicht englischer Blätter der Fußballsport, der Tausende junge Männer so in Anspruch nehme, daß sie keinen Gedanken an irgend etwas anderes hätten. Die Zeitungen werfen dem Kriegsministerium vor, daß die Militärbehörde das Werbegeschäft allzu phantasielos betriebe. Die Kriegskorrespondenten in Nordfrankreich müßten

flammende Schilderungen von Heldentaten der englischen Feldtruppen schreiben; das verbiete aber die Zensur. Weshalb sorge das Kriegsministerium nicht für genug Kriegsmusik? Die durch die Straßen marschierenden Bataillone müßten Musik an der Spitze haben. Auf allen Straßenkreuzungen müßte eine Musikkapelle angebracht werden. Trommeln und Trompeten und ein taktfester Marschtritt müßte die schlummernde Kriegsbegeisterung der Jugend wecken. Das Werbegeschäft sei eben ein Geschäft, und kein Geschäft könne ohne Reklame florieren."

Der etwas dürftigen Phantasie des englischen Kriegsamts hilft die geübtere der privaten Geschäftsleute denn auch nach Kräften nach. Ein holländischer Korrespondent berichtet der „Frankfurter Zeitung": „Fabrikbesitzer, deren Geschäfte nachließen und deren patriotische Opferwilligkeit, weil sie die Arbeiter weniger beschäftigen konnten, wuchs, haben die Arbeiter vor die Wahl gestellt, entweder entlassen zu werden oder sich gegen dreimonatige Fortzahlung des Gehalts bei der Armee anwerben zu lassen. Die Arbeiter haben gegen solche Zwangsmaßregeln protestiert. Nun verlangen sie eine Mindestpension von einem Pfund pro Woche, falls sie arbeitsunfähig aus dem Krieg zurückkehren, und ferner ein Pfund pro Woche als Mindestpension für ihre Hinterbliebenen, falls sie im Kriege fallen sollten. Die Arbeiter selbst erklären, die Mißerfolge der Rekrutierung seien keineswegs irgendwelchem Mangel an Patriotismus bei den arbeitenden Klassen zuzuschreiben, sondern die Mängel der Organisation während der ersten Zeit hätten eine entmutigende Wirkung ausgeübt. Aus England nach Holland zurückgekehrte Personen berichten ferner über einen offenbar der Heilsarmee abgelauschten Trick: In vollbesetzten Variétés und ähnlichen Lokalen erscheint plötzlich ein elegant gekleideter Herr auf der Bühne und hält eine flammende Werberede. Sofort stürzen eine Anzahl hierfür gemieteter Personen auf die Bühne. Wenn dann diese Leute, von der Bühnenbeleuchtung umstrahlt und von Applaus umrauscht, als angeworben auf der Bühne stehen, folgen natürlich immer einige junge Leute im ersten Antrieb dem Rufe und werden dann nicht mehr losgelassen.

Von der englischen Marine

17. September 1914.

Die britische Admiralität, die bekanntlich bereits die beiden für die Türkei in England gebauten und bezahlten Dreadnoughts beschlagnahmt hat (vgl. I, S. 143), hat jetzt auch zwei der noch auf englischen Werften für die Rechnung Chiles in Bau befindlichen Riesenpanzerschiffe „übernommen" und zwar trotz des Protestes des chilenischen Marinebevollmächtigten in London. Auch drei für den Dienst auf dem Amazonenstrom bestimmte, von Brasilien bestellte Flußkanonenboote wurden der englischen Flotte einverleibt (vgl. S. 100).

28. September.

Die englische Admiralität teilt mit, daß der Hafen von Southampton bis auf weiteres für Handelsschiffe geschlossen ist.

25. November.

Die britische Admiralität hat folgende Liste der Verluste veröffentlicht, die die englische Marine seit Kriegsausbruch erlitten hat: Offiziere: 220 tot, 37 verwundet, 21 vermißt oder gefangen genommen; Mannschaften: 4107 tot, 436 verwundet, 2492 vermißt oder gefangen genommen.

26. November.

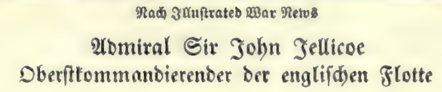
In der letzten Sitzung des Unterhauses vor der Vertagung gab Marineminister Churchill eine Uebersicht über die maritime Lage und führte dabei folgendes aus: „Die britische Flotte war hauptsächlich vier Gefahren ausgesetzt. Die erste Gefahr bestand darin, daß wir überfallen werden könnten, ehe wir bereit und in Kampfstellung



Nach Illustrated London News

Admiral Sir John Fisher
Erster Seelord der englischen Flotte





Nach Illustrated War News

Admiral Sir John Jellicoe
Oberstkommandierender der englischen Flotte

Nach Graphic

Australische Truppen nach der Ankunft in England



Phot. Photothek, Berlin

Englische Freiwillige bereit zur Einschiffung nach Belgien

waren. Die zweite Gefahr war, daß große deutsche Handelszerstörer auf die offene See entkamen. Diese Gefahr ist jetzt überwunden und obwohl die Admiralität einen Verlust der Handelsflotte von 5 Prozent erwartete, betrug er tatsächlich nur 1,9 Prozent. Die dritte Gefahr ist die Minengefahr, die durch die ergriffenen Maßregeln eingeschränkt wurde. Die vierte Gefahr besteht in den Unterseebooten. Die Zahl der englischen Tauchboote ist viel größer als bei dem Feind. Der einzige Grund, weshalb wir keinen Erfolg größeren Maßstabs erreichen, bildet der Umstand, daß selten ein Angriffsziel gegeben wurde. Churchill betonte, daß die verhältnismäßige Stärke der Flotte beträchtlich größer sei als bei Beginn des Kriegs. Während Deutschland Ende 1915 seine Flotte nur um drei Dreadnoughts vermehrt haben könne, könne England seine Flotte um fünfzehn der mächtigsten Schiffe vermehren, die je gebaut wurden. Es sei keine Uebertreibung zu sagen, daß England ein Jahr hindurch monatlich einen Ueberdreadnought verlieren könne, ohne daß der Feind Verluste erleide, und doch dieselbe Ueberlegenheit auf See besäße, wie vor dem Krieg. Es sei aller Grund vorhanden, der Macht der Flotte zu vertrauen, selbst wenn England allein stände, aber es habe obendrein auch noch mächtige Verbündete zur See.

10. Dezember 1914.

Im „Nautilus" erzählt ein anscheinend Eingeweihter, Prinz Louis von Battenberg, der frühere Oberkommandierende der englischen Flotte, habe in der Nacht vom 1. zum 2. August 1914, also vor Kriegsausbruch, der bei Spithead versammelten englischen Flotte befohlen, sofort in voller Stärke nach der Nordsee in See zu gehen und die in den norwegischen Gewässern befindliche deutsche Flotte unter Admiral von Ingenohl abzuschneiden und unter für sie ungünstigen Verhältnissen zum Kampf zu zwingen. Nur die „unrühmliche Zaghaftigkeit" des englischen Kabinetts hätte diesen Plan verhindert.

Personalien des Heeres und der Marine

26. Oktober 1914.

Ein Leitartikel des „Globe" beschäftigt sich mit dem „deutschen" Chef der britischen Flotte. Es heißt darin: „Die wichtige Stellung als Erster Seelord der Admiralität und damit die strategische Leitung der britischen Flotte hat zurzeit Prinz Louis von Battenberg, der älteste Sohn des Prinzen Alexander von Hessen. Dieser Prinz von Battenberg wurde im Jahre 1868 naturalisiert und trat im gleichen Jahre als Kadett in die britische Flotte ein. Wenn er die höchste Stellung in der Flotte erreicht hat, so verdankt er dies einzig seiner großen Tüchtigkeit. Prinz Louis genießt das volle Vertrauen des Königs und der Regierung, und wir alle wissen, daß sein Eifer, die deutsche Flotte zu vernichten, ebenso groß ist, wie der eines geborenen Engländers. Jeder, der gut unterrichtet ist, weiß, daß der Charakter des Prinzen über jedes Mißtrauen erhaben ist. Aber es ist notwendig, daß auch in den weiten Kreisen des Volkes diese Ueberzeugung sich durchringt. Dies ist im Augenblick jedoch nicht der Fall. Es ist eine unangenehme Pflicht, dies auszusprechen. In der letzten Zeit sind ebenso verletzende wie grundlose Gerüchte von Mund zu Mund gegangen, und darüber darf sich keiner wundern, nachdem dieser Krieg offenbart hat, daß Deutschlands Herrscher nicht die gleichen Ehrbegriffe wie die Engländer anerkennen. Jeder, der deutscher Abstammung ist, wird natürlich mit mißtrauischen Augen betrachtet. Wir haben in der letzten Zeit täglich eine Menge Briefe bekommen, in denen scharf kritisiert wird, daß ein Mann von deutscher Abstammung an der Spitze der Marine stehe. Wir sind davon überzeugt, daß all diese Gerüchte grundlos sind, aber sie können dem Prinzen selbst nicht unbekannt geblieben sein." Das Blatt fordert deshalb den Prinzen auf, schnellstens mit einer unzweideutigen Erklärung all diese Gerüchte niederzuschlagen.

27. Oktober 1914.

Der Chef des Generalstabes Sir Charles Douglas ist in London gestorben.

Sir Charles Douglas, der 1850 geboren war, machte 1879/80 als Adjutant der Gordon-Highlanders den afghanischen Feldzug mit und nahm an dem berühmten Marsch Kitcheners von Kabul nach Kandahar teil, wo er schwer verwundet wurde. Im Burenkrieg war er Adjutant im großen Hauptquartier und führte dann eine Brigade der südafrikanischen Armee. 1912 wurde er zum General-Inspekteur der heimischen Streitkräfte und im vorigen Jahre zum Generalstabschef ernannt.

30. Oktober.

Prinz Louis von Battenberg ist von seinem Posten als erster Seelord zurückgetreten, „da," wie er Churchill schreibt, „unter den herrschenden Umständen seine Geburt und Herkunft seine Nützlichkeit in der Admiralität beeinträchtigten."

Prinz Louis von Battenberg ist der 1854 geborene Sohn des Prinzen Alexander von Hessen aus dessen morganatischer Ehe mit der Gräfin v. Hauke, ein Bruder des verstorbenen Prinzen Alexander von Battenberg, des ersten Fürsten von Bulgarien. Seine Gattin, Prinzessin Viktoria, ist eine Schwester des hessischen Großherzogs und der Kaiserin von Rußland.

An Stelle des Prinzen Battenberg wurde Admiral Lord Fisher auf den Posten des ersten Seelords berufen. Neben Fisher wurde Admiral Sir Percy Scott zum „Präsidenten des Sonderdienstes" ernannt.

John Fisher wurde im Jahre 1841 als der Sohn des Kapitäns William Fisher von den 78. Highlanders geboren. Er trat 1854 in die Marine ein und wurde 1860 Leutnant. Im aktiven Dienst zeichnete er sich im Krimkrieg, in China und in Aegypten aus. Beim Bombardement von Alexandrien war er Kommandant der „Inflexible". Zum Admiral befördert, war er verschiedentlich Geschwaderchef, so in Westindien und im Mittelmeer. Von 1902 bis 1903 bekleidete er den Posten als zweiter Seelord der Admiralität und 1904 wurde er erster Seelord. 1910 trat er von dieser Stellung zurück. Er gilt als einer der bedeutendsten Organisatoren. Fisher ist neben Beresford als der größte Deutschenhasser in England bekannt. Sein Ausspruch: „Ich hoffe noch so lange im Amt zu bleiben, bis die deutsche Flotte auf dem Grund des Meeres liegt," ist verbürgt.

Percy Scott ist der eigentliche Schöpfer der modernen Schiffsartillerie. Seine artilleristischen Ansichten wurden zuerst in der britischen Flotte eingeführt und dann von allen anderen Flotten übernommen. Jetzt 61 Jahre alt, ist Scott schon mit 13 Jahren in die Flotte eingetreten. In jungen Jahren focht er mit gegen die Aschanti und gegen Aegypten. Sein Verfahren der Feuerleitung für schwere Schiffsgeschütze wurde in der britischen Flotte nach erschöpfenden Versuchen angenommen und gilt als unübertrefflich. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1913 den Baronstitel. Artilleristisch hervorgetreten ist er zuerst 1896. Als Befehlshaber des geschützten Kreuzers „Scilla" erzielte er bei Schießversuchen 80 Prozent Treffer mit 12 cm-Geschützen. Noch bessere Ergebnisse hatte er 1899 als Befehlshaber des Panzers „Terrible". Als Inspektor der Schießübungen hob er die Schießleistungen der Flotte von 42 auf 80 Prozent. Er machte die Angaben für die Verwendung der beiden 12 cm-Kanonen, die bei der Verteidigung von Ladysmith im Burenkriege so vorzügliche Dienste leisteten. Zum Konteradmiral wurde er 1905 ernannt. Als solcher befehligte er 1907 das erste Kreuzergeschwader. 1913 nahm er mit 59 Jahren seine Entlassung. Jetzt ist er wieder in den Dienst eingetreten. Uebrigens hat er schon vor dem Kriege auf die gewaltige Bedeutung der Unterseebootwaffe hingewiesen.

14. November.

Feldmarschall Lord Roberts ist, 82 Jahre alt, in Frankreich gestorben. Er hatte als Ehrenoberst der indischen Truppen diese in Frankreich besucht und sich dabei eine Lungenentzündung zugezogen, der er erlag.

Feldmarschall Earl Frederick Roberts wurde am 30. September 1832 in Khanpur in Nordwestindien als Sohn des Generals Roberts geboren. Nach der Niederwerfung der Afghanen wurde Roberts Baronet und kam im März 1891 als Gouverneur von Natal und britischer Kommissar in Transvaal nach Südafrika, kehrte aber bald wieder nach Indien zurück, wo er, zum General befördert, als Oberbefehlshaber der indischen Truppen 1886 Birma unterwarf. 1892 wurde er zum Peer ernannt mit dem Titel Lord Roberts von Kandahar und Waterford. Als Feldmarschall übernahm er 1895 das Oberkommando über die Truppen in Irland. Im Dezem-

ber 1899 wurde der Siebenundsechzigjährige zum Oberbefehlshaber in Südafrika ernannt, und mit Hilfe seiner geschickten Strategie gelang es, die beiden Burenrepubliken zu erobern. Nach der Annektierung der Burenrepubliken durch England erhielt Lord Roberts die Earlswürde, den Hosenbandorden und eine Dotation von 100 000 Pfund Sterling und wurde zum Oberbefehlshaber des britischen Heeres ernannt. 1901 wurde ihm auch der preußische Schwarze Adlerorden verliehen. Lord Roberts behielt jedoch sein Amt an der Spitze des Heeres nur drei Jahre bei, dann trat er zurück, und benutzte seine Muße, um mit viel Temperament, wenn auch nicht immer mit viel politischem Takt für die allgemeine Wehrpflicht zu agitieren (vgl. I, S. 146).

19. November 1914.

Das Begräbnis des Lord Roberts fand mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des Königs in der St. Paulskathedrale statt. Das Grab befindet sich nur wenige Fuß von den Gräbern Wellingtons und Nelsons entfernt.

20. November.

General Sir James Wolfe Murray wurde an Stelle des verstorbenen Generals Douglas zum Chef des Reichsgeneralstabs ernannt.

Generalmajor Sir James Wolfe Murray ist im Jahre 1853 geboren. 1872 trat er in die Armee ein. Er machte 1895 die Expedition gegen die Aschanti mit, wurde 1899 Oberst und focht 1899—1900 in Südafrika. Von 1903—1904 war Murray General-Quartiermeister in Indien. Seit 1907 befehligte er dauernd in Indien.

26. Dezember.

Amtliche englische Meldung: Der König bewilligte dem Prinzen Louis von Battenberg für hervorragende Verdienste um die Marine einen besonderen Halbsold von 2000 Pfund jährlich.

Englands Landesverteidigung

Vorkehrungen gegen deutsche „Invasionen" und Flotten- und Luftangriffe

7. Oktober 1914.

Der englische Staatssekretär des Innern erließ eine Verordnung, der zufolge in den Straßen der Stadt London die Beleuchtung erheblich eingeschränkt wird.

8. Oktober.

Die Zeppelinfurcht hat ein neues Geschäft gezeitigt, die Versicherung gegen Luftgefahr. Eine große Anzahl öffentlicher Gebäude und Geschäftshäuser haben sich schon versichern lassen.

22. Oktober.

Aus verschiedenen Mitteilungen geht hervor, daß London stark befestigt wird.

29. Oktober.

Außer London wurden sämtliche 23 englische Hafenorte an der Nordsee für befestigte Plätze erklärt und in Verteidigungszustand gesetzt.

1. Dezember.

Von nun an treten strengere Verordnungen in Kraft, die England in eine Art Kriegszustand versetzen. Die Admiralität und das Armeeoberkommando können ohne Beschränkung alle Verfügungen treffen, die sie für die Sicherheit des Landes als nötig erachten. Sie können alle Rechte, die sich auf privates Besitztum beziehen, aufheben. Die Obrigkeiten können sich daher jedes Gebäudes bemächtigen und es in Verteidigungszustand bringen, es auch abbrechen lassen, jede Fabrik und jedes Geschäft schließen, die Ausräumung jeder Lokalität anordnen, ferner Fahrzeuge und Lebensmittel requirieren, Arreste anordnen, weiter die Kontrolle über den Besitz von Waffen und Sprengstoffen ausüben, sowie diejenigen bestrafen, welche die Freiheit des Worts mißbrauchen.

3. Dezember 1914.

Die Angst vor einer deutschen Landung nimmt zu. Die ausgehobenen Truppen werden größtenteils nach der schottischen Küste gesandt und große Truppenlager errichtet; so wurden in York fast 200 000 Mann zusammengezogen.

7. Dezember.

Die widersprechenden Meldungen über die Schließung der Häfen an der Themsemündung werden dadurch ein wenig klargestellt, daß man jetzt von Queenborough amtlich erfährt, dieser Hafen werde nachts für den Schiffsverkehr vollkommen gesperrt, bei Tage jedoch nur, wenn militärische Zwecke es erfordern.

8. Dezember.

Die englische Admiralität verschärft die Maßnahmen für die Sicherung der englischen Küste außerordentlich. Von Yarmouth bis Plymouth wird die ganze Küste gesperrt und den Lotsen das Zeugnis entzogen; nur besonders von der Admiralität zugelassene Lotsen erhalten einen Erlaubnisschein, der aber nicht länger als vierzehn Tage Gültigkeit hat und nach Ablauf dieser Zeit erneuert werden muß. Der Firth of Forth wird für die Schiffahrt gänzlich gesperrt, auch für die Fischerei. Daher herrscht unter den schottischen Fischern große Unzufriedenheit, da sie von jetzt ab voraussichtlich für die ganze Kriegsdauer brach gelegt sind. Die getroffenen Maßnahmen sind so einschneidend, daß die gesamte Ost- und Südküste Englands faktisch unter der Blockade der eigenen Streitkräfte steht.

10. Dezember.

Die englische Admiralität macht bekannt: Im Kanal werden alle Feuerschiffe und Bojen eingezogen. Die Leuchttürme und Leuchtbojen werden gelöscht. Die Nebelzeichen werden verändert oder fortgelassen.

18. Dezember 1914.

Infolge der Beschießung der englischen Küste, über die im Zusammenhang der kriegerischen Unternehmungen ausführlich zu sprechen sein wird, sind die Versicherungsprämien bedeutend gestiegen.

17. Januar 1915.

Die Anweisungen für die Zivilbevölkerung für den Fall einer deutschen Landung werden jetzt in jedem Kirchspiel Norfolks angeschlagen. Alle Pferde, Maultiere, Esel, Automobile, Wagen, Karren oder Gefährte, Geschirre usw. müssen sofort nach einem bestimmten Platz gebracht werden, sobald die Behörden den Notstand in dem Bezirk proklamieren. Wenn sie nicht fortgeschafft werden können, müssen sie vernichtet oder unbrauchbar gemacht werden. Das Vieh muß auf den Straßen weggetrieben werden. Vieh, das sich in der Nähe des Feindes befindet, muß zusammengetrieben und nach einem bestimmten Ort gebracht werden, wo Schutz vorhanden ist. Im Notfall muß es getötet werden. Das ausgedroschene Getreide braucht nicht ohne besonderen Befehl vernichtet zu werden. Der Befehl zur Zerstörung des Eigentums wird, soweit es die Umstände erfordern, schriftlich gegeben werden. Wer dem Befehl, sein Eigentum zu zerstören oder unbrauchbar zu machen nicht nachkommt, verliert allen Anspruch auf Entschädigung. Ohne besonderen Befehl soll niemand Brücken, Eisenbahnmaterial, elektrische Licht- und Kraftstationen, Telegraphenanlagen, Schleusen oder Quais zu zerstören versuchen. Die Zivilbevölkerung soll, wenn sie keinen anderen Befehl erhält, ruhig zu Hause bleiben.

20. Januar.

Lloyd in London stellte die Annahme von Versicherungen gegen Schäden durch Luftbombardement für das englische Küstengebiet ein. Das ist eine Folge des Zeppelinangriffs, über den im Zusammenhang der kriegerischen Unternehmungen zu berichten ist.



Nach Illustrated London News

General Sir Horace Smith-Dorrien
Kommandeur der zweiten englischen Armee
in Flandern



Major-General Allenby
Oberstkommandierender der englischen
Kavallerie in Flandern



Leutnant-General Sir Douglas Haig
Kommandeur der ersten englischen Armee
in Flandern

Nach Illustrated War News



Ein britischer Soldat in Winterausrüstung



Ein französischer Zuavenoffizier in Winterausrüstung

Nach Illustrated War News



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Indische Truppen in Winterausrüstung in Nordfrankreich

Die Engländer und der Franktireurkrieg

24. November 1914.

Im Unterhaus forderte der Abgeordnete Wedgewood die Regierung auf, die Zivilbevölkerung darüber aufzuklären, was sie zu tun habe, wenn sich ein deutscher Einbruch in das Gebiet des Vereinigten Königreichs ereigne. Der Redner, der von der Front kam, trug bezeichnenderweise die Khaki-Uniform. Die Aussichten eines solchen Einbruchs, führte er aus, seien zwar seiner Meinung nach sehr gering, allein wenn sie auch nur wie eins zu hundert ständen, so müsse das Land doch bereit sein, ihm entgegenzusehen. Solle das Volk seine Waffen abgeben und die Deutschen über sich hinwegschreiten lassen, oder solle es, so gut es gehe, für das Vaterland kämpfen? (Zuruf: Kämpfen!) Der Redner meinte das auch und erntete Beifall. Er würde sich seiner Landsleute, Männer und Frauen, schämen, wenn sie nicht ebenso wie die belgischen Zivilisten für Belgien auch für ihre Heimat kämpfen wollten. Jeder Krieg bedeute Metzelei und Mord. Man könne ihn nicht gesittet und anständig machen. Alles, was man versuchen könne, sei, dem Krieg überhaupt ein Ende zu bereiten. Zu dem Ende müsse jeder Mann und jede Frau kämpfen, wenn ein Eindringling an den englischen Gestaden lande. Darum ersuchte der Redner die Regierung, dem Volke klar darzulegen, daß man von ihm nicht erwarte, falls die Deutschen landeten, daß es seine Waffen in das nächste beste Gemeindehaus trage, daß es sich höflich gegen den deutschen Eroberer betrage, daß man nicht von ihm erwarte, es solle den Deutschen Mitteilungen über die Bewegungen der britischen Truppen machen oder sich weigern, der britischen Armee Mitteilungen über die Bewegungen der deutschen Truppen in der eigenen Gegend zu machen, sondern daß man von ihm erwarte, es werde hinter Hecken und Türen auf die Deutschen schießen, daß es keine Schande für die Gesittung sei, wenn es in jeder Weise und mit allen möglichen Mitteln seinen Herd und seine weiblichen Angehörigen gegen den Eindringling verteidige. (Beifall.) Von der Regierung wurde geantwortet, daß an solchen Orten, die einem Einfall ausgesetzt sein könnten, Komitees gebildet worden seien, die bestimmte Instruktionen erhalten hätten, die aber nicht öffentlich erörtert werden könnten. Es bestehe jedoch die Hoffnung, daß die Armee und die Flotte imstande sein würden, eine Landung zu verhindern oder, falls es doch zu einer solchen komme, den Feind so schnell als möglich in das Meer zu werfen.

26. November.

In der Sitzung des Oberhauses führte der Lordkanzler Lord Haldane bei Beantwortung einer Anfrage über die Haltung der Zivilpersonen gegenüber den Kriegführenden im Falle einer Invasion aus, es sei nicht wünschenswert, diese Angelegenheit vorzeitig an die Oeffentlichkeit zu bringen. Es bestehe jedenfalls das Prinzip, daß die Militärbehörden im gegebenen Falle die Sache in die Hand nehmen würden. Gemäß der Haager Konvention würden die Irregulären von Offizieren befehligt werden, die von den Militärbehörden zu ernennen seien. Die Mitkämpfer würden mit einem deutlich sichtbaren Abzeichen versehen werden.

* * *

Die Rede des Abgeordneten Wedgewood im Unterhaus und die Regierungserklärung im Oberhaus beweisen deutlich, daß sich die Engländer für den Fall einer deutschen Landung zum Franktireurkrieg rüsten. Der Romanschriftsteller H. G. Wells predigt diesen in der rücksichtslosesten Form. Ein deutscher Einbruch in England, meint er, werde nicht bekämpft, sondern gelyncht werden. Man werde die Offiziere hängen und die Mannschaften erschießen. Zahlreiche Zuschriften an die englischen Zeitungen beweisen, daß Wells mit seinen Anschauungen nicht allein steht.

Eine energische Abfertigung läßt allen diesen Hetzern der frühere englische Konsul in Gent, Frank Lethbridge, in der „Times“ zuteil werden. Er schreibt: „Als ein Flüchtling aus Belgien und einer, der während des Feldzugs 1870/71 in Frankreich war, bin ich nicht wenig überrascht darüber, wie wenig meine Landsleute aus der Erfahrung lernen und wie wenig sie sich klarmachen, was es heißt, einen Feind im Besitz von Teilen ihres Vaterlandes zu wissen. Wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre, würde ich darüber lachen, Ihre Korrespondenten die britische Regierung um eine authentische Auskunft darüber fragen zu sehen, was ein britischer Zivilist im Falle einer Invasion tun solle. Als ob die britische Regierung darin ein Wort mitzusprechen hätte? Die deutsche Regierung ist die einzige, deren Wort in einem solchen Falle ins Gewicht fallen würde, und sie hat niemals ein Geheimnis daraus gemacht, welches ihre Meinung in dem Falle ist, nämlich, daß, wenn ein Nichtkombattant auf einen deutschen Soldaten feuert oder ihn sonst beschädigt oder beleidigt, es für die Deutschen gesetzmäßig ist, so viel Zivilisten, als sie für angemessen halten, zu erschießen und diejenige Stadt, in der geschossen wird, ganz oder teilweise zu zerstören. Und sie weist auf Löwen, Mecheln und andere Städte hin zum Beweise, daß sie gewillt ist, ihrer Meinung Nachdruck zu verleihen. Anstatt diese verrückten Fragen zu stellen, würde es meiner Meinung nach besser sein, wenn die britischen Behörden mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln das britische Volk darüber aufklären wollten, daß jeder Zivilist, der dem Feinde Widerstand leistet, ein Feind seiner Mitbürger ist.“

Unterdessen werden im ganzen Land Freiwilligenverbände eingeübt, wie es die Regierung vorgesehen hat. „Privatim“ hatte man damit schon im September 1914 begonnen, wie der Brief eines Deutschen beweist, dessen Tochter damals aus England zurückgekehrt ist. Er schreibt: „Meine Tochter lernte einen englischen Pfarrer kennen, der allerdings als Student den Burenkrieg mitgemacht hat, und der nun jeden Nachmittag mit seinen Chorknaben ausrückt und sie im Schießen einübt. Ein anderer Pfarrer hat um sein ganzes Dorf Schanzgräben aufwerfen lassen. Beide Pfarrer leben in der Nähe von London. Wie sie, so scheinen es noch viele andere gemacht zu haben. Auch üben sich die jungen Mädchen in England jetzt überall im Pistolenschießen. Meine Tochter meint, wenn deutsche Truppen in England landen würden, so würde dort der Volkskrieg ebenfalls entbrennen.“

Spionagegefahr und Internierung feindlicher Untertanen

18. Oktober 1914.

Das englische Ministerium des Inneren (Home office) hat, um das Publikum zu beruhigen, eine ausführliche amtliche Mitteilung über seine Tätigkeit zur Unterdrückung deutscher Spionage veröffentlicht. „Ungefähr 9000 Deutsche und Oesterreicher,“ schließt der Bericht, „wurden festgenommen und werden als Kriegsgefangene behandelt. Unter ihnen ist eine Anzahl Leute, von denen die Polizei annimmt, daß sie bei etwaigen Unruhen gefährlich werden könnten.“

24. Oktober.

Die englische Regierung hat beschlossen, alle im Lande wohnenden deutschen und österreichischen Untertanen, die im wehrpflichtigen Alter stehen, festzunehmen. Mit der Durchführung dieses Beschlusses wurde sofort begonnen.

4. November.

Die englische Regierung teilt amtlich mit, daß sie Auftrag gegeben habe, alle feindlichen Reservisten auf neutralen Schiffen kriegsgefangen zu machen.

6. November.

Im Tower zu London wurde der wegen Kriegsverschwörung zum Tode verurteilte deutsche Oberleutnant zur See Karl Hans Lody erschossen.

* * *

Norbert Jacques berichtet über das Schicksal Hans Lodys in der „Frankfurter Zeitung": „Während ich in London war, erfüllte sich in einem Gerichtssaal an einem deutschen Mann ein Schicksal, das aufgezeichnet werden muß. Als amerikanischer Rechtsanwalt strich dieser Mann ununterbrochen die Küste ab, forschte die Liegeplätze, die Bewegungen und Verschiebungen, die Absichten der im Norden Englands wie hinter zwölf Stahlwänden geborgen sitzenden englischen Flotte aus und schrieb, was er sah, über Kopenhagen nach Deutschland. Es dauerte eine ganze Weile, bis ihn sein Geschick erreichte.

Und als das geschah, kam er gleich vors Gericht. Als ein gewöhnlicher, verächtlicher, bezahlter Spion. Hans Lody nannte er sich. Die Zeitungen überschütteten ihn von vornherein mit dem ganzen Unflat der aufgeregten Phantasie, die sie jetzt beherrscht. War Hans Lody sein bürgerlicher Name oder nur ein Pseudonym? Aber während der Verhandlung vor dem Gericht — die englischen Blätter quetschen es aus wie Trester — entwickelt sich nun der bezahlte, verächtliche Spion zu einem deutschen Helden.

„Was waren die Beweggründe Ihrer Handlungen?" fragte der Richter.

„Ich habe einen Auftrag meines Vaterlandes erfüllt!" antwortete der Spion einfach und ruhig. Seine Haltung in der tagelang gehenden Verhandlung war von einer gefaßten, schlichten Männlichkeit, von einer fast überirdischen Ergebenheit in sein Schicksal, von einem begeisternden Adel, ohne jeden Versuch, die Milde des richterlichen Herzens zu berühren. Seine Tat war sein Blut gewesen.

Während dieser Verhandlung geschah wieder eine von jenen englischen Unbegreiflichkeiten, die gerade unter dem Druck der Feindschaft und des Hasses jetzt aufzublühen scheinen. Ein unbekannter Mann, ein Engländer, trat aus dem Zuschauerkreis heraus und aufgewühlt, zum tiefsten ergriffen für den starken, stolzen Menschenbruder, über dem das Todesurteil schwebte, weil er ein Held war, reichte er ihm die Hand. In der wilden, mit Gefahr, Verdacht, Angst, Neurasthenie geladenen Luft der Spionen-Gerichtsverhandlung schüttelte er dem Deutschen die Hand. Er wurde natürlich verhaftet. Bei einer energischen Untersuchung, an der sich die ganze Presse beteiligte, wurde festgestellt, daß er mit dem Angeklagten und seinem Vergehen nicht das Geringste zu tun hatte, daß er den Angeklagten überhaupt im Gerichtssaal zum erstenmal gesehen, und daß er irgend ein ordentlicher, anständiger englischer Bürger war, der sein Herz hatte sprechen lassen. Er wurde gleich auf freien Fuß gesetzt.

Der deutsche Spion Hans Lody wurde der Vergehen des Landesverrats in vielen Fällen für schuldig erklärt und verurteilt. Aber der Richter verheimlichte die Strafe. Es steht natürlich Tod auf den Verbrechen, die Hans Lody begangen hatte."

Am Abend vor seiner Hinrichtung hat Hans Lody seinen in Stuttgart lebenden Angehörigen einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem seine ganze Heldengröße zum Ausdruck kommt. Der Brief lautet: „Tower of London, 5. November 1914. Meine Lieben! Ich habe auf meinen Gott vertraut, und er hat entschieden. Durch viele Gefahren des Lebens hat er mich geführt und immer errettet. Er hat mir die Schönheiten der Welt gezeigt, mehr als Millionen unter uns, und ich darf nicht klagen. Meine Uhr ist abgelaufen, und ich muß den Weg durchs dunkle Tal gehen, wie viele meiner braven, tapfern Kameraden in diesem furchtbaren Ringen der Völker. Da gibt es keine Wahl und keine Warnung, und darum gehe ich meinem Schicksal entgegen im selben Geiste und Mute unserer glorreichen Vorfahren. „Mit Gott für Kaiser und Reich!" Und möge mein Leben als ein bescheidenes Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gewürdigt werden. Ein Heldentod in der Schlacht ist gewiß schöner, jedoch ist mir dies nicht beschieden, und ich sterbe hier im Feindesland still und unbekannt. Das Bewußtsein jedoch, im Dienste meines Vaterlandes zu sterben, macht mir den Tod leicht. Wenn ich auch meine Feinde nicht um Gnade flehte, so bat ich meinen Gott, mir gnädig zu sein, und dies ist mir

gewährt. Lebt wohl, ihr Lieben, und behaltet mich in eurer Erinnerung als den Hans, den ihr kennt. Möge der allmächtige Gott euch schützen und den deutschen Waffen den Sieg verleihen. Das Oberkriegsgericht in London hat mich wegen Kriegsverschwörung zum Tode verurteilt. Morgen werde ich hier im Tower erschossen. Es ist mir eine sehr große Beruhigung, daß man mich nicht als Spion behandelt. Ich habe gerechte Richter gehabt, ich werde als Offizier und nicht als Spion sterben. Lebt wohl, Gott segne euch. Hans."

20. Dezember 1914.

Das Urteil gegen den deutschen Konsul Adolf Ahlers in Sunderland, einen in England naturalisierten Deutschen, der wegen Hochverrats zum Tod verurteilt worden war, weil er nach Kriegsausbruch Deutschen beim Verlassen des Landes behilflich gewesen war, wurde vom Kriminalgerichtshof aufgehoben. Es wurde angenommen, daß er nicht, wie es in dem für Verurteilung maßgebend gewesenen Statut Eduards III. (!) heißt, „die Absicht gehabt habe, den Feinden des englischen Königs zu helfen", sondern nur seiner Pflicht als deutscher Konsul habe genügen wollen.

7. Januar 1915.

Im Oberhaus erwiderte Viscount Allendale auf eine Anfrage: „Am 1. Januar waren 27 000 Deutsche, Oesterreicher und Ungarn auf freiem Fuß, während 15 000 interniert waren. Die Anzahl der auf freiem Fuß befindlichen Frauen betrug 18 000."

Kundgebungen englischer Staatsmänner

18. September 1914.

Ministerpräsident Asquith sagte in einer Werberede in Edinburgh, das Menschengeschlecht verdanke Deutschland allerdings sehr viel durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst. Aber man dürfe andererseits nicht vergessen, daß es in den letzten dreißig Jahren auch den ersten Platz in der Fabrikation von Zerstörungsmaschinen eingenommen habe. Eine einzelne Macht dürfe nicht zu weit gehen und sich anmaßen, die Entwicklung der Geschicke Europas zu bestimmen. Diesem entgegenzuarbeiten, sei der hauptsächlichste Zweck des gegenwärtigen Krieges.

22. September.

Marineminister Churchill sprach in der Hafenstadt Liverpool vor 14 000 Zuhörern. Er sagte, wenn England nur genügend Soldaten bekomme, sei ihm für die militärische Zukunft nicht bange. „Und was unsere Marine anbelangt," fuhr er fort, „so können wir den Feind nicht bekämpfen, solange er im Hafen bleibt. Wir brennen auf eine Seeschlacht. Unsere Leute, die unermüdet auf der Wache stehen, hoffen sehnlichst, daß ihnen die Gelegenheit zur Abrechnung mit der deutschen Flotte gegeben wird. Und wenn die Deutschen sich verkriechen, so werden wir sie wie Ratten aus ihren Löchern herausjagen. Deutschland hat seine Schiffe nur gegen uns gebaut. Alle Einzelheiten des deutschen Schiffsbaus zeigen an, daß es auf uns abgesehen war. Seitdem ich für unsere Marine verantwortlich bin, war ich mir täglich des Spionensystems bewußt, das Deutschland hier unterhält. Die Beweise dafür kamen mir tagtäglich unter die Augen." Von Frieden werde erst gesprochen werden können, wenn der preußische Militarismus am Boden liege, die christlichen Völker des Balkans ihre natürlichen Grenzen erhalten hätten und in einem neuen Bündnis geeint seien, und wenn Frankreich seine alte Großmachtstellung wiedererlangt habe.

9. November.

Der Lordmayor-Umzug trug ein militärisches Gepräge. Zum erstenmal nahmen auch Abordnungen aus Kanada, Neuseeland und Neufundland daran teil. In dem am Abend gehaltenen Guildhall-Bankett hielten Asquith, Balfour, Churchill und Lord Kit-



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Englische Kriegsfreiwillige werden in der Armee-Turnanstalt zu Aldershot an einem Strohsack im Bajonettkampf unterrichtet



Nach Illustrated War News

Freiwillige der englischen Nationalgarde werden für die Landesverteidigung eingedrillt



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Musterung englischer Freiwilliger durch einen Regimentskommandeur



Nach Illustrated War News

Freiwillige der Nationalgarde im Vorhofe des Buckingham-Palastes in London
während der Parade vor dem König

chener Ansprachen. Asquith besprach die finanzielle Lage Großbritanniens und betonte, die Goldreserve der Bank von England habe die Höhe von 69½ Millionen Pfund erreicht. Die zentrale Goldreserve sei 80 Millionen Pfund, das Doppelte von dem, was sie bei Ausbruch des Krieges war. Der Bankzins sei auf fünf Prozent heruntergegangen. Die Preise der Lebensmittel hätten eine normale Höhe beibehalten, und die Arbeitslosigkeit sei eher unter als über dem Normalen. „Der angefangene Kampf," schloß Asquith, „wird noch lange dauern, aber nichts kann unsere Hoffnungen schwächen oder unsere Handlungsfähigkeit erschüttern." Marineminister Churchill sprach über die Aufgabe der Flotte. Die britische Flotte, sagte er, benutze ihre Ueberlegenheit in ihrer Stärke und Zahl, aber sie habe eine Aufgabe auszuführen, die größer als die des Feindes sei. Sie versuche, die Wege auf den Meeren und den friedlichen Welthandel gegen neue Gefahren und Methoden zu schützen, die früher niemals in der Kriegführung zivilisierter Nationen benutzt worden wären. Sie habe den Transport von großen Heeren zu den wichtigsten Kriegsschauplätzen und den Handel des Landes an allen Enden des Erdballs aufrechtzuerhalten. Sie habe Expeditionen eskortiert, welche die deutschen Kolonien anzugreifen und zu besetzen hatten. Das britische Volk habe sich zum Motto gemacht: „Geschäft wie gewöhnlich unter der veränderten Karte Europas", und das Volk verlasse sich darauf, daß die Marine es möglich machen werde, dieses Motto durchzuführen. Es sei schwierig, den von der Marine in den ersten Kriegsmonaten ausgeübten Druck zu ermessen, aber in sechs oder neun oder zwölf Monaten werde man anfangen, einzusehen, daß gradweise und in der Stille Resultate erreicht worden seien, die Deutschlands Todesurteil bedeuteten." Lord Kitchener rühmte die englischen Truppen, die sich auf dem Kontinent schlügen, und drückte dann seine Bewunderung für die Verbündeten, besonders für die ruhmreiche französische Armee aus. Er sagte: „Unter der Leitung Joffres, der nicht nur ein großer Führer, sondern auch ein großer Mann ist, können wir das Vertrauen auf den endgültigen Sieg haben." Der Minister fuhr fort: „Wir verfügen über außerordentliche Hilfsquellen an Menschen und Material und wir besitzen den wunderbaren Schwung, der an eine Niederlage nicht glauben läßt. Unsere Verluste waren ernst, aber weit entfernt, die Begeisterung des englischen Volkes zu vermindern, haben sie im Gegenteil dazu beigetragen, den Mut unserer jungen Männer zu entflammen. Der französische Botschafter, der nach ihm sprach, prägte für die durch die Wissenschaft geförderte deutsche Kriegsbereitschaft den Ausdruck „schulmeisterliche Barbarei".

Anfang Dezember 1914.

Lord Kitchener hat sich von einem amerikanischen Berichterstatter interviewen lassen. Er erklärte, daß die Deutschen in einem recht hätten, nämlich in ihrer Auffassung, daß der Krieg länger als ein Jahr dauern werde. Sie hätten aber unrecht, indem sie glaubten, daß sie siegen würden. Der Feldzug im Westen sei ein Mißerfolg und werde dies stets mehr werden. Die Deutschen im Westen erschöpften sich, weil ihre Armee, die vor Monaten ihre größte Stärke und Angriffsfähigkeit erreicht hätte, nunmehr auf allen wichtigen Punkten Gelände verliere, und in einer endlosen Kette von Schützengräben liege. Selbst wenn Paris genommen würde, solle der Krieg noch fortgesetzt werden; ja selbst wenn Deutschland die französischen Kanalstädte erobere und dann in England eindringe, würde der Krieg fortdauern, so lange bis Deutschland besiegt sei. Der Berichterstatter fragte schließlich, wie lange der Krieg nach Kitcheners Meinung noch dauern würde, und bekam die Antwort: „Nicht weniger als drei Jahre".

Schatzminister Lloyd George gibt in der Pariser „Humanité" als Antwort auf gewisse Vorwürfe von französischer Seite folgende Erklärung ab: „Großbritannien leistet gegenwärtig so viel, wenn nicht mehr für den Krieg als Frankreich, trotz seiner relativ geringfügigen militärischen Mitwirkung in Flandern. Unsere Ausgaben für das

Heer und die Flotte belaufen sich auf 1 Milliarde 125 Millionen Franken im Monat. Unser Heer an der Schlachtfront repräsentiert kaum ein Sechstel des französischen; aber in Wirklichkeit hat England mehr als zwei Millionen Soldaten und Matrosen unter den Waffen. Man hat in London die großartige Begeisterung gesehen, mit der die Freiwilligen von allen Seiten zur Armee strömten; unser nicht auf der allgemeinen Wehrpflicht basierendes Rekrutierungssystem hat uns ermöglicht, vom 4. August 1914 bis jetzt anderthalb Millionen Soldaten auf die Beine zu stellen, die in kurzem auf zwei und eine halbe Million angewachsen sein werden. Im Frühjahr werden 500 000 neue Soldaten, die im Besitze der Vollkraft und neuesten Ausbildung sein werden, zu den tapferen Söhnen der französischen Demokratie stoßen, um dem preußischen Militarismus ein Ende zu bereiten, man darf wohl sagen im Interesse der Freiheit Europas und Deutschlands selbst."

Irland

15. September 1914.

Nachdem es im Unterhaus am 4. September im Anschluß an eine Rede Balfours über die irische Homerulefrage*) zu einer heftigen Tumultszene gekommen war, wurde das damals vom Ministerpräsidenten Asquith angekündigte Gesetz, wonach die Erledigung der Homerulebill auf ein Jahr, oder, wenn der Krieg noch nicht beendet sein sollte, auf länger unterbrochen werden soll, nunmehr in allen Lesungen angenommen. Premierminister Asquith erklärte, daß diese Regelung das von der Regierung gegebene Versprechen einlöse, daß keine Partei im Zusammenhang mit dem Kriege irgend einen Nachteil oder Vorteil haben solle, und er führte aus, daß ein unbegrenzter Aufschub der Maßregeln, die zur parlamentarischen Erledigung gekommen sein würden, am Tage der Sitzung einen Nachteil für die ministerielle Partei bedeutet haben würde. Der Führer der Konservativen, Bonar Law, erhob heftig Einspruch gegen das Vorgehen der Regierung, das er als Bruch ihres Versprechens ansehe. „Aber," fügte er hinzu, „bis der Krieg vorüber ist, werden wir der Regierung mit allen Mitteln beistehen, die in unserer Macht sind, und ich gebe diese Versicherung mit der vollsten Zustimmung eines jeden Mitglieds unserer Partei."

Im Oberhause wurde entsprechend den Anschauungen der Konservativen, die Lord Lansdowne in einem neuen Gesetzantrage zur Ergänzung der Homerule-Ordnung zusammengefaßt hatte, mit 93 gegen 29 Stimmen beschlossen, die Verhandlungen über die zweite Lesung der Ergänzungsnovelle zum Homerule aufzuschieben. Nichtsdestoweniger wird diese nun Gesetz werden. Im übrigen gab Lord Lansdowne in bezug auf das Verhältnis zur Regierung eine ähnliche Erklärung ab wie Bonar Law im Unterhaus.

*) Das Homerulegesetz, um das seit längerer Zeit die heftigsten parlamentarischen Kämpfe geführt wurden, soll Irland innere Selbstverwaltung und ein selbständiges Parlament, d. h. eine ähnliche Autonomie wie den Kolonien geben. Es hat in dem seit der Verfassungsreform von 1911 allein maßgebenden englischen Unterhaus (Gesetzentwürfe, die das Unterhaus dreimal annimmt, werden von selbst Gesetz, wenn zwischen der Einbringung und der letzten Abstimmung mindestens zwei Jahre liegen) die tatkräftige Unterstützung der liberalen Mehrheit und der Iren (Nationalisten) und den hartnäckigen Widerstand der Konservativen (Unionisten) gefunden. Die Frage wurde dadurch kritisch, daß die protestantische Grafschaft Ulster geschlossen erklärte, sich dem Homerule, das sie einer klerikalen irischen Parlamentsmehrheit zu unterwerfen drohe, unter keinen Umständen fügen zu wollen. („Home rule means Rome rule".) Beide Parteien bildeten eigene Freischaren aus, und der Bürgerkrieg in Irland schien schon vor der Tür zu stehen, als der Krieg ausbrach. Es ist nach dem Gesagten sehr wahrscheinlich, daß die irische Krise auf die Entschließungen der englischen Regierung während der europäischen Spannung entscheidenden Einfluß ausgeübt hat (vgl. I, S. 54).

18. September 1914.

Das Parlament wurde bis Ende Oktober vertagt. Vorher erhielt der Gesetzentwurf über die Homerule die königliche Genehmigung.

20. November.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Der bekannte irische Nationalist Sir Roger Casement wurde im Auswärtigen Amt empfangen. Wie er mitteilte, haben in Irland anscheinend von der britischen Regierung autorisierte Darlegungen, wonach ein deutscher Sieg dem irischen Volk großen Schaden zufügen würde, Befürchtungen für den Fall eines deutschen Siegs hervorgerufen. Der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amts hat darauf im Auftrag des Reichskanzlers u. a. erklärt: Die kaiserliche Regierung weist die ihr unterschobenen böswilligen Absichten auf das entschiedenste zurück und gibt die kategorische Versicherung ab, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt. Die kaiserliche Regierung erklärt in aller Form, daß Deutschland niemals mit der Absicht einer Eroberung oder Vernichtung irgend welcher Einrichtungen in Irland einfallen würde. Sollte im Verlaufe dieses Kriegs das Waffenglück deutsche Truppen an die Küsten Irlands führen, so würden sie dort landen nicht als eine Armee von Eindringlingen, die kommen um zu rauben und zu zerstören, sondern als Streitkräfte einer Regierung, die von gutem Willen gegen ein Land und Volk beseelt ist, dem Deutschland nur möglichste Wohlfahrt und Freiheit wünscht.

4. Januar 1915.

Der Vizekönig von Irland, Lord Aberdeen, ist — angeblich aus privaten Gründen — von seinem Posten zurückgetreten. In Wirklichkeit ist das Anwachsen der englandfeindlichen Bewegung unter den Iren die Ursache. An seiner Stelle wurde Lord Wimborne zum Vizekönig ernannt.

Es ist auffallend, daß die Regierung einen im achtzigsten Lebensjahre stehenden Großgrundbesitzer, der politisch bisher fast gar nicht hervorgetreten ist, in der gegenwärtigen Zeit auf den irischen Vizekönigsposten stellte. Dies deutet darauf hin, daß der Posten noch mehr als bisher als ein rein repräsentativer betrachtet werden soll, während die eigentliche Leitung der Geschäfte durch das Irische Amt und die Militärbehörden in Dublin besorgt werden soll. Der neue Vizekönig, der zu den reichsten Landlords in Dorsetshire gehört, besitzt über 83 000 Acres Grund und Boden. Er ist durch seine Gemahlin, eine Lady Spencer-Churchill, ein naher Verwandter des Marineministers Churchill.

* * *

Die vorläufige Erledigung der Homerulefrage ist ein schwerer Schlag für die englischen Konservativen und die Ulsterleute. Bei Ausbruch des Krieges hatte der Premierminister Asquith mit den Iren und den Konservativen verhandelt. Als Ergebnis der Besprechungen wurde den Konservativen ein Homerulefrieden vorgeschlagen. Danach sollte die ganze strittige Angelegenheit bis auf weiteres, das heißt bis zur Beendigung des Krieges gegen Deutschland vertagt werden. Asquith gab dabei die Zusicherung, daß die Homerulebill nicht dem König zur Sanktionierung vorgelegt werde, da die Zusatzbill, die den vereinbarten Ausschluß der Ulster-Grafschaften festlegen soll, vom Unterhaus definitiv erledigt war. Dies Versprechen hat jetzt aber die Regierung gebrochen. Sie hat der Homerulebill Gesetzeskraft gegeben und hat sie entgegen ihrer Zusicherung vom König unterzeichnen lassen. Nun hat sie, aber ebenfalls entgegen ihrer Vereinbarung mit der Opposition, für die Zukunft eine neue, ihrem Inhalt nach noch unbekannte Zusatzbill in Aussicht gestellt und die Parlamentsmehrheit beschließen lassen, daß die Durchführung der sanktionierten Homerulebill bis auf weiteres ausgesetzt wird. Durch diesen Schachzug hat sie erreicht, daß die Homerulebill heute tatsächlich Gesetz ist — eben das Gegenteil dessen, was die Konservativen sich unter dem angebotenen „Gottes-

frieden" vorstellten. Darüber sagen die „Times": „Ein Vorgehen dieser Art bedarf keines langen Kommentars. Es wäre zu jeder Zeit mißbilligenswert gewesen; es ist schmachvoll nach den Angeboten, die die konservative Partei gemacht hat, und doppelt schmachvoll angesichts des allgemeinen Eifers, mit dem sie Herrn Asquith und seine Kollegen beim Werk der nationalen Verteidigung unterstützt hat. Bonar Law sagt nicht mehr als die Wahrheit, wenn er die Minister beschuldigt, mit dem Patriotismus der Konservativen Geschäfte zu machen. Sie haben auf diesen Patriotismus gerechnet, und wir stimmen zu, daß die Rechnung ebenso gemein wie richtig war."

Lord Kitcheners Werberuf ist in Irland beinahe ungehört verhallt. Schon vor Jahren klagte Haldane, wie Dr. Frhr. v. Mackay im „Türmer" ausführt, als er seine neue Territorialarmee ins Leben rufen wollte, bitter darüber, daß gewisse Kreise in Irland ihre Landsleute durch Drohungen oder Ueberredung von der Rekrutenanwerbung fern zu halten suchten, ja sie zur Auswanderung bewegten, und daß damit, da Irland stets die meisten Kämpfer unter die britische Fahne gestellt habe, die beste Quelle zur Ausfüllung der Rahmen der neuen Truppenkörper verstopft werde. Für Kitcheners Millionenarmee ließen sich nach der „Times" keine 10 000 Iren anwerben. Man hatte in London gehofft, die bewaffneten nationalistischen Bürgerwehren ins Heer einreihen zu können; die Iren weigerten sich aber, dieser Anregung zu folgen (vgl. S. 282). Die Freiwilligenscharen, die sich zum Schutz gegen die Ulsterrebellen bewaffnet haben, erklärten zwar, sie wollten Irland gegen eine Invasion verteidigen, nicht aber als Kanonenfutter nach Belgien reisen. Als der Parlamentarier Redmond in Irland Freiwillige für England werben wollte, wurde er verprügelt.

Der „Manchester Guardian", das angesehenste englische Provinzblatt, bezeichnet die systematische Wühlerei gegen die Rekrutenwerbung in Irland „als unwillkommenes, aber offenkundiges Geheimnis"; ihre Erfolge blieben nicht auf die Verweigerung der Heeresfolge beschränkt. Im Oberhaus erklärte Lord Mayo, deutsche Seeminen seien durch irische Fischer ausgelegt worden; der „Gallic American" behauptete sogar, irische Soldaten Englands hätten in Frankreich auf englische Truppen geschossen. Die amerikanischen Iren protestierten in ihrer Presse und in großen Volksversammlungen gegen England und die englandfreundlichen irischen Parlamentsmitglieder und verbanden sich mit einem Teil der Deutsch-Amerikaner zu einem deutsch-irischen Bunde.

Wenn man nach den Gründen dieser Mißstimmung gegen England fragt, so ist es neben der Beschränkung der Glaubensfreiheit vor allem der wirtschaftliche Druck, den die nur an ihre Krämerinteressen denkenden Themseritter vom Wollsack ausüben. Irlands Küsten, vor allem die Westküste, sind so reich an vortrefflichen Häfen, die noch dazu Amerika und den Kolonien näher liegen als die Häfen von Bristol, Liverpool oder London, daß sie leicht einen großen Teil des Handels, vor allem den ganzen Transithandel nach dem Kontinent an sich ziehen könnten. Darum hat England von jeher alles getan, um Irland wirtschaftlich nicht emporblühen zu lassen. An der Neige des 18. Jahrhunderts erschienen die berüchtigten Erlasse, wodurch die Kolonien gehalten wurden, ihre Güter ausschließlich nach englischen, niemals nach irischen Häfen zu verschiffen, und denen zufolge weiterhin sogar den Iren selbst verboten wurde, irgendwelche Wollwaren auszuführen; damit war das einst blühende Spinnerei- und Webereigewerbe Irlands vernichtet und ebenso dessen Welthandelsverkehr das Todesurteil gesprochen. Und dieses System echt britischer Räuberpolitik beherrscht noch heute das Handelsverhältnis zwischen John Bull und „seiner anderen Insel". Das beredte Zeugnis dessen sind die Nachweise der Chamberlainschen Tarifkommission, daß Irland 1910 eine Gesamtwarenmenge im Werte von 63,4 Millionen Pfund ausführte, wovon Güter im Werte von 52,6 Millionen nach England, der Rest ins Ausland ging; aber auch dieser winzige

Ueberseehandel mußte zu 90 v. H. über englische Häfen gehen, hier umgeladen werden und hohe Durchgangsspesen bezahlen! Eine ebenso bedenkliche Tatsache ist, daß Irland noch heute an Steuern fast das Doppelte von dem aufbringen muß, was ihm bei gerechter Verteilung der Lasten zufiele.

Welche Bedeutung Irland für ein kriegführendes England hat, hat schon vor einigen Jahren eine Preisschrift dargetan, aus deren Inhalt Dr. Frhr. v. Mackay, dem wir hier im wesentlichen gefolgt sind, folgendes mitteilt: „England sei beim Bezug seiner Volksernährungsmittel zu 75 vom Hundert auf das Ausland angewiesen; daneben liefere aber Irland einen großen Teil dieser wichtigsten Einfuhrgüter, die also den Bestimmungsort in der weitaus überwiegenden Mehrheit vom Westen, entweder von der irischen Küste her oder auf der großen atlantischen Fahrt erreichten. Im Kriegszustand nun werde dieser ganze Handel aus nahliegenden Sicherheitsgründen — wie es tatsächlich geschehen ist! — in der Hauptsache nach den am besten geschützten Häfen der Irischen See, vorab nach dem Bristolkanal, nach der Merseymündung, nach dem Solway Firth und dem Firth of Clyde sich sammeln, und der Feind werde nicht versäumen, sich diese Lage nutzbar zu machen. Er werde Kreuzer und Unterseeboote nach den irischen Gewässern entsenden, werde diese durch Minenlegung zu verseuchen suchen, und gleichgültig, inwieweit er sein eigentliches Ziel, den britischen Handel am Lebensnerv zu treffen, erreiche, der Erfolg werde doch jedenfalls ein doppelter sein: die englische Admiralität werde sich gezwungen sehen, zur Abwehr dieser Gefahren einen Teil der Kampfflotte abzuzweigen und damit deren Stoßkraft auf dem entscheidenden Turnierplatz der Nordsee zu schwächen, und den Iren werde in einer Weise, die notwendig ihre aufrührerische Gesinnung anstacheln müsse, vor Augen geführt werden, wie sehr Wohl und Wehe Altenglands von ihnen und den Dingen, die in ihrer Machtsphäre vorgehen, abhängig ist."

Kirchliches und Kirchenpolitisches

Die Engländer haben es von jeher meisterhaft verstanden, realpolitischen Brutalitäten ein religiöses und moralisches Mäntelchen umzuhängen, und ihre heuchlerische Kirchenfrömmigkeit mit ihrer nichtsnutzigen Krämerpolitik in Einklang zu halten. Ein Musterbeispiel dafür sind ihre neuesten Kirchengebete. In den ersten Kriegstagen soll in englischen Kirchen am Schlusse des Gottesdienstes noch folgendes gebetet worden sein: „Herr Gott, nun haben wir für die Unsern gebetet; aber getreu der christlichen Lehre wollen wir nun auch für unsere Feinde beten. Du hast den Geist des deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den deutschen Kronprinzen veranlaßt, Selbstmord zu begehen; nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig!" In einem amtlichen Kirchengebet „Für unsere Feinde" heißt es u. a.: „Zeige Deutschland und seinem Kaiser das Unrecht, ohne gerechte Ursache anzugreifen. Mache ihnen klar, daß du nichts segnen kannst, was nicht von dir ausgeht, und überzeuge sie, daß alle diejenigen, welche das Schwert ergreifen, sollen durch das Schwert umkommen."

An dem großen englischen Bettag vom 10. Januar 1915 haben die Gebete zum Teil stark ökonomischen und finanzpolitischen Inhalt gehabt. Die gottesdienstlichen Handlungen bestanden nicht nur aus Dankgebeten für die bereits erreichten Erfolge, für die fast gänzliche Verschonung der britischen Inseln von Kriegsschrecken, für die Einigkeit der Nation, sondern auch für die Vaterlandsliebe bei den großen Finanzanstalten und großen Handelshäusern, die jeder ernsten finanziellen Erschütterung vorzubeugen gewußt hätten. Gedankt wurde ferner der Macht zur See, die der Bevölkerung ihre gewohnte Lebensmittelzufuhr sichere. Im weiteren Gebet wurde auch Dank abgestattet der „Loyalität und Hilfe der Eingeborenenstaaten in den Kolonien, die durch die deutsche Presse

als Vasallen Großbritanniens verspottet werden". Ferner wurde die öffentliche Meinung in den neutralen Ländern in das Dankgebet eingeschlossen.

Auch kirchenpolitisch sucht sich England den Forderungen des Augenblicks anzupassen. Es hat mit dem Heiligen Stuhl diplomatische Beziehungen angeknüpft, ein Fall, der in der englischen Geschichte der neueren Zeit fast einzig dasteht (nur in den Jahren 1867—1873 unterhielt England am Vatikan einen Gesandtschaftsrat). Zunächst ist zwar noch keine ständige diplomatische Vertretung bei der Kurie in Aussicht genommen; Sir Henry Howard, früher Gesandter im Haag, wird England in Rom nicht als Botschafter, sondern nur als bevollmächtigter Minister vertreten, und seine Funktionen sollen nur so lange dauern wie der Krieg. Aber der erste Schritt ist doch geschehen, und zwar wie von allen Seiten hervorgehoben wird, auf die Initiative Englands hin. Seine Begründung liegt nahe: man wollte sich den einflußreichen irischen Klerus verpflichten, und zugleich in Rom der katholischen Vormacht Oesterreich-Ungarn entgegenarbeiten. Die Tripleentente hat ja bisher keinen eigentlichen Vertreter am Vatikan; Frankreich ist mit dem Papsttum seit längerer Zeit verfeindet, und Rußland hat als schismatischer Staat und wegen seines vielfach intoleranten Verhaltens gegen die Römisch-Katholischen eine schwierige Stellung.

Andererseits suchte man Annäherung an die russische Orthodoxie. Die englischen Zeitungen wiesen mit Nachdruck darauf hin, daß eine Kommission von Mitgliedern der High Church die Einrichtungen der russischen Kirche studiert und diese gar nicht so abweichend von den eigenen Gebräuchen befunden habe; vieles sei ihnen außerordentlich sympathisch erschienen, so daß der Gedanke an eine spätere Vereinigung der beiden Kirchen durchaus nicht so absurd sei.

Volksstimmung und öffentliche Meinung

Bei der innigen Fühlung zwischen Volk und Volksvertretung in England versteht es sich fast von selbst, daß die Verhandlungen des Parlaments ein ziemlich getreues Spiegelbild von den Stimmungen und Meinungen geben, die in den breiten Schichten des englischen Volkes herrschen. Denkt man an die Rolle, die Spionen-, Zeppelin- und Invasionsbefürchtungen im Unterhaus wie in den Beratungen der edlen Lords gespielt haben, so begreift man, daß die gegen alle Tatsachen blinde Siegesgewißheit der Ministerreden nur ein Mittel ist, diese Besorgnisse zu übertönen und zu beschwichtigen. Wenn die wirtschaftlichen Maßnahmen gegen den Feind fast mehr Interesse fanden als die militärischen, so entspricht das durchaus der allgemeinen Denkweise und beweist zugleich, wo die Wurzel des englischen Nationalhasses gegen Deutschland liegt.

Zunächst hatte der einzelne Deutsche in England unter diesem Haß nicht zu leiden (vgl. I, S. 75 f. und 142). Erst als die Greuelberichte der Presse und das gleichfalls von ihr genährte Denunziantentum, sowie die Taten des „U 9" die Erregung steigerten, kam es da und dort zu Ausschreitungen. Ende Oktober 1914 zerstörte der Londoner Pöbel ein Dutzend Läden, die Deutschen gehörten. Die Beteiligten wurden allerdings vor Gericht gestellt und drei von ihnen zu Gefängnisstrafen verurteilt; alle übrigen aber wurden freigesprochen und ihnen zugute gehalten, daß die deutsche Kriegführung die Gemüter erhitzt habe. Die Internierung der wehrfähigen Deutschen machte den Tumulten ein Ende. Anfang 1915 hatte sich die Stimmung bereits so weit beruhigt, daß viele Londoner Gasthöfe ihre alten deutschen und österreichisch-ungarischen Angestellten wieder aufnahmen.

Der Haß der Engländer konzentriert sich in der naivsten Form auf die Person des deutschen Kaisers. Er ist für sie der unmenschliche Tyrann, der seine Truppen

kaltblütig als „Kanonenfutter" metzeln läßt, um einer Laune seiner Eigenliebe zu dienen; er ist der Mordbrenner und Räuber Belgiens, er ist vor allem das Haupt der Militärpartei und infolgedessen der Mann, der den Frieden brach und Krieg „machte", und das friedliebende England zwang, in dem großen, blutigen Konflikt aktiv eine Rolle zu spielen. In Flugblättern und auf Ansichtspostkarten wird seine Person in den Schmutz gezogen, in Zeitungsartikeln erörtert, was mit ihm nach dem Krieg geschehen soll (vgl. I, S. 315), und sogar auf der Bühne wird dargestellt, wie ihn sein Hochmut ins Verderben stürzt.

Der Krieg hat allmählich auch das Londoner Straßenbild verändert. Eine aus London zurückgekehrte Dame schreibt den „Münchner Neuesten Nachrichten": „London sieht nun auch kriegsmäßig aus. Noch nie habe ich so viele Soldaten auf den Straßen gesehen, große, schöne Kerle in ihrem braunen Khaki. Zwischendurch sieht man Trupps von Schotten, die unter dem Klang ihrer einförmigen Hornpfeifenmusik dahinziehen. Auch im Hyde Park ist alles kriegsmäßig. Weite Flächen sind abgesperrt zum alleinigen Gebrauch der Soldaten. Auf den grünen Rasen, auf denen sonst Hunderte von Nichtstuern herumliegen, sind weiße Zelte errichtet. Ich konnte neulich in eines dieser Zelte einen Blick werfen und sah, wie behaglich es ausgestattet war mit bequemen Korbstühlen, in denen die Soldaten herumlümmelten und die Zeitung lasen. Einzelne Teile des Parks sind überhaupt abgesperrt zum alleinigen Gebrauch des Militärs; da sieht man Pferde grasen, die neu eingezogenen Soldaten üben, teils uniformiert, teils in ihrem Straßenanzug, meistens ganz junge Burschen, die oft noch fast wie Kinder aussehen.

Abends, wenn man durch die Straßen geht, merkt man so recht das veränderte Bild der Stadt, die strahlend hellen Bogenlampen sind ausgelöscht, nur wenige kleine sind gestattet, um den feindlichen Luftschiffen, die sich über London wagen sollten, die Orientierung zu erschweren. Dagegen erstrahlen nun die Scheinwerfer vom Embankment und dem Hotel Cecil usw. aus, die Lichtstreifen über das stets bewegte Firmament hinwerfen. Das macht die Angst vor den Zeppelin-Luftschiffen und den deutschen Flugapparaten!...

Trotz all dieser veränderten kriegerischen Verhältnisse in London sind die Theater geöffnet und geben wie gewöhnlich ihre Nachmittags- und Abendvorstellungen. Auch erfreuen sich die Gasthäuser einer guten Besucherzahl. Neulich waren wir bei Frascati, einem großen italienischen Restaurant im Westend, wo wir ein gemütliches Abendessen einzunehmen gedachten. Doch es sollte anders kommen. Die Musikkapelle spielte der Reihe nach die Nationalhymnen sämtlicher sechs Verbündeten herunter, die man stehend anhören mußte, bis das Beefsteak kalt geworden war. In dieser Weise äußerte sich die Begeisterung der Londoner.

Man macht sich keinen Begriff, wie jetzt London mit ausgewanderten Franzosen und Belgiern überschwemmt ist. Auf den Bahnhöfen und umliegenden Straßen drängen sich gewaltige Menschenmengen, sobald Züge aus Belgien und Frankreich ankommen, und ein begeisterter Empfang wird ihnen zuteil."

Für wohltätige Zwecke, besonders für die Belgier, wird in der Tat viel getan; Norbert Jacques erzählt in der „Frankfurter Zeitung": „Gegen die belgischen Flüchtlinge waren die Engländer, im Anfang wenigstens, ungeheuer liebenswürdig. Ein Belgier, der aus Antwerpen floh, sagte mir — das kennzeichnet das beiderseitige Verhältnis —: „Ich bleibe hier. Man hat mir und meiner Familie eine Villa fast umsonst zur Verfügung gestellt, ein Auto, allerlei. Ich mache Ersparnisse hier!" Sonst sind die Belgier nicht glücklich drüben. Es ist so steif und kein Mensch spricht ein Wort, das sie verstehen. Aber auch die Engländer, wenn sie auch in üppigen Autos die belgischen Soldaten durch London und übers Land führen, sind kritischer geworden. Die wohlhabenden Belgier haben sie im Land. Die Armen mag Holland behalten! Wir berappen, aber 50 Seemeilen vom Leib! Holland hat ihren Bettel nicht gewollt und die 600 000

Gulden zurückgeschickt. Im „Evening Standard" stand z. B. am 28. Oktober 1914 folgendes zu lesen: „Man hört überall, wie schwer es ist, Unterkommen für die belgischen Flüchtlinge zu finden. Diese Schwierigkeiten könnten verringert werden, wenn sich alle Männer, reich und arm, von 18 bis 45 Jahren, ihrem Vaterlande zur Verfügung stellten. Es ist entschieden ihre Pflicht, das zu tun: auf diese Weise nähmen sie tätigen Anteil an den Anstrengungen, die wir machen, um ihr Land zu befreien... Es ist gewiß nicht in Ordnung, daß, während wir das Beste von uns selbst an die Front schicken, um Belgien zu erretten, es Tausende von Belgiern gibt, die imstande sind, die Waffen zu ergreifen, und statt dessen in London und anderswo herumspazieren." Dieser Ton ist zwar hart, aber nicht ganz ohne Berechtigung. Man denke, daß sich Mitte Dezember 1914 etwa 130 000 belgische Flüchtlinge in England befanden, die nur zum allergeringsten Teil selbst für ihren Unterhalt sorgen konnten.

Die Zeitungslesewut ist groß! Jedermann trägt gegenwärtig in London zu jeder Stunde irgend eine Zeitung bei sich. Er trägt sie, schreibt Norbert Jacques, wie eine Fahne. Wenn man im „Tube" fährt, morgens, so sehen die Sitzreihen aus wie weiß beflaggt. Ob der Londoner Leser alles glaubt, was in seinen Blättern steht? Sicher nicht. „Er liest es aus der randlosen Nervosität heraus, die ihn in ihren Krallen hält. Man sieht genau den Unterschied, wie Franzosen und Belgier und wie Engländer in London die Zeitungen lesen. Den Franzosen und Belgier nehmen die Siegesnachrichten wie in einen Rausch. Sein Haß dampft auf vor der inneren Genugtuung. Aber der Engländer liest das alles doch mit der Kontrolle seines gesunden Menschenverstands. Er fragt sich, etwa nach Verlauf einer Woche: Wo ist denn nun das Resultat all der feinen Bajonettangriffe, all der furchtbaren Wirkung unserer Seegeschütze, der Tapferkeit? Die Deutschen sind noch immer in Ostende, Thourout, Lille, Laon." Warum lügen dann die Zeitungen überhaupt? Ein Artikel der „Kölnischen Zeitung" gibt die Antwort: „Um dem Deutschtum in der ganzen Welt soviel als möglich zu schaden, ganz besonders in den Ländern, mit denen jetzt von Deutschland aus kein Nachrichtendienst besteht, ferner aber wohl auch, um Deutschland zu ärgern und zu beschimpfen. Der Jingoismus existiert nicht so sehr in der englischen Bevölkerung, als in der Presse." Zwischenhinein geschieht dann das Sonderbare, daß mitten unter Lügen eine ungeschminkte Wahrheit, ja eine schonungslose Kritik an Regierung oder Kriegführung steht. Durch dieses Mittel gelingt es der englischen Presse immer wieder, sich vor dem eigenen Volk und noch mehr vor dem neutralen Ausland den Anschein strengster Sachlichkeit zu geben. Die Ausbrüche höhnischer Entrüstung, die sich über Churchill nach dem Mißlingen seines Antwerpener Abenteuers ergossen, konnten nicht dazu dienen, das Ansehen des ein so wichtiges Ressort vertretenden Ministers bei Freund und Feind zu heben. Die „Times" macht der Regierung in bitteren Worten zum Vorwurf, daß ihre amtlichen und halbamtlichen Mitteilungen tendenziös entstellt seien, daß sie nicht den Mut zeige, unentwegt der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Obgleich die Zensur sich immer stärker fühlbar macht, ist die Opposition gegen den Krieg und die Politik der Regierung (vgl. I, S. 138 ff. und 317) nicht verstummt. Der Sozialist Keir Hardie setzte seine Presseangriffe mit einer Heftigkeit fort, daß der Liberale Jones die Aufmerksamkeit des Unterhauses darauf lenken zu müssen glaubte. Keir Hardie habe in Zeitungsartikeln das Vorgehen Deutschlands in Belgien demjenigen Englands und Rußlands in Persien gleichzustellen und König Georg einen „königlichen Ofenhocker" zu nennen gewagt, im Gegensatz zu Kaiser Wilhelm, der mit seinen Soldaten die Strapazen des Lebens an der Front teile. Die „Unabhängige Arbeiterpartei" erließ einen Aufruf, in dem die Arbeiterschaft aufgefordert wird, eine nationale Aufklärungstätigkeit zu entfalten und für einen baldigen Frieden zu wirken,



Nach Illustrated War News

Lord Haldane und Lord Kitchener vor dem Kriegsministerium in London

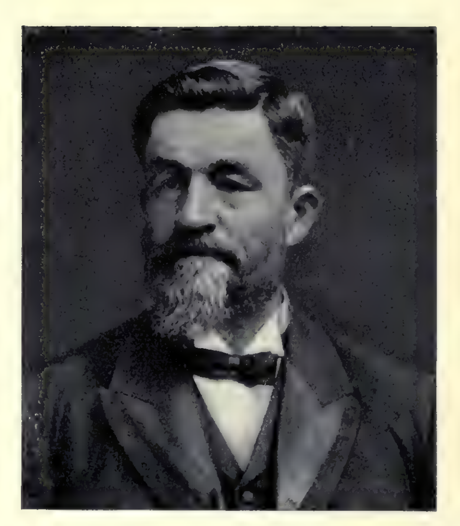


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Minister Lloyd George (rechts) auf dem Wege zum Parlament



Der Burengeneral C. F. Beyers



Der Burengeneral Christian De Wet

Nach Illustrated War News



Nach Illustrated War News

General Louis Botha, der Premierminister von Südafrika mit seinen Söhnen

auf keinen Fall aber die Rekrutenwerbung der Regierung zu unterstützen. Ferner hat sich unter Führung des früheren Unterrichtsministers im liberalen Kabinett, Ch. Trevelyan, der mit seinen beiden Ministerkollegen Morley und Burns gegen die Kriegserklärung protestiert hat und aus dem Kabinett ausgeschieden ist (vgl. I, S. 140 und 317), eine neue Partei gebildet, die den Namen „The Union of Democratic Control“ (Vereinigung der demokratischen Kontrolle) angenommen hat. Die Führung der neuen Partei liegt neben dem Genannten in den Händen des bekannten Parlamentariers und Oberhauptes der linksradikalen Partei Ramsay Macdonald, sowie des Verfassers des berühmt gewordenen Buches „Die falsche Rechnung“ (the Great Illusion) Norman Angell; sie will durch eine tief ins Volk greifende Propaganda wirken und der gegenwärtigen Regierung kräftigen Widerstand entgegensetzen. Vor allem verlangt sie, um künftigen Kriegen vorzubeugen, daß — um mit Bernard Shaw zu reden — „diejenigen Menschen, von denen niemand recht weiß, was sie treiben, und die man Diplomaten nennt, nicht auch in Zukunft das Leben der Völker regeln, führen oder auch nur beeinflussen sollen.“

Die wirtschaftlichen Verhältnisse

Der Wirtschaftskrieg

Die Hauptziele, die England in diesem Krieg verfolgt, sind, wie bereits (vgl. I, S. 148 ff. und 318 ff.) gezeigt wurde, die Unterbindung jeder Einfuhr nach Deutschland, die Verhinderung des deutschen Außenhandels und die Ausbeutung der durch dessen Ausschaltung geschaffenen günstigen „Konjunktur“.

Dem Zweck, Deutschland die Zufuhr abzuschneiden, dienen zunächst zahlreiche Ausfuhrverbote. Sie betreffen Kriegsmaterial, Lebensmittel (z. B. Kakao, zeitweilig auch Tee) und andere notwendige Gegenstände, vor allem Wolle und Wollwaren, Graphit, Metalle. Schon hierbei zeigte sich, daß die englische Regierung nicht im geringsten gesonnen war, auf die Interessen der Neutralen Rücksicht zu nehmen; das Wollausfuhrverbot z. B. brachte die schwedische und dänische Textilfabrikation in die mißlichste Lage. Das Verbot der Steinkohlenausfuhr nach Skandinavien ließ sich allerdings nicht ganz durchführen. Allen völkerrechtlichen Grundsätzen zuwider hat England ferner außer der reinen Konterbande (d. h. Waffen und unmittelbare Mittel der Kriegführung) alle Lebensmittel, Bekleidungsgegenstände und zahlreiche Rohstoffe, wie Erze, Kupfer und Oele, für bedingte Konterbande erklärt, d. h. sie werden beschlagnahmt, wenn sie für Deutschland bestimmt sein können. Die an Deutschland grenzenden neutralen Staaten werden dadurch natürlich ebenso stark betroffen wie ihr kriegführender Nachbar. Auch für die Ausübung der Prisengerichtsbarkeit hat sich England einen eigenen „Rechtsstandpunkt“ geschaffen: die englischen Prisengerichte lassen weder den Geschädigten noch einen Vertreter seiner Sache zu, der Raubstaat bleibt also „Richter in eigener Sache“. Dabei kümmert man sich auch nicht um die vermögensrechtlichen Ansprüche gänzlich unbeteiligter Personen, selbst neutraler Staatsangehöriger.

Es ist ferner internationales Recht, daß neutrale Handelsschiffe nur im Fall der Blockade oder im feindlichen Hoheitsgebiet durchsucht werden dürfen. England maßt sich dies Recht nicht nur in der ganzen Nordsee an (die über dies Gebiet verhängte Sperre — vgl. II, S. 259 — wollte England selbst nicht als Blockade angesehen wissen), sondern zwingt die Schiffe sogar, sich zur Untersuchung nach englischen Häfen zu begeben, ein Verschleppungsverfahren, das dem neutralen Handel schon schweren Schaden zugefügt hat.

Auch die erwähnte Sperrung der Nordsee ist völkerrechtlich betrachtet eine Ungeheuerlichkeit. Unter dem Vorwand, die Gewässer seien durch deutsche Treibminen verseucht, wird die ganze neutrale Schiffahrt an einen bestimmten Weg gebunden, der

natürlich über englische Häfen führt, so daß die Ueberwachung mit Leichtigkeit durchzuführen ist. Um einen solchen Schritt zu rechtfertigen, hätte die Blockade effektiv sein müssen; England suchte einen Ausweg, um die Vorteile der Blockade zu genießen, ohne die damit verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen.

England hat sich durch diese Maßnahmen mit den Bestimmungen der Londoner Seerechtserklärung in Widerspruch gesetzt, die allerdings von der englischen Regierung zu Beginn des Kriegs noch nicht ratifiziert war. Die Gegenmaßregeln der deutschen Regierung wurden bereits in anderem Zusammenhang besprochen (vgl. S. 16. f.).

Hand in Hand mit der Abschneidung der Zufuhr nach Deutschland gehen die Bestrebungen, den deutschen Außenhandel zu erdrosseln (vgl I, S. 148 und 318). Diesem Zweck dient auch ein Einfuhrverbot für Zucker, das verhindern soll, daß auf dem Umweg über das neutrale Ausland deutscher Zucker nach England kommt. Die Brief- und Telegrammzensur, die zur Ueberwachung oder richtiger zur Verhinderung jedes geschäftlichen Briefverkehrs zwischen Deutschland und den überseeischen Ländern eingesetzt ist, arbeitet mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit. Ja es ist vorgekommen, daß auf neutralen Schiffen die deutschen Postsäcke einfach ins Meer geworfen wurden.

Die Maßnahmen, die auf die finanzielle Schädigung des Gegners abzielen, wurden durch ein neues Gesetz ergänzt, das der Attorney-General Sir J. Simon am 21. November 1914 im Unterhaus zur Annahme brachte. Ueber die Einzelheiten dieses Gesetzes führte der Antragsteller aus: „Das Zusatzgesetz sieht die Schaffung einer Behörde vor, die wenigstens einen Teil des Geldes und anderen Eigentums, das sonst den Weg nach Feindesland finden würde, entgegennimmt und in sicherer Verwahrung des Landes hält. Diese Behörde wird für England und Wales der öffentliche Kurator sein, der den Titel Kustos des feindlichen Eigentums führen wird; für Schottland und Irland werden besondere Maßnahmen getroffen werden. Alle Dividenden, Interessen- und Gewinnanteile, die in Friedenszeiten an den Feind oder an eine Person, deren Adresse in Deutschland oder Oesterreich ist, gezahlt worden wären, werden an den Kustos abzuliefern sein, der dafür einen Empfangsschein ausstellt und dem Schatzamte verantwortlich sein wird. Sobald der Kustos das Eigentum des feindlichen Gläubigers in Händen hat, kann dieses Eigentum zur Begleichung der Schulden des feindlichen Gläubigers in England flüssig gemacht werden. Das Gesetz beabsichtigte, feindliches Eigentum für Vereinbarungen beim Friedensschluß zu verwahren, und es sei daher klar, daß es sich nicht um irgendeine Art von Konfiskation handelt." Das Zusatzgesetz sieht ferner Verfügungen vor, die das Gesetz mehr als bisher verschärfen. Es wurde vorgesehen, daß nach Gesetzwerdung der Ergänzungsvorlage die Uebertragung von Wertpapieren von oder für einen feindlichen Untertan dem Empfänger keine Besitzrechte einräumt und keine im Namen eines feindlichen Untertans vorgenommene derartige Uebertragung in die Bücher irgend einer Gesellschaft des vereinigten Königreichs eingetragen wird. Eine Anzahl von Unternehmungen deutschen Charakters hätte seit Ausbruch des Krieges versucht, sich in englische Gesellschaften umzuwandeln. Auch dies wird verhindert.

Den englischen Banken ist nicht nur verboten worden, direkte Zahlungen an Deutsche zu leisten, sondern auch irgend einen Wechsel oder Scheck einzulösen, der deutsches oder österreichisch-ungarisches Giro trägt. Auch diese Verfügung schädigt die Neutralen, die solche Ziehungen auf London gutgläubig von deutschen Kunden entgegengenommen haben.

Die englische Regierung hat sich auch nicht gescheut, um den Kurs der deutschen Reichsanleihe zu drücken, von der Schweiz aus deutsche Papiere unter Kurswert in Deutschland zum Verkauf anzubieten, was allerdings sofort verhindert wurde.

Die Aussichten der Engländer, den lahmgelegten deutschen Seehandel an sich zu reißen, waren von Anfang an nicht sonderlich glänzend (vgl. I, S. 319).

Die finanzielle Lage in den Absatzgebieten war durchweg schlecht und wurde durch die von England betriebene Einschränkung der Ausfuhr nach Deutschland und den angrenzenden neutralen Ländern nicht gebessert. Außerdem fehlt es in England selbst an einem großzügigen Kreditsystem, auf das sich die Industrie stützen könnte, um die Betriebe zu vergrößern und dem höheren Bedarf gerecht zu werden.

Aus demselben Grund hat auch der so vielversprechend inszenierte Patentdiebstahl (vgl. I, S. 318) nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Es ist eben nicht so leicht, eine chemische Industrie wie die deutsche, oder auch nur eine Spielwarenindustrie wie die Nürnberger aus dem Boden zu stampfen, und mit einer äußerlichen Nachahmung der Leipziger Messe in Birmingham ist es auch nicht getan. Vor allem leidet England trotz der Aufhebung der Patente für die wertvollsten deutschen Arzneimittel, wie Aspirin, Lysol, Salvarsan, empfindlichen Mangel daran; das deutsche Ausfuhrverbot für Arzneimittel hat also doch eine höchst erfreuliche Wirkung gehabt.

Englands Wirtschaftslage

Wie stark der englische Außenhandel unter dem Krieg leidet, zeigte schon die Statistik des britischen Handelsamts für den Monat August (vgl. I, S. 319). Die folgenden Monate brachten zwar ein langsames Anwachsen der Einfuhr, aber die Ausfuhr vermochte sich nicht zu erholen. Das geht aus folgender Tabelle hervor:

in Mill. Lstr.	Import	gegen 1913	Export	gegen 1913
August 1914 . .	43.36	— 24.3 %	24.21	— 45.1 %
September . .	45.05	— 26.5 %	26.67	— 37.1 %
Oktober . . .	51.56	— 28.1 %	28.60	— 38.6 %
November . . .	55.99	— 18.2 %	24.60	— 45.0 %
Dezember 1914 .	67.61	— 4.9 %	26.33	— 39.0 %

An dem starken Rückgang der Ausfuhr ist zum Teil natürlich das Ausscheiden Deutschlands schuld, des besten Kunden, den England besaß (vgl. I, S. 68), doch zeigt auch der Handel mit den verbündeten Ländern einen erheblichen Rückschlag. Der englische Export nach Holland ging um ein Drittel, der nach Italien um ein Viertel, und der nach der Schweiz gar um die Hälfte zurück. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß in der oben stehenden Tabelle die Ausfuhr von Kriegsmaterial nach verbündeten Ländern (vor allem Frankreich und Rußland) nicht enthalten ist. Andererseits muß betont werden, daß diese Zahlen insofern kein ganz richtiges Bild von dem Umfang des Handels geben, als der Handelswert vieler Artikel bedeutend in die Höhe gegangen ist.

Die Industrie hat sich in England unter dem Einfluß der Heereslieferungen rasch wieder aufgerafft; nur die Baumwollindustrie litt dauernd unter der Preissteigerung der amerikanischen Rohwolle. Die noch im September 1914 vorhandene Arbeitslosigkeit (vgl. I, S. 320) wurde durch die Rekrutierung ausgeglichen (vgl. I, S. 312).

Die bedenklichste Erscheinung in der englischen Volkswirtschaft ist die Preissteigerung der Lebensmittel. Die amtlichen Tabellen vom Januar 1915 zeigen eine durchschnittliche Erhöhung von zwanzig Prozent gegenüber dem Vorjahr. Die wichtigsten Nahrungsmittel, wie Brot, Fleisch, Käse, und — infolge des Einfuhrverbots — auch Zucker, sind bedeutend im Preise gestiegen.

Die Ursachen dieser Teuerung sind sehr mannigfaltig. Die deutschen und die österreichischen Schiffe sind vom Ozean verschwunden und damit ein großer Teil des verfügbaren Laderaumes; auch wurde eine große Anzahl britischer Handelsschiffe für die

Bedürfnisse der Kriegsmarine requiriert. Die natürliche Folge war bei dem egoistischen Geschäftssinn der englischen Schiffahrtsunternehmer, daß die Schiffsfrachten gewaltig in die Höhe getrieben wurden. Durch die deutschen Minen und die Erfolge unserer Ueberseekreuzer (vgl. II, S. 265) stiegen dazu noch die Versicherungssätze. Weitere Ursachen sind: die Mißernte in Australien, die Abschneidung der Zufuhr aus Rußland über die Ostseehäfen und das Schwarze Meer, die Spekulation auf den amerikanischen Getreidemärkten, die Zurückhaltung großer Vorräte durch britische Farmer und (vorübergehend) die Verkehrsstockung in den Hafenplätzen wegen des durch die Rekrutenwerbung hervorgerufenen Mangels an Arbeitskräften.

Auch die Kohlenpreise sind in die Höhe geschnellt, durch den Abgang von Arbeitern zum Heer, durch die Steigerung der Frachten und durch die Erhöhung der Arbeitslöhne, eine Folge der Generalstreiksgefahr in Yorkshire.

Finanzielles

24. September 1914.

Die englische Regierung hat beschlossen, das Moratorium erst am 24. November 1914 in vollem Umfang endigen zu lassen.

1. Oktober.

Die englischen Staatseinnahmen weisen im ersten Vierteljahr des Krieges eine Verminderung um 6 750 516 Pfund Sterling auf.

16. November.

Im Unterhaus erklärte Ministerpräsident Asquith bei der Einbringung einer Kreditvorlage über 225 Millionen Pfund Sterling, die 100 Millionen Pfund, die am 8. August bewilligt worden waren, seien teils für die Kriegführung, teils für die Lebensmittelversorgung und zur Fürsorge für die Flüchtlinge ausgegeben worden. Von dem neuen Kredit sollten 10 Millionen an Belgien und 800 000 Pfund an Serbien als bis zum Ende des Krieges unverzinsliche Darlehen überwiesen werden. Die britischen Kolonien, die unter normalen Umständen sich mit Anleihen an den Londoner Geldmarkt gewandt hätten, sollten dieser Notwendigkeit durch die Reichsregierung enthoben werden, die ihnen Anleihen in der Höhe von 30 350 000 Pfund Sterling verschaffen werde. Zum Schluß besprach Asquith die Kriegskosten und sagte, diese beliefen sich gegenwärtig auf 900 000—1 000 000 Pfund Sterling. In Anbetracht der enormen Ausdehnung der Operationen und anderer Erwägungen sei das nicht übertrieben viel. Er könne auch keine Hoffnung darauf eröffnen, daß die tatsächlichen Ausgaben sich vermindern würden. Nach kurzer Debatte nahm das Haus einstimmig das Gesetz zur Bewilligung eines Kredits von 225 Millionen Pfund Sterling an.

17. November.

Im Unterhaus legte Schatzkanzler Lloyd George die Finanzlage ausführlich dar und sagte, daß für den Zeitraum bis zum 31. März 1915 eine Summe von 535 Millionen Pfund Sterling erforderlich sei, davon 339 575 000 Pfund für Kriegsausgaben. Er schlug eine Erhöhung der Einkommensteuer vor, die tatsächlich einer Verdoppelung nahe kommt und 12½ Millionen Pfund mehr einbringen soll. Ferner beantragte er eine höhere Belastung des Bieres und eine besondere Besteuerung des Tees im Umfang von 3 Pence für das Pfund, sowie die Beschränkung der Abzahlung an dem Tilgungsfonds. Außerdem müßten 321 325 000 Pfund aufgebracht werden. Lloyd George schlug sodann die Ausgabe einer Anleihe von 350 Millionen Pfund 3½prozentiger Rente zum Kurse von 95% vor, die im Jahre 1928 zu pari einlösbar ist; die Regierung habe bereits ein Angebot zur Uebernahme von 100 Millionen Pfund erhalten. Das Unterhaus nahm die gesamten Vorschläge der Regierung an.

1. Dezember 1914.

Die Regierung beschloß, Rußland zwölf Millionen Pfund Sterling vorzuschießen.

5. Dezember.

Der Schatzkanzler Lloyd George teilte im Unterhaus mit, daß bisher 33 892 000 Pfund Sterling an staatlichem Papiergeld ausgegeben worden seien. Der Papiergeldumlauf beträgt in England also, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" feststellt, mehr als doppelt soviel wie in Deutschland.

8. Dezember.

Aus zuverlässiger Quelle wird bekannt, daß das geheimgehaltene Ergebnis der englischen Kriegsanleihe 400 Millionen Pfund ist. Die Regierung behält auch die überzeichneten 50 Millionen ein.

15. Dezember 1914.

Aus der bei der Bank von England hinterlegten Goldreserve für die indische Währung wurden mehrere Millionen Pfund Gold entnommen, die zur Stärkung eines Deckungsfonds für die in London ausgegebenen Zwangskursnoten von ein Pfund und zehn Schilling dienen sollen.

8. Januar 1915.

Die Bank von England fordert mit Zustimmung der englischen Regierung zur Zeichnung einer französischen Anleihe im Betrage von 10 Millionen Pfund auf.

21. Januar.

Die Wiedereröffnung der Börse gibt der englischen Regierung Gelegenheit zu scharfen finanziellen Maßnahmen. Es soll völlig vermieden werden, Gold nach dem Ausland gehen zu lassen, damit alle finanziellen Hilfsmittel im Lande bleiben.

22. Januar.

Trotz aller Anstrengungen des englischen Schatzamts hält die Entwertung der russischen Valuta in England an.

25. Januar.

Nach der Zwischenbilanz des Schatzkanzlers für Mitte Januar haben sich die englischen Kriegskosten bis dahin auf 207 Millionen Pfund Sterling belaufen.

Aus den englischen Kolonien

Die Nachrichten über die Zustände in Indien, Australien und Kanada sind sehr spärlich und unsicher; es werden daher unter Umständen spätere Ergänzungen nötig werden.

Indien

9. November 1914.

Neun Bataillone englischer Territorialinfanterie und 11 Batterien sind in Bombay eingetroffen. Die Entsendung von Truppen der Territorialarmee nach Indien ist bisher sorgfältig geheim gehalten worden.

15. November.

Die englische Niederlage bei Tanga in Deutsch-Ostafrika (vgl. II, S. 300 f.) hat in Indien starken Eindruck gemacht, trotzdem oder gerade weil das britische Kolonialamt die Ereignisse sorgfältig zu verheimlichen suchte.

20. November 1914.

In Indien werden von revolutionären Komitees in Tausenden von Exemplaren Aufrufe verbreitet, die eine Aufzählung der Greueltaten enthalten, die die Engländer während ihrer Herrschaft in Indien begangen haben. Die englische Verwaltung ziehe jährlich 167 Millionen Dollars aus dem Lande.

Anfang Januar 1915.

Englische Truppen hatten an der Nordwestgrenze Indiens in Belutschistan Kämpfe mit wohlbewaffneten Eingeborenen, die verschiedenen Stämmen angehören.

Australien

10. Oktober 1914.

Die englische Regierung nahm das Anerbieten der australischen Regierung zur Bildung einer weiteren, der dritten Brigade leichter Reiterei an.

Mitte Januar 1915.

Der Unterrichtsminister von Neusüdwales erklärte in einer Versammlung von Kaufleuten, die Regierung stelle ein Reserveheer von einer halben Million auf.

Kanada

1. November 1914.

Nach amtlicher englischer Meldung hat der Indianerstamm der Six Nations aus dem Bezirk Bradford eine Kompagnie von 120 Mann gebildet, die mit dem zweiten kanadischen Hilfskorps nach Europa zum Kampf gegen die Barbaren abgehen will.

8. Dezember.

Der kanadische Premierminister Borden sagte in einer Rede, Kanada suche in diesem Kriege nicht Schutz hinter der Monroedoktrin. Es sei bereit, die Verantwortung zu übernehmen, die seine Aktion zur Folge habe.

11. Dezember.

Der „Frankfurter Zeitung" wird aus New York geschrieben: „Die große Mehrheit der kanadischen Landbevölkerung, die bekanntlich einen guten Einschlag von Deutschen, Amerikanern und Skandinaviern hat, hat die Beteiligung am Krieg nicht gewollt. Ganz entschieden sind auch die französischen Kanadier dagegen, deren Führer sogar aus einem anglo-kanadischen Klub ausgestoßen werden sollte, weil er nicht in die allgemeinen „patriotischen" Redereien einstimmen wollte. Man erwartet daher, daß die kanadische Regierung bei den nächsten Wahlen ein entschlossenes Mißtrauensvotum erhält."

15. Dezember 1914.

Der britische Staatssekretär der Kolonien erhielt eine offizielle Erklärung des kanadischen Premierministers Borden, die besagt: Am 19. Oktober wurde vom Premierminister eine Erklärung über die Verteidigung Kanadas gegen eventuelle Einfälle und Angriffe und über die Organisierung, Ausbildung, Ausrüstung und Absendung eines Expeditionskorps ausgegeben. Damals wurde vorgesehen, ungefähr 8000 Mann Miliz für die Garnisonen und Grenzposten in Kanada unter Waffen zu halten, 30 000 Mann sofort zu rekrutieren und auszubilden und in Abteilungen zu 10 000 Mann über See zu schicken, sowie ferner, daß die ausziehenden 30 000 sofort durch eine gleiche Zahl ersetzt würden. Inzwischen trafen vom Kriegsamt in London Mitteilungen ein, die für das zweite Expeditionskorps folgende Zusammensetzung vorschlugen: 17 000 Offiziere und Mannschaften, 4765 Pferde, 58 Feldgeschütze und 16 Maschinengewehre. Diese Truppe schließt Infanterie, Artillerie, technische Abteilungen, Signal- und Radfahrerkompagnien, Train, Feldambulanzen, Munitionspark, Reservepark usw. ein. Dieses Korps wird so schnell wie möglich ausgerüstet. Der Premierminister hatte mehrere Konferenzen mit dem Milizminister und Generalstabschef über die Anzahl Streitkräfte, die zur Verfügung gestellt werden könnten. Es stellte sich heraus, daß sofort 50 000 aufgebracht werden können, wodurch sich die gesamte kanadische Streitmacht auf 91 000 belaufen würde. Sobald das zweite Kontingent abgeht, werden weitere 17 000 Mann rekrutiert, wodurch die Gesamtzahl auf 108 000 steigt.

14. Januar 1915.

Die Regierung verordnet die Mobilmachung des dritten kanadischen Kontingents.

Südafrika

10. September 1914.

In Kapstadt eröffnete der neue Gouverneur des südafrikanischen Bundes, Lord Buxton, eine außerordentliche Tagung des Parlaments. In der ersten Sitzung gab der ehemalige Burengeneral, jetzt englische Premierminister Botha eine Erklärung ab, worin er mit Nachdruck die Treue Südafrikas gegenüber dem Reich betonte. Er legte dar, die Reichsregierung habe das südafrikanische Kabinett davon unterrichtet, daß gewisse Kriegshandlungen in Deutsch-Südwestafrika als höchst wichtig angesehen würden, und wenn die Regierung des Vereinigten Südafrikas diese Handlungen auf sich nehmen wolle, würde dies als ein wesentlicher Dienst zum Besten des Reichs angesehen, zu dem Südafrika gehöre, und das nun in den grausamsten Krieg verwickelt werde, der jemals die Menschheit heimgesucht habe. Nach reiflicher Erwägung habe die Regierung beschlossen, im Interesse Südafrikas wie im Interesse des Reichs der Aufforderung zu folgen. Eine andere Antwort habe es nicht geben können. Bei Ausbruch des Krieges hat denn auch die Regierung der Kolonie telegraphisch angeboten, die Verteidigung Südafrikas zu übernehmen, so daß die Reichstruppen zur Verwendung an andern Stellen frei würden. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und die Wehrmacht der Kolonie wurde mobil gemacht. In bezug auf Deutsch-Südwestafrika sagte Botha, ein Vorstoß deutscher Streitkräfte über den Oranje habe großes Aufsehen erregt. Der Einfall habe bei Nakob stattgefunden; die Deutschen hätten sich dort auf englischem Gebiet verschanzt. Schon im August habe ein Gefecht bei Schuitdrift stattgefunden, noch ehe in Südafrika von einer Mobilmachung die Rede gewesen sei. Das Parlament erklärte sich zur Entsendung eines Expeditionskorps, bestehend aus Engländern und Afrikandern, bereit.

14. September.

Der Oberstkommandierende von Britisch-Südwestafrika, Beyers, hat seine Entlassung eingereicht. In der Begründung heißt es, zu seiner größten Ueberraschung habe das Parlament den Entschluß der Regierung, daß Deutsch-Südwestafrika ohne jede Herausforderung des Bundes durch die Deutschen zu erobern sei, bestätigt. Die Regierung müsse wissen, daß die große Mehrheit der holländisch sprechenden Bewohner des Bundes einer Ueberschreitung der Grenze entschieden abgeneigt sei. Es sei gesagt worden, daß der Krieg gegen die Barbarei der Deutschen geführt werde. Er, Beyers, habe alle barbarischen Handlungen, die während des südafrikanischen Kriegs begangen wurden, vergeben, aber nicht vergessen. Die im Parlament aufgestellte Behauptung, daß die Deutschen bereits die Grenze verletzt hätten, sei unbegründet.

15. September.

Amtliche englische Meldung: Die Generäle Delarey und Beyers wurden auf einer Automobiltour nach ihrer Farm von der englischen Polizei, die nach Räubern suchte, für solche gehalten, wobei Delarey erschossen wurde.

12. Oktober.

Amtlicher Bericht des Generalgouverneurs der südafrikanischen Union an den britischen Staatssekretär der Kolonien über den Beginn des Aufstands in Südafrika: Seit der Entlassung des Generals Beyers als Kommandant des südafrikanischen Heeres zeigte sich, daß unter den Truppen des Nordwestens der Kapprovinz Unruhen im Gange waren, die auf Befehl des Oberstleutnants Maritz entstanden. Die Regierung beschloß, diesen von seinem Kommando zu entheben. Major Ben Brouwer wurde in das Lager des Obersten Maritz gesandt, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Doch Ben

Brouwer wurde bei seiner Ankunft durch Maritz gefangen genommen. Dann wurde Ben Brouwer wieder in Freiheit gesetzt, aber man gab ihm ein Ultimatum mit, worin gesagt wurde, daß, wenn die Regierung der südafrikanischen Union ihm (Maritz) nicht Garantien, den Generälen Hertzog, De Wet, Beyers, Kemp und Müller nicht die Erlaubnis geben werde, im Lager des Maritz mit ihm zu konferieren, so werde er einen Angriff auf die Truppen des Obersten Brits unternehmen und in die Union eindringen. Major Ben Brouwer erklärte, daß Maritz außer über seine eigenen Truppen noch über ein deutsches Kontingent verfüge und gab Kenntnis von einem Abkommen, das Maritz mit dem Gouverneur der deutschen Kolonie von Südwestafrika getroffen hatte, worin die Unabhängigkeit der Union als Republik garantiert wurde, in Tausch für die Walfischbai und andere Teile des englischen Grundbesitzes, die an Deutsch-Südwestafrika überlassen werden sollen. Ferner verpflichteten sich die Deutschen, nur dann in das Gebiet der südafrikanischen Union einzudringen, wenn Maritz darum ersuche. Maritz behauptet, genügend Waffen, Munition und deutsches Geld zu haben. Die englische Regierung trifft die strengsten Maßregeln und wird den Belagerungszustand über ganz Südafrika verhängen.

15. Oktober 1914.

Oberst Brits, der gegen die Aufständigen marschiert, berichtet von einem ersten Gefecht mit den Truppen des Oberst Maritz.

16. Oktober.

General Hertzogs Antwort auf die Aufforderung, in der Krisis die Führung zu ergreifen, ist unbefriedigend; er machte die Regierung der Union für die Rebellion des Obersten Maritz verantwortlich.

27. Oktober.

Nach amtlicher englischer Meldung ist Oberst Maritz geschlagen und verwundet auf deutsches Gebiet geflüchtet.

28. Oktober.

Amtliche englische Meldung: Während der Aufruhr des Obersten Maritz tatsächlich unterdrückt ist, brach in der Oranje-Kolonie und im Transvaal ein Burenaufstand unter Leitung der Generäle Christian De Wet und Beyers, des bisherigen Oberstkommandierenden der Miliztruppen, aus. Die Aufrührer eroberten die Ortschaft Heilbronn, wo sie die Regierungsbeamten gefangen nahmen.

Die Generäle De Wet und Beyers haben folgende Proklamation an ihre Mitbürger erlassen: „Hiermit wird allen Bürgern der Union bekannt gegeben: Nachdem die Regierung der Union beschlossen hat, Deutschsüdwest zu erobern, und dieser Beschluß eine Folge unrichtiger Berichte und Behauptungen, von Parlamentsgliedern der Südafrikanischen Partei bestätigt worden war, und nachdem gegen den gottlosen Angriff auf Deutschsüdwest und gegen ein Volk, das uns nie Böses tat, sondern nur allezeit gut gesinnt war, protestiert worden war, und nachdem die Regierung das Recht des Publikums, den Protest fortzusetzen, durch die Proklamation des Kriegsrechts verhindert hat, so protestieren wir mit der Waffe in der Hand gegen ein so gefährliches Prinzip, das die Regierung gegen die Absicht und den Willen des Volkes ausführen will. Wir sind überzeugt, daß unser Volk dadurch in größtes Unglück und Elend gestürzt würde, und daß wir uns Gottes Fluch zuziehen werden. Da unser Protest nicht darauf ausgeht, Bruderblut zu vergießen, sondern vielmehr solches möglichst zu vermeiden, und keinesfalls angreifend aufzutreten, so rufen wir alle Bürger auf, alle Kraft anzuspannen und ihren Einfluß zu brauchen gegen die Eroberung von Deutschsüdwest und sich gleichzeitig zu weigern, sich von der Regierung gebrauchen zu lassen, um mit den Waffen zu kämpfen."

31. Oktober.

Die Zahl der aufständischen Buren wird auf insgesamt 10 000 geschätzt.

4. November 1914.

Aus der letzten Woche liegen verschiedene Berichte über Scharmützel mit den aufständischen Buren (bei Rustenburg, Lichtenburg, Kanhardt, Melvenhoek und Schuitdrift) vor, die — nach den amtlichen englischen Meldungen — sämtlich für die Unionstruppen günstig verliefen.

7. November.

Ueber einen Erfolg des alten Burenhaudegens De Wet melden die Engländer amtlich: Das Volksratsmitglied Cronje berichtet, daß er mit einer Regierungsabteilung Winburg inmitten des Oranjefreistaates verließ. Nachdem er den Befehl erhalten hatte, sich mit anderen Abteilungen in der Nähe zu vereinigen, griff De Wet mit zweitausend Mann Cronje bei der Brücke über den Zandfluß an. Das Ergebnis des Gefechtes war unentschieden. De Wet zog aber Verstärkungen heran und stürmte die Stellung Cronjes, entsetzte die Gefangenen aus den ersten Kämpfen und eroberte Cronjes Troß. Die Regierungsabteilungen sammelten sich jedoch wieder und erhielten bedeutende Verstärkungen.

8. November.

Amtliche englische Meldung: Die Truppen des südafrikanischen Bundes sind über den Vaal gezogen und haben die Aufständischen verfolgt, denen sie 300 Gefangene und sämtliche Transportwagen abnahmen. Im Freistaat haben die Aufständischen Harrysmith geplündert. Von den Aufständischen kehren viele heim.

11. November.

Amtliche englische Meldung: Die Regierung der südafrikanischen Union hat an alle Buren, die an dem Aufstand beteiligt sind, eine Aufforderung erlassen, sich freiwillig bis zum 21. November 1914 zu ergeben und ihre Waffen auszuliefern. Diejenigen, die dieser Aufforderung Folge leisten, werden die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten, unter der Bedingung, daß sie sich weiterhin nicht mehr am Aufstand beteiligen. Diese Amnestie gelte nicht für die Leiter der Aufstandsbewegung. Den Aufständischen, die der Aufforderung nicht nachkommen, wird mit der ganzen Strenge des Gesetzes gedroht.

15. November.

Oberst Maritz, der in einem Gefecht mit den englischen Truppen durch einen Schuß ins Bein verwundet worden war, befindet sich, Nachrichten aus Südafrika zufolge, wieder im Kampfe gegen die Engländer. Sein Kommando hat den Regierungstruppen bei Schuitdrift im nordwestlichen Teil der Kapkolonie ein Gefecht geliefert, über dessen Ausgang nichts bekannt ist, von englischer Seite wurde während eines 24stündigen Waffenstillstandes der vergebliche Versuch gemacht, Maritz zur Unterwerfung zu bewegen.

20. November.

Die englische Regierung entsandte auf Ersuchen des südafrikanischen Ministeriums ein Geschwader nach Kapstadt.

21. November.

Amtliche englische Meldung: Die letzten Gefechte verliefen für die Buren ungünstig. Die Rebellen ergeben sich in großer Zahl. Der Aufstand geht zu Ende.

30. November.

In der letzten Woche wurden die Aufständischen in mehreren Gefechten, bei denen auch Panzerzüge zur Verwendung kamen, geschlagen.

1. Dezember.

Amtliche englische Meldung: Kommandant Brits berichtet, daß er De Wet auf der Farm Waterburg 100 Meilen östlich von Mafeking gefangen genommen habe. De Wet hatte in der Nacht des 21. November den Vaalfluß überschritten und Transvaal betreten. Er wurde von Kommandant Dutoit im Automobil verfolgt, entkam aber mit vier Anhängern und traf ein kleines Kommando, das sich im geheimen im Bezirk

Schweizerrencke gebildet hatte und hauptsächlich aus Buren bestand, die aus dem westlichen Freistaat geflüchtet waren. De Wet rückte mit dieser Truppe so schnell in westlicher Richtung vor, daß die Bemühungen der Regierungstruppen, ihn zu umzingeln, ergebnislos blieben. Eine Reihe schwerer Gewitter begünstigte De Wet, da es unmöglich war, auf den schlechten Wegen Automobile zu benutzen. De Wet überschritt am 25. November die Eisenbahnlinien nördlich von Devondale. Kommandant Brits begann die Verfolgung von Vrijburg aus und nahm am 27. November einen Teil des Kommandos De Wets unter Unterkommandant Wolmarans gefangen. De Wet hatte tags zuvor diese Abteilung verlassen und war weiter westlich gezogen. Die Verfolgung wurde ununterbrochen fortgesetzt, und am 1. Dezember holte Brits De Wet auf der Farm Waterburg ein. Die Buren, 52 Mann stark, ergaben sich, da sie umzingelt waren, ohne einen Schuß abzufeuern.

5. Dezember 1914.

General De Wet und elf andere Führer sind gefangen in Johannesburg eingetroffen; sie wurden in einem Fort untergebracht.

8. Dezember.

General Beyers, der geschlagen vor den Regierungstruppen flüchtete, ist beim Durchschwimmen des Vaalflusses ertrunken.

9. Dezember.

In einer Erklärung General Bothas heißt es: „Der Aufstand ist nun in der Tat beendet. Die hauptsächlichsten Führer sind tot oder gefangen, und allein nur noch einzelne zerstreute Banden bleiben übrig, gegen die ein militärisches Auftreten nicht mehr nötig ist, sondern einfach Polizeimaßregeln ergriffen werden können ... Maritz und Kemp ist es geglückt, sich auf deutsches Gebiet zu flüchten, von hier aus werden sie, ausgerüstet mit neuen Waffen und Kanonen und gestützt von ihren deutschen Bundesgenossen, versuchen, in das Gebiet der Union einzufallen. Unsere nächste Pflicht ist es also, dieser Gefahr entgegenzusehen und unmöglich zu machen, daß Deutsch-Südwestafrika jemals wieder in der Zukunft als eine sichere Basis gebraucht werden kann, von wo aus der Friede und die Freiheit der Union bedroht werden können. Ich hoffe und vertraue, daß das Volk auch gegenüber dieser Gefahr mit ebenso großer Kraft handeln wird, wie gegenüber dem Aufruhr."

12. Dezember.

Amtliche englische Meldung: Mit den unter dem Kommando von Jacob Fourié stehenden Aufständischen hat zwischen Rustenburg und Pietersburg ein Gefecht stattgefunden. Der Kampf dauerte bis zum Abend, wo die Miliz- und die Polizeitruppen die Stellungen der Aufständischen erstürmten, die sich nach einem Bajonettangriff ergaben. Es wurden ihrer 45 gefangen genommen, darunter Fourié selbst.

20. Dezember.

Amtliche englische Meldung: Der Burenführer Hauptmann Fourié ist am 19. Dezember vom Kriegsgericht zum Tod verurteilt und in der Frühe erschossen worden. Sein Bruder, Leutnant Fourié, wurde ebenfalls zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde aber in eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren umgewandelt.

22. Dezember.

Nach amtlicher englischer Meldung gelang es Oberst Maritz bei Schuitdrift das Lager der Regierungstruppen zu überrumpeln. Sie konnten sich nur mit Hilfe von rasch herangezogenen Verstärkungen retten.

24. Dezember.

Die Verluste der Regierungsanhänger seit dem Beginn des Aufstands betrugen 124 Tote, 267 Verwundete und 332 an die Deutschen verlorene Gefangene. Die Buren hatten 170 Tote und 300 Verwundete.

27. Dezember 1914.

Die Todesurteile der südafrikanischen Kriegsgerichte gegen gefangene Burenführer sind vollstreckt worden.

16. Januar 1915.

Amtliche englische Meldung: Die Regierung hat angeordnet, daß diejenigen Mitglieder des Verteidigungsheeres, die unfreiwillig den Aufständischen beigetreten sind, nach Hause zurückkehren dürfen unter der Bedingung, daß sie sich weiterhin ruhig verhalten. Sie entgehen jedoch dadurch nicht den gesetzlichen Folgen ihrer Handlungsweise.

17. Januar.

Amtliche englische Meldung: Die Buren haben unter Maritz, Kemp, Schoeman und Stadler am 9. Januar Blydenverwacht in der Richtung auf Nakob verlassen. Am 14. Januar waren Kemp mit einem großen Kommando und einigen Kanonen in Ukamas, Maritz und Schoeman in Jerusalem und Blydenverwacht. Am selben Tage gerieten 36 Mann der Regierungstruppen bei Langklip in eine Falle und wurden gefangen genommen. Der Feind rückte 25 Meilen nach Enydas vor und griff am 17. Januar die britische Hauptabteilung an und zwang sie mit einem Verlust von acht Toten, zwanzig Verwundeten und einer Anzahl Gefangener zum Rückzug.

21. Januar.

Amtliche englische Meldung: Die Oranjeflußlinie ist ganz im Besitz der Regierungstruppen. Der Feind steht jedoch noch nahe der Ostgrenze des deutschen Gebiets.

Die Lage der Deutschen in den englischen Kolonien

Die Behandlung der Deutschen in den verschiedenen englischen Kolonien ist ein gewisser Gradmesser für deren innerliche Unabhängigkeit gegenüber dem Mutterland. In Kanada bemüht man sich, den Kampf gegen Deutschland möglichst in demselben Stil und mit denselben Mitteln zu führen wie in England. So berichten amerikanische Zeitungen, daß Kanada Auswanderer, die über New York ankommen, von dort in seine Grenzen lockt, um sie dann, falls es sich um deutsche oder österreichische Militärpflichtige handelt, kriegsgefangen zu setzen. Außerdem sind Tausende von deutschen und österreichischen Reservisten in Kanada mit ihren Frauen und Kindern verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden. In den Fabriken wurden alle deutschen Arbeiter entlassen.

Auch in Britisch-Indien wurden die Deutschen und Oesterreicher interniert, selbst die Missionare, sogar die nicht Wehrpflichtigen. In Hongkong und anderen britischen Besitzungen in China wurden die feindlichen Untertanen ausgewiesen, die Dienstpflichtigen in Haft genommen und die deutschen Firmen zur Liquidation gezwungen.

Im Gegensatz dazu betonen alle deutschen Berichte, die aus Australien kommen, die liebenswürdige Haltung der dortigen Regierung und Bevölkerung. Im Parlament von Neusüdwales empfahl ein Abgeordneter, sich jeder unnötigen Herausforderung der vielen tausend naturalisierten Deutschen zu enthalten. Der Führer der Opposition, Mr. Wade, fügte diesem Wunsch den weiteren hinzu, es möchte auch gegen die nicht eingebürgerten Deutschen Duldung geübt werden. Der Premierminister, Mr. Holman, antwortete folgendermaßen: „Ich bin für die Anfragen dankbar, denn sie geben mir Gelegenheit, mich über diesen Gegenstand zu äußern. Ich glaube, den Gefühlen des ganzen Gemeinwesens — sicherlich denjenigen dieses Hauses — Ausdruck zu verleihen, wenn ich sage, daß der Abbruch der freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen den Gefühlen, welche Australien als ein Ganzes gegenüber den in unserer Mitte weilenden Deutschen empfindet, keinen Abbruch getan hat. Ich brauche nichts beizufügen. Ich hoffe, daß während der schweren Zeit diese unsere Wohngenossen erfahren werden, was australische Gastfreundschaft heißt."

Der Krieg der Intellektuellen 1914

Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht soviel
Unsinn und Unwahrheit als im kürzesten Kriege.
Jean Paul

Hätte man noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Kriegs unter den Gelehrten und Künstlern der beteiligten Länder eine Rundfrage veranstaltet, wie sie sich die Haltung ihrer hervorragendsten Zunftgenossen im Falle eines Krieges vorstellten, so würde die Antwort wohl ziemlich einmütig gelautet haben: Sie werden, über blinden Nationalhaß erhaben, abseits stehen und, von höherer geistiger Warte ausblickend, die Wirren der Zeit innerlich zu verarbeiten oder zu gestalten suchen. Der Hader der Völker wird die internationale Republik der Intellektuellen nicht berühren. In der Dichtung im besonderen wird man sich wohl auf die Entstehung einer nationalistischen „Mußpoesie" gefaßt machen müssen, aber die wirklich bedeutenden unter den lebenden Dichtern aller Länder werden sich das alte Römerwort gesagt sein lassen: „Inter arma silent musae".

So würden die meisten — und nicht nur Pariser Boulevardgrößen, Wortführer der russischen Revolution oder britische Snobs — geantwortet haben, die einen aus sozialistischer Weltanschauung heraus, die andern aus gewollter oder unbewußter Massenfremdheit, wieder andere im Gedanken an so manchen verbrüdernden Händedruck auf internationalen Kongressen oder an überschwängliche Bankettreden bei Besuchen im anderen Land, die Deutschen vor allem aus ehrlicher, nicht selten übertriebener Achtung vor fremden Kulturleistungen.

Nun ist es doch ganz anders gekommen. Schon wenige Wochen nach den Kriegserklärungen herrschte in der Gelehrtenrepublik wildeste Anarchie und der europäische Parnaß stand in lodernden Flammen. Die Gelehrten streiften so rasch wie möglich alle Auszeichnungen und Ehrentitel von sich, die sie der Anerkennung eines feindlichen Landes verdankten, und die Dichter stimmten ihr Saitenspiel auf den stärksten patriotischen Ton; bei manchem gab es einen etwas schrillen Klang. In Einzelkundgebungen brandmarkten bedeutende Männer Politik und Kriegführung der Gegner, feierliche Erklärungen großer Körperschaften, von Universitäten und Akademien, schlossen sich an. Aber man ließ es nicht bei allgemein gehaltenen Abscheubekundungen bewenden, sondern bewarf sich höchst persönlich mit offenen Briefen, in denen die früheren Werturteile aufgehoben und durch Verachtungsbezeugungen, nicht nur gegenüber der ethischen Persönlichkeit des Gegners, sondern leider auch oft gegenüber seinen bisher hochgeschätzten Leistungen ersetzt wurden.

Betreten wir das Schlachtfeld. Der erste Kampfruf erscholl von französischer Seite. Er entsprang der Empörung über die „Vergewaltigung" des neutralen Belgiens und die von der Presse erfundenen deutschen Greuel. Romain Rolland, der Verfasser des in Deutschland mit Recht gewürdigten Romans „Johann Christoph", selbst deutschen Blutes, richtete im „Journal de Genève" einen offenen Brief an Gerhart Hauptmann. Obwohl er einleitend versichert, er mache das deutsche Volk nicht für die „verbrecherische" Politik seiner preußischen Machthaber verantwortlich, hält er sich doch, was die deutsche Kriegführung in Belgien betrifft, persönlich an Hauptmann. „Ihr beschießt Mecheln," schreibt er, „Ihr steckt Rubens in Brand! Löwen mit seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Schätzen, das heilige Löwen ist nur noch ein Aschenhaufen! Aber Sie, Hauptmann, wer sind denn Sie und wie wollen Sie von jetzt an noch genannt werden, wenn Sie den Titel: „Barbar" ablehnen? Sind Sie Nachkomme Goethes oder Attilas? Führen Sie Krieg gegen Armeen oder gegen den menschlichen Geist? Töten Sie die Menschen, aber haben Sie Achtung vor ihren Werken! Der Patriotismus der Menschheit,

den Sie ebenso hüten wie wir, verlangt das, und wenn Sie fortfahren, diese Werke zu plündern, so erweisen Sie sich unwürdig der großen Erbschaft, unwürdig eines Platzes in der kleinen europäischen Armee, welche die Ehrenwache der Zivilisation bildet." Ein bedauerndes Kopfschütteln mag Gerhart Hauptmanns erste Antwort gewesen sein; wenigstens fühlt man das aus der höflichen, fast schonenden Entgegnung heraus, die er in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichte. „Natürlich ist alles schief, alles grundfalsch, was Sie von unserer Regierung, unserem Heer, unserem Volke sagen," heißt es darin. „Es ist so falsch, daß mich in dieser Beziehung Ihr offener Brief wie eine leere schwarze Fläche anmutet. Krieg ist Krieg; Sie mögen sich über den Krieg beklagen, aber nicht über Dinge wundern, die von diesem Elementarereignis unzertrennlich sind. Gewiß ist es schlimm, wenn im Durcheinander des Kampfes ein unersetzlicher Rubens zugrunde geht, aber — Rubens in Ehren! — ich gehöre zu jenen, denen die zerschossene Brust eines Menschenbruders einen weit tieferen Schmerz abnötigt. Und, Herr Rolland, es geht nicht an, daß Sie einen Ton annehmen, als ob Ihre Landsleute, die Franzosen, mit Palmwedeln gegen uns zögen, wo sie doch in Wahrheit mit Kanonen, Kartätschen, ja sogar mit Dumdumkugeln reichlich versehen sind." Wegen des belgischen Franctireurkriegs verweist Hauptmann Rolland auf den Bericht des Reichskanzlers an Amerika (vgl. I, S. 194 ff.) und das Kaisertelegramm an Präsident Wilson (vgl. I, S. 325 ff), als einzige Möglichkeit, sich durch den Riesenwall deutschfeindlicher Lügen hindurchzuarbeiten.

Während der Brief Romain Rollands immerhin noch auf einer Höhe steht, deren Zurückbleiben hinter den früheren Offenbarungen seines Geistes sich leicht durch die Erregung des Augenblicks entschuldigen läßt, überbieten sich die späteren Kundgebungen seiner Landsleute in Maßlosigkeit des Hasses, Brutalität der Phantasie, Uebertreibung der mit kindlicher Leichtgläubigkeit aufgenommenen Verleumdungen, und teilweise sogar in Unflätigkeit des Ausdrucks. Der Gegenstand ist überall derselbe: die Barbarei der deutschen Hunnen. Der bekannte Romanschriftsteller und frühere Korvettenkapitän Pierre Loti schreibt in einem offenen Brief, in dem er den türkischen Kriegsminister Enver Bey umwirbt: „Ich will Ihnen sagen, was Sie wahrscheinlich noch nicht wissen: Die Deutschen begehen in Belgien, in Frankreich, und zwar auf Befehl, dieselben Scheußlichkeiten, wie die Bulgaren sie in Ihrem Lande begangen haben. Und sie sind noch viel mehr zu verabscheuen, weil die Bulgaren ungebildete Bergbewohner sind, die man zur Wut entflammt hatte, während die Deutschen zivilisierte Leute sind; sie sind aber von einer so eingewurzelten Roheit, daß die Bildung von ihren Seelen nicht hat Besitz ergreifen können, und man nichts von ihnen zu hoffen hat... Sollten wir wider Erwarten für eine Zeitlang unterliegen, so würden Preußen und seine Dynastie wilder Bestien trotzdem für alle Zeit an dem Schandpfahl der Menschengeschichte angenagelt bleiben." Die Dramatiker Maurice Donnay und Alfred Capus ergehen sich in den niedrigsten Pöbelausdrücken über die deutschen Barbaren und ihren Kaiser. Der Dichter Jean Richepin, wie diese beiden Mitglied der französischen Akademie, predigt im „Petit Journal" den Haß gegen die deutschen „Unmenschen" (brutes): „Wenn es möglich sein sollte, daß für sie im französischen Volksempfinden noch eine Spur von Mitleid vorhanden wäre, so ist es notwendig, das wie eine Giftpflanze auszurotten und an seiner Stelle unauslöschlichen Haß zu pflanzen. Nicht den bestialischen Haß, der die deutsche Volksseele wie ein fürchterliches Geschwür anschwellen läßt und sie zu allen Scheußlichkeiten antreibt, sondern den Haß, der nur bei der edeln und vornehmen französischen Zivilisation möglich ist. Wer unter uns hätte den Mut, auf Ambulanzen zu schießen, die unbewaffnete Bevölkerung niederzumachen, unschuldige Geiseln unsern zum Angriff vorgehenden Truppen entgegenzustellen, auf offene Städte Naphthabomben zu werfen, bewohnte Häuser mit Petroleum zu bespritzen, junge Mädchen in Anwesenheit ihrer

Eltern zu schänden, die Opfer dieser Scheußlichkeiten zu zwingen, ihr Grab selbst zu schaufeln, und sie dann hinzumorden, 4000 Jünglinge von 15 bis 17 Jahren in Gefangenschaft abzuführen, diesen künftigen Helden die rechte Hand abzuhacken, Gefangene nach ihrer Verstümmelung zurückzusenden, wie es kürzlich mit Kosaken geschah, die man mit abgeschnittenen Nasen und Ohren und ausgestochenen Augen nach Rußland zurückschickte? Dürfte sich bei uns ein Offizier finden, der solche Scheußlichkeiten befehlen würde? Sie sind aber noch viel schlimmer. Es gibt unter ihnen Schriftsteller, Philosophen, Professoren, die solche Handlungen nicht nur billigen, sondern behaupten, daß sie die logische Folge des Krieges seien."

Diese furchtbaren Anklagen hat der belgische Dichter Emil Verhaeren in Verse gebracht, die weniger von seinem Geschmack als von seiner vom Blutrausch trunkenen Phantasie beredtes Zeugnis ablegen. Auch der greise Musiker Camille Saint-Saëns kündigt Deutschland, dem er so viel Förderung und Bewunderung verdankt, seine Sympathie. Er wiederholt die Vorwürfe der anderen, — fügt sogar noch die lächerliche Anschuldigung hinzu, wir hätten auf der internationalen Buchausstellung in Leipzig mit frevelnder Hand die Schätze vernichtet, die Frankreich und England uns anvertraut hätten, — und macht schließlich — Richard Wagner für die ganze imperialistische Verirrung des jüngeren Deutschlands verantwortlich!

Ueberhaupt fehlte es nicht an Farcen. Als die französische Regierung die bekannte Nachricht von der Zerstörung der Reimser Kathedrale verbreitete, stimmte selbst der bedeutendste Dichter des heutigen Frankreichs Anatole France in einem Brief an den sozialistischen Abgeordneten Hervé in das allgemeine Wehgeschrei über die deutschen Barbaren und ihre Kulturfeindlichkeit mit ein. Aber zum Schlusse seines Briefes trat Anatole France dann doch für eine freundliche Annäherung der Franzosen an die Deutschen ein, falls diese besiegt werden sollten. Dieser Schlußsatz zog ihm heftige Angriffe seitens der Pariser Blätter zu, denen er schließlich durch folgenden theatralischen Brief an den Kriegsminister die Spitze abbrach: „Von vielen ausgezeichneten Personen wurde mir gesagt, daß meine Schriftstellerei in Kriegszeiten keinen Wert habe, und da es wohl sein kann, daß sie recht haben, höre ich hiermit auf, zu schreiben. Ich bin nicht mehr ganz jung, aber bei ausgezeichneter Gesundheit. Machen Sie einen Soldaten aus mir."

Die englischen Schriftsteller bevorzugen ein abstrakteres Ziel ihres Hasses: sie rücken lieber dem preußischen Militarismus im allgemeinen, der die Welt knechten wolle, als einzelnen Greueltaten zu Leibe. Freilich ruft auch Rudyard Kipling, 1907 Nobelpreisträger für Literatur, in einer Ode seinem Volke zu: „Erhebe dich und mach dich auf zum Krieg: der Hunne ist an den Toren" und der englische Hofdichter Robert Bridges kommt sogar zu der Ueberzeugung, daß dieser Krieg sichtbar ein Kampf zwischen Christus und dem Satan sei; wobei wir natürlich den Teufel, der Dreiverband mit Serben und Japanern Christus verkörpern. Den Grundton für die Polemik der englischen Intellektuellen hat aber Bernard Shaw, der irische Dramatiker, angegeben. „Wir haben die Waffen nicht ergriffen," sagt Shaw, „weil die belgische Neutralität verletzt wurde... In diesem Krieg geht es um das Machtgleichgewicht und um nichts anderes. Und dabei müssen wir wohl im Auge behalten, daß, wenn unsere Partei gewinnt, das Ergebnis ein Ueberschlagen der Wagschale zugunsten von Rußlands Macht sein wird, was eine große Gefahr bedeuten würde. Mr. Trevelyans Auffassung (vgl. I, S. 317) lehrt uns, wie England bei vollkommenem Verständnis für das kulturelle Gleichgewicht in Europa Deutschland als ein so kräftiges Bollwerk für diese Kultur betrachten kann, daß es sogar in dem Krieg mit Deutschland doch schließlich versuchen muß, seine Macht zu schützen zur Verteidigung seiner östlichen Grenze. Dies braucht uns in dem Streit nicht zu schwächen, im Gegenteil, wir werden Preußen wieder zu

Ruhm bringen, wenn wir dort einmal den Militarismus ausgeklopft und Preußen gelehrt haben, uns zu respektieren. Der preußische Militarismus hat uns schon vierzig Jahre lang schikaniert;... wir haben genug von dem Deutschland von Bismarck, das die ganze Welt haßt, und wir wollen sehen, ob wir das Deutschland von Goethe und Beethoven, das keine Feinde auf der Erde hat, nicht wieder erstehen lassen können..."*)

Im selben Sinn äußert sich Conan Doyle, der kluge Verfasser der weltberühmten Sherlock Holmes-Romane. Im „Daily Chronicle" vom 9. September 1914 sagt er: „Wir kämpfen für das starke, tiefe Deutschland der Vergangenheit, das Deutschland der Musik und der Philosophie, gegen das jetzige monströse Deutschland von Blut und Eisen. All den Deutschen, die nicht der regierenden Klasse angehören, wird unser Sieg dauernde Erlösung bringen. Aus den Trümmern des Reiches wird sich der Deutsche dann jenes herrliche Juwel heraussuchen: das Juwel der persönlichen Freiheit, das höher steht als der Ruhm der Eroberung fremder Länder." Der phantastische Romanschriftsteller H. G. Wells ist derselben Meinung: „Wir helfen einem gewaltigen und unerträglichen Druck auf die Zivilisation ein Ende zu machen, wir kämpfen, um Deutschland und die ganze Welt von dem Aberglauben zu erlösen, daß Brutalität und Unwissenheit die Wege des Fortschritts sind, daß Weltpolitik besser als Bürgertum und daß ein Volksheer besser als ein Söldnerheer ist. Nicht mit dem deutschen Volk, sondern mit dem deutschen Weltreich streiten wir." In ähnlichen dünkelhaften Phrasen schwelgt der Belgier Maurice Maeterlinck. „Die Stunde ist gekommen," schreibt er, „wo man den deutschen Geist ausrotten muß. Geschieht das nicht, so wird er bei nächster Gelegenheit wieder seine Infamien begehen. Wir dürfen kein Mitleid haben! Das erfordert die Pflicht der Selbsterhaltung. Die Welt muß ein Ende machen mit dem preußischen Militarismus, mit diesem Giftpilz, der sie seit einem halben Jahrhundert verwirrt und vergiftet. Die Gesundheit unseres Planeten steht auf dem Spiele. Morgen werden die Vereinigten Staaten von Europa Maßregeln treffen müssen zur Wiedergesundung des Erdballs." Den deutschen Kaiser nennt Maeterlinck ein Ungeheuer.

Sowohl einzeln wie in gemeinsamen Kundgebungen traten die führenden Geister Deutschlands den Maßlosigkeiten ihrer Feinde entgegen. Sie brauchten ja nicht nach Rechtfertigungsgründen zu suchen, sondern konnten einfach die Tatsachen sprechen lassen. Die harten, aber gerechten Vergeltungsmaßnahmen unserer Truppen bleiben weit zurück hinter den furchtbaren Greueln der belgischen Franctireure, durch die sie herausgefordert worden sind, und die Verwendung von Dumdumgeschossen bei unseren Gegnern ist wohl bis jetzt die gröbste Mißachtung des Völkerrechts in diesem Krieg. Originalakten beweisen, daß Belgien seine Neutralität längst aufgegeben hatte, als wir es angriffen. Und daß England für Rußlands Größe kämpft, ist ihm von seinen eigenen Landeskindern schon zur Genüge gesagt worden. Diese Grundgedanken kehren in eindrucksvoller Einmütigkeit in allen Entgegnungen deutscher Gelehrter und Künstler wieder; am schönsten sind sie zusammengefaßt in einem markigen Aufruf an die Kulturwelt, der von sämtlichen bedeutenderen Vertretern deutscher Wissenschaft und Kunst unterzeichnet ist. Mit

*) Shaw hat seine Meinung allerdings bald geändert. In seiner Wochenschrift „The new Statesman" kommt er in einem Aufsatz „Der gesunde Menschenverstand über den Krieg" zu dem Ergebnis, daß der Krieg zwischen England und Deutschland in Wahrheit ein Kampf zwischen zwei „Junkerismen" sei. Dabei neigt sich seine Sympathie stark dem deutschen Zorn über den englischen Junkerismus zu. An seinen Uebersetzer Siegfried Trebitsch telegraphierte er: „In was für eine widerliche Lage hat die Zivilisation sich gebracht. Sie zerfleischt sich selbst, statt fest verbündet gegen den einzigen gemeinsamen Feind im Osten dazustehen. Sie und ich im Krieg gegeneinander! Kann es etwas Sinnloseres geben? Meine freundschaftlichsten Wünsche sind unter allen Umständen mit Ihnen." Bernard Shaw.

einem sechsmal wiederkehrenden „Es ist nicht wahr" werden die Angriffe auf Deutschlands Politik und Kriegführung zurückgewiesen. Ueber den Kampf gegen den preußischen Militarismus heißt es darin: „Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertelang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei." Eine von 3016 deutschen Hochschullehrern unterschriebene Erklärung tritt dem ausdrücklich bei: „In dem deutschen Heere," heißt es hier, „ist kein anderer Geist als in dem deutschen Volk; denn beide sind eins, und wir gehören auch dazu. Unser Heer pflegt auch die Wissenschaft und dankt ihr nicht zum wenigsten seine Leistungen. Der Dienst im Heer macht unsere Jugend tüchtig auch für alle Werke des Friedens, auch für die Wissenschaft. Denn er erzieht sie zu selbstentsagender Pflichttreue und verleiht ihr das Selbstbewußtsein und das Ehrgefühl des wahrhaft freien Mannes, der sich willig dem Ganzen unterordnet. Dieser Geist lebt nicht nur in Preußen, sondern ist derselbe in allen Landen des deutschen Reiches. Er ist der gleiche Geist in Krieg und Frieden." Als beste Abwehr gegen die Unwahrhaftigkeit unserer Feinde stellte ihnen Gerhart Hauptmann ein Bild des wahren Deutschlands vor Augen; der Aufsatz — er wird ein klassisches Denkmal unserer Zeit bleiben — ist in unserer Chronik (vgl. I, S. 198 ff.) vollständig abgedruckt.

Auch in der Zurückweisung persönlicher Angriffe haben sich die deutschen Gelehrten und Künstler Takt und Würde bewahrt. Wir konnten das schon bei der ersten derartigen Gelegenheit, bei Hauptmanns Erwiderung auf Rollands offenen Brief, feststellen. Mit derselben vornehmen Herablassung weist Arthur Schnitzler einige ihm in russischen Blättern unterschobene Aeußerungen über Tolstoj, Maeterlinck, Anatole France und Shakespeare zurück; er schließt mit den Worten: „Später einmal, wenn der Friede wieder da ist, wollen wir uns schmerzlich daran erinnern, daß einmal eine Zeit war, in der wir einander über die Grenzen hinüber die Versicherung zurufen mußten, daß wir zwar jeder unsere Heimat geliebt haben, daß wir aber trotzdem Gerechtigkeit, Urteil und Dankbarkeit niemals verlernt, daß wir, um es einfacher zu sagen, niemals gänzlich den Verstand verloren hatten."

Es wäre nicht deutsche Art, wenn sich unsere Intellektuellen auf die Defensive beschränkt hätten. Der vollberechtigte, wildaufschreiende Haß gegen das heimtückische England war so stark, daß er auch die ihrer ganzen Richtung nach neutralsten Geister packte. Der greise Ernst Häckel sogar begab sich mit einer Broschüre auf dieses für ihn Neuland bedeutende Gebiet, auf dem er doch nicht eben viel mehr als Gesinnung zeigen konnte. Gemeinsam mit seinem metaphysischen Antipoden Rudolf Eucken ließ er dann eine Erklärung folgen, in der es heißt: „Was heute geschieht, wird in den Annalen der Weltgeschichte dauernd als eine unauslöschliche Schande Englands bezeichnet werden. England kämpft zugunsten einer slawischen, halbasiatischen Macht gegen das Germanentum; es kämpft auf der Seite nicht nur der Barbarei, sondern auch des moralischen Unrechts, denn es sei doch nicht vergessen, daß Rußland den Krieg begann, weil es keine gründliche Sühne einer elenden Mordtat wollte; England ist es, dessen Schuld den gegenwärtigen Krieg zu einem Weltkrieg erweitert und damit die gesamte Kultur gefährdet. Und das alles weshalb? Weil es auf Deutschlands Größe neidisch war, weil es ein weiteres Wachstum dieser Größe um jeden Preis verhindern wollte." Aehnliche Erklärungen veröffentlichten der Berliner Theologe Adolf Harnack und die Staatswissenschaftler Adolf Wagner und Lujo Brentano.

Wir wollen nicht so selbstgerecht sein wie unsere Feinde, sondern offen zugeben, daß auch deutschen Polemikern Entgleisungen unterlaufen sind. Der ehemalige Leipziger Professor Wilhelm Ostwald hat Stockholmer Journalisten gegenüber von einer Absicht Deutschlands gesprochen, einen mitteleuropäischen Bund mit Einschluß der Nordstaaten unter eigener Führung zu gründen; auch soll er bei dieser Gelegenheit die gegenwärtige Stärkung des religiösen Lebens in Deutschland vom monistischen Standpunkt aus bespöttelt haben. Noch viel kompromittierender für das Ansehen des deutschen Geistes sind jedoch einzelne Gedichte voll geschmackloser Hetzerei und rohen Hasses, die bei Beginn des Krieges da und dort erschienen sind, aber zumeist nur Ablehnung fanden.

Ueberhaupt wäre es wohl richtiger, wenn wir unsern Gegnern, besonders den Künstlern unter ihnen, nicht fortwährend schnöden Undank vorwerfen würden. Gewiß ist es schmerzlich, unter ihnen die Namen Maeterlinck, Verhaeren, Shaw, Saint-Saëns und Gorki zu begegnen, die Deutschland so viel verdanken. Gewiß waren es deutsche Männer, die vor wenigen Jahren, als sich die „echt russischen Leute" an Gorki vergreifen wollten, ihnen in den Arm fielen und den Schergen des Zaren bedeuteten, Gorki sei nicht Privateigentum der Russen, sondern er gehöre der Menschheit. Gewiß ist sein „Nachtasyl" an die tausend Male bei uns gespielt worden. Dennoch ist es grundfalsch, gerade jetzt an all dies zu erinnern. Die Massensuggestion ertötet jede persönliche Rücksicht. Und dann sollten gerade wir, die Erben des deutschen Idealismus, von niemandem verlangen, um materieller Dankbarkeit willen seine Gesinnung zu verleugnen, am wenigsten aber von einem Künstler. Es verrät eine allzu naive Auffassung vom Wesen der Kunst, wenn man einem Künstler verbieten will, ein freies Wort gegen die zu sagen, die seine Werke kaufen. Wenn in der Kunst überhaupt von Dankbarkeit die Rede sein soll, so kommt sie dem Genießenden zu, und nicht dem Schöpfer des Werks, das den Genuß gewährt. Oder haben wir diese Männer nur deshalb gefördert, weil wir sie uns wegen ihres Einflusses auf ihre Nation verpflichten wollten? Wir haben sie gefeiert, weil wir ihre Leistungen über die eigenen stellten, oder doch ohne ihre Werke ärmer zu sein fürchteten. Wenn das ein Irrtum war, so empfangen wir jetzt nur die gerechte Strafe für unsere Ausländerei. Wenn nicht, so wollen wir auch heute noch das Werk von dem Mann zu trennen wissen.

Es ist aber wohl begreiflich, daß, was bei einem Angehörigen eines feindlichen Volkes kaum entschuldbar erscheint, demjenigen eines neutralen Staats niemals verziehen wird. So kam es, daß die Empörung der Geister in Deutschland ihren Siedepunkt erreichte, als der Schweizer Maler Ferdinand Hodler und der jetzt gleichfalls in der Schweiz lebende Wiener Musiker Jacques Dalcroze auf die erste — französische — Nachricht von der Zerstörung der Reimser Kathedrale hin (vgl. S. 115) folgenden Aufruf mit unterschrieben: „Die Unterzeichneten, Bürger der Schweiz, heftigst erregt durch das ungerechtfertigte Attentat auf die Kathedrale von Reims, das der absichtlichen Verbrennung der historischen und wissenschaftlichen Reichtümer von Löwen folgt, mißbilligen mit aller Energie einen Akt der Barbarei, der die ganze Menschheit in einem der edelsten Zeugen ihrer moralischen und künstlerischen Größe trifft." Eine Hochflut von offenen Briefen ergoß sich über die beiden „Undankbaren" und „Ehrvergessenen", die doch Deutschland fast alles verdanken, was sie sind. Zwar bemühte sich Hodler sofort um eine Beilegung des Streits, indem er an Professor Eucken in Jena telegraphierte: „Wenn ich den Genfer Protest unterzeichnet habe, war es meine Absicht, nicht gegen Deutschland, sondern einzig und allein gegen die Zerstörung eines Kunstwerkes zu protestieren. Ich würde dasselbe tun, wenn eine andere Macht in Deutschland ein Werk zerstören würde. Bitte meine Unterschrift nicht anders auszulegen. Sie kennen meine lebhafte Sympathie für Deutschland. Hodler." Aehnlich äußerte er sich in Briefen an deutsche Freunde, aber zu einer

vollen Zurücknahme ließ er sich nicht herbei, selbst nicht als sich seine deutschen Getreuen höchst überflüssiger Weise darum „bemühten“. Der Kampf entbrannte nun erst recht. Die Berliner und die Münchener Sezession, sowie die Dresdener Akademie strichen Hodler von der Liste ihrer Mitglieder, und das Wallraf-Richartz-Museum in Köln konnte seinen Besuchern eine neue Sehenswürdigkeit bieten: eine leere Stelle mit einer Tafel, auf der zu lesen stand: „Hier hing ein Bild von Ferdinand Hodler, der sich nicht gescheut hat usw.“ Auch Professor Häckel erschien auf dem Plan und beantragte, das Hodlersche Monumentalbild „Aufbruch der Jenaer Studenten 1813“ aus den Räumen der Jenaer Universität zu entfernen und öffentlich zu versteigern. Dieser Vorschlag entfesselte in der deutschen Presse einen wahren Sturm; wer sich nur irgend berufen fühlte, steuerte seine Ansicht bei; aber je heftiger der Meinungsaustausch wurde, desto weniger drehte er sich um die Person Hodlers, als vielmehr um seine schon vorher umstrittene Künstlerschaft. Ob die Hodlersche Verurteilung einzelner Akte der Kriegführung, die ihm überdies noch von den leider so wenig neutralen Blättern der französischen Schweiz in ganz falschem Licht gezeigt worden waren, eine völlige Verständnislosigkeit für Deutschlands Heldenringen voraussetzt, ist an sich zweifelhaft, erst recht aber, ob eine falsche Beurteilung des heutigen Deutschlands unbedingt auch auf eine Verkennung der deutschen Vergangenheit und des Befreiungsjahres 1813 schließen lassen muß. Romain Rollands offener Brief ist der beste Beweis dagegen. Ueberdies ist jetzt, wo unsere Seele von tiefen Erregungen erzittert, nicht der Augenblick, künstlerische Werturteile nachzuprüfen. Wir sollten füglich die Frage der Hodlerschen Bilder bis nach dem Krieg vertagen. Und über den Menschen Hodler sollten wir endgültig zur Tagesordnung übergehen.

Auch die Akademie von San Luca in Rom verlangte, allerdings in gemäßigtem Ton, von der Berliner Akademie Aufklärung über die Beschießung der Reimser Kathedrale. Anton v. Werner gab eine klare und würdige Antwort, in der er sagt: „Wenn ehrwürdige Heiligtümer der Kirche und der Kunst von unseren Gegnern als militärische Verteidigungsmittel gebraucht werden, wie in Reims, wo französische Geschütze in der Nähe und Beobachtungsposten auf der Kathedrale aufgestellt waren, so können wir nur beklagen, daß sie, nicht wir, solche der ganzen Menschheit gehörende Kunstwerke unvermeidlicher Gefahr aussetzen. Ich habe 1870/71 im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen der Belagerung von Paris beigewohnt und gesehen, wie unsere Soldaten aus den Trümmern der von der französischen Artillerie zusammengeschossenen Schlösser von St. Cloud und Meudon Reste von zerstörten Kunstwerken retteten, ja auf die Bitte des Direktors der Porzellanmanufaktur von Sèvres, Herrn Regnault, an den Kronprinzen, unter eigener Lebensgefahr im feindlichen Feuer die wertvollsten Modelle in Sicherheit brachten. Sie dürfen, meine Herren, überzeugt sein, daß weder der Kultur und Zivilisation noch der Kunst von den Truppen des mit Krieg überfallenen deutschen Reiches irgendeine Gefahr droht.“

Hodler und Dalcroze sind nicht die einzigen Neutralen geblieben, die in dem Krieg der Geister gegen Deutschland Partei ergreifen zu müssen glaubten. An blindem Haß und kreischender Wut hat Gabriele d'Annunzio selbst unsere Feinde übertroffen; die billigen nationalen Lorbeeren, die er sich während des Tripolisraubzugs gepflückt hat, haben ihm offenbar keine Ruhe gelassen. Auch der amerikanische Expräsident Theodor Roosevelt ist anfangs dem Ansturm der englischen Lügen erlegen. In seinem Blatt „Outlook“ beschäftigt er sich mit dem kommenden Frieden. „Natürlich,“ sagt er, „ist der Friede wertlos, wenn er nicht der Sache der Gerechtigkeit dient. Ein Friede, der den Militarismus kräftigt, wird wenig Wert haben. Ein Friede, der durch Vernichtung der Freiheit und des Lebens harmloser Völker erreicht wird, ist so grausam wie der grausamste Krieg. Ein Friede, der die Unbilden der Belgier ungerächt ließe

und der nicht gegen die Wiederkehr solcher Unbill, wie sie erlitten, Vorsorge träfe, würde kein wirklicher Friede sein." In einer späteren Artikelreihe, die Roosevelt in den Chicagoer „Daily News" veröffentlichte, ist er zu einer wesentlich gerechteren Beurteilung des deutschen Standpunkts gekommen. Aehnlich ging es seinem Landsmann Andrew Carnegie, der auch anfangs den deutschen Kaiser für den Hauptfriedensstörer in Europa erklärt hatte, aber dann noch rechtzeitig zu der Einsicht kam, daß der Kaiser, der allein unter allen lebenden Monarchen 26 Jahre lang Frieden gehalten habe, doch nicht ohne weiteres verurteilt werden dürfe.

Selbst der Schweizer Dichter Carl Spitteler, der Sänger des „Olympischen Frühlings", kann es bei aller Betonung des neutralen Standpunkts nicht lassen, unsere Feinde nachdrücklich in Schutz zu nehmen: der Vorwurf der Hinterlist, den Deutschland gegen England erhebe, berühre den Schweizer nicht; den Kulturschauder, den jetzt jeder westeuropäische Christenmensch bei der Nennung des Namens Rußland empfinden zu müssen glaube, erregten ihm Türken und Bulgaren, Kroaten und Slowaken nicht minder. „Für uns Schweizer," fährt Spitteler in seinem Vortrag fort, „sind auch die Serben keine „Bande", sondern ein Volk. Und zwar ein so lebensberechtigtes und achtungswürdiges Volk wie irgend ein anderes. Die Serben haben eine ruhmvolle, heroische Vergangenheit. Ihre Volkspoesie ist an Schönheit jeder anderen ebenbürtig, ihre Heldenpoesie sogar überbürtig. Denn so herrliche epische Gesänge wie die serbischen hat seit Homers Zeiten keine andere Nation hervorgebracht... Daß Belgien Unrecht widerfahren ist, hat der Täter ursprünglich freimütig zugestanden. Nachträglich, um weißer auszusehen, schwärzte Kain den Abel. Ich halte den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers für einen seelischen Stilfehler. Das Opfer erwürgen war reichlich genug. Es noch verlästern ist zu viel... Was endlich die Mitentrüstung über die dunklen Hilfsvölker betrifft: Im Sport allerdings unterscheiden wir fair und unfair. Allein ein Krieg ist nicht ein militärischer Sport, wie etwa höhere Berufsoffiziere geneigt sind zu glauben, sondern ein bitterer Kampf um das Leben einer Nation. Wo es sich aber um Tod und Leben handelt, wird von jedermann jeder Helfer willkommen geheißen, ohne Ansehen der Person und der Haut. Wenn ein Mörder Sie mit dem Messer bedroht, so rufen Sie unbedenklich Ihren Haushund zu Hilfe. Und wenn der Mörder Ihnen entrüstet vorhalten wollte: „Schämen Sie sich nicht, ein unvernünftiges, vierfüßiges Tier gegen einen Mitmenschen zu benützen?" so würden Sie ihm wahrscheinlich antworten: „Solange ich dein Messer sehe, habe ich nicht die mindeste Lust, mich zu schämen." Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Zeitungslärm, der sich beim „Fall" Spitteler erhob, schon bedeutend schwächer war und eine weit geringere Beteiligung bedeutender Namen zeigte, als beim „Fall" Hodler. Es mag auch sein, daß Spittelers Gerede von dem achtungswürdigen Volk der Königsmörder, seine Phrase, die Veröffentlichung der die belgische Illoyalität enthüllenden Dokumente sei ein seelischer Stilfehler, und sein nicht gerade wohlwollender Vergleich zwischen Deutschland und einem Meuchelmörder ihn davor bewahrt haben, politisch ernst genommen zu werden.

Es sei aber nicht vergessen, daß die deutsche Sache unter den Intellektuellen des Auslands auch warme Anwälte gefunden hat. Genannt seien nur der Deutsch-Engländer Houston Stewart Chamberlain und die Vertreter nordischer Wissenschaft und Literatur, vor allem Sven Hedin, Björn Björnson (vgl. I, S. 196), Niels Kjär und Karin Michaelis. Auch ein Teil der Gelehrtenwelt Italiens und namhafte spanische Professoren und Dichter bekennen sich freimütig zu Deutschland.

Wir sehen, wenn wir zurückblicken, wie die Nationalfeindschaft auch die bedeutendsten Geister mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift, wie fast alle ihr besonderes Denken und Handeln ablegen und nur ihr Volk noch aus ihnen spricht. Das mutet im ersten Augen-

blick rätselhaft an. Wenn man aber bedenkt, wie sehr die geistigen und materiellen Daseinsbedingungen des einzelnen zugleich mit seiner Volksgemeinschaft bedroht werden, erscheint es ganz natürlich, daß das Elementarereignis des Kriegs auch den hervorragendsten Geist zu einem willenlosen, aber hingebenden Glied des Ganzen, der Masse, macht.

Ja, es waltet hier sogar ein ehernes psychologisches Gesetz: das Gesetz der Massenpsyche. Dieses erklärt uns zugleich das zweite, auf den ersten Blick unfaßliche Phänomen: daß man die sämtlichen polemischen Kundgebungen bedeutender Zeitgenossen nicht an ihren bisherigen Leistungen messen darf, wenn man nicht resigniert den Kopf schütteln will. Es ist nur gut, daß in diesen Tagen die wenigsten die Sammlung und innere Freiheit dazu besitzen. Sonst müßte man sich, besonders in Frankreich, entsetzen, wie sehr diese Kundgebungen die Gabe der Einfühlung vermissen lassen, die wir an Männern wie Maeterlinck, d'Annunzio, Verhaeren, Rolland und Bergson bewundert haben; man würde erstaunen, wie sehr die treffsichere Urteilskraft eines Bernard Shaw hier versagt, wie leichtfertig ein Saint-Saëns und ein Häckel frühere Werturteile umstoßen und wie wenig streng der kritische Maßstab ist, den die Gelehrten an die Dokumente der Zeitgeschichte anlegen. Am entmutigendsten wirkt in dieser Hinsicht eine Schrift „Why we are at War", Oxford, Clarendon Press, die von Professoren der historischen Fakultät in Oxford herausgegeben wurde. Hin und wieder in der Form, fast nie aber in der Tiefe und Eigenart der Gedanken stehen diese Briefe und Erklärungen über dem Durchschnitt mäßiger Journalistik. Aber eben hier erprobt sich die Macht des Grundgesetzes der Massenpsychologie, des Gesetzes von der seelischen Einheit der Massen. So sehr sich Romain Rolland auch gegen die Anerkennung blind waltender Kräfte im Leben der Völker wehrt, sein Landsmann Le Bon hat diese Grundwahrheit in einem streng wissenschaftlichen Buch niedergelegt, aus dem hier ein paar Sätze folgen mögen: „An einer psychologischen Masse ist das Sonderbarste dies: welcher Art auch die sie zusammensetzenden Individuen sein mögen, wie ähnlich oder unähnlich ihre Lebensweise, Beschäftigung, ihr Charakter oder ihre Intelligenz ist, durch den bloßen Umstand ihrer Umformung zur Masse besitzen sie eine Art Kollektivseele, vermöge deren sie in ganz anderer Weise fühlen, denken und handeln, als jedes von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde… Die Entscheidungen von allgemeinem Interesse z. B., die von einer Versammlung hervorragender, aber verschiedenartiger Leute getroffen werden, sind denjenigen, die eine Versammlung von Dummköpfen treffen würde, nicht merklich überlegen. Sie können in der Tat nur die mittelmäßigen Allerweltsqualitäten vergemeinschaftlichen. Nicht die Intelligenz, sondern ihr Gegenteil ist es, was sich in den Massen akkumuliert. Es hat nicht, wie man so oft wiederholt, die „ganze Welt" mehr Geist als Voltaire, sondern Voltaire hat gewiß mehr Geist als die „ganze Welt", wenn man unter dieser die Massen versteht."

Dadurch wird auch die Beschuldigung hinfällig, die unsere Presse vielfach gegen unsere Gegner erhoben hat, sie handelten aus gewinnsüchtigen Motiven, fürchteten durch Zurückhaltung ihr heimisches Publikum zu verlieren usw. Je impulsiver der einzelne von Natur ist, desto mächtiger verlangt auch die Massenseele in ihm nach Entfaltung und Verkündigung, sobald er Glied einer von einheitlichem Geist beseelten Masse wird, wie es jedes Volk im Kriegszustand ist. Bewahren sich aber die Wortführer einer im Innersten erregten Volksgemeinschaft dennoch die Würde des Ausdrucks und die Vornehmheit der Gesinnung, wie wir das zu unserem Stolz von unseren deutschen Gelehrten und Künstlern fast ohne Einschränkung sagen können, so ist das zugleich — eben auf Grund jener psychologischen Gesetze — ein leuchtendes Zeugnis für die Seelenhoheit und den Gesinnungsadel des ganzen Volkes. W. L.

